







# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

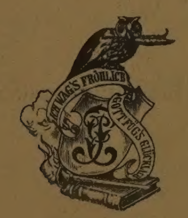
**Julius Rodenberg.**

---

## Band CX.

---

(Januar — Februar — März 1902.)




**Berlin.**

**Verlag von Gebrüder Paetel.**

---

**Amsterdam,** Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Barcelona,** Libreria Nacional y Extranjera. — **Basel,** Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Louis Jenke. — **Boston,** Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Fried. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrikan. Republik), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania,** Cammermeyers boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. J. Eisenring. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria Nacional y Extranjera. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** Jacobsen Libreria. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- u. Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York,** G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** A. Mazeron. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. Jonck & Poliewsky, vereinigt mit Alex. Stieda's Buchhandlung. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilh. Barthaus. — **Santiago,** Carlos Brandt. — **Stockholm,** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Weltevreden,** Niederl. Ost-Indien, G. Kolff & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama,** Winckler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Friedrich Schultheß.



# Inhalts-Verzeichniß
zum
## Hundertundzehnten Bande (Januar — März 1902).



(Fortsetzung umstehend.)

# Freundschaft.

Novelle
von
**Georg Hirschfeld.**

[Nachdruck untersagt.]

X.

Nach schlafloser Nacht ging Anna, ohne das gemeinsame Frühstück abzuwarten, und ihren Wirthen nur flüchtig durch die Thür Adieu zurufend, in ihr Bureau, um in der gleichmäßig todten Arbeit Betäubung ihrer Schmerzen zu finden. Aber sie hatte es heute schlecht getroffen. Der Director, dem sie sich seit ihrer ersten Vorstellung etwas absichtlich fern gehalten, machte heute gerade seine monatliche Runde durch sämmtliche Ressorts der Bank und unterhielt sich, leutselig wie ein Monarch, besonders mit den neu engagirten Beamten. So kam er auch in die Buchhalterei, wo Anna mit fiebernden Wangen saß und schrieb. Sie suchte sich hinter dem corpulenten Fräulein Wolff, ihrer Collegin, die ihr gegenüber am Pult saß, zu verstecken, doch hatte der Director mit seinem schielenden, aber scharfen Blick sie schon erkannt und steuerte lächelnd auf sie zu.

„Da ist ja Fräulein Friburg!“ rief er mit jovialer Handbewegung. „Sie lassen sich ja gar nicht mehr sehen! So fleißig? Nun, das muß ich ja loben.“

Anna erhob sich und legte ihm schweigend ihre großen, mit peinlicher Sorgfalt geführten Contobücher vor. Ihr war sehr schlecht zu Muthe, und sie hielt sich unwillkürlich mit beiden Händen am Pultdeckel fest. Der Director setzte sich den goldenen Zwicker auf und meinte wohlwollend, indem er die Bücher leicht durchblätterte: „Nun, das ist ja Alles wunderbar. Wie soll es auch anders sein, nicht wahr, liebes Fräulein? Das ist ja Alles vortrefflich.“ Sich dann zum Ressortchef wendend, fragte er plötzlich mit Amtsmiene: „Sie haben die Bücher revidirt, Herr Valentin? Nun also . . . Aber Sie sehen so blaß aus, liebes Fräulein,“ wandte er sich wieder zu Anna, „bekommt Ihnen die Berliner Luft nicht gut? Als Sie damals zu mir kamen, hatten Sie so schöne rothe Bäckchen.“

Anna lächelte nur mühsam, denn es war ihr eben etwas schwarz vor den Augen geworden, und sie suchte sich mit aller Kraft zu halten.

„Hübsch spazieren gehen, die freien Nachmittage gut benutzen. Hm . . . Und wie steht es denn mit dem Herzen?“

Anna wandte sich ab, denn der schielende Blick, der ihr folgte, verursachte ihr Schwindel. Der Director, ihre Bewegung falsch verstehend, drohte ihr schelmisch mit dem Finger: „Also das Herz, das Herz! Tja, tja . . . Aber Fräulein, was ist Ihnen denn? Ich scherzte ja nur — ist Ihnen denn nicht wohl?“

Er sah sie schwanken, und bevor er ihr Hülfe leisten konnte, fiel Anna schon um und wäre zu Boden geschlagen, wenn Fräulein Wolff und Herr Valentin, die eben noch lächelnd den Scherzen des Directors gelauscht, sie nicht aufgefangen hätten. In großer Bestürzung legte man sie aufs Sopha, und der Director, dessen Gutmüthigkeit jetzt durchkam, machte sofort energische Wiederbelebungsversuche, die auch Erfolg hatten, so daß man das junge Mädchen, das mit starren Augen, ohne Ausdruck um sich blickte, in eine Droschke führen und mit Fräulein Wolff nach Hause schicken konnte. Im Wagen erholte sich Anna ein wenig und bat ihre Begleiterin sofort mit Heftigkeit, in das Bureau zurückzukehren, doch diese ließ sich, resolut wie sie war, nicht abschütteln, führte Anna zu Wieds hinauf und legte sie mit Hülfe der tief erschrockenen Mathilde zu Bett. Dann erst entfernte sie sich befriedigt. Es war noch früh am Tage, und Mathilde ließ durch das Mädchen ihren Schülerinnen absagen, um ganz bei Anna bleiben zu können. Ihr Gatte befand sich in der Praxis, doch war seine Hülfe kaum mehr von Nöthen, denn Anna verfiel sehr bald in einen tiefen, wohlthätigen Schlummer. So saß Mathilde schweigend an ihrem Lager und suchte in dem bleichen, träumenden Antlitz zu lesen, was sie gequält und krank gemacht hatte. Sie öffnete dem warmen Sonnenschein ein Fenster und freute sich, leise wieder Platz nehmend, an Anna's goldenem, aufgelöstem Haar, das, vom Winde bewegt, um ihre athmende Brust spielte. Gegen zwölf Uhr erwachte Anna plötzlich und richtete sich lebhaft auf. Allmählich fiel ihr ein, was vorgefallen, sie wollte es nicht mehr wahr haben, und als Mathilde ihr den Hergang ausführlich erzählte, schlug sie in aufrichtiger Scham die Hände vors Gesicht und rief: „Das auch noch! Ich werde noch eine vornehme Dame! Mit Ohnmacht und Bleichsucht!“ Und in wilder Nervosität losweinend, vergrub sie den Kopf in die Kissen. Frau Wied war rathlos und versuchte sie damit zu trösten, daß sie die Absicht aussprach, Brander von ihrem Zustand in Kenntniß zu setzen. Doch hiermit führte sie erst den letzten, leidenschaftlichen Ausbruch herbei, und Anna gestand ihr, sich in ihren Schoß werfend, was gestern Abend vorgefallen und was der Grund ihres heutigen Zufalls gewesen wäre. Aus dem wirren, heißen Strom ihrer Worte suchte Mathilde vergebens objective Klarheit zu gewinnen. Sie hörte sie ruhig bis zu Ende an und sagte dann mit ihrer sanften, aber festen Güte, indem sie das heiße, mit Thränen benetzte Gesicht in die Kissen niederdrückte und Anna's Wangen unablässig streichelte: „Mein Kind, mein liebes Kind, das überrascht mich Alles nicht. Das sah ich kommen.“

„Was sahst Du kommen? Was?“

„Ihr habt mit dem Feuer gespielt, das ist doch richtig.“

„Wir haben das Feuer gehütet, Mathilde. Ich wenigstens, ich habe das reine, das wahre Feuer gehütet.“

„Und hältst Du denn wirklich seine Erklärung für unrein? Darfst Du die erste, kostbare Regung eines solchen Mannes verwerfen, Anna? Darfst Du das?“

„Ich muß verwerfen, was nicht auf seiner Höhe ist. Und es ist nicht auf seiner Höhe.“

„Was nennst Du Höhe? Die Liebe eines Mannes ist seine Höhe. Du darfst das Beste im Leben nicht außerhalb des Lebens suchen.“

„Das thu' ich auch nicht, Mathilde. In unserer Freundschaft, in unserer Kenntniß von einander, in unserer Verehrung für einander, da lag es. Da überwanden wir Mann und Weib und waren Menschen, die mit einander leben und schaffen können. Ueberall, wo ich hinsah bisher, kam das Thier zum Vorschein, das Niedere, das Vergängliche — nur bei ihm nicht, bei ihm nicht. Und er hat doch die Liebe und Alles im Herzen. Warum mußte er erliegen? Warum mußte er zerschlagen, was er in mir aufgerichtet hatte?“

„Das frage Deine Jugend, Du wunderliches Kind, das frage Deinen Spiegel.“

Das Haar mit der Hand zurückschleudernd, so daß es sich völlig in goldene Wellen löste, rief Anna, sich trotzig aufrichtend: „Spiegel! Und das sagst Du? Er hatte mehr gesehen von mir, ich ließ ihn sehen, was mein Spiegel nicht kennt!“

„Anna, Anna,“ sagte Mathilde leise, „Du gibst etwas Großes hin für ein Nichts. Bedenke wohl, ein Jeder ist nur in der Liebe eines Anderen etwas. So lange ich Brander's wahre Absicht nicht kannte, sah ich eine Gefahr in Eurem Verhältniß, nun aber, wo er Dich heirathen, wo er Dich besitzen will, da sehe ich, daß Du Dein Glück zurückgewiesen. Man darf einem Menschen angehören, wenn man weiß, wie man ihm angehört. Wir Frauen sind ärmer als Du denkst, und Einsamkeit ist das Schlimmste. Wo jagst Du hin? Was suchst Du? Ein Phantom. Und die Wirklichkeit hat sich Dir angeboten. Und was Du in Dir hast, das sollte aufblühen und belohnt werden. Du aber wirfst es hin.“

Sie wandte sich zur Thür. Da Anna sie nicht zurückrief, ging sie. Doch von ihrem nie versiegenden Freundeseifer getrieben, entschloß sie sich, noch an demselben Tage an Brander zu schreiben und ihn um eine Aussprache mit den herzlichsten Worten zu bitten. Doch blieb die Antwort lange aus, und zu Mathilde's Ueberraschung kam sie schließlich aus Hamburg. Brander schrieb ihr, daß er sich plötzlich zu einer kleinen Reise hätte entschließen müssen und eben im Begriff wäre, nach Helgoland zu Schiff zu gehen. Nach seiner Rückkehr wollte er sich anmelden und bat sie, Anna zu grüßen. Der Brief war freundlich, aber kühl und ihre tieferen Absichten zurückweisend abgefaßt. So war es also damit nichts, und Mathilde mußte die Dinge laufen lassen, wie sie liefen. Dasselbe rieth ihr auch ihr Mann, der allmählich unwillig ge=

worden, den ganzen Kampf in Anna als überspanntes Zeug verwarf und sich mit diesem trockenen Resumé etwas selbstgefällig begnügte.

In Anna aber wurde es nicht klarer und nicht ruhiger. Es war vielmehr, als verlöre sie den Boden immer mehr unter den Füßen, je eigensinniger sie sich auf sich selber stellen wollte. Im Innersten erkrankt und förmlich niedergebeugt, verändert an Leib und Seele, schlich sie umher, verrichtete nur mechanisch ihre Bureauarbeit und erkannte immer mehr, daß mit Brander der Sonnenschein von ihrem Leben gewichen. Da sie sich allmählich mit der ganzen Welt entzweit fühlte, glaubte sie, auch nicht mehr mit anderen Menschen in naher Gemeinschaft leben zu können. Sie fühlte sich von allen Seiten beobachtet, nicht mehr geschätzt und schließlich als lästig empfunden, und die Macht ihrer bösen Einbildung brachte sie so weit, daß sie beschloß, sich von Wieds zu trennen, allein zu wohnen und in völliger Einsamkeit die verlorene Ruhe wiederzufinden. Wie immer einen plötzlichen Entschluß in rasche That umsetzend, theilte sie eines Morgens ihren Wirthen mit, was sie vorhatte, worauf der Doctor, dem tiefe Gekränktheit ihr gegenüber jetzt förmlich wohlthat, sich ironisch verneigte und hinausging, während Mathilde Thränen in die Augen bekam, aber sich fassend lächelte und sagte: „Wenn es für Dich besser ist, Kind, natürlich. Man wird auch oft noch tiefer befreundet und versteht sich besser, wenn man sich seltener sieht.“ Anna aber hatte gar nicht im Sinn, sie so oft zu sehen, sie drängte in verbissenen Schmerzen rasch hinaus und suchte sich in aller Eile und ohne Sorgfalt ein Zimmer. Weit draußen in der Kantstraße, am Bahnhof in Charlottenburg, nahm sie ein enges und dunkles Parterrestübchen bei einer jüdischen Frau, deren Sohn Musikus war und den halben Tag verschiedene Blasinstrumente ohrenzerreißend übte. Mit ihrem bißchen Habe war Anna bald eingezogen, und als sich mit einem Schlage das Bild ihrer Umgebung so völlig verändert hatte, wußte sie, daß sie nun ganz allein war, aber sie fühlte nur noch schlimmere Oede, Angst und Verlassenheit. Sie konnte es in der traurigen Bude zwischen den schmutzigen Chambre garni-Möbeln nicht aushalten und lief den ganzen Nachmittag in der Stadt umher, kehrte erst Abends zurück, was ihrer Wirthin keine gute Meinung von ihr beibrachte, so daß sich ein gespanntes und schweigsames Verhältniß zwischen ihnen entwickelte. In ihrer Meinung wurde Frau Samson noch dadurch bestärkt, daß sie meistens, wenn sie Anna's Zimmer betrat, ihre Pensionärin vor dem Spiegel stehen sah, mit aufgelöstem Haar und oft nur halb bekleidet, indem sie sich vor ihrem Bilde zärtlich wiegte und drehte, über das plötzliche Erscheinen der Wirthin aber, die, ohne anzuklopfen, hereintrat, sehr zornig wurde. „Das eitle Geschöpf,“ murmelte Frau Samson und entfernte sich würdig.

Die Häßlichkeit, in die sie sich verbannt sah, und die dumpfe Einsamkeit hatten Anna unwillkürlich zur müßigen Beschäftigung mit sich selber und zum Studium ihres jungen Körpers gebracht, dessen tausend Reize ihr jetzt erst bewußt und eigentlich werthvoll wurden. Sie empfand ihre Schönheit als einzigen Trost und als letzten Halt ihres Stolzes, ihres Anspruchs an das Leben. Deshalb schloß sie sich oft, um vor ihrer Wirthin sicher zu sein, in

ihr Zimmer ein und ging im Hemd, mit aufgelöstem Haar und bloßen Füßen, vor dem Spiegel auf und ab und träumte Märchen, wundersame, endlose Märchen. Und sie merkte es selber kaum, wie immer wieder neben der ihrigen eine andere Gestalt darin erschien, von ihrem Zauber überwunden, um sie warb und in rasender Leidenschaft nicht von ihr lassen wollte. Sie liebte ihn, sie reckte die Arme nach ihm, sie gehörte ihm — und Alles im Märchen. Aber es drang auch immer tiefer, immer brennender in ihr Leben ein. Wie ein Schneefeld in der Sommersonne schmolz ihr herber Trotz dahin, und als sie sich daran erinnern wollte, warum sie Brander damals von sich gestoßen, da hatte sie es ganz vergessen, da verstand sie es gar nicht mehr. Sie fühlte ein unerhörtes Frühlingsglück in sich entstehen, wie die Bergwiesen in ihrer Heimath, bevor sie nach Sonnenaufgang von Menschenfüßen betreten werden, sie hatte ihre erste übermächtige Erwartung im Herzen und war wie ein Kind überzeugt, daß er kommen würde, dem sie trotz Allem gehörte, und den sie in ihrer Verblendung von sich gestoßen. Ganz demüthig erwartete sie das Glück. Aber es kam nicht, und wilder, verzehrender brannte die Reue und Sehnsucht. Ihr Stolz war dahin, sie wußte, daß sie den Sinn des Lebens verkannt hatte, und vergebens lehnte sie sich dagegen auf, daß die ganze lebende und liebende Welt sie, die Gefühllose, ausstieß und zur Bettlerin machte. Da, eines Morgens im März, als der Frühlingswind sie zum Fenster lockte, und der Tag wieder so schrecklich schön zu werden schien, entschloß sie sich plötzlich, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Sie setzte sich an den Schreibtisch, und es war ihr, als führte ein strenger Meister ihre störrische Hand — sie schrieb in Demuth, was er wollte.

„Mein lieber, guter Brander, Du darfst mich nicht allein lassen, denn wenn ich allein bin, bin ich nichts. O komm — wenn ich auch Deiner —“

Sie brach ab und nahm einen neuen Bogen.

„Mein lieber, guter Brander, Du darfst mich nicht allein lassen, denn wenn ich allein bin, bin ich nichts. Ich habe Wieds verlassen und wohne hier allein und schrecklich, bin unfähig zu arbeiten und fühle mich sehr unglücklich. Bei unserer Freundschaft bitte ich Dich, mir zu sagen, ob und wann ich Dich wiedersehen kann. Warum hast Du nicht nach mir gesehen? Ich glaube, wir haben uns sehr mißverstanden. Deine treue Anna.“

Der Brief genügte ihr natürlich wieder nicht, aber sie entschloß sich doch, ihn abzuschicken, zur Vorsicht mit Rohrpost, und hoffte nun auf eine umgehende Antwort. Als sie endlich, glühend vor Eile und Erwartung, Mittags aus dem Bureau nach Hause gekommen war, fand sie ein Briefchen auf dem Tisch und sah es, riß es an sich, wie ein Schatzgräber seinen ersten Diamanten.

„Liebe Anna, ich war vierzehn Tage verreist, nach Hamburg und Helgoland, deshalb wundere Dich nicht über mein langes Schweigen —“ Sie jubelte und küßte den Brief: „Er ist nicht böse!“ Dann las sie weiter:

„Ich freue mich natürlich sehr darauf, Dich wiederzusehen, kann Dir aber, da ich jetzt sehr beschäftigt bin, leider nur den Vorschlag machen, mich morgen Vormittag in der Philharmonischen Hauptprobe zu treffen. Dann können wir ja etwas Besseres verabreden. Dein Brander.“

„Trocken! Trocken!“ rief sie. „Diese Deutschen! Aber er ist mir nicht böse!“ Und sie preßte das zerknüllte Blatt ans Herz.

## XI.

Philharmonische Hauptproben können einem fremden Beschauer wie Hauptproben zu einem großen Concert der Berliner „Gesellschaft“ erscheinen. Und wie diese, wenn man sie Abends irgendwo in voller Action sieht, halten auch die abendlichen Concerte gewöhnlich nicht den Eindruck, den die Proben Vormittags machten. Hier sieht man Männer ihren Geist und Frauen ihre Schönheit unauffällig mitbringen, um Kunst zu genießen, hier umgibt einen die Voraussetzung eines freieren und höheren Lebens, das die Sonne bescheint, während Abends beim elektrischen Licht die Conventionen alle in Frack und Seide kommen. Der freie Abend ist auch wohlfeiler für die Kunst als der beschäftigte Vormittag, wenn es auch ein Sonntagvormittag ist.

Anna saß in der Mitte des Riesensaales in eine ganze Versammlung von englischen Musikfreunden eingepferchte. Um sie herum quäkte und summte es: „O yes, o no,“ sie aber blickte mit gespannter Aufmerksamkeit umher und richtete sich zuweilen auf, um besser Umschau halten zu können. Der Saal war überfüllt, und es war sehr schwer, ein bekanntes Gesicht aus dem Gewoge heraus zu finden. Dann geschah ihr gleich im Anfang etwas sehr Fatales, denn als sie sich zu den nächsten Reihen hinter ihr umwandte, blickte sie gerade dem Dichter Rosen ins feiste Gesicht. Er plauderte mit einer schönen, gepuderten Dame und setzte sofort das Pincenez auf, um Anna, die er nicht gleich erkannte, zu mustern. Sie wandte sich ab und suchte weiter, fand aber Brander nicht heraus und mußte es schließlich aufgeben, da allgemeines Händeklatschen um sie her das Erscheinen des Dirigenten verkündete. Sie hatte Nikisch gern, und besonders angenehm war es ihr, seine weißen, geschmeidigen Hände beim Dirigiren zu betrachten, weil sie in gewissen Stimmungen wie abendliche Falter über dem Gesang der Geigen schwebten. Den Anfang machte die Egmont-Ouvertüre, und sie löste sofort ihre dumpfe Erregung gewaltig in Lust und Liebe auf, so daß sie fest wieder an einen schönen und glücklichen Verlauf ihres Verhältnisses zu Brander glaubte. Da war Gewißheit, Ueberwindung, Freude, und warum sollte nicht auch sie daran Theil haben? Sie fiel aber nach dieser ersten stürmischen Aufwallung so in Erschöpfung, daß sie dem Programm, das nun noch folgte, nur mühsam lauschen konnte. Nach einer ebenso langen wie langweiligen Novität kam das Mendelssohn'sche Violinconcert von einer wunderbaren, alten Künstlerin gespielt, dann eine großartige, aber wüste Symphonie von Berlioz, welche Anna ganz wirr und krank machte, und zuguterletzt noch das Meistersinger-Vorspiel, das sie wenigstens in einer starken und muthigen Stimmung entließ. Während ihr die Engländer noch mit ihren langen Händen enthusiastisch in die Ohren klatschten, beeilte sich Anna, so rasch sie konnte, durch das gemächlich hinausströmende Publicum hindurch in das Vestibül zu kommen. Dort mußte sie ihn ja treffen. Und während sie verzweifelt nach allen Seiten zu blicken suchte, stand Brander schon vor ihr in seiner lässigen Joppe, den weichen Hut in die Stirn gedrückt. Er sah mehr

verlegen als erregt aus und sagte: „Guten Tag . . In dem Wirrwarr muß man sich ja verfehlen . . Wo hast Du denn gesessen?“

„In der Mitte ungefähr,“ flüsterte sie und sah ihn liebevoll und durchdringend an. „Ich habe mich immer nach Dir umgesehen.“

„Und jetzt muß ich Dir leider gleich Adieu sagen.“

„Wie? Du mußt fort?“

„Ich bin bei meinem Onkel zu Tisch geladen und bin auch nicht allein.“

„Wer ist denn bei Dir?“

Er sah zur Seite und grüßte einen Bekannten, indem er antwortete: „Ach, eine Dame aus Hamburg — ich habe jetzt bei ihren Eltern verkehrt, und sie ist nach Berlin gekommen, um an der Hochschule Clavier zu studiren. Sehr nett. Ich werde euch später bekannt machen. Nun muß ich sie aber suchen, sonst läuft sie mir weg, sie ist nämlich ziemlich lebhaft.“

Anna sah ihm ernst und schwer in die Augen. „Wann sehe ich Dich?“ fragte sie.

„Ja, ich wollte Dir vorschlagen — mein Onkel und meine Tante möchten Dich nämlich sehr gern kennen lernen —“

Ihr Antlitz hellte sich auf. „Wahrhaftig?“

„Ja, ich habe ihnen natürlich viel von Dir erzählt, und nun bitten sie Dich, ob Du nicht 'mal Nachmittags gemüthlich zum Thee kommen möchtest?“

„Sehr gern — das heißt —“

„Da bin ich denn natürlich auch —“ er stockte, „und sieh 'mal“, fügte er hinzu, „wenn wir dort zusammenkommen, das wird doch zunächst das Beste sein.“

„Da hast Du recht, das freut mich, Brander,“ sagte sie warm und leise; „wir müssen ruhig, ganz ruhig mit einander sprechen.“

„Also vielleicht schon heute Nachmittag?“ sagte er, sich wieder hastig umsehend und offenbar fortdrängend. „Heute würde es gerade ausgezeichnet passen.“

„Also gut — heut' Nachmittag.“

„Um sechs.“

„Du bist ja so verändert, Brander? So innerlich bewegt? So froh? Ich weiß nicht —“

„Na, warum soll ich's denn nicht sein? Das ist das Gescheidteste, was man thun kann! Also auf Wiedersehen!“

Er eilte fort, und sie ging, ganz benommen von Zweifel und Hoffnung, mit gesenktem Blick die sonnige Straße entlang. Zum ersten Male hatte sie nicht den reinen und großen Eindruck von ihm mitgenommen. Das fühlte sie und wollte es sich nicht eingestehen.

Nach einer Weile that es ihr leid, daß sie ihm nicht noch nachgespürt hatte, um die Hamburger Dame zu sehen, von der er ihr gesprochen. Sie konnte sich nicht dagegen wehren, sein verwandeltes, gehobenes Wesen mit der neuen Erscheinung in Verbindung zu bringen. Ein leiser, brennender Argwohn stieg in ihr auf, aber sie kämpfte ihn mit ihrer reinen Kraft alsbald wieder hinunter. Doch ohne ihr Wissen blieb er in ihr und wartete nur darauf, von Neuem zu erwachen.

* * *

Der Bankdirector Geldermann — er führte den beziehungsvollen Namen — besaß ein schönes und vornehmes Haus in der Voßstraße und war trotz seiner sechzig Jahre noch ein frischer, beweglicher Herr, der Brander, seinen Neffen und Erben, mit stolzer Zärtlichkeit liebte. Ebenso seine stattliche und etwas schöngeistige Gattin, die all' ihre vereinsamten Muttergefühle auf den Neffen übertrug. Sie fühlten sich ihm näher und vertrauter als sie ihm wirklich waren. Denn Brander lebte bei aller echten Anhänglichkeit an die alten Leute doch ganz für sich und pflegte in jedem wichtigeren Fall zu thun, was ihm behagte. Nur in der dunkel schlummernden Frage, wen er einmal zu seiner Gattin erwählen würde, ließ sich Onkel Geldermann nicht jede Autorität nehmen, und wenn er auch nicht wirklich eingreifen konnte, so pflegte er doch sehr deutlich seinen Standpunkt zu wahren und hatte bei manchen Erlebnissen des Neffen, die ihm nicht genehm waren, schon erregte Differenzen mit ihm gehabt. Vor Allem widerstrebte es ihm, Frauen, für die sich Brander's flüchtige Künstlerlaune, wie er es nannte, interessirte, in den imposanten Erwägungskreis der Ehe treten zu lassen, und er hatte dem Neffen schon mehrmals, bevor er überhaupt daran dachte, sich zu binden, die erste unschuldige Freude an einer Mädchengestalt verdorben. So war es auch im Anfang bei Anna Friburg gewesen, doch als die alten Leute merkten, daß Brander selber plötzlich die Dinge zu ändern schien und ihre Befürchtung, daß die arme Norwegerin seine Auserwählte wäre, absichtlich zerstreute, beeilten sie sich, auch ihrerseits die entstandene Verstimmung zu beseitigen und das interessante Mädchen als unschuldige „Verehrerin" ihres Neffen freundlich bei sich aufzunehmen.

Im weichen, warmen Salon, auf seidenen Fauteuils saßen sie, Onkel und Tante, Brander und die Hamburger Dame, und tranken Thee, als der Diener Anna Friburg meldete. Herr Geldermann erhob sich eilig und folgte, in seiner Corpulenz etwas watschelnd, dem Neffen, welcher Anna aus dem Flur hereinführte. Anna war überrascht, aber in ihrer tiefen Liebebedürftigkeit nicht unangenehm berührt von dem lebhaften und überaus herzlichen Empfang, den die Fremden ihr angedeihen ließen. Sie bezog es auf ihr Verhältniß zu Brander, war beglückt und versuchte, sich möglichst unbefangen an dem etwas seichten Geplauder, das nun entstand, zu betheiligen. Brander war still, und seine Augen ruhten sinnend bald auf Anna, deren stolze nordische Gestalt ihm in dieser weichlichen Umgebung doppelt auffiel, bald betrachtete er Fräulein Andresen, den Hamburger Gast seines Onkels. Diese war im Gegensatz zu Anna ein sehr zartes und zierliches Wesen mit einem unbeirrbar lustigen Ausdruck in den schwarzen Augen. Die schöne Brunhildenerscheinung der Norwegerin schien ihr einen starken Eindruck zu machen, denn sie betrachtete Anna unausgesetzt, kindlich forschend, ohne Neugier, und die frische, persönliche Art in jedem Wort, das die Fremde sagte, erquickte sie offenbar, die den gleichmäßig conventionellen Redestrom ihrer Kreise und seinen liebenswürdigen Unwerth gewöhnt war. Als Anna eben wieder etwas ganz Ursprüngliches und humoristisch Schönes gesagt hatte, erhob sich Fräulein Andresen plötzlich, eilte auf sie zu und reichte ihr lachend die Hand. Diese reizende, natürliche Regung berührte Anna wiederum so gut, wie lange nichts in der Fremde, und da sie

in Brander's Verhalten zu dem jungen Mädchen keinerlei Anhaltspunkte für ihren ersten Verdacht gefunden, beschloß sie, gleichfalls überquellend, die Zuneigung dieses lieblichen Geschöpfes sich nicht entgehen zu lassen.

Als Herr und Frau Geldermann eben in eine lebhafte Debatte über die beste Zubereitung von Artischocken gerathen waren, erhob sich Anna und eilte zu Brander und Fräulein Andresen hinüber, die leise plaudernd zum Flügel getreten waren.

„Nun?“ fragte sie mit heiterem Blick und stellte sich, die Hände auf die Flügeldecke gestützt, den beiden gegenüber.

„Nun?“ wiederholte Brander und blies den Rauch seiner Cigarette von sich.

„Geheimnisse?“ Sie drohte ihnen schelmisch mit dem Finger.

„Doch, Fräulein Friburg,“ rief die Kleine, „große Geheimnisse; gehen Sie weg, wir haben von Ihnen gesprochen!“

„Etwas, was ich nicht wissen darf?“

„Besser ist es, wenn Du es nicht weißt,“ meinte Brander, „sonst wirst Du zu eingebildet. Diese Pianistin liebt Dich nämlich.“

„Sie sind verrückt!“ rief Fräulein Andresen. „Ein indiscreter Mensch ist das!“

„Nein, nein, das ist er nicht,“ sagte Anna ernsthaft.

„Ja, wenn er nicht die Gedichte geschrieben hätte — dafür verzeiht man ihm Alles, wie?“

Sie lachte mit ihrer bezwingenden, silberhellen Stimme und setzte sich an den Flügel, indem sie mit zarten, gleitenden Fingern leise Arpeggien spielte. Herr Geldermann kam eifrig herbeigewatschelt und bat um „richtige“ Musik, wie er sich ausdrückte. Hierauf überredete Brander Anna, die sich erst weigerte, zum Singen, und Fräulein Andresen begleitete sie. Sie sang das „Veilchen“ von Mozart mit Beethoven'scher Gewalt, und der ganze Sturm, der sich in ihr aufgesammelt, löste sich jetzt, ohne daß sie es wollte, in dem schlichten, herzergreifenden Liede. Es wirkte sehr stark, und das Schweigen, nachdem sie geendet, dauerte so lange, daß Onkel Geldermann sich schließlich nicht mehr halten konnte und bewundernd ausrief: „Das haben Sie echt dramatisch gesungen!“ „Hochdramatisch!“ bestätigte seine Gattin und drückte Anna die Hand. Die kleine Andresen aber sagte gar nichts — sie wußte auch nicht, daß die tiefe Erregung ihr Thränen in die sonst so lustigen Augen getrieben hatte. Schweigend und ganz im Banne von Anna's stärkerer Persönlichkeit, blieb sie am Flügel sitzen und blickte mit glühenden Wangen schüchtern auf die Tasten.

„Wie reizend sie ist,“ flüsterte Anna Brander zu. „Können wir nicht 'mal länger mit ihr zusammen sein?“

„So oft Sie wollen!“ rief die Kleine aufspringend und umarmte sie. Sie hatte die letzten Worte gehört.

„Die wird Dich auch zum Lachen bringen,“ meinte Brander und hüllte sich ganz in den Rauch seiner Cigarette ein.

„Ach ja!“ rief Anna. „Ja! Das ist ja herzerquickend! Ich habe ja hier noch nie so richtig gelacht! Sie Kleine — sind Sie so lustig?! Wie ist denn eigentlich Ihr Vorname?“

„O, das ist eine heikle Frage!" rief Brander lachend.

„Wie so?" rief die Kleine. „Was kann ich dafür? Ich heiße nämlich Rieke! Gräßlich — was!"

„Das kann ich nicht finden," meinte Anna. „Das paßt sehr gut zu Ihnen."

„O weh!" rief Brander.

„Sehen Sie wohl — die versteht mich! Es kann doch nicht jeder Benjamin heißen! Sie sind ein edler Mensch, Fräulein Friburg! Wollen wir nicht 'mal einen Ausflug zusammen machen? 'ne kleine Frühlingsspritze!"

„Wie wär's mit Wannsee?" fragte Brander. „Morgen Nachmittag habe ich gerade Zeit."

„Morgen Nachmittag fahren wir nach Wannsee!" rief die Kleine. Dann lief sie zu Geldermanns und rief es nochmals: „Morgen Nachmittag fahren wir nach Wannsee!"

„O das ist schön!" rief Herr Geldermann. „Da empfehle ich Ihnen das Hühnerfricassee im ‚Schwedischen Pavillon'! Und dann 'ne kleine Bootfahrt, herrlich!"

„Da haben wir schon ein ganzes Programm," sagte Brander lachend.

„Nun muß ich aber nach Hause," meinte Anna und streckte der Wirthin ihre Hand hin.

„Schon so früh?" rief Frau Geldermann. „Aber liebstes Fräulein! Noch ein Täßchen Thee! Ein Stückchen Torte!"

„Ein Schnittchen mit Anchovisbutter!"

„Nein, danke sehr, ich muß —" erwiderte Anna, in dem Ansturm verlegen werdend. „Also" — sie wandte sich zu Rieke — „wann treffen wir uns?"

„Da fragen Sie mich? Das müssen Sie Onkel Benjamin fragen! Ich bin Hamburgerin und kann mich nur auf dem Jungfernstieg verabreden!"

„Wir treffen uns am besten kurz vor Vier an der Kasse vom Wannseebahnhof," sagte Brander; „ich nehme die Billets."

„Also gut. Adieu, Herr Director! Adieu, gnädige Frau! Herzlichen Dank! Adieu, liebes Fräulein!"

„A rividerci! Wiedersehen!" rief Rieke und winkte mit der kleinen Hand.

„Adieu, liebes Fräulein! Machen Sie uns recht bald wieder das Vergnügen! Wir haben uns *sehr* gefreut!"

Brander begleitete Anna auf den halbdunklen Flur hinaus und reichte ihr Mütze und Jacke. Sie gab ihm die Hand.

„Nun? War es gut so?" fragte er befangen.

„Wundervoll, ich danke Dir!" flüsterte sie.

Und als wenn er vor ihrer großen Bewegung etwas zurückschreckte, meinte er in kühlem, aber freundlichem Ton: „Nicht wahr? Man spricht sich doch so am besten."

„Ich hätte Dir aber noch viel zu sagen," sagte sie mit zitternder Stimme.

„So? Ja aber lieber in Wannsee."

„In Wannsee, ja natürlich — hier geht es nicht."

## XII.

Als Brander und Anna schon eine geraume Zeit an der Kasse des Wannseebahnhofs gewartet hatten, und der drohende Zeiger der Vestibül-Uhr schon fünf Minuten vor Abgang des Zuges zeigte, erschien endlich die kleine Andresen in einem lichten Strohhut und weißem Kleidchen, eifrig und erhitzt, und neben ihr lief ebenso eilig, mit einem kleinen Glöckchen klingelnd, Pitt, ihr weißer Foxterrier.

„Nanu? Da muß ich wohl noch ein Billet kaufen?" rief Brander lachend.

„Aber nein, was denken Sie," erwiderte Rieke, Anna rasch die Hand drückend. „Pitt, der bescheidene Mensch — den nehm' ich auf den Schoß. Haben Sie schon Billets?"

„Jawohl!" rief Anna belustigt. „Aber die werden uns bald nichts mehr nützen! Kommen Sie, kommen Sie, es ist die höchste Zeit!"

„Hoppala, Pitt, hoppala!" Sie nahm den kleinen strampelnden Kerl, der ein resignirtes Gesicht machte, auf den Arm und trippelte den andern nach, die Treppe hinauf. Sie konnten noch gerade ein leeres Coupee finden, dann pfiff es schon, und sie fuhren in den hellen Nachmittag hinaus.

„Sie sind schon so weiß gekleidet?" fragte Anna mit ihrem kühlen Interesse an fremder Aeußerlichkeit, das Brander zum ersten Male stärker auffiel.

„Und Sie so roth — wir werden die Landschaft schmücken, was meinen Sie wohl — und Onkel Benjamin mit seinem grünen Shlips!"

Sie lachte ihn an, und Brander stimmte ein, so frei und herzlich, wie Anna es noch nie an ihm bemerkt hatte. Sie schwieg betroffen, fast beschämt, und beobachtete von jetzt an heimlich die Kleine, als ob sie ihr Geheimniß ergründen wollte, mit dem sie diesen ernsten, überlegenen Mann so unbekümmert lachen machte. Da entging es ihr nicht, daß die leichte, spielende Art, in der das Mädchen, vom Künstler zu ihrem Hündchen übergehend, mit ihm verkehrte, durchaus nichts Banales für Brander hatte, eher etwas Reizvolles, und daß er in einer eigenthümlichen Weise befreit und heiter darauf einging. So glich er also doch wohl den anderen Männern, denen die flüchtige Erscheinung mehr ist als der seelische Besitz, und die die kleinen Schmetterlinge brauchen, ihr Spiel um ihre Krone, um selber tiefer in unsichtbaren Wurzeln bleiben zu können. Und diese Erkenntniß zog wie ein erster Frühreif, wie ein stilles, erkaltendes Weh durch ihre Seele, während sie Brander mit Rieke plaudern sah, und ihre Eifersucht, die sich erst wieder brennend geregt hatte, versiegte bald in dumpfen, bangen Zweifeln. Plötzlich fühlte sie eine leise, feuchte Wärme an ihrer Hand. Sie blickte aufschreckend hin und sah, wie Pitt mit frommen, schwarzen Augen zu ihr emporblickte und ihr zärtlich die Hand leckte. Das rührte sie jetzt wie ein menschliches Liebeszeichen in der Einsamkeit, und sie zog das Thierchen liebevoll auf ihren Schoß, um es zu herzen und zu streicheln.

„Sehen Sie nur," rief Rieke eifrig, „Onkel Benjamin, die Freundschaft! Das ist nämlich riesig, müssen Sie wissen! Das thut er sonst nie, zu einem Anderen auf den Schoß gehen! Der Pitt, Fräulein? Was glauben Sie! Na Pittipops, gefällt Dir die Dame? Gefällt Dir die schöne Dame?"

Der Hund sah sie an und antwortete mit einem komischen Seufzer, so daß auch Anna herzlich mitlachen mußte.

„Ja, Pittikerlchen!“ rief Rieke, ihn auf dem Polster wälzend. „Die Dame gefällt Dir! Alter Don Juan! Schäm' Dich! Kriegst heute Abend keinen Wurschtzippel!“

Nun waren sie in Wannsee. Sie stiegen aus und gingen durch die Bahnhofsanlagen zum Steg hinunter, wo die Dampfer über den weiten See zum schwedischen Pavillon fahren. Sie mußten sich eilen, denn das erste Abfahrtszeichen war schon gegeben, und Pitt sprang bellend voraus. Auf dem Wasser, als das Schiff sich in Bewegung setzte, wurde Anna's Stimmung wieder leichter und besser, und sie dichtete sich, vom frischen Hauch umweht, den märkischen See alsbald in ihren heimathlichen Fjord um. Doch während sie sich noch an ihrer schönen Täuschung freute, entstand schon ein kräftiges Heimweh in ihr: sie träumte mit großen, offenen Augen zum fernen Ufer hinüber, und es war ihr plötzlich, als ob sie bald anders, ganz anders als hier, am nordischen Meeresstrand sitzen würde. Neben ihr, auf der schmalen Bank, die um das Deck des Schiffes herumlief, saß Brander, ihr den Rücken zukehrend, und sah mit Rieke lachend ins Wasser. Anna war es jetzt, als wäre schon die ganze Ostsee zwischen ihr und diesen, und sie mußte sich zusammennehmen, um nicht schmerzlich aufzuseufzen. Dabei dachte sie immer wieder: Was fühlt er jetzt? Was will er? Warum spricht er mit dem bunten Dinge mehr als mit mir? Jetzt? Nach unserer Trennung? Aber es ist ihm wohlthätig, denn ich laste auf seiner Seele. Meine Art lastet auf ihm. Was kann ich dafür? War er solch ein lustiger Zecher, als ich ihn kennen lernte? Solch unbekümmertes Kind? Ich kenne ihn und seine Schmerzen und weiß, daß er mich braucht. Warum braucht er mich nur, wenn er leidet? Warum liebt er mich nur, wenn er mich braucht?

Sie saß, den Kopf in die Hand gestützt, in dumpfem Schweigen hinter den Beiden und sah sie unauffällig an. Und das Schiff glitt rauschend durch die grüne Fläche, bis es sich allmählich der bewimpelten Landungsstelle des schwedischen Pavillons näherte. Sie stiegen aus und begaben sich in den Restaurationsgarten.

Brander war es nicht entgangen, daß Anna ihn seit der Abfahrt mit einer gewissen Spannung beobachtete, und je mehr es ihm bewußt wurde, daß seit seiner Reise eine bedeutende Veränderung in ihrem Wesen vor sich gegangen, eine Veränderung zum Schwachen, Milden, Sehnsüchtigen hin, desto scheuer schien er sich vor ihr zurückzuziehen, desto auffälliger trachtete er darnach, einen neuen und leichteren Ton, der jedes Bekenntniß von vornherein unmöglich machte, ihr gegenüber zu finden. Es sah wie Resignation aus, war aber in Wahrheit die allzu kluge Abwehr des Mannes, der in einem Weibe weniger Glück als Gefahr sieht und nichts von seiner Lebenskraft hergeben möchte. So ging er zwischen Anna und Rieke und ließ auch sein Interesse zwischen beiden spielen. Und Anna hatte das Gefühl, als nähme er sich irgendwie vor ihr in Acht.

Sie setzten sich oben auf der Balustrade, dem See gegenüber, bestellten Kaffee, und Rieke Andresen packte den Kuchen aus, den sie in ihrem Täschchen mitgebracht hatte.

„Sieh nur die Ufer drüben, Brander,“ sagte Anna nach einer Weile — „herrlich — es ist doch schon ein grüner Hauch über den Bäumen.“

„Ich weiß nicht, ich habe den Herbst viel lieber,“ meinte Rieke, Kuchen schneidend.

„Aber gar kein Vergleich gegen den Winter,“ sagte Brander.

„Ach, Sie ulken ja!“ rief die Kleine. „Pitt, bell' mal tüchtig, das kann er nicht leiden, bell' ihn an!“

Pitt aber, käuflich wie alle Hunde, bekam ein Stück Zucker von Brander und bellte nicht.

„Wir wollen doch das Kaffeekränzchen nicht lange ausdehnen,“ meinte Brander, „damit uns die Sonne nicht ausrückt. Wir wollen noch rudern.“

„Aber feste! Ich bin dabei!“ rief Rieke. „Zahlen wir immer, damit wir gehen können.“

Brander wandte sich zu Anna. „Ist es Dir auch recht? Du sagst ja gar nichts?“

„O rudern ist mir immer recht. Du brauchst mich doch nicht um meine Meinung zu fragen.“

Brander rief nach dem Kellner, als wollte er die leise Verstimmung, die durch Anna's Worte aufkam, gar nicht erst gelten lassen. Die Mädchen erhoben sich.

„Seit wann duzen Sie sich eigentlich?“ fragte Rieke, ihren Schirm aufspannend.

Anna schnitt die Frage tief ins Herz, denn sie wurde plötzlich wieder lebhaft an den Abend nach dem Joachim-Quartett erinnert, und daß sie jetzt noch, mit dem ehrlichsten Willen, nachzugeben, vergeblich um Brander ringen mußte, kam ihr doppelt schmerzlich zum Bewußtsein.

„Wir duzen uns,“ wiederholte sie langsam, ohne Rieke anzublicken — „nun, eine ganze Zeit.“

„Das find' ich entzückend!“ rief Rieke. „Wenn junge Leute so ganz naive Freundschaft schließen! Das muß doch namentlich für Künstler famos sein!“

Sie sah von Anna zu Brander hinüber, um Zustimmung zu finden, fand aber keine, und so wandte sie sich ab und marschirte unbekümmert mit zierlichen Füßen zum Bootsplatz hinunter. Brander folgte ihr langsam, und hinter ihm ging Anna, eine eigenthümliche Schwere in den Gliedern, unjugendlich, wie sie sich nie gefühlt hatte. Unten auf dem schmalen Steg, wo erste Abendkühle sie vom plätschernden Wasser anwehte, wählten sie ein leichtes Boot mit vier Riemen und stiegen, sich gegenseitig die Hände reichend, in das schwankende Fahrzeug. Brander und Rieke ruderten, da Anna gar nicht den Wunsch äußerte, und diese setzte sich, Pitt auf den Schoß nehmend, an das Steuer und träumte in den Himmel hinein, der aus tiefblauer Wölbung am Horizont allmählich in endlos offene, lichtgrüne Abendfarbe sank. Da

Rieke Seerosen pflücken wollte, blieben sie nahe am Ufer und führten das Boot sehr bald mit kräftigen Ruderschlägen in eine stillere Region, wo man nichts mehr von Menschen wußte, und Schilf und Wasserpflanzen üppig aus der geringen Tiefe schossen.

Rieke war ganz davon erfüllt, nach den gelben Blüthen, die sich hier und da zwischen flachen Blättern auf der Fläche schaukelten, zu langen. Sie streifte die leichten Aermel bis zum Oberarm empor und patschte nach Herzenslust im Wasser. Brander, von ihrer Lustigkeit angesteckt, that desgleichen, und wenn er ihr eine Blume weggefischt hatte, war es für sie ein Hauptvergnügen, ihn zur Strafe zu bespritzen. Immer mehr verstärkte sich die tolle, athemlose Lust am Spiel, und Brander gab der Kleinen nichts nach, so daß sie sich plötzlich beide, Anna gar nicht mehr beachtend, gleichzeitig nach einer besonders schönen Rose bückten, durch die rasche Bewegung aber mit dem Boote ihren Fund überfuhren.

„Ach!“ kreischte Rieke und wandte sich auffahrend, mit glühenden Wangen, zu Anna hinüber. „Greifen Sie sie, Fräulein Friburg! Da ist eine wunderbare! Gleich neben Ihnen!“ Dann, als Anna noch nicht hingriff, rief sie fast weinerlich: „Ach Gott, er kriegt sie ja! Jetzt, jetzt!“

Sie bückte sich rasch über Anna's Schoß hinüber und wollte die Blüthe ergreifen, aber Anna kam ihr, sich lässig aufrichtend, zuvor und brach mit einer ungeschickten Bewegung die Seerose dicht unter dem schweren Blüthenkopf ab.

„O je! O je! Nun ist sie hin! Sie sind geschickt! Was haben Sie gemacht!“ Die Kleine hatte unwillkürlich Thränen in die Augen bekommen. Doch Anna, von ihrem reizenden Wesen unberührt und aus schweren Abendträumen aufgeschreckt, begütigte sie nicht, sondern zog ein fast verächtliches Gesicht und meinte: „Darum weinen Sie?“

Rieke sah sie betroffen an, denn sie empfand sofort, daß dies ein anderer Ton war, als Anna bisher mit ihr gesprochen. Nach einer kurzen Pause erwiderte sie, nun auch ihren Ton verändernd und ganz losgelöst vom kindlichen Spiel: „Nein, Fräulein Friburg, weinen thu' ich nicht darum, aber schade ist es doch; was meinen Sie?“

„Schade?“ fragte Anna unverändert.

„Sie war doch so schön, und man muß die Dinger immer möglichst tief greifen, wenn man sie 'rauszieht. Sie haben nur so hineingepatscht, ja, ja!“ fügte sie mit gutmüthigem Spott hinzu.

„Ich danke Ihnen für Ihre Belehrung,“ erwiderte Anna, durch die offene Sympathie, mit welcher Brander der Kleinen ins Gesicht sah, aufgereizt. „Aber es war mir, offen gestanden, interessanter, die Abendwolken zu beobachten.“

Rieke erröthete in aufsteigendem Unwillen, dann sagte sie aber, sich zusammennehmend: „Nun ja, Sie sind eben poetischer veranlagt, das weiß ich. Sie interessiren sich nicht fürs Spielen.“

„Fürs Spielen schon, aber nicht für Spielerei,“ erwiderte Anna härter als sie wollte.

Die Kleine biß sich in die Unterlippe und sah zu Brander hinüber. Dann schüttelte sie mit bitterem Lächeln leise den Kopf. Eine empfindliche Kühle lagerte über den Dreien im Boot.

„Na, das wird ja der reine Zank,“ sagte Brander schließlich ärgerlich, indem er mit nervösem Zucken Anna von der Seite ansah und die Ruder ergriff. „Kommt, wir wollen noch ein bißchen auf den See hinausfahren und uns treiben lassen, so lange die Sonne da ist.“

Er ruderte jetzt allein, denn Rieke saß immer noch mit gesenktem Kopfe, unbeweglich. Draußen, auf der weiten, freien Fläche, die vom Sonnenuntergang in allen Perlmutterfarben spielte, zog Brander die Ruder ein, und sie gaben sich leise schaukelnd dem Abendfrieden hin. Brander saß gebückt und das Kinn in die Hände gestützt hinter Rieke, und sah an den beiden Mädchen vorüber auf den See hinaus. Rieke blickte in ihren Schoß und zupfte mit ihren schmalen Fingerchen die Blüthenblätter einer Wasserrose ab. Pitt schlief, und Anna lehnte sich weit hintenüber in den Bug des Schiffes und starrte in den kühlen Himmel. Wunderlich schwankten die Abendfarben in der Stille, und je heller die Wasserfläche im nächsten Umkreise glühte, desto schwärzer wurden die Uferwälder, desto röther die schmalen Wolkenstriche, welche drüben im Horizonte hingen. Doch Anna war jetzt am meisten von den Dreien vom reinen Naturgenusse abgelenkt und auf die eigene Person gerichtet. Sie hatte das brennende Evagefühl des Weibes, das weiß, jetzt ist es Zeit, jetzt muß er nach mir verlangen, jetzt muß er in mir die Erlösung sehen. Ohne daß es ihr bewußt wurde, wie sie jetzt viel überlegter und rücksichtsloser nach seinem Besitz trachtete, als er damals nach dem ihrigen, streckte sie sich noch mehr im Boote aus, die rechte Hand in das goldene Haar geschoben, und lauschte, dem süßen Ausdruck ihrer blauen Augen zum ersten Male bewußt vertrauend, auf jede Bewegung, die er machte, ja auf die stillen Athemzüge, die sie kannte. So lag sie eine ganze Zeit, und schließlich hörte sie nichts mehr, so daß es sie plötzlich dazu trieb, ganz leise und unauffällig über ihren ausgestreckten Leib hinweg zu Brander hinüberzublicken. Und da sah sie, da sah sie — — Rieke's Händchen lag in seinen Händen. Er war ganz leise an sie herangerückt und hatte wortlos ihr Verständniß gefunden. So traf nun Anna plötzlich der kalte Dolchstoß der Enttäuschung. Aber sie regte sich nicht und schloß die Augen, indem sie ihr Herz vergebens zu beruhigen suchte und mit steigendem Grauen die eisige Tiefe des Wassers unter sich fühlte, in die sie zu versinken glaubte. Nach einer Weile hörte sie Brander ganz unbefangen sagen: „Anna, Anna — schlaf' nicht ein — wir müssen zurück.“ Und er tauchte wieder die Ruder ins Wasser.

Sie richtete sich empor, fing noch mit einem Blick die Verwirrung in Rieke's Zügen auf und vermied es dann bis zum Ufer, den Beiden ins Antlitz zu sehen. Unbändig stürmten ihre Gefühle, und sie hatte nur den einen Wunsch ihres Stolzes, sich nicht zu verrathen. Sie wußte aber nicht, ob sie noch länger mit den Beiden zusammenbleiben, sie beobachten, weitersuchen, weiterfinden, oder ob sie sich an der Landungsstelle rasch von ihnen verabschieden und nach Hause fahren sollte. Doch woran zweifelte sie noch? Der Händedruck, der

Blick! Ihr Unglück war besiegelt, die volle, kalte Wahrheit ihres Argwohn bewiesen, das letzte Vertrauen zu sich und zu ihm war zerstört. Maßlos über treibend wüthete ihre Eifersucht, und als sie das Boot verließ, da konnte si doch nicht anders, als sich trennen von den Beiden, die sich offenbar so gu verstanden. Ihr Gesicht war fahl, und ihre Lippen zuckten, als sie sich z Brander wandte: „Entschuldige mich bitte — Sie auch, Fräulein — ich mu nach Hause, ich habe bei meiner Wirthin Abendbrot bestellt. Sie wollen doc wohl hier draußen essen?"

Brander starrte sie betroffen an: „Aber Anna, Du willst doch nicht allei nach Hause, wir bringen Dich doch natürlich —"

„Du weißt ja, das hab' ich nicht nöthig. Ich gehe meinen freien Weg Adieu, adieu, laßt euch nicht stören! Ihr sollt euch meinetwegen nicht de Abend verderben lassen!"

„Aber Fräulein Anna," sagte Ricke, „was ist Ihnen? Wie sind Sie s merkwürdig —?"

„Merkwürdig —?"

„Ja, ich hatte Sie mir ganz anders vorgestellt —"

„So so! Das glaub' ich! Nun — ich — Gott, der Dampfer geht j ab! Ich muß ja laufen! He!!" Sie wandte sich wild, und ehe die Andere etwas sagen konnten, lief sie zum Steg hinunter und auf das Schiff. Da fuhr sogleich, und Anna sah noch, wie Brander bleich und verwirrt dami kämpfte, ihr nachzueilen, während die Kleine mit einer plötzlichen Herbheit i den Zügen ihn zurückhielt. Pitt bellte laut.

Halb ohne Bewußtsein machte Anna die Fahrt nach Berlin zurück, imme von denselben Gedanken gepeinigt und verfolgt. Sie drängte sich in die dumpf Ecke des Coupees und suchte ihre Erregung zu meistern. Ablenkung, Ablenkun um jeden Preis. Das Einzige aber, was sie dafür fand, war der eine Passagier der außer ihr noch im Coupee fuhr, und das war ein kleines, häßliches, ver wachsenes Mädchen, vielleicht eine Näherin, die schüchtern dasaß und die Er regung der Fremden offenbar bemerkend, discret von ihr fort zum Fenste hinaussah. Dieses ärmliche, einsame Wesen that Anna jetzt förmlich wohl und sie konnte sie ermattend lange betrachten. Das Bild der tiefsten Liebes armuth, sie brauchte es jetzt, es kühlte ihre große, brennende Wunde, und si verglich die grausamen Ungerechtigkeiten der Natur. Diese Arme, dachte sie hat nun allein ihren Sonntag verbringen müssen und hat wohl tiefer, seliger die Befreiung in der Natur empfunden, als irgend eine rohe Mannesseele die, wenn der Rücken des Mädchens nicht krumm wäre, heute mit ihr hinaus gefahren wäre. Nun kommt sie allein zurück und bleibt allein und hat doch die Schönheit im Herzen.

Da hielt der Zug in Berlin, das Mädchen stieg aus, und Anna folgte ihr. Draußen aber auf dem Bahnsteig sah sie, wie ihre Reisegefährtin sich prüfend umsah und dann erfreut auf einen blassen, ärmlichen jungen Menschen zuging, wohl einen Arbeiter, der ihr den Arm gab. So gingen sie zärtlich mit einander die Treppe hinunter, und Anna folgte ihnen. Unten aber trennte sie sich gewaltsam von dem bezwingenden Bilde und stürmte durch die stillen Straßen ihrer Wohnung zu.

„Sie wird geliebt, ich habe mich getäuscht, sie wird geliebt! Und mich verstößt er! Mich! Ich bin viel einsamer! Ich bin ganz arm! O Jesus ...“ Und plötzlich verlangsamten sich ihre Schritte, als hätte sie von sich selber das Wort gehört, das einzige, das ihr Frieden geben konnte und wie ein Hoffnungsstern im grauen Dunkel der Verzweiflung leuchtete. Sie schloß die Augen und wiederholte: „Jesus.“

## XIII.

Und über Nacht, als Anna durch das nicht verhängte Fenster den Mond im klaren Himmel wandeln und die Dächer über den schlafenden Menschen in seinem friedlichen Glanze sah, da wuchs die Friedenssehnsucht auch in ihrem Herzen, und sie streckte sich ermattet in ihrem Bette aus, um in der tiefen Stille ringsumher mit wachsender Klarheit über ihr Leben nachzudenken. Das eine große Gefühl beherrschte sie jetzt: sie mußte sich sich selber zurückgewinnen. Und dahinter klang in der Ferne, aber vernehmlich, der tiefe Vorwurf, den Mathilde Wied ihr gemacht, und den sie nie hatte verstehen wollen: sie hatte, um ihre eigene Natur zu schützen, gegen die große Natur gesündigt. Sie hatte unbewußt hervorgerufen, was sie selber später verdammte. Aber warum es so kommen mußte, warum sie so scheitern mußte, so an ihrem Höchsten, das verstand sie nicht. Da kamen Räthsel über Räthsel, und sie fand keinen anderen Ausweg, als mit der Gebrechlichkeit der Welt sich selber zu entschuldigen. Doch da war noch etwas Anderes, da war noch eine andere, böse Dissonanz, über die sie nie und nimmer hinwegkommen konnte. Schon verließ sie die matte, friedliche Ruhe, und sie richtete sich hastig im Bette auf, das bleiche Gesicht mit den schillernden Augen in den Mondschein gerichtet. Da war noch etwas Anderes, und sie suchte es mit dem Finger an der Stirn, indem sie das offene Goldhaar schüttelte. Sie hatte Brander zur Höhe der Liebe führen wollen, und er war auf halbem Wege stehen geblieben, müde und lechzend, und hatte nach dem Ziel gegriffen, das noch fern war, um es unverdient zu genießen. Und als er sich dafür verworfen sah, da wußte er in seiner Schwachheit nichts Anderes, als an das Alltagsglück zu denken, als sich nach einer lieben Blume zu bücken, nach einer von den vielen, die am Wege eines solchen Mannes wuchsen. Er war kein Edelweißsucher mehr. Ihr Dichter, ihr Freund war den gewöhnlichen Weg gegangen. Das wurde nie und nimmer wieder gut. Und es war ihr, als schliche eine häßliche Lüge beschmutzend über sein reines Lebenswerk hinweg. Doch nur für einen Augenblick, denn als sie hart und bitter wurde, meldete sich alsbald auch wieder die eigene Wunde; sie fühlte in seiner Schuld verdoppelt die ihrige, und es durchbohrte sie tief, daß auch sie so viel schon, ach so unwiederbringlich viel von ihrer Höhe hingegeben hatte. Denn daß sie ihn nach ihrer stolzen Zurückweisung so rasch hatte wiedersehen, ja mit dem wachsenden Durst ihrer Triebe das Feuer in ihm, das sie verachtet, wieder anfachen, das Verworfene selber hatte erreichen wollen, das Alles war Niedergang. Und am bittersten brannte sie die Reue, daß sie, als die Nebenbuhlerin erschien, sich nicht sofort

an den Stamm ihres Stolzes geklammert und ihre Enttäuschung nicht bezwungen hatte.

Das Leben kann nicht unsere Krone sein,
Denn was es schenkt, das macht es auch gemein.
Doch was gereinigt in die Nachwelt strebt,
Das Werk des Lebens und die Liebe, lebt.

Diese Strophe von Brander kam ihr jetzt plötzlich in den Sinn, sie wußte nicht wie, und sie fragte sich erschauernd, warum denn der Künstler allein die Hoffnung eines Jenseits in seinem Werke künden und hegen sollte, während das Weib, der Inhalt des Werkes, das Geschenk seines Lebens, als gemeine Vergänglichkeit dahinstarb. Wie hart und wie süß, wie stolz und wie schwer, wenn in das Leben einer Frau ein Künstler tritt. Und nun sollte sie verschwinden, sollte vergessen werden, sie, die ihn geliebt mit der Urkraft ihrer Seele, und ein kindliches Spielzeug ersetzte sie. Oder war Rieke mehr als das? . . . .

Der Morgen graute, als Anna's Gedanken endlich zur Ruhe kamen und sie für eine kurze Stunde Schlummer fand. Dann klopfte schon die Wirthin an der Thür, erschien mit dem Frühstück und zeigte, die Fenster öffnend, Anna den furchtbar hellen Tag. Eine jagende Angst überkam sie, und während sie allein blieb, sich mit zitternden Händen lässig ankleidete, befestigte sich das Gefühl in ihr, daß sie hier nicht bleiben könnte, daß sie fort müßte, weit fort, in ein anderes Leben, fern von diesem, das sich an ihr verging, wie sie sich an ihm vergangen hatte. Aber wohin? — —

Und da flammte plötzlich wie eine große Erlösung das ferne Bild der Heimath vor ihr auf, so wie sie sie verlassen, geschmückt mit all' ihren reinen Erinnerungen, Hoffnungen und Wünschen. Und es war ihr gewiß, daß sie zurück mußte, daß sie das Heimweh festhalten mußte, so lange es noch einmal so groß und so echt wie Kirchenglocken in ihr tönte. Heimath — was suchte sie sonst? Und wo sollte sie es finden? Vielleicht war ihre Rückkehr die erste Sühne ihrer Schuld. Auf irgend eine Art, in irgend einem Streben mußte sie dort oben gesunden, und wenn sie auch wie eine halbe Fremde zurückkam, der Himmel und das Meer, die Berge blieben ihr treu, die würden ja freundlich zu ihr sein.

Und im heftigsten Drange, der keine Ueberlegung und kein Hinderniß mehr kannte, brach sie ab, was sie sich hier gegründet, befriedigte ihre Wirthin, schrieb an den Bankdirector einen leidenschaftlichen und so rührenden Brief, daß sie unmöglich als Pflichtvergessene erscheinen konnte. Schon nach wenigen Stunden sah sie, daß sie reisefertig war. Noch kämpfte in ihr der Gedanke, an Brander zu schreiben und ihm versöhnlich ihre fluchtähnliche Abreise zu erklären, aber sie vermochte es nicht und schob es endlich auf bessere, ferne Tage, die ja in der Heimath kommen mußten. Nur an Mathilde Wied schrieb sie, und es that ihr wohl, dieser treuen Frau noch einmal für ihre unverdiente Liebe zu danken. Auch den Doctor ließ sie grüßen, um ihn zu versöhnen. Und nun war es so weit, und sie nahm ihre Reisetasche, und die Droschke entführte sie aus dem traurigen Bereich ihrer Leiden zum Bahnhof.

und dann ging es weiter, immer weiter, ohne Aufenthalt, und ohne daß sie recht wußte, wie es so schnell Alles möglich geworden. Gegen Abend aber auf der Ostsee, wieder im Anblick der untergehenden Sonne, erstarkte sie erst völlig, und es war ihr, als sie hochaufgerichtet oben auf Deck stand, als ob der Winter in Deutschland nur ein dumpfer Traum gewesen wäre. Denn drüben, weit drüben hinter der grauen Meereslinie, lag am andern Morgen die Heimath.

* * *

In der vierten Nachmittagsstunde desselben Tages fuhr vor dem Hause in der Kantstraße, wo Anna Friburg gewohnt hatte, eine Droschke vor, welcher Brander entstieg, der rasch und in erregter Spannung die enge Hinterhaustreppe zur Wittwe Samson hinauflief. Er fragte nach Anna und erhielt den seltsamen, betäubenden Bescheid, daß das Fräulein heute Mittag Hals über Kopf abgereist wäre. Brander trat unwillkürlich einen Schritt zurück und fragte dann scheu, wohin denn, wohin sich denn die Dame gewandt hätte? Aber die Wirthin, mißmuthig, weil sie das Zimmer noch nicht vermiethet, meinte achselzuckend, sie hätte sich nicht darum bekümmert und wüßte nur so viel, daß Fräulein Friburg nach Hause, also nach Norwegen, gereist wäre. Sie hätte den immer unzufriedenen Gast, nachdem sie ihr Geld bekommen, ganz gerne ziehen lassen. Brander wandte ihr kurz den Rücken und stürmte fort. Noch unschlüssig, wohin er sich wenden, und wen er befragen sollte, kam ihm plötzlich der rettende Gedanke, zu Mathilde Wied zu fahren, die doch wenigstens eine Abschiedszeile von Anna bekommen haben mußte. Das schmerzte ihn am meisten, daß sie so gar kein Wort mehr für ihn gefunden, und ihrer ersten Leidenschaft gehorchend, sich ganz von ihm abgewandt hatte. Schuld und Reue fühlte auch er, aber schon Alles im geklärten Lichte der Freundschaft, denn er fühlte sich seit gestern Abend frei von Anna, und der harte, plötzliche Widerstand, den er bei ihr gefunden, hatte ihn nur noch mehr zum treuen Festhalten an Rieke Andresen gebracht. Nun hatte ihn jetzt der tiefe Wunsch zu Anna geführt, ihr zu beichten, Versöhnung und Verständniß für seinen Schritt zu finden, und das sah er nun Alles jäh und grausam abgeschnitten.

Er traf Mathilde Wied in ihrem Atelier allein. Sie trug ihren schlichten Arbeitskittel und hatte offenbar geweint, was Brander, der selbst dem Weinen nahe, nicht entgehen konnte. Er brachte ihre Erregung sofort mit der seinen in Verbindung, fragte sie, indem er ihr die Hand reichte, und sie zeigte ihm, ihn sanft zu sich auf den Divan ziehend, den Rohrpostbrief, den sie Mittags von Anna erhalten hatte. Er las ihn wiederholt, und sie schwiegen beide, indem sie lange vor sich hin in den matt erleuchteten Raum starrten. Dann bewog sie ihn endlich dazu, ihr zu erzählen, was er wußte, und was sich Alles seit seinem Wiedersehen mit Anna zugetragen hatte. Brander that es, stockend, aber ehrlich, doch in plötzlichem Kleinmuth konnte er es nicht über sich gewinnen, das Wichtigste, Rieke's Eintritt in sein Leben, Mathilden mitzutheilen. So sah er sie mehr staunend und gedankenvoll, als überzeugt und ergriffen, zuhören und wartete endlich mit gesenktem Blick, was sie wohl sagen würde.

Mathilde stützte den edlen Kopf in die Hand und sprach in einem Ton, der Brander ins Herz traf: „Ich verstehe es nicht, Herr Brander .. Ich verstehe es wirklich nicht. Es wäre doch solches Glück gewesen, trotz ihrer merkwürdigen und gewaltthätigen Natur. Denn sie ist doch ein so echter, ganzer Mensch trotz Allem, und Sie suchten doch nichts Anderes. Daß sie Sie damals, vor Ihrer Reise, abgewiesen hatte, das suchte ich zu verstehen und verstand es auch schließlich, sagte ihr aber gehörig meine Meinung und widersetzte mich entschieden. Die Folge davon war, daß sie sich von uns trennte. Aber dann schien sie doch allmählich selber zur Vernunft zu kommen — dann erwachte doch endlich in ihr, was erwachen mußte. Sie bereute sogar, das entnehme ich aus Allem, was Sie mir sagen. Ich verstehe nicht, daß Sie da nicht mit aller Kraft, mit aller Freude — Sie verzeihen — —"

Sie unterbrach sich, erröthete tief und sagte leise: „Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Herr Brander. Ich meine natürlich weiter nichts, als daß sie doch gerettet werden mußte — als daß dieses seltene Geschöpf gehütet und gepflegt werden mußte. Ist es nicht so?"

Er lächelte starr, mit halb geschlossenen Augen: „Es ist eben nicht so, wie Sie sehen. Es ist eben anders." Er erhob sich.

„Sie wollen fort? Sind Sie mir böse?"

„Nein, Frau Wied. Wie sollte ich. Ich fühle auch meine Schuld. Aber als sie das Erste zerstört hatte — Sie wissen schon — ich meine — — da war eben Alles — Alles — da konnte ich einfach nicht mehr — und da mußte ich sie verlassen . . . ."

„Ja damals — aber später? Später?"

„Ich habe Ihnen eben nicht Alles gesagt, und das war unrecht von mir. Sie wissen nicht, daß ich schon lange in einer ganz anderen Gegend lebe. Das hat sie eben auch nicht gewußt."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Nun, ich habe damals, als ich so ganz zerknirscht nach Hamburg kam, in einer befreundeten Familie ein Mädchen kennen gelernt, das mir den Ausgleich brachte — so daß ich plötzlich sah, das Glück ist gar nicht so fern."

„Ah so — so so — —!"

„Anna lernte sie hier auch kennen und gewann sie lieb, denken Sie — aber gestern — ich kann nichts dafür, ich habe mich eben nicht mit Anna verlobt . . . Und nun bin ich Ihnen sehr fremd, nicht wahr?"

„Nichts Menschliches ist mir fremd," erwiderte Mathilde unwillkürlich lächelnd, „aber ich muß Ihnen gestehen, Herr Brander, daß ich darauf nicht gefaßt war."

„Nun, dann will ich Ihnen zur nothdürftigen Erklärung eine kleine Allegorie erzählen, die ich mal vor Jahren als Jüngling gemacht habe. Sie klingt so, als ob ich in meiner Unschuld damals schon vorausgeahnt hätte, was ich später selber erleben sollte. Die Geschichte ist kurz, ich werde Sie nicht langweilen. Es war einmal ein Felsen im Meer, Frau Wied, an welchem tagaus, tagein die Wogen anprallten, nur im ehrlichen Bemühen, ihn zu schmücken und zu kühlen, aber nicht, ihn zu überfluthen. Der Felsen aber

sagte: Ihr seid Wasser, und ich bin Stein. Zurück mit euch, ich bin in mir selbst gegründet. Da half nun das alte Meer den armen Wellen und öffnete ihnen ein gesundes, blühendes Flachland, das die Fluth mit Wonne bei sich aufnahm und sich immer wieder von ihr küssen und kosen ließ."

„Und hat denn das Meer dieses Flachland — Sie verzeihen, aber Sie brauchten selber den Ausdruck — lieber als den Felsen?" fragte Mathilde.

„Was wissen die Wellen vom Meer, Frau Wied? Die lassen sich tragen, wohin es sie trägt. Aber sie wollen nicht umsonst zerschellen, denn die Ruhelosigkeit des Meeres bleibt ihnen ja doch."

Er schwieg noch eine Weile und sagte dann Adieu. Frau Wied begann zu arbeiten.

## XIV.

An einem wunderholden Maitage fuhren Brander und Rieke Andresen mit Onkel und Tante Geldermann nach Hamburg, um Hochzeit zu feiern. Dort, in den alten, verräucherten Fleeten, durch welche die ersten Frühlingslüfte zogen, auf der Alster und draußen im Hafen, wo Weltumseglerwünsche lebendig werden, verlebten sie seltsam schöne Tage. Die Hamburger Verwandten umgaben sie mit Liebe und gutem Essen, und in der reichen, genußfrohen Umgebung, zu welcher Rieke trotz ihrer verfeinerten Art gehörte, gefiel sie Brander immer besser, wurde sie ihm immer vertrauter. Gegen Ende Juni machten sie sich trotz aller Bitten und Gegenvorstellungen los, um aus der süßen Bequemlichkeit heraus die erste Wanderschaft ihrer Ehe anzutreten. Brander nahm ein leichtes Ränzel auf die Reise mit, denn er fühlte sich jetzt freier und gesunder als je, und er brauchte nur auf das hübsche, lustige Kind an seiner Seite zu blicken, das in seiner graciösen Schwäche doch so viel merkwürdige, tiefe Regungen hatte, um zu erkennen, daß das leichte, farbige Leben besser für ihn war als die schweren, einsamen Träume. Sie gab ihm den Werth des Augenblicks, wo er den Werth der Ewigkeit gesucht hatte, und daß sie nicht wußte, was sie ihm gab, das war ihr Liebreiz.

So fuhren sie nun nach Süddeutschland hinunter und machten einige Tage in München Halt, das beide schon kannten. Dann ging es weiter nach Lindau und über den bewegten Bodensee, wo Rieke, die Hamburgerin, zu ihrer Schande beinahe seekrank wurde, nach Romanshorn und weiter mit der Bahn nach Zürich. Das Alles konnten sie an Sommertagen, von denen einer immer schöner war als der andere. In Interlaken begann es endlich zu regnen, aber sie ließen sich ihre gute Laune dadurch nicht stören, verbrachten vielmehr bei Asti spumante einen langen Abend im Hôtelzimmer, wo Rieke so tollen Unsinn machte, daß Brander sie schließlich in die Arme nehmen und das heiße Geschöpfchen mit Gewalt ins Bett tragen mußte. Am frühen Morgen aber, als sie selber etwas benebelt in trübseliger Erwartung eines großen Nebels draußen aufstanden und ans Fenster traten, war der Himmel wie rein gewaschen, und die Sonne glühte im leuchtenden Blau. Ihrem Fenster gegenüber aber lagen, was sie gestern nicht wußten, die dunklen Vorberge, welche das Lauterbrunner Thal bewachen, und in dem berühmten dreieckigen Aus-

schnitt zeigte sich strahlend in unberührtem Schneegewand die Jungfrau. Nun war bei Rieke kein Halten mehr, sie machten sich eilends auf den Weg und fuhren die wundervolle Bergbahnstraße von Interlaken über Lauterbrunnen nach Mürren hinauf. Es war ein märchenhafter Morgen, und immer näher, immer bezwingender lagen die weißen, strahlenden Firnen über dem grünen Thal in lichter Sommerruhe da. Brander und Rieke beschlossen sofort, auf mehrere Wochen in Mürren zu bleiben und wußten, daß sie damit das Beste gewählt hatten. Sie wohnten im Kurhaus, das hart am Abgrund über dem tiefen Thale liegt, durch welches sich wie ein silbernes Band die Lütschine schlängelt. Von ihrem Balkon aus hatten sie das ganze breite, schimmernde Bild der Berge, links die drei Großen: Eiger, Mönch und Jungfrau, rechts dann zwischen anderen Spitzen das prächtige Tschingelhorn.

Brander's Seele suchte in dieser hohen Welt die leichtfertige Hast der letztvergangenen Tage zu vergessen, sich emporzuheben zu dichterischem Schauen und Angesichts seiner großen Werke sich ein Weniges mit dem Schöpfer zu unterhalten. Langsam, aber sicher und mit zwingender Kraft erwachte der Künstler in ihm, der lange dem Menschen zu Liebe geschlafen hatte. Und alsbald erfaßte ihn auch wieder das alte Poetenloos und trieb ihn hin und her durch dunkle Zweifel und schimmernde Hoffnungen. Die vielen unbekümmerten und lustigen Menschen, die sich im Hôtelgarten ergingen und täglich nur genießen wollten, was zu genießen war, erschreckten Brander, und er ging ihnen, wo er konnte, aus dem Wege. Rieke aber, ganz in der Art ihres Wesens, interessirte sich sehr bald für die verschiedensten Erscheinungen und that eher etwas dafür als dagegen, daß man sie kennen lernte. Sie fühlte sich außerordentlich wohl in der sorglosen Eleganz um sie her, und schon nach wenigen Tagen war sie mit drei jungen Engländerinnen intim befreundet. Brander lächelte dazu und gönnte ihr Alles, denn er konnte ihr nicht gram sein, aber er fühlte doch bald einen Zwiespalt, mehr in seiner eigenen Natur als in seinem Verhältniß zu ihr, entstehen. Den Tropfen Schwermuth aus seinem Blute, das Erbtheil seiner einsamen Jugend entfernen, mit den Fröhlichen fröhlich sein, er hätte es so gern vermocht; aber je tiefer er es wünschte, desto tiefer erkannte er auch, daß die Basis seiner Kunst gerade auf dieser Schwermuth, auf diesen fernen, leisen, unlebendigen Tönen ruhte. Auch Rieke waren diese Töne lieb, und sie hatte ihm mit ihrem Kindermunde schon viel Holdes darüber gesagt, doch hier, wo sie überall mit leichten, bunten Banden gefesselt wurde, lief sie unbekümmert von ihm fort und mochte nur, wenn sie vom Spielen müde war, in Brander's Stille zurückkehren. Das war für den Dichter wenig, weniger als er gehofft hatte. Aber er machte ihr keinen Vorwurf, und gerade deshalb hielt sie Alles, was sie that, für gut und erlaubt und gab sich ganz dem Vergnügen hin.

So rauschten die Tage rasch dahin, und eines Morgens reisten Rieke's englische Freundinnen ab. Wenn auch die Auswahl unter den anderen Hôtelgästen — Rieke kannte natürlich schon die meisten — groß war, so behagte ihr doch Niemand so wie die blonden Schwestern, die sie nun kaum wiedersehen sollte. Sie trauerte ihnen nach und ließ schon die erste Tennis-Verabredung

mit anderen Bekannten auf dem Spielplatz im Stich. Es war ihr heute plötzlich schwer ums Herz, sie wußte nicht wie, und in kindischer Angst entschloß sie sich, Brander aufzusuchen, der, wie immer den Vormittag, bis zum Lunch auf einem der schönen Spazierwege Mürrens wanderte und sein Arbeitsmaterial, das in einem Notizbuch bestand, mit sich führte. Sie wußte, heute wollte er den Waldweg nach Lauterbrunnen einschlagen, und da er sich jetzt schon auf dem Rückwege befinden mußte, wollte sie ihm entgegengehen. Sie freute sich schon an seiner Freude, sie hatte lange nicht solche Sehnsucht nach ihm empfunden. Auch trug sie eine leise Neugier im Herzen, ihn nach dem Briefe zu fragen, den er am Morgen bekommen und, ohne ihn zu öffnen, mit scheinbar gleichgültiger Miene in die Tasche gesteckt hatte. Eine klare Vermuthung, von wem er sein könnte, hatte Rieke noch nicht, aber es war ihr unbehaglich, nicht Alles zu wissen, was er wußte.

Der Tag war heiß, und sie ging mit raschen Schritten, das weiße Kleid emporhebend, über die staubige Fahrstraße, um möglichst bald auf den schattigen Waldweg zu kommen. Pitt lief ihr nach und blickte melancholisch auf das rothe Dach ihres Sonnenschirmes, dem er folgen mußte. Es summte und zirpte in der heißen Luft, und die Jungfrauhöhe zur Rechten war kaum anzusehen, so flimmerten die Schneeflächen in der Sonne. Im Walde dann wurde es kühler, und Rieke verlangsamte ihre Schritte, indem sie spähend zur Seite blickte, ob nicht an einer freieren Stelle, am Thalabhang zu ihrer Rechten, irgendwo Brander säße, botanisirte oder schriebe. Aber sie fand ihn noch nicht. An einer Biegung des Weges, wo sich eine weite, blühende Wiesenfläche öffnete, die bis zum Rand der Thalschlucht führte, bückte sich Rieke plötzlich, denn sie hatte ein ganzes Beet von violetten Anemonen entdeckt, und sogar Enzian leuchtete blau aus den Gräsern hervor. Während sie emsig pflückte und die Blumen in ihren Strohhut legte, den sie abgenommen, hörte sie plötzlich Pitt laut bellen und offenbar freudig davonjagen. Sie richtete sich auf und sah aus dem hohen Grase hinter ihr Brander sich aufrichten und winkend auf sie zukommen. Sie schrie vor Freude und lief, die Blumen fallen lassend, ihm entgegen. Als sie aber dicht vor ihm stand, sah sie, daß er sehr blaß und angegriffen aussah und nur mit Mühe ihre Freude erwidern konnte. Sie erzählte ihm kurz, warum sie gekommen, und setzte sich in die Wiese, indem sie auch ihn zu sich hinunterzog. Pitt jagte unterdessen eine Schwalbe.

Sie schwiegen beide und sahen in das tiefe Thal hinunter, das scheinbar leblos mit seinen weißen Dörfchen und bunten Matten am Silberband des Flusses lag. Breite Schatten von den Wolken, die sich allmählich um die Schneehäupter der Berge ansammelten, zogen über die Tiefe und die sonnigen Abhänge. Ein Adler kreiste in der Höhe, und von Zeit zu Zeit ertönte der Pfiff des Murmelthieres aus den Klüften und das dumpfe Rollen der Lawinen.

„Ich bin das ewige Spielen satt,“ sagte Rieke plötzlich, indem sie die Hände unter den Kopf gefaltet, sich streckte. Sie hörte nur ein kurzes, gutmüthiges Lachen als Antwort, und das verletzte sie, denn sie hoffte im Bewußtsein ihres guten Entschlusses Anerkennung und keinen Spott zu ernten. „Was willst Du?“ fragte sie. „Das Spielen muß doch auch sein.“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Brander. „Das ist es eben.“

Nun wurde ihr aber seine Art zu drückend, sie richtete sich zum Sitzen auf und sagte ungeduldig: „Du, sei nicht so geheimnißvoll. Du weißt, das mag ich nicht. Du gehst schon ein paar Tage so herum und lächelst erhaben, und ich bin unten durch. Was hast Du eigentlich? Habe ich was verbrochen? Nur offen sein, sagt Pastor Stange, sonst wächst man zu.“

„Du bist ein kleines Dummchen,“ sagte Brander, sich ebenfalls zum Sitzen aufrichtend, und nahm ihre Hand in beide Hände. Sie wollte nun gleich übermüthig werden und mit der anderen Hand wieder auf seine schlagen, da sah sie aber den wirklich ernsten und trüben Ausdruck seiner Züge, den sie noch nie an ihm gesehen — sie ließ ihn los und betrachtete ihn in der merkwürdigen Wandlung zum Ernst, zu welcher ihr Gesichtchen fähig war.

„Wenn Du mich nicht mehr lieb hast, sag' es nur gleich, dann spring' ich in die Lütschine.“

Seltsam mischten sich Scherz und Wahrheit in ihren Worten. Und Brander überkam eine tiefe Sehnsucht, ihr Alles zu vertrauen, sich anzuschmiegen an den kleinen, warmen Vogel. Wie ein Kind legte er stumm den Kopf in ihren Schoß, und sie fühlte erschrocken, wie es in ihm kämpfte und arbeitete. Zugleich aber sah sie, daß Alles noch Liebe war, und so gut, wie sie sein konnte, beugte sie sich über ihn, streichelte den angegrauten Kopf mit ihren dünnen Fingern und flüsterte einiges, was sie selber so wenig wie er verstand. Aber es genügte, um ihm Fassung zu geben — er richtete sich auf, fuhr sich energisch durchs Haar und sagte: „Unsinn . . . Man muß sich ja vor Pitt geniren . . . Also ich will Dir sagen, was los ist. Der Brief ist los, den ich heute Morgen bekommen habe — und den ich Dir nicht zeigen wollte.“

Sie wurde doch blaß: „Der Brief — von wem —?“

„Na, kannst Du Dir das nicht denken?“

Da wußte sie es. „Von Anna!“ rief sie.

„Ja . . .“ Er zog den Brief aus der Tasche und gab ihn ihr. Es war der erste, den er seit Anna's Abreise im März von ihr erhalten hatte, das erste directe Lebenszeichen, denn sonst erfuhr er nur, was ihm Mathilde Wied aus den Briefen, die sie bekam, erzählte. Schon hatte er es aufgegeben, daß Anna jemals ihren Groll überwinden und sich ihm aussprechen würde. Er hatte ihr damals, am Tage nach ihrer Abreise, geschrieben und ihr Alles auseinandergesetzt, so gut und so warm er konnte, aber er hatte keine Antwort bekommen. Bis heute. Und heute kam eine, die ihn tief und wunderbar ergriff. Den ganzen Vormittag hatte er darüber gesessen, gekämpft und geträumt und empfand es nun förmlich als Erlösung, Rieke den Brief zu zeigen. Sie hielt ihn in der Hand und machte ein sehr banges, hülfloses Gesicht. Dann sagte sie endlich: „Ach lieber, guter — lies ihn mir — ich weiß sonst nämlich nicht, was ich lese. Das ist immer so, wenn ich aufgeregt bin. Nachher hab' ich das Wichtigste übersehen.“

Er mußte unwillkürlich lächeln, nahm den Brief zurück und fand nun auch die Fassung, mit aller Wärme, die ihm seine Erregung gab, Anna's

Schreiben wiederzugeben, ja es wurde in seinem Vortrag allmählich zum Gedicht und nahm in der wundersamen Umgebung, wo Alles zu schweigen und zuzuhören schien, auch Rieke ganz gefangen.

Insel Troyen, Amt Trondhjem, Norwegen.
20. Juni 1897.

Mein Freund!

Ich will nicht länger still sein, denn sonst verfällst Du ganz dem Irrthum über die Gründe meines Schweigens. Hab' Dank für Deinen Brief und lass' Dir sagen, daß Alles, was ich in Deutschland erfahren und erlebt habe, inzwischen andere Farben, andere Töne bekommen hat, von denen Du noch nichts weißt. Ich habe Vieles erkannt und Vieles mir und Dir verziehen, und die Tage hier oben in meiner alten Heimath wurden zu Jahren an Reife und Erkenntniß. Aus dem ersten Sturm, mit dem ich damals über das Meer nach Hause fuhr, habe ich mich ans Land gerettet, und wie einem Schiffbrüchigen der nächste Morgen die ganze Welt verändert und erneut, so ist es mir ergangen. Ganz losgelöst von den alten Schmerzen, ganz nur ins Ewige und Gute verlangend, breite ich auch nach Dir die Arme aus, denn ich weiß es jetzt trotz Allem, daß Du mich kennst, daß Du mein Freund bist und freundlich wartest, bis Alles in mir klar geworden. Um welchen Preis ich es erreicht habe, ist freilich ein anderes, seltsames und schwer begreifliches Capitel, aber ich muß es Dir erzählen. Mir ist dabei, als sähen wir uns beide mit blassen und veränderten Gesichtern durch Nacht und Ferne an und dankten es nur dem Meere, das zwischen uns liegt, daß wir uns jetzt so gut verstehen. Glaube mir, Brander, ich bin anders geworden, oder vielmehr, ich darf es sagen, ich habe herausgeholt, was in mir war, ich habe gesiegt, wie Menschen meines Schlages siegen können. Denn ich bin wenig, sehr wenig, aber was ich bin, das will ich ganz sein. Darum mußte ich Euch verlassen. Ohne Abschied, so weh es mir that. Denn Du glaubtest, ich zürne Dir, wo ich schon wieder angefangen hatte, Dir gut zu sein. Und Deine Frau, die glaubt gewiß, daß ich sie hasse, wo ich angefangen habe, sie zu lieben. Ich habe von Mathilde Wied gehört, wo Ihr jetzt seid, und daß Ihr Mann und Frau seid, und freue mich von Herzen daran. Bei Gott, dem Großen, den ich erkenne, ich freue mich daran. Und eine Freude würde es für mich sein, wenn ich ein kleines Zeichen von Euch erhielte. Das käme in meine Einsamkeit, Ihr wißt nicht wie — nicht schmerzlich, nein, wie ein leiser, neuer Ton in die große Harmonie, die ich gefunden.

Ich ziehe den Vorhang von den letzten Monaten fort und erzähle, was inzwischen geschehen ist. Wohlgemerkt, schon ruhig und gefaßt und die Früchte des Unglücks genießend. Denn wir wissen nicht, ob es süß oder bitter ist, was uns das Leben reicht, es darf nur kein Gift sein.

Als ich nach Christiania kam, war meine Mutter eben im Begriff, den Kammerherrn von Waldberg zu heirathen. Das erzähle ich Dir ganz kurz, denn es bietet nichts, um davon zu sprechen. Ich konnte nicht mit meiner Mutter kämpfen, weil meine Seele noch mit Dir zu kämpfen hatte, und ließ

geschehen, was geschah. Meine jüngeren Geschwister adoptirte Waldberg, doch mit Peter, meinem ältesten Bruder, stand es schlecht; seine Augenleiden waren gewachsen, und da er so wenig wie ich dem Kammerherrn zur Last fallen wollte und dieselbe Sehnsucht nach Einsamkeit im Herzen trug, schloß er sich mir an; wir verließen Christiania und zogen nach Norden, in ein kleines Gebirgsdorf. Ich arbeitete dort den ganzen Tag, schrieb, übersetzte, aber meinem Bruder ging es schlechter und schlechter. Du weißt ja, welche Gefahr ihm immer drohte. Sie wurde Wirklichkeit, bevor wir es dachten. Sie wurde Wirklichkeit. Errege Dich nicht, mein Freund, nun ist es ja schon lange her, und wo ist die furchtbare Zeit geblieben? Ich reiste mit Peter nach Trondhjem zu einem berühmten Augenarzt, aber in der Klinik, unter den besten Händen, erblindete er, und ich mußte mich damit abfinden, wie er sich innerlich schon längst mit sehenden Augen abgefunden hatte. Und so kam es, als ich selber alle Hoffnung verlor, und bei ihm die Hoffnung bestehen sah, daß das ganze Weltbild für mich schwankte, daß ich staunend nicht mehr wußte, ob ich der Blinde war oder er. Und in dieser ganz furchtbaren, traumhaften Zeit kam mir endlich von außen eine Hülfe, die nicht weniger traumhaft war. Einen reichen Grundbesitzer in Trondhjem, den besten Freund des Augenarztes, lernte ich bei diesem kennen, und er brachte eines Tages auch seine Frau mit. Rathe, Brander, wer das war. Du räthst es nicht. Das war Susanna Kierkegaard, die „ferne Geliebte“ meines Bruders. Ich kann Dir jetzt nicht ausführlich erzählen, wie ich am Abend im Garten des Krankenhauses mit Susanna, die ich ja auch bisher nur von Ansehen gekannt hatte, spazieren ging und allmählich dazu kam, ihr Vieles, schließlich Alles von meinem Bruder zu erzählen. Die Erschöpfung nach den entscheidenden Tagen, der berauschende Frühlingsabend und die übermächtige Traurigkeit in mir, das Alles brachte mich dazu, sein holdes Geheimniß zu verrathen. Und ich glaubte es auch zu dürfen, denn er konnte die Geliebte ja nicht mehr sehen und mußte für immer sein Kunstwerk im Herzen behalten. Was ich sagte, wirkte ganz seltsam und wunderbar auf die junge Frau. Selber wohl von ihrer Ehe nicht ganz befriedigt, lauschte sie wie ein zitterndes Kind einem Märchen und erbarmte sich in reiner, reifer Milde ihres blinden Freundes. Wir schlossen Freundschaft in dieser Nacht, und sie schwor mir in herrlicher Wärme, meinem Bruder ewig dankbar zu sein für das tiefe Geschenk, das er ihrer Seele gemacht hatte. Das Eine aber stand für uns beide fest: Wenn sie ihm half, durfte er nie etwas von dieser Hülfe erfahren, das wunderbare Gespinst, in das der Blinde ihre Gestalt umschloß, es durfte nie durch etwas Körperliches zerrissen werden. Sie wollte ihm auch ferner als das Werk seiner Seele gehören, und mit unendlich feiner Sorgfalt suchte sie zu verhüten, daß ihr frischer, praktischer Gatte, der ja mancherlei erfahren mußte, sie nicht eine thörichte Schwärmerin schalt und im frohen Bewußtsein, auf den Blinden nicht eifersüchtig sein zu müssen, sie verspottete. Das gelang ihr. Am nächsten Morgen eilte sie zu mir und sagte mir mit lieblicher Freude, was sie erreicht. Vor den Strand von Trondhjem ist eine Insel gelagert, welche Troven heißt und zum Grundbesitze ihres Mannes gehört. Es ist ein einsames Dünenland mit wenigen Bäumen, das

vom Lande durch die nahen Berge gegen Sturm und Wetter geschützt ist. Glücklicher Weise gibt es dort noch kein Seebad, und außer einigen Fischerhütten liegt nur ein hübsches, neues Landhaus dort, das Wiborg, der Mann meiner Freundin, für den Sommer gebaut hatte. Aber der Einsamkeit wegen, die er nicht liebt, hatte er diese Idee wieder fallen lassen, leer sollte das Häuschen auch nicht stehen, vermiethen wollte er es nicht, und so sollten mein Bruder und ich es als Gäste bewohnen. Denke Dir, Brander. Und nicht nur für diesen Sommer, vielleicht auch für den nächsten, vielleicht für immer. Aber mein Bruder denkt, er ist in einer Dépendance der Augenklinik, er fühlt sich nur seinem Arzt verpflichtet und weiß von Susanna nichts. Das ist die größte Ruhe für ihn, und wie sein Gewissen nicht beschwert zu werden brauchte, so kann auch ich mich leichter fühlen und Wiborgs ewig dankbar bleiben. Susanna hat meinen Bruder schon gesehen. Sie ging vorüber, als er mit mir am Strande lag, und mir fiel sein Brief ein, den ich Dir damals im Thiergarten vorlas. Du weißt es noch, Brander. Da erzählte er mir, wie er in dem Seebade bei Christiania am Strande gelegen, die schlanke, märchenhafte Susanna, die vor ihm lag, ohne ihr Wissen beobachtet, mit ihrer Seele ‚Niels Lyhne‘ gelesen und an ihrem Bilde gedichtet hatte. Nun wußte sie, wer er war, und stand wie damals vor ihm, hinter sich das Meer, und selber verändert, frauenhaft, in schöner Fülle, und betrachtete ihn, den Blinden, der nichts davon wußte. Wie damals dichtete er vielleicht an ihrer Seele. Und ich muß das mit ansehen. Ich muß das Geheimniß des Lebens sehen, wie immer. Nur das Geheimniß. Gibt es eine Lösung? Ich frage Niemanden mehr. Auch Dich nicht, Brander. Ich frage nur mich selber.

Wiborgs sind abgereist nach Dänemark, in ein großes Seebad, weil der Mann seltsamer Weise Susanna's Begegnungen mit meinem Bruder wegen ihrer beginnenden Schwangerschaft fürchtet. Nun sind wir schon seit Wochen auf unserer Insel ganz allein. Nur die wenigen Bürgersleute, die hier leben, verkehren mit uns, bedienen uns und bringen uns ihre schönen, frischen Fische. Du kennst nicht den goldenen Sommer am dunkelblauen, norwegischen Meer. Da sitze ich fast den ganzen Tag am Strande, und wenn ich nicht schreibe, so bessere ich unseren Fischerleuten Netze aus, was ebenso gut ist wie schreiben. Und meinem Bruder, der die geblendeten Augen immer schließt und immer lauscht, was ihm der Ocean erzählt, ihm lese ich oft aus Deinen Gedichten vor. Immer wieder will er dieselben hören, die ‚Dunkle Reise‘ und den ‚Letzten Morgen‘. Und so bist Du uns nahe wie damals, bevor ich meine Heimath verließ, um Dich kennen zu lernen. Und wir haben uns gar nicht mißverstanden, Brander, denn Deine Seele sind Deine Bücher, und Bücher sind mehr als die Liebe einer Frau. Das weiß ich. Laß Deine Frau es erfahren, so wird sie Dir immer beistehen können, wenn Gott aus Deinem Geiste die Werke gebären läßt, die er gebären *muß*. Denn unser Reich ist nicht der kleine Friede, nicht das Haus, das uns Frau und Kinder schenken, unser Reich ist die Verbrüderung mit den Elementen, ist das, was wir hinaussenden über das Meer in die Ewigkeit und über den Tod hinaus. Wie es grollt und rauscht, während ich Dir das schreibe. Wie es sich nähert mit der

steigenden Fluth und nach meinen Füßen leckt, als wollte es mich hindern, Dir zu sagen, was ich weiß. O denke an mich, daß ich ein ringender Mensch bin wie Du, daß ich Dich küssen darf durch die Ferne wie eine Schwester, bevor ich einsam schlafen gehe. Nur auf die Stirn, verstehe mich recht, nur auf die Stirn.

Mein Bruder lächelt, er hat sich in den Sand gelegt, das Antlitz in die Sonne gerichtet, und ich weiß nicht, ob er schläft. Sicher hört er meine Gedanken. Das hören Blinde. Sicher sieht er meine Schmerzen. Das sehen Blinde.

Ich wollte nichts von Schmerzen sagen. Morgen schreibe ich wieder.

Anna."

Brander und Ricke saßen noch lange traumbefangen in ihrer großen Welt und dachten an die andere große Welt. Als er endlich aufblickte, sah er, wie edel ihr kleines Antlitz zugehört, wie sie mit leiden konnte, mit erkennen — auch sie. Da zog er sie leise an sich und sah ihr sinnend ins Auge.

„Du mußt es mit mir versuchen," flüsterte sie, „und Anna sagt es ja auch."

„Bist Du ihr böse?"

Sie zuckte zusammen. „Brander, Brander, habe ich das um Dich verdient? Daß Du mich so was fragst? Bin ich denn gefühllos gegen die Berge? Denn so ist Anna."

„Jungfrau," sagte Brander und nickte mit träumendem Lächeln.

„Der ist sie sicher verwandt. Und was bin ich? O je."

Sie sah sich um, als suchte sie ein Gleichniß für sich selber. Und plötzlich huschte ein liebliches Lächeln über ihre Züge, sie bückte sich rasch zur Seite, rupfte einen Halm aus dem warmen Erdreich und zeigte ihn Brander. Den feinen, grünen Pfad hinauf kletterte ein eifriger, kleiner Marienkäfer. Ricke sah Brander an, während er das Thierchen betrachtete, dann mußte sie es aber fallen lassen, denn er zog sie ans Herz und küßte sie wie nie zuvor.

---

# Die Verhandlungen in Tilsit (1807).

## Briefwechsel König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise.

Veröffentlicht
von
**Paul Bailleu.**



Seit dem Abschluß des Zweibundes hat sich in Rußland und Frankreich unter der allgemeinen Aufmerksamkeit auch die Geschichtsforschung mit besonderer Vorliebe den Verhandlungen zugewandt, die einst im Jahre 1807 auf dem Floß im Memelstrom zwischen Napoleon und Alexander über eine russisch-französische Allianz, eine Theilung der Türkei, einen Weltbund gegen England gepflogen wurden. Aus russischen Archiven haben Tatischtschew und Schilder eine Fülle wichtiger Actenstücke über die damaligen Unterhandlungen ans Licht gezogen; in Frankreich hat Albert Vandal die Tage von Tilsit mit dem ganzen Zauber französischer Darstellungskunst geschildert in jenem Werke über Napoleon und Alexander, das dem jungen Gelehrten rasch einen Sitz unter den vierzig Unsterblichen eroberte. Von deutscher Seite sind dagegen neuerdings zwar einige Darstellungen der Verhandlungen von Tilsit erschienen[1]), neue Quellen von Bedeutung aber seit der Veröffentlichung von Hardenberg's „Denkwürdigkeiten" (1877) nicht erschlossen worden; nur für die Zusammenkunft und die Unterredung der Königin Luise mit Napoleon konnte ich kürzlich einige Aufzeichnungen veröffentlichen[2]).

Um so willkommener wird, wie der Herausgeber hofft, die neue Quelle sein, die sich in den folgenden Blättern eröffnet: Der Briefwechsel König Friedrich Wilhelm's III. mit der Königin Luise aus den Tagen von Tilsit, ein Briefwechsel, nach dem in Folge der Angaben in den Tagebüchern der Gräfin Voß längst schon gefragt und gesucht war, der sich der Forschung aber bisher entzogen hatte. Von Kaiser Alexander ist aus dieser Zeit nur

[1]) Lenz in den „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte". Bd. VI. 1893. — von Lettow-Vorbeck in der „Geschichte des Krieges von 1806 und 1807". Bd. IV. 1896.

[2]) Im „Hohenzollern-Jahrbuch" von 1899.

ein einziger Brief bekannt geworden, von Napoleon eine Anzahl mehr oder weniger inhaltleerer Schreiben. Der Briefwechsel König Friedrich Wilhelm's III. mit der Königin Luise ist nicht bloß ein höchst persönliches und charakteristisches Document für das Wesen der beiden erlauchten Briefschreiber: obgleich nur wenige Tage umfassend, enthält er zugleich über die damaligen Vorgänge wie über die daran betheiligten Personen einen Reichthum an neuen Mittheilungen, auf den hier nur in kurzen Worten hingedeutet zu werden braucht.

König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise hatten die Nachricht von der Niederlage der Russen bei Friedland (14. Juni) erst nach zwei Tagen in Memel erhalten[1]). In der ersten Bestürzung dachte man an Flucht auf die im Hafen liegenden Schiffe oder über die russische Grenze hinweg nach Riga. Dann kamen wieder beruhigende Nachrichten über den ungestörten Rückzug der russisch-preußischen Truppen, das langsame Nachrücken der Feinde, den Stillstand der Operationen an der Memel, auf deren linkem Ufer in Tilsit Napoleon sein Hauptquartier nahm. Die Gefahr eines plötzlichen Anmarsches der Franzosen erschien dabei so wenig drohend, daß König Friedrich Wilhelm am 20. Juni früh Memel verließ, um mit seinem Verbündeten, Kaiser Alexander, der heranrückenden russischen Verstärkungen entgegen gereist war, in Szawl zusammenzutreffen. Dort in Szawl fand Friedrich Wilhelm, wie sein erster Brief uns zeigt, Alles verändert: von der Fortsetzung des Krieges war nicht mehr die Rede, nur von Waffenstillstand, Friedensverhandlungen und, was ihn am tiefsten erschütterte, von einer Zusammenkunft mit dem „Menschenfreunde", mit Napoleon. Nach einigen Besprechungen der beiden Fürsten unter einander und mit ihren Ministern Hardenberg und Budberg, wobei zur Gewinnung Napoleon's der Plan einer Auftheilung der europäischen Türkei ins Auge gefaßt wurde (Nr. 4), trennte man sich schon am 22. Juni wieder. Kaiser Alexander, wie von einem unwiderstehlichen Triebe fortgerissen, eilte in fliegender Hast über Tauroggen, wo Friedrich Wilhelm ihn einholte, am 24. Juni mit dem König nach Picktupöhnen, einem kleinen Flecken am rechten Ufer der Memel, kaum eine Meile von Napoleon's Hauptquartier in Tilsit entfernt. Schon am folgenden Tage (25. Juni) trafen Napoleon und Alexander auf einem Floß in der Memel zusammen: in einen russischen Mantel gehüllt, inmitten russischer Officiere, stand inzwischen der Erbe der Krone Friedrich's des Großen, König Friedrich Wilhelm III., in strömendem Regen, zwei Stunden lang wartend am Ufer (Nr. 6). Welch ein Augenblick in Preußens ruhmreicher Geschichte! Am Tage darauf wurde auch der König zu der Zusammenkunft hinzugezogen. Mit welchen Gefühlen er das unerhörte Ereigniß über sich ergehen ließ, wie tief er den vollkommenen unausgleichbaren Gegensatz zwischen sich und dem gekrönten Sohne der Revolution empfand — ein Gegensatz, dessen Unversöhnlichkeit auch auf der anderen Seite bemerkt wurde — sehen wir aus seinen Briefen. Die Ergebnisse und Eindrücke dieser ersten Zusammenkunft waren bleibend und entscheidend.

[1]) Ich benutze hier meine oben erwähnte Veröffentlichung im „Hohenzollern Jahrbuch".

Es war vergeblich, daß der König unter dem Druck der auf ihn einstürmenden Rathschläge seinen Widerwillen überwand und sich nach Alexander's Beispiel Napoleon eifrig und beflissen zu nähern suchte, indem er ihm gelegentlich wie „ein Wachtmeister" nicht von der Seite wich (Nr. 17), wie es bedeutungslos war, wenn Napoleon einmal freundlich und höflich sich zeigte. Preußens Schicksal entschied sich nach den Bedürfnissen der Napoleonischen Weltpolitik, welche die Verdrängung Preußens aus Deutschland und den Raub der linkselbischen und polnischen Provinzen längst beschlossen hatte.

Doch es soll hier nicht der Verlauf der Tilsiter Verhandlungen erzählt werden; nur ein Moment, das menschlich Ergreifendste, muß hervorgehoben werden.

In der drängenden Noth der Verhandlungen mit Napoleon war der preußische Bevollmächtigte, Graf Kalckreuth, angeregt durch einige Aeußerungen Murat's, auf den Gedanken gekommen, eine Reise der Königin, deren Anwesenheit Napoleon selbst zu wünschen schien, nach Tilsit anzurathen. Auch Hardenberg, wenngleich er es in seinen Denkwürdigkeiten nicht Wort haben mag, sprach sich dafür aus, so daß schließlich der König selbst seine Gemahlin zur Reise nach Tilsit in dringendsten Worten aufforderte.

Königin Luise hatte seit der Abreise ihres Gemahls eine qualvolle Zeit in Memel durchlebt, böse Tage voll Sorgen und Aengsten. Die Nachrichten von dem Umschwung der russischen Politik, von den Friedensverhandlungen, der Tilsiter Zusammenkunft — wie schmerzlich mußten sie das Seelenleben der unglücklichen Königin erschüttern! Es waren nicht die drohenden Gebietsverluste, die sie am meisten fürchtete, so sehr ihr Herz an den alten preußischen „Kernprovinzen", den Altmärkern und Magdeburgern, hing[1]): was ihr Inneres am tiefsten bewegte, war die Furcht, die unausgesprochen aus allen ihren Briefen heraus schaut, die Furcht, daß Napoleon die Monarchie Friedrich's des Großen zu einem Rheinbundstaate herabdrücken werde. Mochte die Hälfte der Provinzen verloren gehen, wenn der König nur das, was ihm blieb, nach eigenem Rechte, nicht als niederer Vasall Napoleon's, beherrschen und beglücken durfte (Nr. 9). Aufs Bitterste litt dabei ihr reizbarer Preußenstolz in der Seele ihres Gatten bei den Zusammenkünften mit Napoleon, die ihr schlimmer als eine Demüthigung, wie eine Entweihung und Entsittlichung erschienen. Und doch, als sie selbst nun die Aufforderung zur Reise nach Tilsit erhielt — ein Gedanke, der, wie wir jetzt sehen, sie schon beschäftigt hatte (Nr. 9) —, war ihr Entschluß im Augenblick gefaßt: sie war bereit, nach Tilsit zu fliegen, wenn sie hoffen durfte, für ihren Gemahl, ihre Kinder, ihr Land etwas Gutes zu erreichen. Hatte sie anfangs wenigstens eine Einladung von einem der beiden Kaiser erwartet, so mußte sie schließlich auch darüber hinweg sehen: gehorsam dem Willen ihres Gemahls, als stünde sie im Dienste des Königs und des Landes, ergeben in den Willen des Höchsten, in dessen Hand sie sich und ihr Schicksal immer fühlte, reiste sie am 4. Juli von Memel nach Picktupöhnen,

---

[1]) Vergl. den Brief Nr. 16 und die in der „Deutschen Rundschau", December 1900, veröffentlichten Briefe der Königin aus dem August 1807.

der schwersten Stunde ihres Lebens entgegen. Unterwegs empfing sie noch einen Brief des Königs (Nr. 22), der neue Maßlosigkeiten der napoleonischen Forderungen meldete. Damit schließt unser Briefwechsel.

Königin Luise — sie hat es selbst einmal gesagt, und jede neue Veröffentlichung bestätigt es — legte „ihr Herz und ihre Seele“ in ihre Briefe. Auch die hier mitgetheilten Schreiben spiegeln in voller Klarheit die Gefühle ihres Herzens, die Schwingungen ihrer Seele wider: sanfte Demuth und stürmischen Stolz, leise Hoffnung und wilde Verzweiflung, innigste Liebe und leidenschaftlichen Haß, vor Allem aber inmitten des Zusammenbruchs das unerschütterliche Gefühl der sittlichen Ueberlegenheit ihrer eigenen Welt über die Welt Napoleon's. In solcher Stimmung ging sie dahin, „wo sie nicht einmal begraben sein mochte“. Ihr rührender und hingebender Opfermuth wirft einen verklärenden Schimmer über Preußens dunkelste Tage.

## Nr. 1. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Szawl, le 21 juin 1807.
Also der längste Tag!

Après un voyage aussi long qu'ennuyeux[1], j'ai été rendu ici ce matin à 2 heures et demie. Le pays que j'ai parcouru est plus varié que je ne m'y étais attendu, des vallons, des prairies, des collines, des bouquets d'arbre de différentes espèces etc. le rendent moins monotone qu'on ne se l'imagine, mais les villages et surtout les soi-disantes villes offrent un aspect des plus dégoûtants, mais je n'ai que vous rappeler Chorzele avec ses Juifs, pour que vous puissiez aussitôt vous en faire le tableau. Szawl est tout à fait dans le même genre, avec la seule différence, que les maisons ne sont pas aussi entassées et que l'on y voit quelques-unes en briques, mais qui ressemblent plutôt à des ruines qu'à autre chose. L'Empereur [Alexandre] et moi nous dormons dans des maisons qui appartiennent au prince Souboff, fort sales, point meublées, et point entretenues. Cela fera un charmant séjour! L'Empereur est venu me voir peu après avoir quitté mon lit. Il vous sera facile de vous représenter l'agitation dans laquelle son âme se trouve après les tristes résultats que nous connaissons. On négocie un armistice dont la Memel formera la limite, en prenant ensuite sur le Bug. Les Français demandent en outre pour sûreté Pillau, Graudenz et Kolberg, ce qui n'a pu leur être accordé de la part des Russes. Le général Kalckreuth[2]) que l'on attend aujourd'hui dans la

---

[1]) Am 20. Juni früh verließ der König Memel und erreichte am 21. Szawl („ein ehemaliges Jagdschloß der Könige von Polen und jetzt dem Fürsten Platon von Suboff gehörig“: Ranke, Hardenberg, Bd. III, S. 452), wo er Kaiser Alexander traf.

[2]) Der preußische Feldmarschall A. F. von Kalckreuth, der Vertheidiger von Danzig, der über einen Waffenstillstand verhandeln sollte.

journée, après qu'il aura reçu ses instructions, suivra immédiatement le major Schöler, qui a dû le précéder aujourd'hui pour annoncer son arrivée [1]), comme précédemment déjà le major Scheping [2]) a dû le faire également avec le prince Labanow, qui a eu à traiter sur l'armistice, sur quoi Duroc a déjà été envoyé à Bennigsen [3]), et il paraît bien que l'on entrera à la suite de tout ceci dans des négociations plus suivies! Leurs résultats? — il faudra les attendre. Dès que l'affaire concernant l'armistice sera coulée à fond, l'Empereur a l'intention de se rendre avec moi à Tauroggen pour se rapprocher davantage du théâtre des négociations et pour — s'il le faut — aller voir l'ami de l'homme [Napoléon]. Quelle perspective séduisante! Je frémis en y pensant et pourtant je le vois clairement, et qui plus est, vous vous en rappellerez, je vous l'ai toujours dit qu'il faudra passer par là.

Il faut que je finisse; il est déjà 1 heure et 3/4 passés. L'Empereur dîne dans une tente pour éviter la saleté des appartements. Hardenberg [4]) est obligé d'expédier un Feldjäger pour Memel; j'en profite pour vous faire parvenir ces lignes. Adieu. F. G.

Les Gardes de Séménowsky, d'Ismaïlowsky et les gardes à cheval ont excessivement souffert [5]). Les deux premiers ne sont qu'à 600 hommes à peu près sous les armes. Celui de Séménowsky a eu 6 officiers tués et 22 blessés. Ismaïlowsky, je crois 23 en tout. Les deux cadets Ozarowsky sont, dit-on, tués. Mon encrier est eine Ober Tasse, so gut ist man hier mit allem versehen, et mon sablier un peu de terre d'un pot de fleurs.

## Nr. 2. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, ce 21 juin 1807.

Je vous écris, la tête bouleversée, mon cher ami, de toutes les nouvelles qui se disent ici. A peine étiez-vous parti que la nouvelle se débita ici que l'armistice est signé pour dix jours et que l'Empereur n'est pas à Szawl, mais près de Vilna [6]). Me voilà en mainte et mainte peine pour vous, pour le voyage désagréable et manqué par-dessus le marché que vous feriez; combien cela vous fâcherait. Enfin encore, pour me désoler, le bruit de l'armistice, qui dépeint, à ce qu'il me semble, l'état de l'armée

---

[1]) Der preußische Major Schöler sollte Napoleon die Bevollmächtigung Kalckreuth's zu Waffenstillstandsverhandlungen ankündigen.

[2]) Baron Fr. von Schöppingk, Adjutant Kaiser Alexander's. Fürst D. J. Lobanow, russischer General. Ueber die russisch-französischen Waffenstillstandsverhandlungen vergl. M. Lenz, Forschungen zur preußischen Geschichte, Bd. VI, S. 199 ff., und die von Schilder im 89. Bande des „Sbornik" veröffentlichten Actenstücke.

[3]) General Bennigsen, der Besiegte von Friedland.

[4]) Der bekannte preußische Minister, der gleichfalls in Szawl war.

[5]) In der Schlacht von Friedland.

[6]) Der russische Minister Budberg hatte in der That Wilna als Zusammenkunftsort vorgeschlagen.

russe. Quand vous pourrez, je vous supplie de me donner des nouvelles rassurantes, si cela n'est pas justement le cas, au moins pourtant la vérité.

Ma santé n'est pas fort bonne, maux de cœur et malaise affreux, et inquiète pour vous et la bonne cause. Enfin, je me flatte que Dieu nous tirera mieux de tout ceci que nous ne pensons. Marianne[1]) est à vos pieds, ainsi que les enfants, qui se portent bien, jusqu'à Frédérique[2]), qui a les rougeoles. Adieu, je vous embrasse en idée et suis pour la vie votre

Louise.

## Nr. 3. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, ce 22 juin 1807.

Votre lettre, mon cher ami, m'est tombée des mains de frayeur, elle contient des choses de nature à désespérer l'âme la plus forte et la mieux conditionnée, surtout quand on vous connaît à fond. Voilà donc à quoi nous sommes réduits après des pertes énormes de braves qui ont péri pour — rien, et par la faute de la bêtise, de l'incapacité et de la mauvaise volonté. Quelle condition pour la base d'un armistice, à quoi doit-on s'attendre pour la paix, s'ils sont déjà si insatiables pour un armistice? Et puis la vraisemblance de voir le monstre, non, ceci en est trop. Voir l'origine du mal! le fléau de la terre! tout ce qu'il y a d'infame et de méchant réuni dans une personne, avec laquelle il faut encore dissimuler et paraître gai et aimable!!! Est-ce que le Ciel ne finira donc jamais de nous punir. C'est dans ce moment où je sais bien gré au pauvre Empereur de m'avoir éloigné par délicatesse de lui et de vous, parce que au moins je ne serai pas dans le cas de voir le monstre; car son amour pour moi, je crois, ne le portera pas à passer les sables de la Nehrung pour me faire visite.

Dans ce moment, Obreskow[3]) me quitte; il vient de Tilsit et m'a dit à peu près ce que vous m'écrivez, avec la différence que vous ne me parlez des résolutions définitives pour les forteresses, et qu'il m'a dit qu'on les avait refusées net. Une chose qui m'a effrayée, est qu'il dit que le grand-duc Constantin[4]) s'est conduit avec beaucoup de bon sens. Du lieber Gott! Zastrow[5]) avec sa belle, le vieux Voss et la bande criarde sont embarqués. Depuis quatre jours, il ne bouge de la rade, parce que le vent est contraire; s'il voulait donc une fois être contraire aux volontés du méchant monstre! Je vous plains de vos logements; comment la crasse cadre-t-elle aux

[1]) Die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs.

[2]) Prinzessin Friederike, die Nichte der Königin, Tochter der Prinzessin Solms.

[3]) Alexander Wassiljewitsch Obreskow, russischer Generalleutnant.

[4]) Großfürst Constantin Pawlowitsch, Bruder Kaiser Alexander's, der zum Umschwung der russischen Politik wesentlich beigetragen hatte.

[5]) General F. W. v. Zastrow, 1807 zeitweise Minister des Auswärtigen, und v. Voß, Minister im Generaldirectorium, beide als Gegner Hardenberg's in Ungnade bei der Königin. Sie hatten sich eingeschifft, um Memel zu verlassen.

prétentions et aux richesses d'un favori d'une Impératrice?[1]) C'est un vilain monsieur, à mon avis, paré par les dehors, et intérieurement comme ses chambres. L'Empereur [Alexandre] me fait une peine que je ne puis dépeindre; toutes ses belles et bonnes intentions déçues, bouleversées par cet horrible Bennigsen! Ne le fera-t-il donc pas fusiller ou du moins démettre du commandement? C'est pourtant très fort!!! —

Adieu, je ne me porte pas trop bien, le vent froid me fait mal, et j'ai un peu de fièvre de fluxion. Le plaisir y contribue aussi sûrement beaucoup. J'espère que vous partirez bientôt pour Tauroggen, où vous serez mieux, à ce que je pense. Tout à vous. Louise.

Les raisonnements de Köckritz[2]) font mal au cœur; il est bien bête et en revient toujours là: das hätte Z. [Zastrow] auch gekonnt! Gott sei in den Schwachen mächtig!

## Nr. 4. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Szawl, le 22 juin 1807.

Ma lettre d'hier vous aura sans doute déjà tirée d'inquiétude au sujet de mon voyage que vous avez cru manqué d'après ce qui se débitait à Memel. Il me semble vous avoir dit également qu'un genre d'armistice existe tacitement entre les deux armées que la Memel sépare. Bonaparte demeure à Tilsit dans la même maison que l'Empereur habitait 4 ou 5 jours plus tôt[3]). Le grand-duc[4]) est le véhicule principal des négociations de l'armistice, et, à moins que Napoléon ne soit tout à fait intraitable, il n'y a aucun doute, selon la disposition des esprits qui entourent l'Empereur et selon ses propres dispositions, que l'on en parvienne incessamment à s'accommoder avec la France. Le comment? voilà le grand point des discussions; on s'en occupe sans cesse. Aujourd'hui, Hardenberg et Budberg ont remis leur opinion commune dans une conférence que nous venons d'avoir chez l'Empereur. On forme des plans gigantesques[5]) pour tâcher d'éviter le coup qui nous menace, et on se flatte qu'en cajolant Bonaparte sur différents points qu'il affectionne beaucoup, on parviendra à sauver plus facilement nos intérêts communs. Mais ce ne sont encore que des idées générales, dont on a cependant fait part au maréchal Kalckreuth pour qu'il puisse adroitement en faire usage afin d'apprendre à connaître les intentions bienveillantes de l'ami de l'homme, du Henri IV de nos jours. Dieu sait à quels résultats nous devons nous attendre. L'Angleterre gueuse et l'Autriche reste muette, aucune nouvelle encore des tentatives de Knesebeck et de son compagnon[6]). C'est insoutenable,

---

[1]) Subow, Günstling der Kaiserin Katharina II.

[2]) General K. L. v. Köckritz, Adjutant und Vertrauter des Königs.

[3]) Kaiser Alexander hatte am 14. Juni Tilsit verlassen, wo Napoleon am 18. eintraf.

[4]) Constantin; vergl. oben S. 34, Anm. 4.

[5]) Theilung der Türkei. Vergl. die Denkschriften bei Hardenberg, Bd. III, S. 458 ff.

[6]) Oberstleutnant v. Knesebeck war mit einem russischen Oberst im Mai 1807 zu Verhandlungen nach Wien entsandt.

et voilà ce qui dégoûte entièrement le parti russe. L'armée de Bennigsen est évaluée encore à 48000 hommes, voilà du moins ce que Chlebowsky[1]) m'écrit. Le corps de l'Estocq[2]), durant ses marches forcées, doit avoir souffert infiniment par la désertion, beaucoup des cantonistes s'étant retirés dans leurs foyers. C'est bien édifiant, n'est-ce pas? Nous nous traînons en attendant d'une bicoque polonaise à l'autre. L'Empereur part ce soir encore pour Tauroggen, moi je le suivrai demain pour nous rapprocher davantage de l'armée, du siège des négociations et — de l'entrevue, si Bonaparte la demande!

Combien de fois je pense au cher Memel! Je vous plains beaucoup de ce que vous vous sentiez si souvent incommodée. . . . J'ai vu aujourd'hui le fameux général Korsakow qui commandait en 1799 l'armée russe en Suisse défaite près de Zurich. Il commande l'armée de réserve disloquée dans l'intérieur du pays. Il n'a rien qui prévienne en sa faveur.

Adieu, mon ange, bien des remerciements encore pour votre lettre d'hier et pour vos tendres sollicitudes. F. G.

Sur les nouvelles politiques contenues ici, tacet, je vous prie.

Vous pouvez donc rester en toute tranquillité à Memel, ainsi que les enfants. Je me flatte que les rougeoles de la petite Frédérique ne seront pas de conséquence. Ci-joint une lettre, qui m'est parvenue pour vous, dans un paquet de dépêches.

## Nr. 5. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, ce 24 juin 1807.

Je vous rends un million de grâces, mon cher ami, de votre charmante exactitude à m'écrire et à me donner des nouvelles des choses telles qu'elles vont. Vous devez être sûr de ma discrétion, elle vous est connue pendant treize ans de suite. Je me flatte, j'espère: seul bien des malheureux. Peut-être que Napoléon a aussi besoin de la paix et qu'il se fera trouver billig; cependant ce n'est pas le mot. Cet homme ne connait point de justice, mais par fantaisie et caprice fera-t-il peut-être des choses auxquelles on ne s'attend pas. Si vous êtes obligé de voir l'Infernal, avec l'Empereur peut-être, encore croit-on que cela fera quelque bien; mais je vous avoue que je crois que plus on flatte sa vanité et plus il renforcera ses prétentions[3]). Je suis bien charmée qu'un des bivouacs polonais ait fini; on dit Tauroggen moins mauvais que votre infernal Szawl. Je voudrais que vous puissiez être des nôtres et surtout que vous trouviez goût à notre manière de vivre. Le midi on dîne très régulierement à 2 heures; le soir il y a du thé chez la Louise et Marianne[4]), et l'on joue à la bague, ce qui, pour des moments, égaie et fait oublier le malheur.

---

[1]) Chr. W. von Chlebowsky, preußischer General.

[2]) Das preußische Corps, das zuletzt Königsberg besetzt gehalten hatte.

[3]) Die Königin schrieb: il est renforcera de prétention.

[4]) Prinzessin Luise Radziwill; Marianne vergl. oben S. 34, Anm. 1.

Chez moi je n'en ai eu qu'un, et qui ne va pas en avant dans les soirées, comme chez les autres." Depuis deux jours je suis moins incommodée. . . .

Présentez mes hommages à l'Empereur. Je le plains beaucoup; ses bonnes volontés, ses excellentes intentions sont bien mal secondées, et il ne peut rien contre la quantité de malveillants à la tête desquels se trouve le grand-duc.

Frédérique n'a pas les rougeoles, elle a einen katarrhalischen Ausschlag, dont elle guérit fort vite et qui, sous peu, la mettra à même de sortir.

Il y a une quantité d'Anglais ici, beaucoup de Russes et d'étrangers en général; il y a des querelles pour les logements sans fin. Toute la marmaille est à vos pieds; la Voss me conjure de vous dire qu'elle vous adore, cela n'est pas aussi dangereux, als es lautet. Si cette commission vous venait de Courlande, ah! Sire, cela serait autre chose. Aimons, chantons, rions, buvons, enfin, vous savez que vous avez carte blanche, étant persuadée que vous êtes assuré, comme de l'existence de Dieu, que personne n'est votre amie comme moi, que personne ne prend une part aussi sincère et vraie à tout ce qui vous regarde, comme celle qui sera toujours votre fidèle Louise.

## Nr. 6. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

A Picktupöhnen près de Tilsit[1]), le 25 juin 1807.

Les événements du jour sont si extraordinaires et si féconds, que je ne sais pas trop comment je ferai pour vous les détailler. J'en ferai toutefois l'essai, mais je vous prie d'avance d'excuser le désordre qui régnera dans cet aperçu, comme je ne sais pas moi-même où donner de la tête.

Après avoir employé avant-hier 10 heures pour faire 16 miles dans cette infernale Pologne russe, j'arrivais enfin vers minuit à Tauroggen, où j'appris de la bouche même de l'Empereur que le fameux armistice[2]), qui doit déjà vous être connu à l'heure qu'il est, venait d'être ratifié par lui, et même de main propre, pour éviter les retards, le général de Budberg n'ayant été à temps sur les lieux. Dans cet armistice conclu par les Russes seuls, il est dit que l'on accordait également 4 à 5 jours pour les arrangements à faire avec la Prusse. N'est-ce pas aimable? Le général Kalckreuth s'est rendu dans la journée d'hier à Tilsit pour négocier l'armistice qui doit concerner nos troupes. Avant-hier à 10 heures du soir, la ratification russe fut remise à Bonaparte, et déjà à 1 heure de la nuit Duroc vint au quartier général du général Bennigsen en faire l'échange. Quel empressement! et cela de part et d'autre. Nul doute que le grand-duc ne joue un rôle fort prononcé et très équivoque dans toute cette affaire.

---

[1]) Der König schreibt meist „Tilse".
[2]) Wortlaut des Waffenstillstandes s. Schilder, Sbornik, Bd. 89, S. 29.

L'Empereur et moi arrivâmes ici hier après midi, après avoir été dîné à la hâte chez le grand-duc à Baubeln. Le désordre qui règne actuellement dans l'armée surpasse toute idée, il n'y a aucun genre de vexation et de désordre qui ne se commette, mais il n'y a rien en cela qui étonne, puisque l'armée et même les gardes n'ont pas mangé un morceau de pain depuis 3 jours, cela s'appelle donc autoriser tacitement le pillage et les excès. Ils vont si loin qu'hier durant toute la journée on n'a vu que lamentation d'un côté et lamentation de l'autre. Cette nuit on a pris 3 chevaux à M. Hardenberg, et Jagow et Klüx[1]) ont été assaillis dans leur chambre, on en voulut forcer la porte. Bennigsen en attendant a changé de langage et ne parle que de guerre. On ne sait plus que penser d'un personnage pareil. Il se trouve plus formidable que jamais, mais c'est lui seul qui se prononce comme cela. Duroc est arrivé hier vers le soir pour avoir une audience de l'Empereur, dans laquelle il l'a invité à une entrevue pour aujourd'hui. L'Empereur a accepté et s'est rendu aujourd'hui à midi vers le pont de Tilsit, qui est brûlé. Bonaparte avait fait construire au milieu de la rivière une espèce de radeau, surmonté d'un pavillon, où les deux Empereurs, (et pas votre très humble serviteur, qui aura cette jouissance demain!!!) se rendirent à la fois. J'ai assisté de loin à tout ceci pour apprendre un peu mon rôle. J'avais mis mon manteau russe, et me suis placé entre les officiers russes au bord de la rivière. Pendant ce temps, Kalckreuth me donna des nouvelles de sa négociation[2]), c'est-à-dire qu'elle n'avançait aucunement; qu'il rencontrait des difficultés sans nombre, et qu'entre autre N. ne voulait absolument pas se désister de la prise en possession des 3 forteresses, et qu'il insistait surtout sur l'éloignement de Hardenberg et de Rüchel du ministère, ne pouvant traiter avec des personnes à qui il ne pouvait de toute impossibilité accorder sa confiance, et dût-il faire encore 40 ans la guerre (!!!). J'en fis aussitôt avertir l'Empereur, avant d'entrer dans la chaloupe, par Jagow, afin qu'il réglât sa disposition de manière, comme il m'avait promis de se prononcer très ouvertement en ma faveur. J'ai donc vu de loin (voulût le Ciel que ce ne fût jamais de plus près) cet être qui ne semble exister que pour porter partout la désolation et la mort. Je ne puis vous exprimer l'effet que cette vue m'a causé. La conversation a duré deux heures entières, durant un temps détestable, mais je suis resté là pour en attendre l'issue. En attendant j'ai fait la connaissance du digne et vénérable Attaman Platow, j'ai vu des Baskirs et de véritables Kalmouks, qui sont plus laids encore que les Baskirs. Mais une autre fois de tous ces détails. L'Empereur, après son retour, mit aussitôt pied à terre chez moi pour me faire son rapport de tout ce qui s'y était passé. Il ne peut assez dire combien ce N. lui paraît extraordinaire, boutonné, froid, mais poli. Il a eu le bonheur, après un combat fort opiniâtre, d'obtenir que les 3 forteresses en question

---

[1]) Major F. L. v. Jagow, Adjutant des Königs: Major J. F. K. v. Klüx.
[2]) Ueber den preußischen Waffenstillstand nämlich.

ne fussent pas délivrées entre les mains des Français durant le temps de l'armistice. C'est un service bien essentiel qu'il nous a rendu par là. En général, tout ce qu'il pourra faire, lui, pour sa personne, en ma faveur, il le fera assurément, on ne saurait en douter. Les intentions sont toujours bonnes et généreuses, mais, mais — Il m'a invité de la part de Napoléon à une entrevue pareille à celle d'aujourd'hui. Figurez-vous ma situation. Elle doit avoir lieu demain, mais notre armistice n'est point conclu encore. Ensuite, devinez ce que nous allons faire, — nous irons nous établir tous les trois à Tilsit pour y terminer les négociations de la paix!!!! J'ai été plus mort que vif, en entendant prononcer cet arrêt. Quelle malheureuse et inconcevable idée! Tilsit doit être considéré comme neutre durant ce temps, et je crois que des troupes des trois armées l'occuperont à partie égale.

C'est un grand sacrifice que je vous ai porté de vous écrire une si longue lettre, n'étant revenu du dîner qu'à 6 heures. La tête me tourne, je n'en puis plus. N. a dit à K. [Kalckreuth] qu'il veut que je doive tout à lui seul, et que, si je voulais être un ami (c'est-à-dire un serviteur) de la France, qu'alors il pourrait bien vouloir me favoriser encore. A l'Empereur [Alexandre] il a dit: pourquoi la Prusse l'intéressait tant? Quel homme! Adieu! F. G.

Imaginez-vous mon embarras au sujet de Hardenberg, surtout dans le moment actuel. A-t-on jamais vu une exigeance pareille?

Mille remerciements pour vos deux dernières des 23 [?] et 24.

## Nr. 7. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, le 25 juin 1807.

Point de lettre, vous à Picktupöhnen, je ne puis me défaire de l'idée que nous sommes à la veille de grands événements. Je suis au désespoir dans votre âme, et dans un moment j'ai perdu tout espoir[1]).

Le 26.

Mes angoisses ne m'ont pas trompée, et vous avez vu le monstre, et une de vos plus cruelles heures a donc sonné. Mes larmes m'étouffent, je n'en peux plus. Cependant, j'ai une consolation, c'est qu'étant avec l'Empereur de Russie, la chose était moins désagréable que si vous aviez été seul, et, en général, le scandale est du moins partagé par une personne de poids et d'une honneur reconnue.

Mes nouvelles se datent de nouvelles de poste à poste, mais elles me paraissent trop étendues pour ne pas être vraies. Ce que je souffre dans votre âme ne se décrit pas, et je ne puis me faire une raison d'une chose qui, je crois, vous est la plus pénible de toutes, pour ainsi dire. J'ai

[1]) In dieser Stimmung schrieb Königin Luise den verzweifelten Hülferuf an Kaiser Alexander. Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelm's III. u. s. w., Nr. 462.

mal à la tête et suis très souffrante. Je vous quitte pour voir si j'ai la force de me promener, étant de cœur et d'âme votre fidèle et tendre

Louise.

## Nr. 8. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Picktupöhnen, le 26 juin 1807.

Je l'ai vu [Napoléon], j'ai parlé à ce monstre vomi par l'enfer, formé par Belzébuth pour être le fléau de la terre. Il m'est impossible de vous rendre la sensation que son premier aspect m'a causée, non, jamais encore e n'ai passé par une plus rude épreuve, toutes mes facultés se sont révoltées durant cette terrible entrevue. Il était cependant d'une politesse froide, mais nullement prévenant et sans avoir la moindre attention particulière. En général il ne me paraît pas du tout disposé favorablement pour nous autres. Cependant il n'est entré nullement en matière sur le sort futur qu'il nous destine, et il a évité de toucher cette corde. Notre armistice n'est pas arrangé encore. On m'en avait envoyé un la nuit passée, mais où il se trouvait comme exprès des ommissions si insidieuses, qu'il n'y avait pas du tout moyen de l'accepter[1]). Il a été renvoyé à Kalckreuth pour qu'il tâche d'arranger cette affaire dans les règles.

Tout ce qui s'est passé avec moi aujourd'hui me paraît comme un rêve. Ce qu'il y avait d'heureux, c'est que l'Empereur [Alexandre] m'a accompagné à cette entrevue, et que c'est lui principalement qui a fait les frais de la conversation. Nous avons été ensemble en calèche jusqu'au bord du fleuve, escortés d'un détachement des hussards du corps de chevaliers-gardes, des gardes du corps, et des hussards d'Olwiopol. Cette cavalerie s'est formée sur les bords de l'eau, et j'ai vu ensemble pour la première fois les chevaliers-gardes et les gardes du corps les uns à côté des autres. Cet aspect m'aurait charmé en toute autre occassion, mais en celle-ci!!! hélas! Vis-à-vis il y avait un escadron de la garde du diable formé en parade. Les trompettes rendirent mutuellement les honneurs. Les deux pavillons flottants étaient effectivement très joliment arrangés aujourd'hui et décorés avec des festons, les chiffres A. et N. au-dessus des portes et entourés de guirlandes, comme les radeaux étaient bordés d'arbres. L'entrevue finie, qui à-peu-près a duré aussi longtemps que celle d'hier, il me demanda qui j'avais mené avec moi. Là-dessus, je lui présentais le général l'Estocq, Kleist et Jagow. Imaginez-vous que cet animal a eu le manque de politesse de ne pas me présenter ni de me laisser présenter sa suite infernale. Aussi ne leur ai-je dit un mot. Duroc, Bertrand, l'abominable Murat, Berthier et le maréchal Bessières la formaient. J'ai voulu dire durant la conversation un mot en faveur de Hardenberg; imaginez-vous qu'il est dans une telle colère contre lui, principalement à ce qu'il prétend au sujet de la manière dont il doit avoir refusé sa porte

[1]) Vergl. Ranke, Hardenberg, Bd. III, S. 475.

à Laforest[1]), qu'il a dit entre mille autres choses plus fortes les unes que les autres, qu'il regardait H. comme un homme de qui il avait reçu un soufflet, par l'affront fait à lui dans la personne de son ministre; enfin il est allé si loin qu'il s'est dit lui-même vindicatif (quel propos de dire une chose semblable de soi-même) etc. etc. Il a beaucoup parlé aussi des torts de la Prusse vis-à-vis de la France; qu'il n'avait jamais conçu le moindre projet de lui faire la guerre; qu'au contraire, a-t-il dit en présence de l'Empereur, qu'il se l'était réservée pour faire avec elle la guerre à la Russie!!! Eh bien! Que dites-vous d'un être pareil? N'est-ce pas pour tomber à la renverse? Avant de s'embarquer pour retourner chacun de son côté, Napoléon a invité l'Empereur de dîner chez lui vers les 6 heures. Ceci ne vous réconcilierait-il pas avec cet aimable humain? Il ne m'a point fait l'honneur de m'inviter, et j'en suis extrêmement charmé. Lorsque Bonaparte mit pied à terre, pour se mettre à cheval, toute cette engeance française, qui se trouvait le long du quai, a crié ses „vive l'Empereur", comme elle faisait déjà hier. Les Russes ont crié là-dessus à leur tour hourra, et l'Empereur et moi retournèrent en calèche, où nous eûmes un spectacle différent du précédent, ce fut l'aspect de tous les régiments de cosaques, en parade, leur attaman à leur tête, les 2 régiments de Baskirs et celui des Kalmouks, tous les bonnets ôtés, et criant sans discontinuer hourra. Non, ces Baskirs, on ne s'en fait absolument aucune idée, ils ont absolument l'air d'être faits à plaisir, et pour figurer dans une masquerade, leur physionomie formant à celle seule le masque le plus parfait. Ils ont absolument la tournure chinoise, comme on en voit en estampe. Nous dînâmes encore chez l'Empereur, mais tout de suite après il se mit en chemin pour Tilsit et pour avaler le fameux dîner qui l'attendait. Il ne peut pas revenir non plus de l'homme avec lequel nous avons bien, bien, bien malheureusement à faire. L'estampe que Fritz[2]) a reçue je ne sais plus de qui lui ressemble infiniment, aussi avait-il le même costume. Sa tournure n'impose pas, et il a quelque chose de fort ignoble dans son maintien. L'Empereur de Russie est déjà allé s'établir à Tilsit. Le 1er bataillon des gardes de Préobrashenski a passé le fleuve pendant la conférence pour former la partie russe de la garnison de Tilsit. Je n'ai pu m'y établir encore, mon armistice n'étant pas réglé, et si même il l'est, je me propose de prendre ein Absteigequartier en ville, mais de rester à la campagne pour éviter autant que faire se peut tout contact avec cette infâme engeance, dignes serviteurs du nouveau Tercaléon[3]). Veuille le Ciel qu'il finisse comme celui-ci.

---

[1]) Laforest, von 1803—1806 französischer Gesandter in Berlin, den Hardenberg im Jahre 1805, nach dem Durchmarsch der Franzosen durch Ansbach, nicht empfangen wollte. Vergl. Hardenberg, Bd. II, S. 279, 296; Bd. III, S. 480. — Bailleu, Preußen und Frankreich, Bd. II, S. 426.

[2]) Kronprinz Friedrich Wilhelm.

[3]) Ich habe nicht ermitteln können, worauf sich diese Anspielung bezieht.

Adieu. il est tard et je m'en vais me coucher, cependant je n'expédierai pas ma lettre avant demain matin, pour vous dire si jusqu'alors l'armistice se trouvera en règle ou non, ce qui serait mauvais signe; je suis sûr qu'il est déjà furieux que j'ai osé faire des observations, et que je ne l'aie ratifié sur-le-champ. Adieu, plaignez mon sort qui me conduit si étrangement, et qui ne me fait éprouver que des contretemps et des événements aussi fâcheux que malheureux et désagréables en mon particulier. F. G.

Le 27 à 7 heures du matin.

Kalckreuth me mande dans ce moment que l'armistice serait réglé selon ma volonté, mais qu'il fallait toutefois ratifier celui qui avait été expédié. Voilà toujours l'ancien refrain. Volonté absolue d'un côté et obéissance absolue de l'autre.

Si nos troupes bivouaquaient à Schwarzort, dites aux garçons en mon nom qu'il doivent y aller pour s'en faire une idée. Procurez-moi en même temps, je vous prie, mais ne l'oubliez pas, la marche du régiment de Polotzk.

J'ai reçu votre lettre du 25. Dès que l'armistice sera conclu et si j'apprends des nouvelles intéressantes, je vous les communiquerai aussitôt.

Je vous prie, ne faites pas un usage imprudent avec le contenu de cette lettre, n'oubliez pas que nous sommes plus que jamais dans les griffes de l'oiseau Roc.

## Nr. 9. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.[1]).

Memel, ce 27 juin 1807.

Je reconnais sûrement toute l'étendue de votre amitié à m'écrire une lettre si détaillée dans un moment où la tête doit vous tourner de force. Je suis dans un état qui ne se décrit pas, et pour vous et pour la bonne cause et pour la conséquence du moment. Il y a dans votre lettre de quoi devenir folle: car l'empressement inconcevable de finir pour se voir, me passe, mais ce que je ne conçois pas et ce que je ne concevrais jamais, c'est le séjour de trois têtes couronnées à Tilsit, et je crois encore que c'est pour vous moquer de moi que vous m'écrivez cela. C'est de toute impossibilité. —

Mais une chose que je vous conjure de bien zu beherzigen, c'est de déployer toute l'énergie dont vous êtes susceptible, dans toute cette affaire et de ne rien céder sur aucun point qui détruirait votre indépendance. Le malheur doit du moins nous avoir donné la grande leçon, daß wir so haben entbehren lernen, daß uns solche Art von Aufopferung, le sacrifice de territoire ne doit rien nous être en comparaison du sacrifice de notre liberté. Que Napoléon vous ôte la moitié de ce que vous avez possédé, pourvu que vous gardiez ce qui vous sera accordé en pleine possession, avec le pouvoir de faire le bien, de rendre heureux les sujets que Dieu vous laissera, et de

[1]) Antwort auf Brief Nr. 6.

vous unir en politique là où l'honneur vous appelle et vos inclinations vous portent. Hardenberg ne doit pas être sacrifié, absolument pas, si vous ne voulez pas faire le premier pas à l'esclavage et vous attirer le mépris du monde entier. Vous avez deux moyens pour le conserver, qu'il ne faut pas négliger: le premier est l'Empereur Alexandre, qui, par conviction, par amitié pour vous, aura toute l'éloquence nécessaire pour persuader l'ennemi du bien; puis vous-même, mon cher ami, vous parlez très bien, quand une fois vous vous êtes préparé. A votre place, je lui dirais qu'il reconnaîtrait bien combien peu vous pouviez condescendre à sa demande, comme ce serait vous priver de votre meilleur serviteur; que ce serait comme si vous demandiez l'éloignement de Talleyrand, qui le servait bien, mais aussi duquel vous aviez à vous plaindre et duquel vous vous défiez; qu'ainsi il verrait lui-même que vous étiez absolument à deux de jeu. J'ose vous supplier pour une seconde fois de mettre toute l'énergie dont vous êtes capable, dans cette affaire. Je le répète: qu'est-ce que le sacrifice territorial en comparaison du sacrifice de la liberté d'esprit, d'action honnête, du pouvoir absolu, en un mot? Vous deviendriez méchant et mauvais avec Napoléon, la risée du monde . . .

Est-ce qu'on ne pense donc pas à une paix générale? Ne pense-t-on pas que c'est elle seule qui peut nous sauver tant que nous sommes? Ce n'est que dans l'union parfaite du Nord de l'Europe qu'on peut encore espérer échapper 1° à l'esclavage, 2° à être mangé et envahi de l'Hydre, l'un après l'autre. L'idée que vous avez si souvent énoncée pour le Nord de l'Allemagne, doit être maintenant suivie pour le Nord de l'Europe. Tous pour un, un pour tous; alle für einen, einer für alle. Je me défie beaucoup de ce séjour de Tilsit; vous et l'Empereur, qui êtes la probité même, avec l'astuce, le diable, Doktor Faust und sein Famulus[1], cela n'ira jamais, und keiner ist dieser Gewandtheit gewachsen. Tant pis und Gottlob!

Ma santé souffre beaucoup de ces inquiétudes, et quoique je voudrais toujours me cacher, s'il était possible, pour moi-même, tant je suis malheureuse et désolée, je vois du monde, parce qu'on le veut, le médecin le veut, et que malheureusement je ne souffre pas seule et que je dois penser à ce petit être que je porte sous mon cœur et qui a des droits à mes soins[2]. Je dois me distraire, mais le poignard est dans mon cœur, et jamais je ne suis sans le plus mortel chagrin. Hier, après avoir pleuré comme une malheureuse (et qui l'est plus que moi, quand je vous sais souffrant et dans un état indescriptible?), je me suis mise dans un bâteau avec Marianne, la Louise et Guillaume[3], nous nous sommes promenés sur la mer, mais j'ai encore rendu tripes et boyaux; je crois pourtant que c'était bon, car les nouvelles de la poste de cette infâme entrevue m'avaient

[1]) Napoleon und Talleyrand, vergl. unten Brief Nr. 18.

[2]) Geburt der Prinzessin Luise 1. Februar 1808.

[3]) Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, seine Gemahlin Marianne und Prinzessin Luise Radziwill.

tellement saisie que je me trouvais fort mal; une révolution violente qui m'a bien secouée, m'était salutaire.

Je vous conjure encore une fois, ne sacrifiez ni Hardenberg ni Rüchel, c'est le premier pas vers l'esclavage. L'Empereur sûrement vous aidera, je crois en son cœur comme au vôtre, capable de tout pour sauver son ami.

Tout le monde se porte bien ici. Zastrow toujours sur la rade; le jour de l'ouragan, ma chère frégate Adrastea[1], a eu la bonhomie de le sauver, car il était sur le point de faire naufrage; pour moi, je l'aurais volontiers gegönnt aux poissons. Le neveu Kalckreuth est celui qui a divulgué ici en premier que son oncle serait négociateur de paix, en disant que ce serait lui qui l'aiderait; si l'oncle le demandait, je vous prie de le lui refuser. Il s'est bien mal conduit envers vous et un des plus vifs et vils crieurs de Zastrow.

En vérité, mon cher ami, plus je lis et relis votre lettre, et plus je m'approche de la folie, je m'y perds tout-à-fait. Seulement de la fermeté, ne cédes pas Hardenberg, car si Haugwitz ou Zastrow revenaient, vous êtes un être flambé et esclave de la France et déshonoré.

Est-ce que S. M. Napoléon, pour rendre la fête complète à Tilsit, n'aurait pas l'attention de me faire inviter aussi pour être de l'intime liaison? Comme je l'aime tant, cela me serait fort agréable.

L'armistice de Bennigsen pour les Russes avec exclusion pour nous est une chose merveilleuse, mais elle appartient à son système, comme le pillage des pays qu'il autorise, est aussi systématique. Il hait la Prusse et veut la déstruire, autant qu'il sera dans son pouvoir. Restera-t-il donc à l'armée? L'Empereur ne le fera-t-il donc pas fusiller, ou ne lui fera-t-il au moins pas appliquer le knout pour les choses qu'il ose dire? Lui parler de guerre, de résistance formidable, tandis que l'armée est au diable par sa volonté, bêtise, inadvertance, mauvaise intention pour nous! Je pourrais le battre et cracher à la figure de son ami et défenseur, qui joue un rôle dans tout ceci qui ne se conçoit pas![2] Je parie avec vous que dans six mois ce défenseur de Bennigsen est à Paris, lié d'amitié avec l'ennemi du bien, car ils se ressemblent de caractère. La cruauté en est la base, la vivacité, l'impatience, la peur, Feigheit, la suite. Présentez mes tendres hommages à l'Empereur, dites-lui combien je comptais sur lui, sur ses bonnes intentions et sur la force de sa volonté.

Adieu, mon cher ami, je vous quitte pour me traîner quelque part. Comment nous reverrons-nous? Je crains, plus malheureux qu'en nous quittant; car je ne connais rien de plus affreux, rien de plus effrayant que d'être en amitié avec celui qui ne porte dans son sein que malheur, la désolation et la mort. Adieu, que Dieu de la miséricorde vous bénisse, vous accorde les bienfaits que je vous désire. Das Gebet stärke Dich, er verläßt die nicht, die ihn nicht verlassen. Nur Standhaftigkeit, keine Nachgiebigkeit, die

---

[1]) Eine englische Fregatte im Hafen von Memel.

[2]) Die Königin meint ohne Zweifel den Großfürsten Constantin.

Deiner Unabhängigkeit Nachtheil bringen könnte. Der Kaiser muß und wird Hardenberg unterstützen, so wie Du auch. Adieu, tausendmal adieu, Gott sei mit Dir, wie die Wünsche Deiner Freundin, die Dir gewiß sind! Luise.

Les enfants sont tous bien. Beyme[1]) a hurlé chez moi hier, il est désolé. Jagow et Klüx seront aux anges de ce qui est arrivé à leur porte, nun können sie recht schreien.

L'Empereur doit donc avoir reconnu Napo., comme il l'a vu. N'est-ce pas? Il me paraît que c'est un grand point de moins pour la paix. Quelle question, pourquoi l'Empereur aimait tant la Prusse[2]). Lui n'aime rien.

## Nr. 10. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.[3]).

Memel, ce 28 juin 1807.

Comme je vous ai écrit une si longue lettre hier, où je vous ai épanché mon cœur et ma manière de voir les choses, j'ai peu à vous dire aujourd'hui. Le temps est effroyable, froid, gris, pluvieux et surtout un tel ouragan qu'on ne s'en fait pas d'idée. Avec tous les maux d'esprit qu'on endure, il est cruel qu'on n'ait pas la ressource de la promenade. Man vergehet dann so manchen Gedanken. J'ai des maux de tête à voir tout double. Je n'ai jamais vu le port aussi beau qu'il est dans ce moment. D'abord la Dange est si remplie de vaisseaux qu'on ne voit que mât à mât, comme un bois, et encore la rade est couverte de bâtiments; par une raison simple, parce que tous les vaisseaux peuvent entrer, mais pas sortir, à cause des ouragans qui sont horribles. Il y a quantité de vaisseaux anglais, arrivés avec des ammunitions de tout genre, même, on dit, des fusils. Je n'en réponds pas, mais très fort pour les ammunitions, car j'ai vu les vaisseaux de transport qui sont singulièrement bâtis et qui sont marqués par lettres comme |*DE*| et |*EF*| en grands caractères, peintes à l'huile.

Quand je pense à vous, ce qui m'arrive souvent, comme vous pensez, l'état de votre âme, l'agitation de tout votre être, je ne puis me consoler, et à présent à Tilsit?!!! Non, c'est une chose qui me passe. Si cet empressement avait eu lieu de notre part (les Russes bien en humeur de guerroyer) vis-à-vis des Français, je voudrais voir le train qu'on ferait. Enfin le malheur nous fait faire de bien grandes Erfahrungen, und unsere Menschenkenntniß nimmt zu. Du moins je suis bien éclairée sur le sujet du grand-duc. Je suis bien curieuse de recevoir de vos lettres après l'entrevue. Gott im Himmel! Adieu, soyez bien ferme, ne cédez pas Hardenberg, au nom de Dieu et de votre liberté. Je suis votre tendre Louise.

La Voss est à vos pieds.

---

[1]) K. W. Beyme, der Geh. Kabinetsrath des Königs.

[2]) Die Frage Napoleon's, warum Alexander sich so für Preußen interessire, oben S. 39.

[3]) Vor Eingang des Briefes Nr. 8 geschrieben.

(Schluß folgt.)

# Herman Grimm.

Zum 6. Januar.

[Nachdruck untersagt.]

In der Sonntagsfrühe des 16. Juni 1901 entschlief in Berlin Herman Grimm. Dreiundsiebzig Jahre ist er alt geworden. Bis zuletzt waren seine Gedanken mit Plänen geistiger Art beschäftigt. Wiewohl er bei seinem hohen Alter das Ziel des irdischen Daseins ins Auge faßte, so arbeiteten doch seine Gedanken fort, als gäbe es kein Aufhören und kein Ende für sie. Was er sprach und schrieb, war frisch und ohne den geringsten Anflug von Müdigkeit. Nach langem Winter, der ihm den Ausgang in die freie Luft verbot, zog endlich der Frühling wieder ein. Mit neuem Entzücken blickte er vom Balcon seines Arbeitssaales in die grünen Kronen der Bäume, die aus dem Garten zu ihm empor reichten. Er fuhr wieder durch die ihm vertrauten Wege des Thiergartens, in die lauten Straßen der Stadt hinein und an die Stelle, wo Treitschke's Denkmal sich erheben soll. In seinem Landhause vor der Stadt war Alles darauf vorbereitet, ihn für die warmen Sommertage zu empfangen. Da kam es plötzlich über ihn wie bange Müdigkeit. Unerwartet schnell trat die letzte Stunde bei ihm ein. Und am 20. Juni wurde er neben Vater, Onkel und Bruder auf dem Matthäi-Kirchhofe bestattet.

Herman Grimm steht als ein öffentlicher deutscher Charakter da, der in dem Culturbilde unserer Tage nicht fehlen kann. Fünfzig Jahre ununterbrochener schriftstellerischer Arbeit hat er durchlebt, die letzten dreißig Jahre in Verbindung mit einem Lehramt an der Königlichen Universität von Berlin. Er begann als Schriftsteller, wirkte als Lehrer und Gelehrter, und hörte wieder als Schriftsteller auf. Seine Novellen, das Leben Michelangelo's, der Roman „Unüberwindliche Mächte“, sein Goethe, Raphael, Homer sind die Hauptstationen auf der Bahn seiner öffentlichen schriftstellerischen Thätigkeit.

Diese Zusammenstellung der Titel läßt bereits erkennen, was für Herman Grimm das Charakteristische war: große Männer, Vergangenheit und Gegenwart, Literatur und Kunst. Er ging nirgends von den Stoffen, sondern von der Form aus. Der ästhetische Werth bestimmte in seinen Augen den Rang eines Werkes der Kunst oder Literatur. Vom Aesthetischen her nahm er den Maßstab für seine historische Erkenntniß der Dinge. Darin stand er fast noch einzig da in seiner Gegenwart, Wenige ihm gleichend, Viele sich seiner Art

erfreuend oder auch ihr widerstrebend. In Allem, was er schrieb und construirte, war er eigenartig und immer ganz er selbst. Er nahm stets seine eigenen Wege.

Ein Mann von der Stellung Herman Grimm's muß trotzdem auch historisch begriffen werden. Er selbst hat Ernst Curtius dargestellt als den letzten Träger und Vollender einer schönheitstrunkenen Auffassung der antiken Welt, wie sie Otfried Müller, unvergeßlich im Andenken des Grimm'schen Hauses, einst gelehrt und vertreten hatte. Ebenso bildete sich auch Herman Grimm's Persönlichkeit innerhalb einer großen deutschen Geistestradition, ohne die er nicht denkbar wäre. Der Weg von Herman Grimm rückwärts führt durch die edelsten Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts hinauf bis zur classischen Zeit des deutschen Geisteslebens, die Goethe's Namen trägt. Zwei neue Ideen hatten zu Goethe's Jugendzeit die deutsche Cultur befruchtet: Winckelmann's Vermittlung der Antike und Herder's Eröffnung des Sinnes für das Nationale, Individuelle auch des deutschen Lebens. In Goethe flossen diese beiden Ideen zusammen. Von Goethe aus wirkten sie weiter fort, in das 19. Jahrhundert hinein: auch auf Herman Grimm.

Historische Arbeit verlangt Methode. Ohne sie ist kein Gelingen möglich. Am reinsten treten in der Philologie, der Centralstätte aller historischen Betrachtung, die möglichen Arbeitsmethoden in Erscheinung: und zwar die kritische, die in selbstverleugnender Arbeit das auf Grund der Ueberlieferung uns mögliche Wissen, nicht mehr und nicht weniger, festzustellen als ihre Pflicht erachtet, und die constructive Methode, die die Unvollkommenheit historischer Ueberlieferung aus der schöpferischen Kraft der Phantasie zu ergänzen sich berufen fühlt. Goethe war von aller Einseitigkeit zu weit entfernt, als daß er der einen Arbeitsmethode allein gefolgt wäre. Den reinlichen und bestechenden Ergebnissen der kritischen Methode gegenüber hat er sich unter Umständen nicht ablehnend verhalten. Aber er war ein Künstler und Poet, und darum kam er für seine Person niemals ohne die constructive Methode aus und wandte sich ihr, je älter er wurde, mit desto größerer Ausschließlichkeit wieder zu. So stand Goethe in der Oeffentlichkeit da, als sein Vorgang und Beispiel auf alle Zweige des höheren geistigen Lebens in Deutschland den maßgebenden Einfluß zu üben begann. Alsbald gewahren wir denn auch ein bewußtes und schärferes Auseinandertreten der wissenschaftlichen Arbeitsweisen. Nirgends aber fand zu Anfang des 19. Jahrhunderts Goethe's Art willigere Vertreter als in Heidelberg. Dies war doch wohl der Grund, weshalb er damals seinen Sohn August auf die Universität Heidelberg schickte. Von hier aus empfingen Jacob und Wilhelm Grimm, als literarische Anfänger, entscheidende Anregungen, die so wirksam ihr Schaffen beherrschten, daß sie, drei Jahrzehnte später nach Berlin verpflanzt, sich wie von selbst in eine Art innerer Verschiedenheit zu der bis dahin hier arbeitenden Methode gerückt sahen. Diese Dinge, von den Lebenden seiner Zeit deutlich empfunden, aber unter den lange befreundeten Männern ohne persönliche Folgen, beginnen aus den historischen Documenten, die bekannt werden, allmählich wieder vorzudringen.

In solchen umgebenden Verhältnissen wuchs Herman Grimm, als Wilhelm's ältester Sohn, heran. Am 6. Januar 1828 in Cassel geboren, kam er als Kind nach Göttingen, dann wieder nach Cassel und zuletzt nach Berlin. Vom Zustand des Elternhauses aus betrachtete er die Welt. Fortwährendes geistiges Arbeiten hielt er für die natürliche Lage, in der sich der Mensch befinden müsse. Sein Vater und Onkel entstammten noch einer in das thätige Leben mitten hineingestellt gewesenen Prediger- und Beamtenfamilie, und diese fortgesetzte Berührung mit dem Volke ist gewiß nicht ohne Bedeutung für die Neigung der Brüder zum Volksmäßigen geblieben. Herman Grimm aber hatte bei Vater und Onkel, die er verehrte, und bei den Freunden der Familie niemals etwas Anderes als geistige Arbeit in idealer Gesinnung vor Augen gehabt. Studiren, Schreiben, Druckenlassen hielt er für ebenso nothwendig wie das tägliche Brot. Seinem Onkel Jacob, erzählte er, sei nichts lieber gewesen als alle Tage frische Correctur. So empfand auch Herman Grimm. Niemals blieb eine Correctur, die einlief, auch nur einen Augenblick uneröffnet liegen, und mit emsigem Behagen nahm er die druckfrischen Bogen unter die bessernde Feder.

Wie früh entwickelt Herman Grimm's Fähigkeit, sich schriftlich auszudrücken, war, davon sind in den Nachlaßpapieren der Seinigen merkwürdige Zeugnisse vorhanden. Als zwölfjähriger Knabe schon schreibt er an seinen Vater Briefe, die voll sind von eigenthümlicher Auffassung der Dinge, von Grazie und Humor und durch ihre literarische Abrundung geradezu überraschen. Unter den Materialien zu den Kindermärchen und den deutschen Sagen liegt manches Blatt von seiner Knabenhand, das vom Vater für die späteren Auflagen verwendet worden ist. An dem Deutschen Wörterbuche, dessen Vorrede aus Jacob's Feder auch seinen Namen nennt, hat er mitgearbeitet; unter anderen Schriftstellern ist Hans Sachs von ihm ausgezogen worden. Oft hat er erzählt, wie er in jungen Jahren die damals einsamen Büchersäle der Königlichen Bibliothek in Berlin besuchte, um an Ort und Stelle entlegene Citate für Vater oder Onkel zu besorgen. Er kannte alle Schriften seines Vaters und Onkels genau und war in die Art der Entstehung und in die Absichten, die sie verfolgten, eingeweiht. Die beiden Brüder faßte er als eine Gesammtheit auf, unabhängig von dem einzelnen Werke. Für ihn zählten auch alle die Bücher mit, die sie, ungehemmt durch das Wörterbuch, geschrieben haben würden. Das, worauf ihre Lebensarbeit gerichtet war, sei eine Geschichte der deutschen Geistescultur gewesen, wie sie sich innerhalb der berufenen Menschheit nach eigenen Gesetzen entwickelt habe. Die Größe eines solchen Unternehmens wäre nicht allein durch die Ausführung, sondern auch durch das Fehlen jeder Vorarbeit bedingt gewesen.

Culturgeschichte war es nun auch, worauf Herman Grimm zuletzt hinauswollte. Darin war er seinem Vater und Onkel ähnlich. Dennoch aber trat er mit der eigenen Arbeit, die er leisten werde, nicht in ihre Bahn. Die Zeit, in die Jacob und Wilhelm's entscheidende Jahre fielen, hob mit Vorliebe die ältere Epoche des deutschen Lebens empor, in welche sich Jacob energisch versenkte und übermächtig den ursprünglich neueren Bewegungen mehr geneigten

Bruder mit hinein zog. Herman Grimm's Entwicklung war dagegen völlig frei. Weder auf der Schule noch auf der Universität nahmen die Seinigen einen ihm fühlbaren Einfluß auf den Gang seiner Studien. Er konnte in seinen eigenen Angelegenheiten thun und lassen, was er wollte. Keine Rücksicht, auf Vater oder Onkel etwa, hemmte ihn. Aus eigener Neigung wandte er sich den großen Erscheinungen des gesammten Phantasielebens der Menschheit zu, wie er sie durch Goethe und in Goethe kennen lernte. Darauf arbeitete er in jungen Jahren los, unbekümmert um die Frucht, die einst daraus erwachsen werde. Herman Grimm hat wissenschaftliche Untersuchungen im Einzelnen wie im Ganzen angestellt. Umfassende Collectaneen stehen heftweise in seinem Nachlasse da, und die Bücher, die er studirte, sind angefüllt mit Notizen und Bemerkungen. In vielen Zeitschriften, auch in einer eigenen, sind Recensionen, Einzeluntersuchungen oder sonstwie Forschungsergebnisse von ihm veröffentlicht.

Das Früheste jedoch, womit er vor das Publicum trat, waren Erzeugnisse poetischer Art: Novellen, Gedichte und später noch in dieser Richtung der Roman „Unüberwindliche Mächte.“ In diesen Arbeiten liegen aber schon die Keime zu den größeren Werken, auf denen Herman Grimm beruht, mit sicherem Wurfe ausgestreut. Seine Absicht war, in einer der Vornehmheit des classischen Stiles nachstrebenden Form die geistigen Probleme seiner Gegenwart dichterisch zu behandeln und die edelsten Erträge menschlicher Cultur so dem Publicum zuzuführen. Dramatische Gedichte von ihm gingen über die Bühne. Mehr und mehr aber rückte Goethe's Person in die ausschlaggebende Stelle bei ihm ein. Alles, was ihm lieb und nahe war, trug dazu bei. Die Goethe-Verehrung seines Vaters und Onkels beherrschte das Deutsche Wörterbuch. Als Herman Grimm seine Novellen und dramatischen Gedichte schrieb, erfuhr er die Theilnahme zweier Frauen Goethischer Zeit: der Frau Marianne von Willemer und der Frau Bettina von Arnim. Die Briefe der Frau von Willemer an ihn sind alle erfüllt von aufmunternder Kritik der Leistungen, mit denen ihr jugendlicher Freund hervorzutreten begann. Sie wollte ihm ihre gesammte Goethe-Habe zu späterer Verwendung in die Hände geben, ein Angebot, das er jedoch im Hinblick auf die von selbst sich einstellende Verantwortlichkeit den eigenen Familienpapieren gegenüber abzulehnen sich für verpflichtet hielt. So bildete sich sein Verhältniß zu Goethe aus persönlich Empfangenem und unablässiger Lectüre seiner Werke. In diesen war er völlig zu Hause. Er kam zu festen Anschauungen über sie, die ganz sein eigen waren. Die „Unüberwindlichen Mächte“ würden Dem, der sie auf Goethe hin ansähe, eine reiche Ausbeute liefern.

Nach dieser Vorbereitung ist es begreiflich, daß Herman Grimm, bald nachdem er in das akademische Lehramt eingetreten war, 1874, Vorlesungen über Goethe hielt. Sie waren ein Ereigniß damals. Mancher, der sie hörte, hat entzückt davon gesprochen. Junge Studenten und ergraute Männer saßen neben einander auf der Hörbank. Jede Vorlesung brachte in befreiender Einfachheit neue und eigenartige Aufschlüsse über Goethe's Leben und Werke. Schwierige Dinge wußte Herman Grimm mit einem Vergleiche oder unter

einem Bilde ebenso treffend wie entzückend abzuthun. Alle Zuhörer standen unter dem Eindrucke, daß das, was ihnen vorgetragen wurde, aus einer Totalauffassung Goethe's fließe, die vom Kleinen und Kleinsten unabhängig sei.

Diese Totalauffassung ist auch das Zeichen des gedruckten Buches über Goethe geworden, welches aus den Vorlesungen dann hervorging und noch, nach so vielen Auflagen, vom Publicum gefordert wird. Wilhelm Scherer las von Straßburg aus die Correcturbogen mit. Was Herman Grimm seiner Zeit an Vorarbeiten oder Material für sich benutzen konnte, war sehr gering oder auch seiner Auffassung Goethe's sich nicht fügend. Alsbald setzten die bis heute noch nicht abgeschlossenen Veröffentlichungen von Documenten zu Goethe's Leben und Werken ein, deren jede anscheinend eine Seite dieses unergründlichen Daseins neu hervorkehrte oder richtiger betrachtete. Herman Grimm's Goethe aber blieb fast unangerührt von alledem: wie eine Büste, eine Statue, der man nachträglich nichts nehmen oder geben kann. Immer ist von ihm betont worden, daß Jeder eigentlich sich eine Vorstellung von Goethe mit eigner Hand zu bilden habe. Wer die Fähigkeit dazu besitze, möge ein neues Bildniß Goethe's neben das seine stellen. Weil der Goethe Herman Grimm's auf persönlicher Kraft beruht, ist eigentlich an ein Veralten nicht zu denken.

Das Studium der Werke Goethe's faßte Herman Grimm im allerweitesten Umfange für sich auf. Wer Goethe kenne, pflegte er zu sagen, habe auch die ganze frühere Culturentwicklung der Menschheit inne. Zu dieser Anschauung hatte ihm das Eindringen in alle diejenigen Bildungselemente verholfen, auf denen Goethe's Dasein fußte. Aus dieser vielverzweigten Beschäftigung stammte Herman Grimm's Belesenheit nicht nur in der deutschen, sondern auch in der französischen, italienischen und englischen Literatur. Von Goethe entnahm er auch die Anregung zum Studium derjenigen Art der Menschheitsgeschichte, die in den Werken der bildenden Kunst ausgesprochen ist. Schinkel hat gesagt, daß Werke der Kunst die feinsten historischen Quellen seien. So empfand auch Herman Grimm. Sein Glaubenssatz wurde: Kunst und Literatur gehören zusammen.

Oft genug ist ausgesprochen worden, Herman Grimm sei ein Romantiker oder der letzte Romantiker gewesen. Es ist insofern richtig, als auch die sog. Romantiker Goethe'sche Ideen übernahmen, ausführten oder auch zurückzudrängen suchten. Sonst aber theilte Herman Grimm die Neigungen der Romantiker in wesentlichen Stücken nicht. Der älteren deutschen Literatur, auch in ihren Haupterscheinungen, vermochte er nicht denjenigen Grad ästhetischen Werthes beizumessen, den man nach dem Vorgange seines Vaters und Onkels vielleicht bei ihm vermuthet hätte. Nicht anders stand er zu der älteren deutschen Kunst. Sein Onkel Jacob, sein Vater und sein Onkel Louis, der Maler und Radirer, waren noch in Heidelberg andachtsvoll vor die altdeutschen Gemälde der Boisseree's hingetreten, und selbst Savigny meinte damals, daß Goethe's ganzes System von Kunst und Malerei einen Stoß erhalten werde. So kam es aber nicht. Herman Grimm wenigstens knüpfte wieder unmittelbar bei Goethe an. So herzlich Herman Grimm von Dürer und seiner Kunst zu sprechen wußte, es

bleibt doch für ihn zuletzt etwas Provinziales übrig, das, wenn es fehlte, in der Weltcultur keine Lücke lassen würde. Holbein's Kunst war ihm, wegen ihrer Mischung lieblicher und grauser Züge, niemals ganz sympathisch. Rembrandt stellte er der geistigen Potenz nach dicht neben Shakespeare, ohne von der malerischen Ausführung befriedigt zu sein. Kraft der Gedanken und Schönheit der Form, gebunden ineinander, fand er nur bei den Meistern der italienischen Renaissance wieder. Darin bekannte er sich mit Goethe eines Sinnes. Unter den neueren Künstlern gab er denen den Vorzug, die von den großen Florentinern gelernt hatten, und darum galt ihm Peter von Cornelius als der größte Maler des 19. Jahrhunderts. Cornelius ist daher auch sein erstes kunsthistorisches Werk, das „Leben Michelangelo's", gewidmet: 1860; der zweite Theil kam 1863 nach.

Es existirt ein Brief von Herman Grimm an seinen Vater aus dem Anfang der fünfziger Jahre. Darin schüttet er vor dem Vater sein Herz und seine Pläne aus. Auf ein äußeres Ziel hinzuarbeiten sei ihm nicht gegeben. Nur das, wozu ihn Lust und Neigung treibe, werde vielleicht unter seinen Händen einst gedeihen. Er empfinde aber jetzt, daß er fort nach Italien müsse, um in seiner Entwicklung vorzuschreiten. So sicher fühlte Herman Grimm für sich das Richtige. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Wie oft hat er nicht, noch ganz zuletzt, von seinen frühesten Erlebnissen in Italien gesprochen! 1857 und 1862 sah und sammelte er an Ort und Stelle ein, was er für sein „Leben Michelangelo's" gebrauchte.

Das Buch gibt auf den ersten Blick und für dauernde Beschäftigung mit ihm viel mehr, als der Titel kurz besagt. Athen und Florenz erscheinen vor unseren Augen als die ewig denkwürdigen Centralstätten der antiken und der florentinischen Kunst. Wie dort Homer, so tritt hier Dante an die Schwelle einer neuen künstlerischen Epoche der Weltcultur. Heinrich Brunn hatte für sich von der Antike aus das Verständniß der Florentiner aufgesucht; Herman Grimm legte, seiner Eigenart gemäß, denselben Weg wieder umgekehrt zurück. Wie die Blutsverwandten der griechischen Künstler erschienen ihm die Meister der italienischen Renaissance; diese wieder und ihre Werke als die Blüthe der geistigen Kraft der Stadt Florenz. Aus dieser Gedankenfolge ging der Aufbau des Buches mit innerer Nothwendigkeit hervor. Durch alle Wendungen der bürgerlichen und künstlerischen Geschichte der Stadt Florenz, in ihrem Zusammenhang mit Rom und Papst, mit Kaiser und Reich führt Herman Grimm den Leser zu der einsamen Höhe empor, wo Michelangelo steht und arbeitet und duldet, bis er uralt endlich sein Haupt zur Ruhe legt und nun sein Nachruhm neu beginnt, der keines Endes fähig scheint. Etwas von der Tragik des Genies, die Goethe auch erfahren mußte, die selbst dem greisen Jacob Grimm, als er zuletzt allein noch fortarbeitete, durch die Seele zuckte, verspüren wir in diesem „Leben Michelangelo's". Der Ernst der Weltgeschichte weht uns daraus an. Ein Zug von Traurigkeit pflegt arbeitenden Menschen eigen zu sein; er lag tief verborgen auch im Wesen Herman Grimm's. Daher sein Verlangen nach der Schönheit immer, die das Menschenherz erhebe.

Im „Leben Michelangelo's“ hatte er Raphael so viel Raum angewiesen, als ihm und seinen Werken neben Michelangelo gebühre. Seine Studien aber drängten darauf hin, ein eigenes „Leben Raphael's“ zu versuchen. Die Aufgabe gestaltete sich ganz anders. Biographisches Urmaterial, zu Michelangelo reichlich fließend, stand für Raphael nur kärglich zu Gebote. Handzeichnungen und Gemälde aber boten sich in Fülle dar. Herman Grimm war durch das Anschauen Raphael'scher Madonnen, deren Stiche er als Kind tagtäglich an den Wänden seiner Eltern vor Augen hatte, gleichsam in eine Verehrung Raphael's hinein gewachsen. Goethe's „Italienische Reise“ erschien ihm fast wie eine Reise nach Raphael und seinen ewig jungen Werken. Aber die Versuche, die er 1872 und wieder, in erweitertem Umfange, 1886 unternahm, ergaben ihm in seinem Sinne nicht ein Buch. Das Leben Raphael's, das entstand, setzte sich aus drei Theilen zusammen. Herman Grimm verfolgte nach einander Raphael's Ruhm durch vier Jahrhunderte, stellte zu Vasari's Vita in Urtext und Uebersetzung Alles zusammen, was Einspruch oder Bestätigung erbrachte, und betrachtete zuletzt Raphael in seinen Hauptwerken: jeder der drei Theile getrennt für sich. Noch einmal ging Herman Grimm an eine Neubearbeitung, und im letzten Jahre seines Lebens kehrte er wiederum zum „Leben Raphael's“ zurück. Jetzt, wo er endlich seinem Gefühle nach die rechte Form gefunden hatte, brach die Kraft; über den Anfang des zweiten Capitels ist er nicht hinaus gekommen. Weitere Blätter, die irgend publicirbar wären, enthält der Nachlaß nicht.

Die Parallele zwischen Dante und Homer ist schon früh bei Herman Grimm gegeben. Ohne Dante keine florentinische Kunst, ohne Homer keine antike Kunst. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts begannen Homer's Gedichte in der deutschen Literatur und Kunst eine neue Epoche ihrer Wirksamkeit. Voß und Graf Stolberg übersetzten sie, Goethe dichtete in ihrem Geiste. Goethe griff auch für die Aufgaben, die er jungen Künstlern stellte, wieder auf Homer zurück. Gerade aber auch in seiner Zeit setzte die kritisch-gelehrte Arbeit an Homer's Gedichten ein, die ihre Ausläufer bis in unsere Gegenwart entsandte. Kein geistig arbeitender Mann des 19. Jahrhunderts hätte sich der Stellungnahme zur damals aufgeworfenen homerischen Frage entziehen können. Herman Grimm wandte auch auf Homer das ästhetische Princip des Erkennens an, und die Gesänge erschienen ihm so als das allerhöchste Erzeugniß menschlicher Geistesarbeit. Seiner historischen Erfahrung nach stand hinter jedem großen Werke der Cultur eine Persönlichkeit, die es vollbrachte. Eine solche schöpferische Persönlichkeit suchte er auch hinter den homerischen Gedichten. Der romantischen Auffassung von der Entstehung der Natur- und Volkspoesie, daß sie als Ausdruck des gesammten Volkes gewissermaßen sich selbst gedichtet habe, vermochte er nicht beizutreten. Er glaubte an den Dichter Homer. In den homerischen Gedichten empfand er den einheitlichen Ausfluß des ästhetischen Willens einer großen, genialen Persönlichkeit.

Diese Gedanken hatte er lange Jahre still bei sich gehegt, als er endlich sich dazu entschloß, sie zuerst in der „Deutschen Rundschau“ und dann als Buch der Oeffentlichkeit vorzulegen. Ein Reichthum von Bildern und Vergleichungen, der Literatur, der Musik, den bildenden Künsten aller Zeiten ent-

nommen, ist gerade über dieses Buch ausgegossen. Die Aufgabe war häufig die, für Fragen, die sonst unanfaßbar schienen, aus den Gesetzen gleichgearteter Kunstgebilde eine mögliche oder wahrscheinliche Antwort zu finden. So baute Herman Grimm in seinem Sinne die Welt Homer's und die Charaktere der Dichtung wieder auf. Reichlich eingestreute Uebersetzungsproben zeigen, wie Homer sich in modernster Sprache darstellen würde. Der erste Band des Buches kam 1890, der zweite 1895 heraus: ein ästhetischer Commentar zur „Ilias". Und der „Abschied", den Herman Grimm von Bozen aus, wo er damals weilte, seinem Buche schrieb, klingt (am Schlusse des zweiten Bandes) wieder in die Sätze aus, die Goethe's Verhältniß zu Homer und seinen Dichtungen aussprechen.

Diese vier Hauptwerke, so glatt und einfach sie sich geben, gingen natürlich aus einer ungeheuren Menge auf Erforschung und Darstellung verwendeter Arbeit hervor. Herman Grimm arbeitete eigentlich ohne Unterlaß. Wenn die Hand ruhte, thaten meist die Gedanken um so energischer das Ihrige. Er hat noch zuletzt nicht umsonst von den Schlaf verscheuchenden Gedanken alter Leute gesprochen. Oftmals wurde ihm eine Unterhaltung zur befreienden Fortsetzung dieser stillen Gedankenarbeit. Sobald er mit seinen Sachen vor die Oeffentlichkeit trat, war es sein Bestreben, das Material als solches durch die Darstellung möglichst verschwinden zu lassen. Unermüdlich dachte und schrieb er um, bis er die einfache und schönste Form erreicht zu haben glaubte. In späteren Jahren verlegte er diese umgestaltende Thätigkeit mehr und mehr in die gedruckte Correctur, die er nur als bequeme Copie seiner ersten Niederschrift, nicht bereits als den zu schonenden Satz eines endgültig festgestellten Artikels betrachtete. Die Zahl der auf diese Weise entstandenen kleineren und kleinen Schriften ist Legion. Es gibt keine Aufstellung derselben. Wie ein dichter Schwarm begleiten sie die großen Werke, welchen sie sachlich zugehören. Vorreden zu den von ihm herausgegebenen Werken der Seinigen kommen noch hinzu. Ausgewählte Stücke faßte Herman Grimm von Zeit zu Zeit in eigenen Sammelbänden zusammen, die er Essays, Beiträge zur Culturgeschichte oder zuletzt Fragmente nannte. Der zweite und letzte Theil der Fragmente erschien zu Weihnachten 1901.

Diese kleineren Aufsätze durchlaufen alle Stufen schriftstellerischer Mittheilungsart, von der einfachen Buchanzeige bis zur Besprechung eines wissenschaftlichen Problems, eines Kunstwerkes, oder einer die Oeffentlichkeit beschäftigenden Tagesfrage. Ihnen verdankte Herman Grimm, oft genug der „Meister des deutschen Essays" genannt und mit Emerson, Carlyle und Anderen in eine Reihe eingestellt zu werden. Er nahm das hin, ohne Gewicht darauf zu legen. Er war empfänglich für den Widerhall, den seine Stimme hervorrief, und freute sich verständiger Zustimmung, wo er sie fand. Für Lob und Tadel aber, wenn sie unbedeutend oder gar in den Motiven unrein waren, hatte er nichts als vornehme Verachtung übrig. Willig hat er immer anerkannt, was er Emerson zumal schuldig sei; im Nachlasse sind die sichtbaren Zeugen seines einstigen Verkehrs mit diesem weisen Denker amerikanischer Rasse noch vorhanden, dessen Essays über Goethe und über Shakespeare er schon 1857

in deutscher Uebersetzung erscheinen ließ. In der Handhabung des Essays als literarischer Kunstform lag für ihn wenigstens nichts Unerhörtes oder gar Geheimnißvolles, das Anderen verschlossen sei. Nöthig war nur, den zur Frage stehenden Stoff völlig zu beherrschen, die Gedanken über ihn erschöpfend darzulegen, das Bekannte in anziehender Weise ruhig noch ein Mal zu sagen und über das Ganze reine Form, Einfachheit und Klarheit zu verbreiten. Scheinbar zufällige Anlässe nahm Herman Grimm gern zu Ausgangspunkten für Darlegungen, die weit vom Thema abführten. Er hatte immer seine bestimmten Absichten dabei. Ihm lag daran, gewisse Dinge, die ihn stark bewegten, unauffällig auszusprechen oder auch auf früher schon Gesagtes mit erhöhtem Nachdruck zurückzukommen. Kleinere Buchanzeigen gehen zuweilen diesen Gang. Es war ein Ausfluß der wogenden Gedankenmenge, die er immerfort bei sich beherbergte.

Wenn man die Einzelaufsätze zu den Hauptwerken in das rechte Verhältniß setzt, so gewinnt man erst eine Vorstellung von dem, was Herman Grimm als letztes Ziel erstrebte. Dann erscheint Alles, was er schrieb, als die kleinen oder großen Fragmente einer allgemeinen Culturgeschichte der historisch in Betracht kommenden Menschheit. Eine Idee des Ganzen, wie wenn das Werk fertig wäre, schwebte seinem Auge vor. In dem Gefühl, daß die ganze Aufgabe schließlich doch nicht zu bewältigen sei, nahm er Theile derselben in Arbeit, je nachdem sie seiner Stimmung entgegen kamen. Nicht Alles, was er ausgearbeitet hat, ist gedruckt worden. Eine Studie z. B. über die ägyptische Kunst wurde seiner Zeit aus äußerlichem Anlasse zurückgelegt. Dagegen hat er seine vor ein paar Jahren in der „Deutschen Rundschau“ schon angekündigten Gedanken über die Evangelien, obgleich ganze Partien fertig zu Papier gebracht sind, in letzter, einheitlicher Redaction nicht abgeschlossen. Christi Erscheinung und Wirksamkeit auf Erden hielt er für die größte und segensreichste Thatsache der ganzen Weltgeschichte. Ihn reizte gerade wieder, wie bei Homer, der Umstand, daß exactes Material nicht da sei, den Evangelien erfolgreich beizukommen. Man empfindet, ein wie unumgänglich nothwendiges Glied die Betrachtung der Evangelien im Aufbau seiner Menschheitsgeschichte gewesen wäre. Die Entstehung seiner einzelnen Aufsätze, selbst der größeren Werke, die in der Zeitabfolge etwas Zufälliges verräth, hat der inneren Bedeutung nach jedoch etwas durchaus Nothwendiges. Darin ruht es auch, daß alle Erzeugnisse seiner Hand wie aus einer Gesinnung geschrieben sind. Wer Herman Grimm kannte, weiß, wie ungemein empfindlich seine geistige Existenz für bedeutende Einflüsse von außen geartet war; wie er Feuer fangen konnte für neu ihm entgegen tretende Menschen, Leistungen und Pläne; wie er aber auch, wenn ausblieb, was er erwartete, ebenso rasch sich abwenden und sich zurückhalten konnte. Immer aber kehrten doch bei ihm solche äußerst individuell-persönlichen Erregungen in die Ruhe des sachlichen Urtheils, der Anerkennung oder der Ablehnung, zuletzt zurück. Darin findet sich die Erklärung dessen, daß in der Weite seiner gesammten Schriftstellerei die culturhistorische Beurtheilung der Menschen und Dinge wesentlich sich gleich bleibt und keinen Widersprüchen unterliegt. Dennoch fügen sich die Stücke nicht ohne Weiteres an einander.

Julian Schmidt hat zum Theil auch in Fragmenten gearbeitet, und der für ihn nach dem Tode eintretenden Hand ist es möglich gewesen, durch Zusammenstellung des Einzelnen ein Ganzes hervorzubringen. Bei Herman Grimm würde ein gleiches Verfahren nicht zum Ziele führen, weil die zu genaue Anpassung des Geschriebenen an die Bedürfnisse der jeweiligen Entstehungszeit eine systematische Zusammenschichtung immer wieder durchbrechen müßte.

Eine weitere Erwägung spricht noch dagegen. Je älter Herman Grimm wurde, desto mehr ging er darauf aus, die Vielheit der ihm historisch bekannten Thatsachen geistig zu bezwingen und von wenigen Gesichtspunkten aus zu beherrschen. Von der Möglichkeit des Gelingens war er völlig überzeugt. Er würde jetzt, wie er aussprach, seinen Goethe, seinen Michelangelo ganz anders geschrieben haben. Von dem Hauptwerke eines Mannes sei bei seiner Lebensbetrachtung auszugehen, alles Frühere und Spätere aber als untergeordnet anzugliedern und so rasch als möglich abzuthun. Für geschlossene Zeitläufte hätten allein die entscheidenden Männer, für ganze Perioden der Weltgeschichte die allergrößten Männer einzutreten. Auf diesem Wege kam er für sich zu einer energisch durchgreifenden Vereinfachung der historischen Berichterstattung. Einige seiner letzten Aufsätze sind in diesem Sinne gehalten. So vereinfacht würde er seine Culturgeschichte der Menschheit jetzt geschrieben haben. Niemand könnte aus seinen Fragmenten das Werk zu Stande bringen.

Herman Grimm hat bei der Eigenart seines Wesens sich natürlich nicht ohne Kämpfe durchgesetzt. Angriff und Abwehr spielen sehr scharf in sein literarisches Leben hinein. Er stand eigentlich immer für sich allein. Keiner Partei wollte er angehören, von keiner hatte er im Ernstfalle Zuzug zu erwarten, von keiner auch wäre es ihm lieb gewesen. Oft genug hat er die Vortheile und die Nachtheile einer solchen Stellung in Schrift und Unterhaltung gegen einander abgewogen. Er war sich über diese Dinge völlig klar. Aber es lebte eine unverwüstliche Scheu in ihm, sich auf bestimmte Erwartungen hin zu binden und sich zu Maßnahmen zu verpflichten, die die freie Regung und Bethätigung seines persönlichen Willens beeinträchtigen könnten. Diese Eigenschaft, aus der er Stärke zog, konnte Anderen gegenüber etwas Unbequemes, ja vielleicht Aufreizendes an sich haben, und Conflicte, wie sie eben das Leben des Mannes mit sich bringt, blieben dann nicht aus. Ueber geistige Dinge und Menschen sprach er seine Meinung unverhohlen aus, schriftlich weniger scharf als im mündlichen Gespräche, das jedoch wieder durch den dann in das Scherzhafte übergehenden Ton seiner Unterhaltung gemildert wurde. Niemals aber entschwand ihm darüber das Bedürfniß der Anerkennung wahrhaften Verdienstes, für das er oft gerade dann den allertreffendsten Ausdruck zu finden wußte. Besuchende, die bei ihm eintraten, empfing er mit liebenswürdiger Höflichkeit; es machte ihm Freude, ein Buch, ein Kunstblatt oder sonst eine Rarität, die er bei der Hand hatte, zum Abschied zu schenken. Ebenso freundlich und höflich trat er seinen Studenten entgegen. Er suchte sie mit dem Gefühl zu erfüllen, daß sie etwas zu bedeuten hätten. So war er selbst, was er nie vergaß, als junger Mann

von Alexander von Humboldt behandelt worden. Wenn er die Arbeit niederlegte, verlangte er nach anregender Geselligkeit. Er hatte ein Bedürfniß, immer frische Menschen bei sich zu sehen. Seine leicht und anmuthig geführte Unterhaltung war immer bedeutend und inhaltsvoll. Er liebte Theater, Musik und die stille Umgebung zu ihm sprechender Kunstwerke. Keine Spur von modernem Luxus war um ihn, überall nur das Gefühl ruhiger Gediegenheit. Auf einem runden Tische, in dessen Mitte am Tage eine Vase mit frischen Blumen, des Abends eine hohe, grünverhängte Lampe stand, waren die neuesten Erscheinungen der Literatur sternförmig immer aufgestapelt, die er frisch, wie sie eingingen, zu lesen und zum Gegenstande des Gespräches zu machen pflegte. Gern befand er sich auf Reisen. Mit gleichem Antheil gab er sich dem südlichen wie dem nördlichen Leben hin. Wo er weilte, später in den Bozener Bergen Tirols oder am Fuße der Wartburg, trat er mit der Natur, deren befreiende und stärkende Macht er wohlthätig an sich verspürte, in einen stillen Freundschaftsverkehr: seine Briefe von den Reisen sind alle erfüllt davon. Mit den sich häufenden Jahren des Alters wurde in dieser Art der Lebensführung eine natürliche Beschränkung nothwendig, um so mehr, als seine von Kindheit an sehr zarte Gesundheit ihn jetzt zu sorgsamerer Schonung seiner Kräfte zwang. Die Vorlesungen an der Universität mußte er zuletzt ganz einstellen. Ein Gang oder eine Fahrt durch den nahen Thiergarten, ein abendlicher Besuch bei alten Freunden, wo er interessante Menschen zu finden sicher war, ab und zu auch der Eintritt in ein Hôtel des Potsdamer Platzes, in dem sich meist gleichaltrige, ihm befreundete Herren des höheren Beamtenthums zusammenfanden, das war nach außen hin Alles, dessen er noch für sich bedurfte. Einladungen folgte er immer seltener. Den letzten Winter hat er seine Wohnung überhaupt nicht mehr verlassen. Bis zuletzt vereinigte er in seinem Hause meist jüngere Freunde zu regelmäßigen kleinen Tischgesellschaften, die Denen, die hinzu gezogen wurden, unvergeßlich bleiben werden.

In dem Frieden des Hauses entfaltete sich, ungesehen von den Augen der Welt, die reine Herzensgüte Herman Grimm's und die Treue Denen gegenüber, die er liebte. Von Mutter, Vater und Onkel sprach er, wie wenn sie im Stillen mit ihm fortlebten und um ihn wären. Achim und Bettina von Arnim's Tochter Gisela, die er als Kind zuerst in Göttingen gesehen hatte, war seine Frau gewesen. Zwölf Jahre sind verflossen, seitdem sie in Florenz entschlief und ihn allein zurückließ. Immer aber blieb sie seinen Gedanken nahe. Ihre Marmorbüste, stets mit frischen Blumen von seiner Hand geschmückt, stand in dem Zimmer, welches sie sich früher zu ihrer Arbeit eingerichtet hatte. Niemals durchschritt er dieses Zimmer zu seinem Arbeitssaal, ohne still die Blicke zu ihren edlen Zügen zu erheben. Seinem lieben Bruder und treuen Freunde Rudolph Grimm, der in demselben Jahre wie Gisela von ihm ging, hat er zu Dank und Erinnerung seinen Homer gewidmet; wie rührend klingt zu Versen Homer's, die er behandelt, der schlichte Zusatz in dem Buche: „Niemand, der Geschwister verloren hat, wird diese letzten beiden Verse lesen, ohne erschüttert zu sein.“ In die Schilderung Iphigeniens aber und

in die des Dichterlebens Conrad Ferdinand Meyer's ist dankbar eingeflossen, was seinen letzten Jahren ein Segen war.

Herman Grimm hatte im deutschen Leben eine weithin sichtbare Stellung inne. Seine Bücher wurden ins Italienische, Französische und Englische übersetzt. Namentlich in Nordamerika war sein Name populär. Die Zukunft der Deutschen auf dem ganzen Erdball, überhaupt der germanischen Rasse lag ihm am Herzen. Nicht ohne ein Gefühl nationalen Stolzes stellte er fest, daß von den fünf Dichtern, die er zuletzt als die mächtigsten Männer vor und nach Christus auszeichnete: David, Homer, Dante, Shakespeare und Goethe, zwei Germanen seien. Er glaubte an die Weltmission des deutschen Volkes, in dessen Dienst er auch seine Arbeit stellte. Er war ein Beförderer deutscher Humanität.

Nun, da er selbst aus diesem Leben fortgegangen ist, treten seine Werke in ein neues Stadium ihrer Fortwirkung ein. Die Zukunft wird über sie entscheiden. Sie wird festzustellen haben, welche Werthe dem deutschen Geistesleben durch Herman Grimm erhalten und gewonnen worden sind.

Reinhold Steig.

---

# Die Haft Silvio Pellico's.

Von
**M. Tangl.**



Mit Namen und Titel dieser Ueberschrift konnte man noch vor dreißig Jahren hoffen, etwas jedem Gebildeten und jedem Politiker Geläufiges zu nennen, heute dagegen dürfte sich die Kenntniß vom Gegenstand der nachfolgenden kleinen Untersuchung auf einen verhältnißmäßig engen Kreis beschränken. Es handelt sich um den italienischen Dichter Silvio Pellico (1789—1854), der seine Theilnahme an der nationalen Bewegung in der Lombardei mit anderthalbjähriger Untersuchungshaft und darauf mit mehr als achtjähriger, ungewöhnlich harter Strafhaft büßte. Die Leiden und Stimmungen dieses hinter Kerkermauern verbrachten Jahrzehnts (1820—1830) hat er in seinem Buche „Le mie prigioni“ geschildert, dem in der Weltliteratur ein nicht allzu oft erreichter Erfolg beschieden war. Die formvollendete Darstellung, die weiche, wehmüthige Grundstimmung, der verhaltene Schmerz, der sich nur selten zu offener, nie zu heftiger Klage erhebt, vereinte die Thränen aller mitleidigen Seelen Europa's in der Theilnahme für das harte Geschick des Dichters. Ungleich stärker aber als der literarische war der politische Erfolg des Werkes. Der geheimnißvolle Zauber seiner maßvollen Form machte das Buch in seiner Wirkung thatsächlich zu einem der aufreizendsten, die je geschrieben wurden. Es erlebte nicht nur im Italienischen ungezählte Auflagen, sondern ward auch in alle Culturſprachen übersetzt. Als wirksamstes literarisches Kampfmittel gegen die österreichische Herrschaft in Italien ward es zum Evangelium in den Händen der Streiter um die Einheit Italiens und ihrer Freunde in ganz Europa.

Heute, da die Wunden, welche der Kampf um Italien schlug, zu vernarben und die Leidenschaften, die er entfesselte, zu erkalten beginnen, verfällt auch der Dichter mit seinem Werk der Vergessenheit, er zieht sich vom lauten Markt der Oeffentlichkeit in den Kreis weniger Literatur- und Geschichtskundigen zurück. Gerade dies scheint mir der richtige Zeitpunkt, wieder an das Werk heranzutreten. Das Rüstzeug hierzu holte ich mir aus einem dem

Dichter denkbar feindlichsten Lager, aus den Acten der k. k. Polizei-Hofstelle, die jetzt im Archiv des Ministeriums des Innern in Wien verwahrt werden [1]). Und das Werk bestand — um das wesentliche Ergebniß gleich vornweg zu nehmen — die Prüfung überraschend gut; für den Verfasser ergibt sich das schöne Zeugniß seltener Wahrheitsliebe. Ueber eine bloße Nachprüfung hinaus gewähren die Acten aber auch Ergänzungen und zum Theil auch werthvolle neue Aufschlüsse.

Als Beitrag zur literarischen und politischen Geschichte jener Zeit bitten daher die folgenden Zeilen um freundliche Beachtung und Aufnahme.

Die tiefe Unzufriedenheit des auf dem Wiener Congreß übel behandelten Italiens trat in den Jahren 1820 und 1821 als nachhaltige, über die ganze Halbinsel sich verbreitende Gährung, in Piemont und Neapel als offene Empörung zu Tage. Gegenüber diesen Erscheinungen berieth sich die heilige Allianz auf den Fürstencongressen von Troppau und Laibach; als ihr Bevollmächtigter schritt Oesterreich ein und schlug beide Erhebungen mit leichter Mühe nieder.

Die Aufstände waren ein Werk der Geheimbündelei, von der das damalige Italien wie von einer Volkskrankheit befallen war. Die Bezeichnung Carbonarismus war nur ein Sammelnamen dafür, hergeleitet von der verbreitetsten und bekanntesten Sekte, neben der eine ganze Reihe anderer, verschiedenen, ja entgegengesetzten Zielen dienender bestand. Erscheinungen, wie sie 1814 das Heer Eugen Beauharnais' oder das neapolitanische Heer unter Murat und in der ersten Zeit der Bourbonen bot, wo einfach Alles vom Obercommandirenden bis hinab zum gemeinen Mann Politik auf eigene Faust trieb, was sich unter den Beamten der Civilverwaltung ebenso wiederholte, sind eine Farce auf jedes geordnete Staatswesen überhaupt; gegen solche Auswüchse mußte sich jede Verwaltung, gleichgültig ob absolute oder constitutionelle Monarchie oder Republik, stellen und sichern. Gegenüber der einseitigen Verherrlichung, welche der Carbonarismus, und der unbedingten Verurtheilung, die jeder Versuch einer Bekämpfung desselben lange Zeit erfuhr, ist es nöthig, sich dies gegenwärtig zu halten.

Mit dieser Bewegung bekam nun auch Oesterreich in seinen neuerworbenen italienischen Gebieten zu schaffen. Selten ist ein Länderbesitz von einem Staate auf Grund einer so unzulänglichen Kenntniß der Verhältnisse erstrebt worden, wie der Lombardo-Venetiens durch Oesterreich. Daß man die nationalen Forderungen der Italiener auf dem Wiener Congreß überhörte und sich über Kraft und Zähigkeit des nationalen Widerstandes vollständig hinwegtäuschte, wäre nicht der einzige noch ärgste Vorwurf. Den gleichen Erkenntnißmangel theilten mit Metternich noch andere leitende Staatsmänner jener Zeit, davon wußte vor Allem das deutsche Volk ein trauriges Lied zu singen. Viel schlimmer war es, daß man sich über die wirthschaftliche Lage Oberitaliens in heilloser Unkenntniß befand, indem man vom neuen Besitz geradezu die Rettung aus

[1]) Statt aller Einzelcitate bemerke ich gleich hier zusammenhängend, daß sich das auf Silvio Pellico bezügliche Material in folgenden Acten-Convoluten vereinigt findet: a. 1822 Nr. 157, a. 1823 Nr. 23, a. 1826 Nr. 141, a. 1827 Nr. 363, a. 1828 Nr. 206 und 3675, a. 1829 Nr. 37 und 1518, a. 1830 Nr. 90, a. 1833 Nr. 2445, a. 1835 Nr. 1074.

der finanziellen Bedrängniß erhoffte, in die Oesterreich seit den Zeiten Josefs II. gerathen war. Zwei Erscheinungen trüben das Bild der Regierung dieses Herrschers: die beginnende Schuldenwirthschaft großen Stils und die seit 1783 fest organisirte Polizeiherrschaft, die zunächst durch sieben Jahre im Sinne der Aufklärung wirkte, um dann die reichlich zehnfache Zeit um so nachdrücklicher der Reaktion zu dienen. Hatten die Einkünfte schon in den verhältnißmäßig ruhigen Jahren Josefs II. nicht gereicht, so gerieth der Staatshaushalt unter den Kosten, Schäden und Opfern der unaufhörlichen großen Kriege in traurige Zerrüttung; noch ehe die Stunde des Befreiungskampfes schlug, brach Oesterreichs Credit im Staatsbankerott des Jahres 1811 zusammen; noch an allen Folgen des großen Staatskraches leidend, trat es in die Verhandlungen des Wiener Congresses. Dagegen sollte der verlockende italische Besitz helfen, dessen Hülfsmittel man sich als unerschöpflich träumte. War man doch naiv genug, schon von der ersten militärischen Besetzung der päpstlichen Marken und Legationen im Jahre 1814 Ueberschüsse für die Staatskasse zu erwarten; der commandirende General schrieb um — Vorschüsse! Wie hier im Kleinen, folgte dort im Großen bald schwere Enttäuschung. Die österreichischen Soldaten rückten in ein an wirthschaftlicher und Menschenkraft bis zur Erschöpfung ausgesogenes Land, unter ein durch den unerträglichen Steuerdruck der französischen Herrschaft der Verzweiflung nahes Volk. Die grauenvolle Ermordung des Finanzministers Prina in Mailand im Jahre 1814, die aus dieser Stimmung entsprungen war, hätte ein leider nicht beachtetes noch verstandenes Warnungszeichen bilden können.

Italien ward von da an für den österreichischen Staatssäckel statt zu einer Hülfe zu einer dauernden Last, die man trotzdem eifersüchtig hütete. Im halbhundertjährigen, erfolglosen Ringen um die Festhaltung Lombardo-Venetiens verzehrten sich zahllose und zum Theil die besten Kräfte der deutschen Intelligenz, welche der Donaustaat auf anderen, lohnenderen Gebieten nur zu nöthig gehabt hätte. Es wird unter Anderem die Aufgabe einer künftigen genauen Erforschung dieser Verhältnisse sein, das Verhängniß klar zu legen, das die Erwerbung Oberitaliens für die Entwicklung des Deutschthums in Oesterreich bedeutete.

Die Verhältnisse lagen in Lombardo-Venetien von Anfang an für beide Theile äußerst schwierig, der Keim zur Unzufriedenheit war längst vorhanden; es fehlte nur, daß ihm ein bestimmtes Ziel gegeben wurde, und dies besorgte der Mailänder Geheimbund. Mit dem Carbonarismus des sicilischen Königreiches läßt sich der in der Lombardei allerdings kaum vergleichen; die Bewegung zählte hier zunächst nicht viel mehr Einzelanhänger als dort tausende; auf Massenwirkung konnte sie hier für den Augenblick nicht rechnen, dafür befleckte sie sich nicht durch die Heerfolge verlotterten Gesindels. Es war ein kleiner Kreis von Männern aus dem lombardischen Adel und den Gebildeten, die an geistiger, sittlicher und politischer Reife die Masse der Geheimbündler im übrigen Italien weit überragten. Sie schlossen sich zur Sekte der Federati zusammen, welche die Schaffung eines Königreiches Oberitalien (an Weiteres dachte man damals noch nicht) unter piemontesischer Führung anstrebte. Das

Haupt dieses Kreises war der glänzend begabte, ehrgeizige, als Charakter vielleicht nicht ganz zuverlässige Graf Federico Confalonieri, der ursprünglich sogar zu den Anhängern der österreichischen Partei gezählt hatte, dann aber ins piemontesisch-nationale Lager übergegangen war. Neben ihm ragten der reiche Graf Porro-Lambertenghi und der leidenschaftliche Maroncelli hervor. Daß die österreichische Regierung dieser Bewegung ernste Aufmerksamkeit zuwandte, kann ihr Niemand verargen. Daß sie sich zur Bekämpfung der politischen Umtriebe einzig und allein der Polizei bediente, durch Polizeidruck alles zu erreichen hoffte, war engherzig und ein verhängnißvoller Irrthum. Die Art aber, wie die Polizei ihres Amtes waltete, wie sie die Verdächtigen ausspähte, fing, aushorchte und schließlich in jahrelanger Haft nicht strafte, sondern planmäßig quälte, wird das Andenken an die österreichische Herrschaft in Oberitalien dauernd belasten.

Diesem Kreis gehörte auch Silvio Pellico an. 1789 zu Saluzzo in Piemont geboren, hatte er erst zwanzigjährig mit der Tragödie „Francesca da Rimini" seinen ersten nachhaltigen dichterischen Erfolg errungen, ein körperlich und seelisch zart gefügter, weichlicher Mann, dem zu wahrhaft schöpferischen Gedanken Kraft und Klarheit fehlten, welchen Mangel er aber durch Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindung und eine seltene Meisterschaft in der Behandlung der Sprache ersetzte. Zum Politiker und Verschwörer war dieser Mann gewiß nicht geschaffen; zum Kämpfer schlecht, zum Dulder glänzend veranlagt, konnte er nur in dem einen Fall gefährlich werden, wenn man ihn zum Märtyrer werden ließ; und diesen Weg fand mit seltenem Geschick die österreichische Regierung.

Es war gar nicht zu vermeiden gewesen, daß ein großer Theil der Beamten der napoleonischen Herrschaft beim Einmarsch der Oesterreicher ihrer Stellen verlustig gingen. Dieses Loos widerfuhr auch dem Lehrer der französischen Sprache am Mailänder Waiseninstitut, unserem Helden, da es mit dem amtlichen Betrieb des Französischen nunmehr aus war, und man sich nicht veranlaßt fand, anderweitig für Pellico zu sorgen. Wurde er durch diese Maßregelung in das Lager der Unzufriedenen gedrängt, so gerieth er dadurch, daß er sich seinen weiteren Lebensunterhalt als Sekretär des Grafen Porro-Lambertenghi suchte, in den Bund der Carbonari. 1818 begründete dieser Mailänder Kreis die Zeitung „Il Conciliatore", und Pellico ward ihr Redakteur. Das neue Blatt verfolgte zunächst eine rein literarische Richtung, behandelte später, mit zum Theil bereits stark politischem Anstrich, wirthschaftliche und Volksbildungsfragen, gerieth dabei bereits wiederholt in Zwiespalt mit der Polizei und wurde 1820 wegen eines Angriffes auf die h. Allianz unterdrückt. Es war die Zeit, da Oesterreich im Widerstreit gegen die allgemeine Gährung Italiens zu den ersten scharfen Maßregeln in seinem neuen Königreich griff. Im Frühjahr 1820 erschien die Kundmachung, die jegliche Theilnahme an Geheimbündelei als Hochverrath erklärte und damit zugleich jedem Carbonaro die Todesstrafe androhte. Unmittelbar darauf begannen in rascher Folge die Verhaftungen. Am 13. October 1820 ward auch Silvio Pellico, auf der Heimkehr von einer Reise nach Como, die er im Auftrag Porro-Lambertenghi's

unternommen hatte, in Mailand eingezogen. Es folgte eine lange Untersuchungshaft, bis zum 19. Februar 1821 im Polizeigefängniß S. Margherita in Mailand, von da an in den berüchtigten „Piombi“ Venedigs. Am 21. Februar 1822 ward Pellico des Hochverrathes schuldig gesprochen, zum Tode verurtheilt, aber auf Anrathen des Obersten Justizsenates zu Verona zu fünfzehnjährigem schweren Kerker begnadigt. Am 10. April 1822 nahmen ihn und eine Reihe seiner Schicksalsgenossen, darunter Maroncelli, die Kerkerzellen des Spielbergs bei Brünn auf, während Andere ihre Strafe im Laibacher Kastell verbüßten.

Die Proceßacten, von denen auch der Polizei-Hofstelle Abschriften und Auszüge mitgetheilt wurden, hatten den Gerichten zur Fällung der Schuldsprüche genügt, für Metternich und die leitenden Kreise aber eine schwere Enttäuschung gebracht. Das Bestehen eines Geheimbundes und die Theilnahme der Gefangenen an ihm standen fest, die Thaten und Verhandlungen desselben blieben aber nach wie vor in Dunkel gehüllt. Vor Allem aber war es nicht geglückt, die Verzweigung desselben nach dem Ausland und die Hintermänner, die man dort als seine Gönner und Förderer vermuthete, aufzudecken. Für die Justiz war der Proceß zu Ende, für die Politik begann er jetzt erst recht. Besonders hatte man dabei eine Persönlichkeit im Auge: den Prinzen Karl Albert von Savoyen-Carignan, der in Folge der Kinderlosigkeit Victor Emanuels I. und dessen Bruders Karl Felix zur Thronfolge in Piemont berufen, aber Metternich als Freund liberaler und nationaler Bestrebungen unbequem und der sardinischen Königin Maria Theresia verhaßt war. In der That schwebten einige Zeit hindurch Verhandlungen über die Aenderung der Thronfolge, um entweder den Schwiegersohn Victor Emanuels I., Franz von Modena, an die Stelle setzen, oder wenigstens das persönliche Erbrecht Karl Alberts zu Gunsten seines im zartesten Alter stehenden Söhnleins, des späteren Königs Victor Emanuel II., für verwirkt zu erklären. Im letzteren Falle schien die voraussichtliche Nothwendigkeit einer längeren vormundschaftlichen Regierung den Einfluß Oesterreichs in Piemont zu sichern. Hauptsächlich aber galt es, die Bedenken Kaiser Alexanders I. von Rußland gegen einen derartigen Eingriff in Piemont zu beseitigen; dazu bedurfte man des Nachweises, daß Karl Albert sich in Verhandlungen mit dem Mailänder Geheimbund eingelassen habe und dadurch selbst zum Verschwörer gegen Oesterreich geworden sei. Dies war der Ertrag, den man vom Carbonariproceß erhofft, aber bisher trotz aller Verhaftungen und Verhöre nicht erreicht hatte. Welch erstaunlicher Mittel man sich dabei bediente, darüber sind wir jetzt durch die Memoiren Federico Confalonieris eingehend unterrichtet[1]). Seine Verhaftung erfolgte erst ein Jahr nach der Pellico's, dann aber richtete sich auf ihn das hauptsächliche Interesse. An zwei Jahre dauerte sein und seiner Genossen Proceß, das Urtheil lautete auch hier auf Todesstrafe, und nur mit Mühe entschloß sich der über Confalonieri persönlich erbitterte Kaiser Franz, von

[1]) Federico Confalonieri. Memorie e lettere, publicate per cura di Gabrio Casati. Zwei Bände. Milano 1889. Das Wesentliche Bd. I, S. 153 ff.

seinem Begnadigungsrechte Gebrauch zu machen. Unter strengsten Vorsichtsmaßregeln vollzieht sich im Februar 1824 die Ablieferung des Verurtheilten nach dem Spielberg, der, ohne Wien überhaupt zu berühren, auf dem Wege über Krems erreicht werden soll. Eben soll Confalonieri, der körperlich völlig heruntergekommen und schwerer Krankheit verfallen ist, Judenburg in Steiermark verlassen, da übernimmt ihn ein neuer Polizeikommissär, um ihn entgegen den früheren Bestimmungen nach Wien zu bringen. Die Reise dorthin wird bereits unter viel milderen Formen fortgesetzt, die Nachtherberge findet er nicht mehr in Arresten, sondern in guten Gasthöfen. In Wien bringt man ihn nach dem alten Polizeigebäude, aber nicht in eine Zelle, sondern in ein vornehm ausgestattetes Zimmer; die Fürsorge eines der ersten Aerzte Wiens, gute Pflege, reichliche Mahlzeiten sollen seinem körperlichen Befinden aufhelfen; er fühlt sich in die Art seiner Lebensführung in den Tagen der Freiheit zurückversetzt, und nur die Kette, die bei jeder Bewegung seiner Glieder klirrt, mahnt ihn an sein Loos. Um die achte Abendstunde des zweiten März wird Besuch gemeldet, die Thüre öffnet sich, und herein tritt — der Staatskanzler Fürst Metternich! Und nun entspinnt sich in den gewähltesten Formen, von Edelmann zu Edelmann, ein fesselndes politisches Gespräch. Metternich legt zunächst ganz allgemein das vollkommen Aussichtslose aller revolutionären, aller liberalen Bestrebungen dar, er bedauert, einen Mann wie Confalonieri in solcher Lage sich gegenüber zu finden, er mahnt ihn, sich für eine verlorene Sache nicht noch weiter zu opfern, als er es bisher schon gethan; noch halte er sein Geschick voll in eigener Hand, noch könne er es mit einem Schlage ändern; der Kaiser selbst, in dessen Auftrage Metternich vor ihm stehe (ursprünglich hatte man ja sogar an eine Vorführung Confalonieri's vor den Kaiser gedacht!), wünsche aus Confalonieri's Mund die ganze und volle Wahrheit zu hören, denn die Gerichte habe dieser bei den Verhören doch nur zum Besten gehalten. Metternich geht endlich auf das Hauptziel seines Angriffes los, er fragt nach den Beziehungen Confalonieri's zum Prinzen von Carignan. Confalonieri's Antworten sind unergiebig, nach dem letzten Punkte hin einfach ablehnend; er bestreitet, außer gelegentlichem Höflichkeitsaustausch in irgendwelchen Beziehungen zu Karl Albert gestanden zu haben. Da zieht Metternich, wie zufällig, die Uhr, bemerkt mit Bestürzung, daß es bereits elf Uhr geworden war, entschuldigt sich, daß er noch auf einem Ball erwartet werde und verläßt Confalonieri mit der gleichen weltmännischen Höflichkeit, mit der er gekommen war. Am nächsten Morgen ist das Märchen der letzten Tage verschwunden, und am fünften März schließen sich die Pforten des Spielbergs auf zwölf Jahre hinter Confalonieri[1]).

---

[1]) Selbstverständlich dürfen wir nicht vergessen, daß wir es hier mit einer zwar sehr eingehenden, aber auch einseitigen Darstellung zu thun haben. Eine Nachprüfung der Memoiren Confalonieri's an der Hand der Acten wäre von hohem Interesse. Ich kenne von den gewiß interessanten Wiener Confalonieri-Actenstücken nur eins, und selbst das gibt bereits eine wesentliche und, wie mich dünkt, zutreffende Ergänzung. Die Mailänder Polizeidirection hatte nach Wien über gelegentliche Aeußerungen Confalonieri's berichtet, daß er, wenn überhaupt, nur einer ganz anderen Persönlichkeit gegenüber sich offen aussprechen würde. Metternich's Schritt verliert

Ganz ähnliche Gesichtspunkte waren auch den anderen Carbonari gegenüber maßgebend. Die bei dem Proceß selbst gemachten Aussagen schienen durchaus lückenhaft und unbefriedigend. Gerade Pellico hatte bei den ersten Verhören mit Rücksicht auf seinen Brodherrn und Gönner, den Grafen Porro-Lambertenghi, hartnäckiges Stillschweigen beobachtet und konnte erst in Venedig zu einem größeren Geständniß gebracht werden, nachdem ihm der in österreichischen Juristenkreisen hochgeschätzte, bei den Italienern verhaßte Untersuchungsrichter Salvotti durch Ehrenwort versichert hatte, daß sich Porro in Sicherheit befinde. (Er war rechtzeitig aus Mailand geflohen.) Wenn auch zu Pellico und seinen Gefährten kein Metternich herabstieg, so sollte doch auch bei ihnen die eigentliche Ausforschung erst beginnen, und dieser Umstand, die Verquickung der Strafhaft mit den Zwecken der Untersuchungshaft, hat ihrem Loos das charakteristische Gepräge aufgedrückt und besonders in den ersten Jahren jene furchtbare Behandlung veranlaßt, die Pellico durchaus wahrheitsgetreu schildert.

Durch Erlässe vom 22. und 31. Januar und 28. März 1822 wies der Präsident der Polizei-Hofstelle in Wien, der gefürchtete Graf Sedlnitzky, den Gouverneur von Mähren und Schlesien, Grafen von Mittrowsky, an, durch „möglichst abgesonderte Arreste" und „durch alle mögliche polizeiliche Industrie" alles aufzubieten, um von den Sträflingen weitere Angaben und eine möglichst klare Darlegung der ganzen Carbonari-Bewegung zu erlangen. Mittrowsky suchte seinen Zweck auf folgende Weise zu erreichen: Zunächst sollten die Gefangenen bei dem Ausgange in die freie Luft von den begleitenden Wachorganen gesprächsweise ausgeholt werden. Ferner wollte man „sie im Anfang durch längere Zeit die ganze Strenge fühlen lassen, was auch rücksichtlich der Liegerstatt, der Eisen, Kleidung, schweren Kost und abgesonderten Verhaftung geschah"; dabei aber sollte man durchblicken lassen, „daß man von dieser Strenge wohl etwas nachsehen würde, wenn sie bereitwillig wären, weitere Eröffnungen zu machen." Das erstere Mittel versagte in Folge der Schwierigkeit sprachlicher Verständigung und des allzu verschiedenen Bildungsgrades der Gefangenen und ihrer Wächter vollständig. Aber auch sonst blieb der Erfolg fast gänzlich aus. Die knappen Eröffnungen, welche die Einen in Form eines Memorandums zu Papier brachten, oder Andere, wie Pellico, zu Protokoll diktirten, boten kaum irgendwelche neue Anhaltspunkte. Dagegen stellten sich in Folge der harten Haft, besonders aber wegen der schweren, ungewohnten Kost fast bei allen Gefangenen Krankheiten ein, die eine mildere Behandlung und die Verabreichung von Krankenkost nöthig machten. Mittrowsky's Bericht gesteht selbst zu, daß die „gewöhnliche Hauskost von Hülsenfrüchten auf sie krankmachend einwirken muß und daß, wie der Arzt behauptet, keiner von ihnen den Zeitpunkt der ihm bestimmten Strafdauer überleben könnte."

Pellico's zarter Körper litt unter diesen Verhältnissen ganz besonders. Der zusammenfassende ärztliche Bericht vom 29. Februar 1824 stellt fest, daß

durch dieses Bindeglied einen Theil seiner Abenteuerlichkeit, da er daraufhin auf ein bereitwilliges Eingehen von Seite des Gefangenen rechnen konnte, das in einem politischen Gespräch zu enthüllen, was er im criminalistischen Verhör zu sagen sich wehrte.

er eine schwere Gehirnentzündung überstanden habe, und daß es mit der Erholung recht langsam vorwärts gehe, da er an häufig wiederkehrenden Kopfschmerzen und anhaltendem Husten leide, in Folge dessen entkräftet sei und schlecht aussehe.

Dem Brünner Polizeidirector Muth ward die weder leichte noch angenehme Aufgabe übertragen, Charakterschilderungen der einzelnen Gefangenen zu entwerfen, der er sich mit mehr Pflichteifer als Geschick und Menschenkenntniß entledigt zu haben scheint. Die über Pellico lautet: „Pellico erscheint als ein feiner, gewandter, schlauer, abgeschliffener Weltmann, der noch gegenwärtig seine Vorliebe für ultraliberale Ideen nicht abgelegt haben dürfte; obschon in vielen Beziehungen von Munari sehr verschieden, dürfte doch zwischen beiden hinsichtlich der Fähigkeit, andere für die eigenen Ideen zu bearbeiten und das Innere anderer Personen zu erforschen, eine große Aehnlichkeit obwalten, welche auch durch das Benehmen beider, sich der Individualität ihrer Umgebungen in allen Formen anzuschmiegen, bemerkbar wird."

Gleich Pellico's „Le mie prigioni" sind auch die Acten selbst über die nächsten Jahre der Strafzeit weniger gesprächig. Wohl liegen die Berichte des Polizeidirectors Muth über jene monatlichen Visitationen vor, deren Pellico und mehr noch Maroncelli mit Erbitterung gedenken; allein sie sind ganz schablonenhaft abgefaßt: „Es wurde alles in Ordnung gefunden, die Gefangenen wurden mit ihren Arbeiten beschäftigt angetroffen (sie wurden zum Strümpfestricken verwendet!), die Kost wurde geprüft und qualitativ entsprechend und quantitativ hinreichend befunden" u. dgl. Nur in zwei Berichten vom 7. Januar und 10. April 1827 äußert sich der Polizeidirector tadelnd über die Kost, besonders die ungenießbare Suppe, und deckt verschiedene Mißbräuche auf, die sich hier eingeschlichen hatten. Auch in diesem Punkt erhalten Pellico's Angaben demnach eine Beglaubigung. Ueber die Spielberg-Sträflinge mußte jedes Vorkommniß, vom größten bis zum kleinsten, direct an den Kaiser berichtet werden. Als Maroncelli an einem Fußübel erkrankte, und der Arzt in der Amputation des Beines das einzige Mittel zur Rettung sah, mußte bei den damaligen Verkehrsverhältnissen, trotzdem Stunden über das Leben des Kranken entscheiden konnten, erst die allerhöchste Bewilligung zur Vornahme der Operation eingeholt werden. Auch über die Gefängnißkost verfügte Kaiser Franz selbst am 23. Juni 1827, daß der Traiteur zur Verabreichung einer gesunden und genießbaren Kost verhalten werden solle.

Pellico's Loos erhielt 1823 die erste, immerhin bedeutende Erleichterung dadurch, daß er Maroncelli zum Zellengenossen bekam, 1827 ward er der Ketten, die er durch mehr als fünf Jahre getragen hatte, entledigt.

Als Pellico's Strafzeit ihrer Hälfte nahte, wurde von Seite seiner Angehörigen ein Versuch zu seiner Begnadigung gemacht und hierzu die Vermittlung des Sardinischen Gesandten in Wien, Conte Pralormo, angerufen. Sie hielten sich dazu insofern berechtigt, als Pellico in einem Briefe, den er am 20. März 1822, also unmittelbar vor dem Transport nach dem Spielberg, an seinen Vater schrieb, die Mittheilung machte, der Polizei-Obercommissär

von Engelbert habe ihn mit dem Hinweis getröstet, daß bei seiner Haft der Tag nur zu zwölf Stunden, also die Strafzeit nur halb gerechnet werden würde, eine Anschauung, die Pellico auch in „Le mie prigioni“ wiederholt. Dieses Einschreiten hatte zunächst allerdings nicht den gewünschten Erfolg, sondern gab lediglich zu langen Erhebungen über die Richtigkeit von Pellico's Aeußerung Anlaß. Pellico, mit dem am 8. Mai 1828 darüber ein Protokoll aufgenommen wurde, hielt seine Angaben vollinhaltlich aufrecht. Nun kam Engelbert an die Reihe, der aber die betreffende Ansicht in Pellico nicht hervorgerufen, sondern bereits vorgefunden haben wollte, und sich für die Urheberschaft auf den inzwischen zum Hofrath vorgerückten Salvotti berief. Dieser aber lehnte jede Kenntniß vom Briefe Pellico's mit dem Hinweis darauf ab, daß derselbe die Visirung Engelberts trug. Alle gestanden zu, daß Pellico die tröstende Ueberzeugung von der nur halben Dauer seiner Haft gehabt und geäußert hatte, aber Niemand wollte ihr Urheber sein. Die Sache endete mit einer Rüge für Engelbert.

Erst der Beginn des Jahres 1829 brachte eine für Pellico günstige Wendung, indem der Kaiser in einem Handschreiben an den Grafen Sedlnitzky vom 19. Januar von den beiden Seelsorgern und Beichtvätern auf dem Spielberg, Wrba und Ziak, Berichte über die italienischen Sträflinge abforderte[1]). Wir besitzen solche von Wrba vom 6. Februar 1829, und zwei von Ziak vom 7. Februar 1829 und 10. März 1830. Diese lauteten über Pellico durchaus günstig; besonders Ziak's letztgenannter Bericht betonte Pellico's ganz veränderte Gesinnung, tiefe Reue und vollständige Besserung und bat schließlich um Begnadigung. Diese erfolgte denn auch durch kaiserliche Entschließung vom 26. Juli 1830 und wurde den drei von ihr Begünstigten, Pellico, Maroncelli und Tonelli, am 1. August bekannt gemacht. Am 6. August erfolgte die Abreise vom Spielberg. Die Escortirung bis an die österreichische Grenze ward dem Polizei-Oberkommissär v. Noe übertragen, der sich in gleicher Thätigkeit bereits öfter bewährt hatte, und dessen Pellico in seinem Werke mit warmer Anerkennung gedenkt. Der eingehende Bericht Noe's gibt auch über alle Geschehnisse der Rückbeförderung erschöpfenden Aufschluß. In Wien sollten die Begnadigten nach den ursprünglichen Bestimmungen weder Nachtruhe noch Mittag halten; allein die Erkrankung Pellico's nöthigte zu längerem Aufenthalt, während dessen Maroncelli durch den Universitätsmechanikus Schlösser ein künstliches Bein erhielt. Erst am 18. August konnte die Reise fortgesetzt werden, erfuhr aber schon zwei Tage später in Bruck a. d. Mur eine abermalige Unterbrechung, da die rauhe Luft der steirischen Berge nachtheilig auf Pellico's Brustübel wirkte. Am 26. August gab es zu Feldkirchen in Kärnten neuen Aufenthalt, der Pellico freundlich und harmlos erschien, weil er für ihn nicht neue Erkrankung, sondern Erholung brachte. Und doch war's der bedenklichste der ganzen Reise. Eine Gefahr ging hier an Pellico und seinen Genossen vorüber, von der sie keine Ahnung hatten. Gerade hier setzen die Acten mit neuen Aufschlüssen ein.

[1]) Daraus erklären sich die „lunghe conferenze“ mit beiden, von denen Pellico im c. 90 seines Buches berichtet.

Derselbe 26. Juli, der durch die kaiserliche Unterschrift Pellico die Freiheit wiedergab, brachte in Paris die Ordonanzen Karl's X., an den folgenden Tagen die Straßenkämpfe der Juli-Revolution und am 30. Juli die Erhebung Louis Philipps. In der nächsten Zeit durchflog die Kunde von den Pariser Ereignissen Europa. In dieser Stimmung kam der Mailänder Regierung die Anzeige von der Rückkehr dreier Carbonari, von denen einer im Lande selbst, in Brescia, wohnen und die anderen beiden in die angrenzenden Gebiete, die Romagna und Piemont, befördert werden sollten, höchst ungelegen. Auf Anregung der Mailänder Polizeidirection legte denn auch der Vicekönig Erzherzog Rainer am 13. August direkt beim Kaiser gegen die Weiterbeförderung der Begnadigten Verwahrung ein und beantragte, ihnen vorläufig eine Stadt in den deutschen Provinzen zum Aufenthalt anzuweisen. Sedlnitzky befahl daraufhin zwar am 20. August, die Reise einstweilen zu unterbrechen, welche Weisung Noe am 26. August zu Feldkirchen erhielt, setzte sich aber beim Kaiser nachdrücklich für die Durchführung der ursprünglichen Anordnungen ein, indem er zunächst hervorhob, es sei lediglich ein Zufall, daß sich die Begnadigten überhaupt noch auf österreichischem Boden befänden.

„Es ist übrigens voraus zu sehen," fuhr er wörtlich fort, „daß, wenn die drei Begnadigten nunmehr auf dem Wege zu ihren Angehörigen aufgehalten werden sollten, eine solche Maßnehmung früher oder später unfehlbar bekannt, sohin von den Liberalen Italiens wie aller anderen Länder als ein auffallendes Merkmal von Pusillanimität Oesterreichs ausposaunt und vielfach als Stoff zur Aufreizung der Gemüther in Italien gegen Eure Majestät benützt werden dürfte."

Dieser Anschauung trat auch Kaiser Franz bei, indem er mit a. h. Entschließung vom 27. August 1830 die Fortsetzung der Reise gestattete. Am 31. August traf daraufhin die Erlaubniß zur Fortsetzung der Reise in Feldkirchen ein.

Man sieht aus dieser Darlegung, wie verkehrt die in der Literatur vielverbreitete Ansicht ist, daß Pellico's Freilassung unter dem Druck der Juli-Revolution erfolgt sei. Die Begnadigung ist am Vorabend der Revolution, ohne Ahnung von einem drohenden Ausbruch derselben, vollzogen. Das Bekanntwerden der Pariser Vorgänge aber drohte vorübergehend sogar, die vollkommene Durchführung der Begnadigung zu verhindern.

Den fünftägigen Aufenthalt in Feldkirchen benutzten Pellico und Maroncelli zu einem Dankschreiben an den Kaiser, dem sie zugleich die Bitte um Gewährung der Rückkehr in die österreichischen Staaten beifügten. Diesem Ansuchen wurde allerdings nicht willfahrt; Kaiser Franz entschied, daß davon „keine Rede sein könne".

Die weitere Reise vollzog sich glatt und ohne Störung. Bei seinen Angehörigen in Turin angekommen, richtete Pellico am 22. September 1830 ein herzliches Schreiben an seinen Reiseführer v. Noe, das ich im Anhang vollinhaltlich mittheile, und das ein schönes Zeugniß für das warme Empfinden und die enthusiastische Art des Dichters ist, andererseits aber auch für die Gewandtheit des Polizeibeamten, das rückhaltlose Zutrauen Pellico's zu gewinnen. Denn thatsächlich hatte auch der Weg zur Freiheit noch unter dem

Zeichen der Untersuchung gestanden! Während der ganzen Reise waren die Begnadigten noch über ihre in der Haft zurückgebliebenen Schicksalsgenossen ausgeforscht worden. Der Schlußbericht v. Noe's sammelt diese Urtheile, die, wie er sich ausdrückt, mehrfach „mit zu vieler Nachsicht und Einseitigkeit gefällt sein mögen". Hier sei nur das über den politisch Bedeutendsten, über Confalonieri, eingerückt:

„Mit glänzenden Eigenschaften und Talenten begabt, aber durch sträflichen Ehrgeiz geblendet und von der Hoffnung hingerissen, einst in seinem Vaterlande eine einflußreiche Rolle zu spielen, ließ er sich zu jenen verbrecherischen Unternehmungen verleiten, die ihn in sein gegenwärtiges Unglück brachten. Diesen Unternehmungen lagen aber mehr seine falschen Ansichten als ein schlechtes Herz zum Grunde; denn in allen übrigen Beziehungen des Lebens war er ein Mann von Ehre und stets geneigt, wohl zu thun. Wenn er einst begnadigt und ihm sein Ehrenwort abgenommen würde, nie wieder gegen die Legitimität zu handeln, so ist es — behaupten die drei Begnadigten einstimmig — unbezweifelt, daß ihn die Dankbarkeit durch sein ganzes Leben an die a. h. Dynastie knüpfen würde. Er ist ein strenger Katholik, sucht Trost in der Religion und hat sich besonders im Laufe der letzten zwei Jahre ganz bekehrt. Alle Diejenigen, die ihn näher kannten, müssen es als eine Verleumdung erklären, wenn er beschuldigt wird, an der Ermordung des Prina Antheil genommen zu haben[1]. Er hat beinahe alle Kopfhaare verloren, sieht zwar dem Scheine nach gut aus, aber es ist jene ungesunde, wassersüchtige Farbe, die ihm ein solches Aussehen gibt."

Im Jahre 1832 erschien zu Turin Pellico's Buch „le mie prigioni", zündete wie der Blitz und rief bei den zunächst betroffenen Behörden, besonders der Polizei-Hofstelle in Wien, peinliches Aufsehen hervor. Graf Sedlnitzky, dem das Buch unter dem 25. November von der Mailänder Regierung eingesandt worden war, forderte das Mährisch-Schlesische Gubernium sofort zur Erstattung einer eingehenden Aeußerung oder besser noch Entgegnung auf, die auch am 16. Januar 1833 einlief, aber so kläglich ausfiel, daß sie nach dem übereinstimmenden Urtheil Sedlnitzky's und Metternich's als zur Veröffentlichung völlig ungeeignet bezeichnet wurde. Der betreffende Beamte hatte, um nur ein Beispiel hervorzuheben, eingewendet, daß die Gespräche Pellico's mit dem Kerkermeister Schiller, die in Pellico's Darstellung den einzigen Lichtpunkt in der Pein der ersten beiden Strafjahre bedeuten, schon aus dem Grunde gar nicht stattgefunden haben konnten, weil Pellico nicht Deutsch, der Kerkermeister aber nicht Italienisch verstand. Als ob das Loos des Gefangenen in den Augen der Leser dadurch in milderem Lichte erscheinen konnte, wenn er auch noch des einzigen Trostes, der Möglichkeit der Aussprache mit einem fühlenden Menschen, beraubt war! Thatsächlich lief diese Entgegnung in ihrem grenzenlosen Ungeschick darauf hinaus, daß Pellico seine Lage in der ersten Zeit noch ein wenig idealisirt habe!

Am 8. Februar 1833 erstattete der Polizeiminister über die ganze Angelegenheit Vortrag an den Kaiser, in welchem er in richtiger Erkenntniß ausführte, daß die große Gefährlichkeit des Buches gerade in dem äußerlich maßvollen Ton liege. Die Verbreitung des Buches in den österreichischen Ländern

[1]) Dieser Mitschuld war Confalonieri thatsächlich, wenn auch ganz mit Unrecht, geziehen worden.

wurde selbstverständlich verboten, und der Turiner Censor, der es zur Drucklegung freigegeben hatte, erhielt durch Vermittlung Metternich's eine Rüge, die aber, wie dieser bedauernd äußerte, „den Nachtheil nicht gut machte, welcher aus der Publication hervorgegangen ist". Mittlerweile befaßte man sich in Mailand besonders eifrig mit der Sache, und Graf Hartwig übersandte am 1. Juni 1833 an Sedlnitzky den italienischen Entwurf einer Entgegnung auf Pellico's Buch, mit dem Antrage, dieselbe einer der gelesensten ausländischen Zeitungen — man dachte an das „Journal de Frankfort" —, zur Veröffentlichung einzusenden. Sedlnitzky berichtete darüber am 24. Juni an den Kaiser, der am 11. Juli folgendermaßen entschied: „dient mir zur Nachricht, und erwarte ich sogleich Ihr einverständiges Gutachten mit dem Fürsten Metternich, ob eine Widerlegung der Schrift des Silvio Pellico, und im bejahenden Falle, wie stattzufinden habe, um die gehörige Wirkung hervorzubringen." Der Staatskanzler hatte also in der Frage das letzte Wort, und er nahm es in einer höchst merkwürdigen Zuschrift an Sedlnitzky vom 29. Juli 1833, in der er in schroffen, fast höhnenden Worten die hülflose Verlegenheit der Polizei feststellte. Vor Allem sei seit dem Erscheinen des Buches schon viel zu lange Zeit verstrichen, als daß eine so verspätete Entgegnung überhaupt noch sehr wirksam sein könne, es sei denn, sie wäre inhaltlich wirklich schlagend. Aber auch dies müsse er dem vorgelegten Entwurfe absprechen. Derselbe befasse sich lediglich mit nebensächlichen Dingen, die beiden nach Metternich's Auffassung wesentlichsten Vorwürfe seien aber weder durch den Mailänder Entwurf noch durch die Denkschrift des Mährisch-Schlesischen Guberniums, noch durch die sonstigen von der Polizei-Hofstelle gepflogenen Erhebungen widerlegt. Die Unwahrheit der Angabe Pellico's, daß ihm zu Venedig bestimmte Versprechungen über die Herabminderung seiner Strafzeit gemacht, später aber nicht gehalten wurden, sei nicht ausdrücklich zu erweisen; seiner Behauptung aber, daß die italienischen Sträflinge Jahre lang des Meßopfers und aller religiösen Tröstungen hätten entbehren müssen, komme sogar das Zugeständniß des Mährisch-Schlesischen Guberniums entgegen, daß dies während der ersten anderthalb Jahre allerdings der Fall gewesen sei. Der Wucht dieser Einwendungen konnte sich auch Sedlnitzky nicht verschließen, und so beantragte er in dem letzten in dieser Angelegenheit erstatteten Vortrag vom 18. September 1833, die Sache auf sich beruhen zu lassen, was auch Kaiser Franz durch a. h. Entschließung vom 17. October genehmigte.

Im Jahre 1834 erschienen in Paris Maroncelli's „Addizioni alle mie prigioni". Nach dem stillen Dulder sprach der leidenschaftliche Hasser, an die Stelle verhaltener Klage traten heftige Anklagen und über sie hinaus maßlose Schmähungen, wie die gegen die Deutschösterreicher im Commentar zu Capo LXXX. Ohne auf die letzteren weiter einzugehen, greife ich von den ersteren die mir wichtigst scheinende heraus. Im Commentar zu Capo XVII schließt Maroncelli längere Ausführungen über die italienische und Weltliteratur mit folgenden Worten (Pariser Ausgabe 1835. S. 66):

„Die vielen Papiere, denen diese Gedanken anvertraut waren, und nicht wenige andere, die Gedichte und Prosa verschiedenen Inhalts umfaßten, folgten mir nach dem Spielberg, wo

ich sie dem Gefängnißdirector übergab. Das Gleiche that Pellico mit den seinen, die ebenfalls Gedichte und Prosa enthielten. Ebenso hielten wir beide es mit den vielen Büchern, die in zwei großen Kisten dahin geschafft waren. Es wurde mit uns ein doppeltes Verzeichniß aufgenommen, und wir erhielten das feierliche Versprechen der Rückstellung am Tage der Freiheit, wenn er käme. Dieser Tag kam, aber nichts ward uns zurückgestellt. Ich will nicht sprechen vom Verluste meiner Bücher, ich schweige vom Verluste meiner Aufzeichnungen, obwohl die einen wie die anderen nach so vielen Jahren des Unglücks mein einziges Eigenthum gebildet hätten. Aber die Vorenthaltung der Schriften Silvio's bedeutet eine unsühnbare Beraubung der Menschheit und Literatur."

Dieser Vorwurf, das italienische Volk um Entwürfe, vielleicht sogar fertige Werke eines begabten und beliebten Dichters betrogen zu haben, lastet noch heute unwidersprochen auf der österreichischen Regierung[1]).

Versuchen wir auch hierüber aus den Acten uns Sicherheit zu verschaffen.

Bei der Ankunft auf dem Spielberg waren den Gefangenen Geld, Effecten, Bücher und Schriften abgenommen und ein genaues Verzeichniß angelegt worden. Ueber das Studium der Schriften machte sich zunächst Graf Mittrowsky, in der Hoffnung, aus ihnen neue Enthüllungen schöpfen zu können, die man in Wien ja sehnlich erwartete. Er kam aber wegen der Schwierigkeiten, welche die Sprache und die Unleserlichkeit mancher Handschriften bereiteten, nicht weit und sandte im Jahre 1824 Bücher und Schriften als Beilagen zu seinem bereits erwähnten Vortrag vom 18. März nach Wien. Die Kleider, von denen man annahm, daß sie die Strafzeit nicht schadlos überdauern würden, wurden verkauft, und der Erlös für die Eigenthümer hinterlegt.

Pellico's Schriften befanden sich also in Wien; nach dem amtlichen Verzeichniß enthielten sie Folgendes:

1. Il pelegrinaggio d'Arnoldo. Poema di Lord Byron. Entwurf einer Uebersetzung aus dem Englischen (in Prosa).
2. Storia di Giorgio e Rafaellina. Eine unvollendete Novelle.
3. Iginia d'Asti. Trauerspiel in fünf Acten.
4. Ernelda. Trauerspiel, unvollendet.
5. Ester d'Engaddi. Trauerspiel in fünf Acten.
6. Eriberto. Poema epico in 20 canti, unvollendet.
7. Il trovatore Saluzzese. Versuch einer Uebersetzung aus dem Provençalen.
8. Il nuovo Giobbe. Poema.
9. Cristoforo Colombo. Poema dramatico.
10. I Langobardi della Montagna. Cantica V.
11. Briefe an S. Pellico, 27 Stück, worunter 23 von seinem Vater.
12. Ein Heft mit einer italienischen Version mehrerer Psalmen.
13. Verschiedene Excerpte und Bruchstücke.

Kaiser Franz hatte am 18. Juli 1826 den Befehl erlassen, die eingelieferten Schriften genau zu verzeichnen, und überdies von den Strafhäusern auf dem Spielberg und in Laibach alles nachzufordern, was etwa noch aus

[1]) Die Anregung, gerade diesen Vorwurf an der Hand der Acten nachzuprüfen, und damit der Pellico-Frage nahe zu treten, verdanke ich dem seither verstorbenen Wirklichen Geheimen Rath und Sectionschef im Ministerium des Innern in Wien, Rudolf Freiherrn von Breisky, dessen Andenken ich hier in Ehren nenne, ebenso wie ich meines damaligen Chefs, des Archivdirectors im Ministerium des Innern, Regierungsrathes Dr. Fellner, in herzlicher Verehrung gedenke.

Versehen zurückgeblieben wäre; vom Spielberg ergab sich jedoch kein Nachtrag. Mit Vortrag vom 13. September 1826 unterbreitete hierauf Graf Sedlnitzky die Schriften selbst sammt den genauen Verzeichnissen dem Kaiser, der am 15. Juni 1828 folgendermaßen entschied: „Denjenigen italienischen, auf dem Kastelle zu Laibach oder auf dem Spielberg verwahrt gewesenen Sträflingen, welche ihre Strafen ausgestanden haben, oder denen ich sie nachgesehen habe, sowie den Erben der während der Strafe Verstorbenen sind ihre Bücher und Schriften, sie mögen noch so unbedeutend sein, insofern sie nicht Verfängliches enthalten, zu verabfolgen. Die übrigen, den noch nicht entlassenen Sträflingen vom Spielberge gehörigen Bücher und Schriften werden der Polizei-Hofstelle mit dem Auftrag zugefertigt, dieselben mittlerweile genau durchzusehen, die unverfänglichen den Sträflingen bei ihrer Entlassung auszufolgen, Mir aber zugleich diejenigen Stücke anzuzeigen, deren Ausfolgung etwa bedenklich wäre." Ueber die erfolgte Sonderung legte Sedlnitzky in seinem Vortrage vom 6. Februar 1829 Rechenschaft. Von Pellicos Büchern wurde nur eines beanstandet — der Decamerone des Boccaccio! Seine Schriften wurden dagegen vollständig unverfänglich befunden. Während man von anderen seiner Schicksalsgenossen, darunter auch von Maroncelli, eine Reihe von Schriften und Concepten zurückbehielt, die heute noch in kleinen Packeten bei den Acten liegen, wurde von Pellico nicht ein Blatt ausgeschieden.

Sehr hastig war die ganze Angelegenheit bisher nicht betrieben worden — seit der Einlieferung der Schriften durch das Mährisch-Schlesische Gubernium waren gerade 5 Jahre verstrichen — aber sie war doch in Fluß geblieben; jetzt aber kam die gewaltige Verschleppung: an derselben Stelle, an der Grillparzers „König Ottokar's Glück und Ende" durch zwei Jahre gelegen hatte (an allerhöchster Stelle, nicht bei der Polizei, wie der Dichter in seiner Autobiographie meinte), blieb auch dieser Vortrag Sedlnitzkys durch nahe 4 ½ Jahre liegen, bis er am 15. Juni 1833 zustimmende Erledigung fand, zu einer Zeit, da sich Pellico längst wieder in Freiheit befand, und auch sein Buch bereits erschienen war. Wohl nicht rein zufällig reiht sich diese kaiserliche Entschließung gerade mitten in die Verhandlungen ein, die damals zwischen Cabinetskanzlei und Polizei-Hofstelle über „Le mie prigioni" geführt wurden; aller Wahrscheinlichkeit nach brachte das Erscheinen dieses Buches die andere Angelegenheit erst wieder in Gang und zur Entscheidung, um wenigstens weiteren Anklagen vorzubeugen, die, wie Maroncellis „Addizioni" zeigen, trotzdem nicht ausblieben.

Das eben dargelegte zeitliche Verhältniß erklärt es, daß Pellico zu Anfang August 1830 beim Verlassen des Spielbergs sein literarisches Eigenthum nicht ausgefolgt erhielt. Er selbst nahm wohl an, daß die Schriften confiscirt, die Bücher verkauft seien; denn im Capo CXII. seines Buches bezeichnet er das ihm zu Brünn eingehändigte Geld ausdrücklich als Erlös von dem Verkauf seiner Habseligkeiten und Bücher[1]).

Man war jetzt, nachdem die kaiserliche Entschließung herabgelangt war, bestrebt, den Begnadigten wenigstens nachträglich ihr Eigenthum zukommen

---

[1]) E quello (danaro) che si era ricavato della vendita de' bauli e de' libri.

zu lassen. Von Pellico wußte man, daß er sich in Turin befinde; von Maroncelli und Adryane aber nur, daß sie sich in Frankreich, wahrscheinlich in Paris, aufhielten. Sedlnitzky dachte daher zunächst daran — und dies wäre wohl der richtige Weg gewesen —, Bücher und Schriften dem österreichischen Botschafter in Paris und dem Gesandten in Turin zuzustellen, welche dann für die Ausfolgung an die Eigenthümer Sorge tragen sollten, und übersandte daher das ganze Material in vier Kisten mit einem Begleitschreiben vom 31. Januar 1834 an den Fürsten Metternich. Dieser aber lehnte in seiner Antwort vom 4. April den Vorschlag Sedlnitzky's ab, da die Kisten zur Courirbeförderung ganz ungeeignet seien, die großen Kosten gesonderter Postbeförderung aber nicht lohnten. Auch hielt er es nicht für angezeigt, seine diplomatischen Agenten mit diesen Geschäften zu belasten. Beide Ausflüchte waren gegenüber der zweifellosen Pflicht der Rückerstattung vorenthaltenen fremden Gutes gleich wenig berechtigt und würdig. Er schlug dafür vor, die Adressaten im Wege der betreffenden österreichischen Vertreter einfach verständigen zu lassen, daß ihr noch zurückgebliebenes Eigenthum bei der Polizei-Hofstelle in Wien für sie bereit liege, und sie aufzufordern, dasselbe durch den französischen und sardinischen Gesandten dort beheben zu lassen. Mit weiteren Zuschriften vom 30. April und 23. Mai 1834 theilte Metternich mit, daß diese Verständigung bereits erfolgt sei. Am 12. Juni übernahm hierauf der sardinische Gesandte am Wiener Hof, Conte Pralormo, die dem Silvio Pellico und Pietro Maroncelli gehörigen Bücher und Schriften, von denen die ersteren beim Eintritt in den Spielberg ausdrücklich als gemeinsames Eigenthum erklärt worden waren, zur Zustellung an Pellico. Der von Pralormo eigenhändig unterschriebene Empfangsbrief lautet:

„Der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Sr. Majestät des Königs von Sardinien beim Hof Sr. Kaiserl. und Königl. Apostolischen Majestät zu Wien bestätigt, von Sr. Excellenz, dem k. k. Wirklichen Geheimen Rath Grafen von Sedlnitzky, eine Kiste mit Büchern und Schriften empfangen zu haben, die im beigeschlossenen Verzeichniß einzeln bezeichnet sind, und die im Ganzen wie im Einzelnen als gemeinsames Eigenthum den Herren Silvio Pellico aus Turin und Pietro Maroncelli aus der Romagna gehören, um sie an den Ersteren von ihnen, das ist an Herrn Silvio Pellico, gelangen zu lassen.

Wien, den 12. Juni 1834.

Der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister<br>
Sr. Majestät des Königs von Sardinien<br>
Graf von Pralormo m. p."

Das im Empfangsschein erwähnte Verzeichniß liegt demselben bei und enthält als Nr. 3 den seiner Zeit noch beanstandeten Decamerone und als Nr. 17: „Einige Schriften und Briefe des Herrn Silvio Pellico." Es sind die oben einzeln aufgeführten Schriften.

Maroncelli's Vorwurf war also zur Zeit, als er im Manuskript zu den 1834 erschienenen „Addizioni alle mie prigioni" niedergeschrieben wurde, noch berechtigt, blieb es aber nicht mehr allzulange. Die ungeheure Verschleppung und auch die nicht sehr vornehme Art der Austragung der ganzen Angelegenheit soll hier in keiner Weise beschönigt werden, aber von dem viel schlimmeren

Vorwurf der italienischen Nation Werke und Entwürfe Silvio Pellico's dauernd vorenthalten zu haben, ist die österreichische Regierung frei.

Doch vergleichen wir noch unsere Liste mit den durch den Druck veröffentlichten Werken Pellico's. In den „Gesammelten Werken" kehren davon nur Nr. 3 und 5 (Iginia d'Asti und Ester d'Engaddi) wieder. Wer aber meinte, manch' anderes in den 1837 herausgegebenen „Poesie inedite" zu finden, wird schwer enttäuscht. Von einem Trauerspiel „Ernelda", einer dramatischen Dichtung „Christoforo Colombo", einem umfangreichen epischen Gedicht „Eriberto" erhalten wir in keiner der bisherigen Veröffentlichungen von und über Pellico irgend welche Kunde. Eine einzige Dichtung klingt wenigstens dem Titel nach an das Spielberg-Verzeichniß an: „Rafaella" (Poesie inedite, Paris 1837, 247 ff.) gegenüber Nr. 2 der Liste „Storia di Giorgio e Raffaellina", erscheint aber, wenn der Stoff überhaupt derselbe ist, in ganz anderer Form (dort als episches Gedicht, hier als Novelle) und mit einer Einleitung, die zu denken gibt: „Der Sang von Rafaella sollte den Anfang einer viel umfangreicheren Handlung bilden als der geschilderten. Es war der erste Versuch, den ich vor jetzt vielen Jahren mit dieser Art von Darstellung machte. Da aber die mühsame Arbeit mit anderen Schriften meiner Jugend verloren ging, machte ich mich später mit Eifer an ihre Wiederherstellung, aber nicht mehr als bloße Episode der eigentlichen Dichtung."

Befanden sich, wenn Pellico noch 1837 den Verlust verschiedener Manuskripte seiner Jugend beklagt, die im Verzeichniß angeführten Schriften auch drei Jahre nach der Ausfolgung an den Sardinischen Gesandten noch nicht in seinen Händen? Gelangte er überhaupt je wieder in ihren Besitz? Hier bleibt noch ein dunkler Punkt, über dessen Aufhellung uns vielleicht unsere italienischen Freunde aus ihren Archiven belehren. Wo die weitere Forschung einzusetzen hat, dazu glaube ich die zuverlässige Spur gewiesen zu haben.

„Le mie prigioni" war zugleich das letzte bedeutende Werk Pellico's. Er überlebte seine Befreiung aus der Kerkerhaft noch um dreiundzwanzig Jahre († 1. Februar 1854), aber die Kraft seines Geistes war gebrochen, sie reichte über die ergreifende Schilderung des eigenen Unglücks nicht mehr hinaus. Er warf sich dem Pietismus in die Arme, der schon in den „Prigioni" stark hervorbricht, und von dem Pellico's anderes Prosawerk „I doveri degli uomini" ganz durchdrungen ist. Von der Politik hielt er sich gänzlich ferne, und auch die 48er Bewegung vermochte in ihm keinen Funken mehr der einstigen eigenen Begeisterung zu wecken. Die ziemlich zahlreichen Briefe aus seinem spätern Lebenslauf spiegeln fast durchaus diese elegisch-pietistische Grundstimmung wider, der er in einem Brief vom 11. October 1837 an den endlich befreiten Confalonieri den schlichtesten und wahrsten Ausdruck gab: „Für uns, die wir von solchem Unglück betroffen wurden, hat das Wort ‚Zufrieden' einen bescheidenen Begriff"[1]).

[1]) Das Schreiben findet sich neben anderen in den erst vor drei Jahren erschienenen „Poesie e lettere inedite di Silvio Pellico, publicate per la cura della biblioteca della Camera dei deputati". Rom 1898. S. 51 ff. Der gleiche Brief enthält eine nicht nur kühle, sondern fast feindselige Aeußerung über die liberale Partei Italiens S. 55: „Die sogenannte liberale

## Pellico an den Polizei-Obercommissär von Noe.

Turin, 22. September 1830.

(Das italienische Original liegt beim Act Nr. 8090 vom Jahre 1830, Convolut Nr. 2445 vom Jahre 1833 im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien.)

Hochgeehrter Herr Kaiserlicher Commissär!

Die Dankbarkeit drängt mich, Ihnen zu schreiben; mein Herz hat das Verlangen, Ihnen die Gefühle zu wiederholen, die mir durch die viele Güte eingeflößt wurden, mit der Sie mich überhäuften. Und diese Gefühle enthüllten mir eine so vornehme und so zartfühlende Seele, daß ich sie unbedenklich den theuersten anreihen darf, die ich kenne, jenen, die, während sie einerseits die größte Hochschätzung erwecken, andererseits ein Empfinden hervorrufen, vergleichbar der feinsinnigen Freundschaft der Alten. Da Sie mich in solchem Maße verpflichteten, Sie zu lieben, nehme ich mir die Freiheit, zu Ihnen nicht in der Sprache förmlicher Unterwürfigkeit zu reden, sondern in der, die mir vom Herzen kommt, der der Schlichtheit und Freundschaft. Bester Herr Karl! Theurer Mann! Fürwahr Einer von Denen, die einer Regierung Ehre machen, wenn sie beauftragt sind, ihr darin zu dienen, all' das zum Ausdruck zu bringen, was ein Gnadenact Tröstendes und Anziehendes an sich hat! Vom ersten Tage unseres Zusammenseins wurden Sie nicht müde, uns armen Wiedererweckten alle Güte liebenswürdiger Höflichkeit zu erweisen. Ich darf sagen, daß, wenn die langen Jahre erlittenen Unglücks uns den Sinn verhärtet hätten, Sie der geeignete Mann waren, die Fähigkeit zu lieben in uns wieder zu entzünden. Dieser Gedanke kam mir hundert Male während der Reise, und am meisten jedesmal dann, wenn ich, von der Krankheit erfaßt, fühlte, daß ich mich selbst in der Stumpfheit meiner leidenvollsten Stunden freute, Ihnen nahe zu sein, Sie zu hören und in Ihrer Miene den Ausdruck einer seltenen Sinnesart zu lesen. Es begegnet mir stets, daß ich gar wenig Anlaß fühle, aus der großen Masse von Menschen irgend Jemandes zu erwähnen; aber sie gehören zur kleinen Zahl Derjenigen, von denen ich mich freue, viel und häufig zu Denjenigen zu sprechen, denen ich mein Herz öffne. Meine Angehörigen haben mich über den Herrn Karl schon so viel Gutes sagen hören, daß ich fast fürchte, sie möchten ihn mehr lieben als mich selbst. Ja, mein bester Herr und Freund, Sie waren ein wahrhaftiger Prophet: Ich fand meine angebeteten Eltern lebend wieder, meine beiden zärtlich geliebten Brüder und meine Schwester, die ein Engel ist. Die Verluste, die ich erlitten zu haben fürchtete, ängstigten mich unsagbar. Was ich wieder fand, ist ein so großer Schatz, daß ich es fast nicht wage, mich über den Verlust einer meiner Schwestern zu beklagen, deren Fehlen ich trotzdem schmerzlich empfinde! Indem ich meine von uns Allen so geliebte, so brave Maria beweinte, gedachte ich der Schwester, die ein allzu früher Tod so leidvoll meinem vortrefflichen Herrn Karl entriß! Solches Familienunglück trifft hart! Aber nein, ich darf über die Vorsehung nicht murren: sie ließ mir fünf geliebte Herzen, die jetzt mir gegenüber auf nichts Anderes sinnen, als mich durch Liebesbezeugungen zu beruhigen.

Indem ich mich jetzt solchen Glückes erfreue, können Sie sich vorstellen, mit um wie viel tieferer Empfindung ich die Wohlthat zu würdigen weiß, die mir von Sr. Majestät dem Kaiser durch meine Begnadigung zu Theil wurde, und mit welcher Dankbarkeit ich der Fürsorge gedenke, die Seine Excellenz und der Herr Baron, der Generaldirector, huldvoll hegten, auf daß meine Krankheit geheilt würde und ich so in die Arme meiner Lieben eilen könnte. Gott segne all' die edlen Seelen, die mich so tief verpflichteten!

---

Partei in Italien ist stets sehr befleckt durch die kindischen und schlimmer als kindischen Uebertreibungen in vielen Köpfen, die voll sind von Jakobinischen und irreligiösen Vorurtheilen, eine Frucht der Unwissenheit und der leider sich mehrenden Erbitterung. Sie wollen nicht einsehen, daß man, um dem Vaterland in Wahrheit zur Ehre zu gereichen, besonnen und tugendsam sein muß. Die Zeit allein kann diese Stümper belehren. Es sind junge Leute, und ich bemitleide sie, weil mir einfällt, daß auch ich ein junger Mensch war und zuweilen so überspannt wie sie." — Die einstige Befürchtung des Brünner Polizeidirectors Muth, daß Pellico von seinen „ultraliberalen Ideen" noch immer nicht völlig geheilt sein könnte, war damit wohl behoben! — Der Pellico-Beitrag der Bibliothek der Deputirtenkammer enthält in seinem ersten Theil einige Gedichte vom Spielberg (mit Facsimiles), die heimlich nieder zu schreiben und aufzubewahren dem Dichter gelang; beachtenswerth ist Nr. IV: „Gli scherzi nel 10. anno di carcere".

Nachdem ich Solches auf deutschem Boden erfahren hatte, folgte mir hier dasselbe Glück. Ich ward von den Behörden meiner Regierung mit ganz gleicher Güte aufgenommen wie die, die mich bis dahin geleitet hatte. Seine Excellenz der Gouverneur von Turin (dessen Secretär zu sein mein Bruder Luigi die Ehre hat) empfing mich wie ein Vater. Ich lebe jetzt ganz so, wie ich es mir vorgenommen hatte: ganz zurückgezogen, glücklich über die Freuden der Familie und ruhig meinen literarischen Studien ergeben. Mein Befinden bessert sich, die Lunge verspricht, noch einige Jahre auszuharren, damit ich versuchen kann, den Kummer gut zu machen, den ich so leidvoll über meine Eltern brachte, und das Unrecht, das ich beging.

Mögen Sie mir, Herr Karl, die Ehre geben, sich, wenn Ihnen Ihre hohen amtlichen Verpflichtungen dazu Zeit lassen, meiner zu erinnern und mich unter Diejenigen zu stellen, die in Ihrer Achtung nicht die Letzten sind. Ich bitte Sie, mich Ihrer verehrten Familie zu empfehlen; die Glieder derselben sind mir, obwohl ich nicht das Vergnügen habe, sie persönlich zu kennen, in Folge der Liebe nicht fremd, mit der Sie, Herr Karl, so häufig zu mir über sie sprachen, und ich verehre sie in voller Hochschätzung.

Ich umarme Sie mit dem lebhaftesten Wunsch, daß Sie irgend welche Gelegenheit eines Tages nach Turin führen möge; nicht ich allein, sondern Vater, Mutter, Brüder, Schwester, wir Alle geloben Vergeltung für die herzliche Fürsorge, die Sie mir angedeihen ließen, wir Alle danken Ihnen, wir Alle wünschen Ihnen alles Gute, wir Alle bitten den Himmel, daß Sie glücklich sein mögen auf allen Ihren Bahnen.

Ich beehre mich zu sein

Ihr ergebenster, unterthänigster und dankschuldigster Diener
Silvio Pellico.

---

# Die Literatur des alten Indien.

Von

**H. Oldenberg.**



## III. Die beiden Epen und Manu's Gesetze.

### IV.

Wir haben schon bei anderer Gelegenheit jener bedeutenden altindischen Bauwerke und ihres reichen plastischen Schmuckes gedacht, deren Entstehung von der Zeit, in welcher das Mahabharata seiner abschließenden Gestalt sich annäherte, wohl nicht weit entfernt ist. Wer die Reliefs betrachtet, die etwa ein Thor des großen Reliquienmonuments von Santschi[1]) bedecken, mag das Gefühl haben, als thürme sich hier in langer Reihe ein großer Ameisenhaufen neben dem anderen auf: überall dasselbe Gewirr unzähliger menschlicher, göttlicher, thierischer Figuren, den Raum bis in die letzte Ecke füllend; nirgends die Wucht beherrschender Hauptgestalten, nirgends Abstände und Perspective, am wenigsten eine das Einzelne zum Rhythmus eines Ganzen ordnende innere Nothwendigkeit. Ist es zu verwundern, wenn das große Dichtwerk, von ähnlichen künstlerischen Instinkten beherrscht, dieselben Charakterzüge aufweist wie jene Reliefs? Auch dem Mahabharata fehlt — wir sollten vielleicht sagen, ihm ist verloren gegangen — der mächtige Ernst der großen Composition, das ruhig gewaltige Anschwellen und Abschwellen der epischen Bewegung. Gleichmäßig, unerschöpflich strömen aus dem Füllhorn der Poeten in dichtem Gedränge hier die Gestalten von Göttern, von kämpfenden Helden, dort Reihen philosophischer Begriffe, Rechtssatzungen, moralische Sentenzen. Alles bleibt an der Stelle stehen und liegen, an die der Zufall es geführt hat. Am ehesten sind es hier und da erzählende Episoden, welche in ihren engeren Dimensionen, die Haupthandlung schmückend und darum selbst nicht in dem Maß wie jene mit Schmuck überladen, sich durchsichtige Klarheit bewahren, ohne darum die Fülle und Farbenpracht der Erzählung und Schilderung zu verlieren.

[1]) Den Abguß eines solchen Thores findet man im Lichthof des Berliner Museums für Völkerkunde.

Dichtungen wie die von Nala und Damayanti oder von der gattentreuen Savitri erscheinen wie freundliche, zum Verweilen einladende Lichtungen inmitten eines Urwaldes, in dessen Tiefen der Wanderer mit jedem Schritt, den er weiter vordringt, immer hoffnungsloser Weg und Steg verliert.

Beständig nun tritt durch dies unabsehbare Labyrinth des Gedichtes ein Zug als ein wesentlichster, der Allem seinen Charakter gibt, hervor: die Ueberfülle der Phantasie.

Die Phantasie, die altangeborene Beherrscherin indischer Dichtung, ist doch erst jetzt zu ihrer vollen Kraft, zur ganzen üppigen Entfaltung ihrer Eigenart gelangt. Jahrhunderte über Jahrhunderte hat sie unabsehbare Reichthümer von Schöpfungen angesammelt und sie unaufhörlich vermehrt. Sie schlummert keinen Augenblick. Sie wirkt im Kleinen wie im Großen. Sie versenkt sich in die Natur und hört die Stimmen, die freundlichen und feindlichen, von Baum, von Fluß, von allem Gethier. Sie bedeckt die Fernen des Weltalls mit einer wirren Fülle riesenhafter und doch zugleich weichlich verschwimmender Gestaltungen, erschaffen in spielender, geschmeidiger Leichtigkeit, oft von tiefsinniger Schönheit, immer jenen Zug von Maßlosigkeit und Furchtbarkeit, jenen dunkeln Gluthhauch in sich tragend, welcher aus dem heißen Quell des Wildenbluts und der Wildenseele aufzusteigen scheint. Was wäre so ungeheuerlich, daß man hier davor zurückschreckte, es vorzustellen? Was wäre unmöglich für Vishnu, den unergründlichen Allgestaltigen, für die wilde Kraft Shiva's, für die Zaubergewalt, die menschliche Asketen in unerhörten Kasteiungen angesammelt haben? Ueberall ragen in die Thaten der epischen Helden die Bilder übergewaltiger Ereignisse ferner Vorwelten hinein. Agastya der Weise trinkt unter dem Ertönen überirdischer Musik den Ocean aus. Wer kann schaffen, daß sich die ausgeleerten Tiefen wieder füllen? Das kann Bhagiratha, der Wasser bedarf, um den verbrannten Gebeinen seiner sechzigtausend Vorfahren den sühnenden Guß zu gewähren. Durch endlose Zeiten kasteit er sich im Himalaya, wo Berggethier und Berggeister hausen, wo die vier Weltelephanten der vier Himmelsgegenden ihre Zähne an den Bäumen reiben. Und nach tausend Götterjahren gewährt ihm die himmlische Göttin Ganga, die Milchstraße, sein Verlangen. Sie, der Gürtel des Himmelszeltes, stürzt sich in ungeheurem Fall mit ihren Stromwirbeln, mit Fischen und Krokodilen, auf die Erde herab, um als irdische Ganga zum Meer zu strömen. Shiva im Gebirge stehend fängt sie auf

Und auf der Götterstirn trägt er die Gestürzte als Perlenschmuck.

In der Ausmalung solcher Riesenereignisse, von denen das Gedicht voll ist, legt kein Wirklichkeitssinn der Phantasie Zügel an; man opfert das Wahre dem Erträumten, die lebendige Gestalt dem Schmuck, unter dem man sie begräbt. Man thürmt Berge von Beiworten über einander, ein Chaos von Betheurungen, wie furchtbar, wie unermeßlich, wie herrlich die Dinge gewesen sind. Auch die Gleichnisse, deren sich die Dichter gern bedienen, gehen beständig ins Uebergroße und Formlose: wobei es keineswegs ausgeschlossen ist, vielmehr als charakteristischer Zug oft wiederkehrt, daß plötzlich der ganzen Vorstellungsmassen sich klügelnde Künstelei und Pedanterie bemächtigt, so daß

jeder Eindruck wuchtiger Macht in Kleinlichkeit untergeht. Der Held Drona kämpft so furchtbar, daß er in seinem Grimm gleichsam einen Strom fließen läßt gleich den Wasserfluthen, die beim Weltende Alles überschwemmen: der Strom entspringt in Drona's ungeheurer Leidenschaft; Helden sind die Bäume, die er mit sich reißt; Blut ist sein Wasser; Streitwagen sind seine Stromwirbel, Elephanten und Rosse seine Ufer; Panzer sind die Lotosblumen, die auf seinen Wassern blühen — dies Alles nur der Anfang, von dem aus durch lange Reihen ähnlich frostiger Gegenüberstellungen diese unermüdliche Rhetorik das Gleichniß weiterführt.

In der beständigen Steigerung jedes einzelnen Zuges zum Uebergroßen, Aeußersten verfallen natürlich alle festen Umrisse der Auflösung. Den Hauptpersonen haftet wohl von alter Zeit her wenigstens ein schattenhafter Rest von Individualität an. Aber im Ganzen sind doch die Gestalten des Epos durchaus typisch; ihre Schilderung ist conventionell und phrasenhaft. Immer dieselben Helden: jeder von ihnen breitschulterig und langarmig, ein Tiger unter den Männern, an Kraft dem wüthenden Elephanten gleich, voll Weisheit, Selbstbezwingung, Güte gegen alle Wesen. Neben diesen Kriegern Brahmanen voll Vedakunde, voll unermeßlicher Kraft der Askese. Sie sitzen zahllose Jahre und Jahrtausende unbeweglich, das Gelübde des Schweigens bewahrend, sich kasteiend; auf ihrem Haupt nisten Vögel; sie sind von Ameisen mit ihrem Bau überdeckt, aus dem nur die Augen herausleuchten. In ihnen lebt nicht die friedevolle Weltentrücktheit buddhistischer Weisen. Sondern jedes kleine, selbst unwissentliche Versehen eines Anderen versetzt sie in leidenschaftlichen Zorn, und dann bricht aus ihrer mit der Zauberkraft wilder Ekstase durchtränkten Seele der Fluch hervor, der unentrinnbar den Schuldigen erreicht. Hinter dem Heldenthum oder der Kasteiungsmacht der Männer steht die Schönheit der Frauen nicht zurück. Sie haben schlanke Taille, volle Hüften, üppigen Busen. Der Mond ihres Mundes fordert den Mond am Himmelsgewölbe zum Wettstreit auf. Ihr dunkles Auge gleicht dem Blatt des herbstlichen Lotus. Ihr strahlendes Lächeln, die berückende Anmuth ihrer Bewegungen entzückt und bethört die Seelen der Menschen und Götter. So verschwenden die Dichter an die Gestalten, welche sie schaffen, allen Glanz und alle Vollkommenheit. Aber kaum irgendwo haben sie jene leise und scharfe Linie gezogen, welche die eine Gestalt von der andern scheidet, wahre und lebendige Individualität in ihre Grenzen einschließt. Wie in alter Zeit die Götter des Veda in einander verschwommen waren, so verschwimmen die Gestalten des Epos[1]). Ardschuna und Krishna scheinen als zwei Helden neben einander zu stehen; jetzt fahren sie auf demselben Streitwagen einher, jetzt

[1]) Ich führe ein Beispiel an. König Dschayadratha hat die Fürstin Draupadi gewaltsam entführt. Die Pandubrüder verfolgen ihn. Der Fliehende fragt Draupadi, wer die einzelnen Verfolger sind. In ihrer Antwort werden sie beschrieben (Buch III, Capitel 269 nach der Calcuttaer Ausgabe). Wie diese Beschreibung nur Verherrlichung, an lebendig unterscheidenden Zügen aber ganz arm ist, wird man doppelt scharf empfinden, wenn man die entsprechende Scene der Ilias vergleicht: das Gespräch von Priamos und Helena über die griechischen Heerführer.

gehen sie gesonderte Wege und durchleben eine bunte Fülle getrennter Abenteuer: aber all das ist nur traumhafter Schein, auf der Oberfläche der Dinge spielend. In Wahrheit ist Ardschuna, was Krishna ist, und Krishna, was Ardschuna ist:

Zwiegestaltig die Einssei'nden schaun auf Erden die Menschen sie.

Und nicht anders als die Personen verschwimmen die Ereignisse. Sie gehen nicht den klaren Gang ihrem Ziel entgegen, den ihnen fester Wille, starkes Handeln vorzeichnet. Sondern ein breiter Strom von Begebenheiten fluthet durch die Gesänge des Epos, wie er durch Welten und Weltalter fluthet: jede gleich der anderen mächtig, erstaunlich, Haarsträuben erregend; von der einen zur anderen taumelt die Erzählung in unsicherem Schwanken. Immer wieder dieselben Riesenkämpfe der Helden: am Morgen des Schlachttages werden sie von Musik geweckt, baden in duftendem Wasser, vertheilen Geschenke an die Brahmanen, hören auf goldenem, perlengeschmücktem Throne sitzend zu, wie Sänger ihren Preis singen, und stürzen sich endlich in die Schlacht. Dann überschütten sie einander mit ungeheuren Pfeilschauern, die wie Vogelschwärme durch das Luftreich fliegen; sie schwingen übernatürliche, feurige Waffen, durch Zauber ins Dasein gerufen, mit Zaubersprüchen kräftig gemacht. Der Boden bedeckt sich mit ungeheuren Massen umgestürzter Streitwagen, mit Elephanten, aus deren Wunden Blutströme fließen, mit Haufen von hingestreutem kostbarem Schmuck, von Panzern und blutgetränkten Pfeilen, mit hohen Leichenhügeln, auf denen sich Hunde und Raubthiere gütlich thun. Ebenso gleichbleibend sind die Schicksale der großen geistlichen Helden, der Asketen. Immer wieder erzittern vor dem in ungeheuren Kasteiungen zugleich erstarrten und zur Allmacht durchgedrungenen Büßer die Götter. Immer wieder entsenden sie zu ihm die unaussprechlich schöne Nymphe. Immer wieder entführt in dem Augenblick, wo der Büßer diese sieht, ein Windstoß ihr Gewand . . . Alles ist dagewesen; Alles wird wiederkehren; ewig wechselnd und doch in der That ewig unveränderlich spielen die Schaumblasen auf der Oberfläche des ungeheuren Meeres des Weltlebens, in dessen Wogen sich die Wesensfülle Vishnu's offenbart, des Erschaffers und Zerstörers, der Sein und Nichtsein ist.

Wenn der Erzählungskunst, die von solchem Geschehen berichtet, das Einfache, Ruhige, der feste und scharfe Umriß nur selten gelingt, so zeigt sich jene Kunst dafür auf ihrer Höhe, wo es gilt, Dinge wie buntes, wildes Gewirr, jähen Schrecken, das prachtvolle Schauspiel hereinbrechenden ungeheuren Unheils mit glänzenden Farben zu schildern. Man betrachte eine Scene aus der Episode von Nala und Damayanti. Die gattenverlassene, walddurchirrende Damayanti hat eine Karawane von Kaufleuten angetroffen und wandert mit ihnen der Stadt des Tschedikönigs zu. Wie die Nacht kommt, macht man an einem Lotusteich Rast. Da ereilt die Reisenden das Verderben:

In tiefer Mitternachtstille, als auf das müde Kaufmannsvolk
Sich Schlaf bleiern gesenkt hatte, nahte ein Elephantenheer,
Zu trinken aus dem Bergstrome, getrübt von ihres Brunstsafts Schweiß.
Und bei der Lagerstatt sah'n sie der zahmen Elephanten viel.

Da stürzten wild die Waldthiere sich auf die dorfgeborne Schar,
Die Elephanten todbringend, rasenden Laufes brunstentbrannt.
Unaufhaltsam einherstürmte der Rüsselungethüme Heer,
Wie einstürzende Felsgipfel herab schmettern aus Bergeshöhn.
Pfadlos machte die Waldpfade brunstschweißtriefender Thiere Wuth.
Und an des Lotosteichs Ufer die Karawane schlafumhüllt,
Jäh von dem Boden auffahrend, zermalmte ihr gewalt'ger Tritt.
Ha! ha! schrieen die Kaufleute, Rettung suchend in wildem Schreck.
Viele flüchteten schlaftrunken ins Dickicht: Andre ließen dort
Unter den Füßen, Stoßzähnen, Rüsseln ihr Leben jammervoll.
Der Kameele beraubt Reiter, Fußgängertroß in wirrem Knäul
Brachten entsetzt umherirrend einer dem andern Untergang.
Auf Bäume kletternd, Felshöhen ersteigend voller Todesangst,
Stürzten sie auf den Erdboden herab mit wildem Wehgeschrei.
Also auf vielerlei Weise brachte das Elephantenheer
Der Kaufmannsschar, der schatzreichen, Untergang nach des Schicksals Schluß. —

Wir müssen hier noch einen bisher nur flüchtig berührten, in der That aber für das Epos vornehmlich charakteristischen Zug hervorheben, seine Lehrhaftigkeit. Schon bei den alten Erzählungen der vedischen Zeit sahen wir die indische Neigung zur Lehrhaftigkeit sich ankündigen; wir fanden sie in der Geschichtenliteratur des Buddhismus wieder. Im Epos tritt die Freude am Wissen und zugleich die eitle und altkluge Wichtigthuerei mit dem Wissen in einer Breite hervor, die den Dimensionen des Gedichtes vollauf entspricht. Der nur in Indien denkbare Versuch wurde hier gemacht, das Unvereinbare zu vereinen, das ungeheure Heldengedicht zu einem ungeheuren Lehrgedicht zu gestalten: ein Ausfluß der Alles beherrschenden Maßlosigkeit; es war eben nicht genug, allein von Waffenkämpfen zu berichten, sondern diese mußten mit Redeturnieren abwechseln; die Helden jongliren wie mit ihren zauberhaften Riesenwaffen, so auch mit Argumenten und Gegenargumenten über Gott und Welt, über den Lohn der Tugend, über Willensfreiheit und Schicksal. Wie lose und mit welcher um das innere Leben des Gedichts vollkommen unbekümmerten Willkür solche Zuthaten meist an die Erzählung angefügt sind, möge an dem umfangreichsten dieser lehrhaften Abschnitte veranschaulicht werden. Ein Wendepunkt in der großen Schlacht ist der Fall des alten Helden Bhishma, des Sohnes der Gangesgöttin, welchen Ardschuna's Pfeilregen vom Wagen stürzt — nicht auf den Erdboden, sondern auf den aufgehäuften Pfeilen bleibt er wie auf einem Lager liegen. Kann man nicht, statt ihn dort sogleich sterben zu lassen, ihm noch eine Zeit lang das Leben gönnen? Dann ließen sich dem Alten später, wenn der große Kampf vorüber ist, noch vielerlei belehrende und erbauliche Reden an die um sein Lager versammelten Fürsten in den Mund legen. So erzählt man, daß ihm die Gabe verliehen ist, die Zeit seines Todes selbst zu bestimmen, und er erwählt zu sterben erst wenn die Sonne nach Norden geht, in der Zeit des zunehmenden Lichts. Als die Schlacht geschlagen ist, als man die Todtenklage für die gefallenen Helden gehalten und ihre Leichen verbrannt hat, wandern die Fürsten zu ihm:

Dort sahn sie auf dem Pfeillager der Ganga Sohn, den herrlichen,
Der Abendsonne gleich leuchtend, der strahlennetzumwobenen.

Und nun beginnen an Bhishmas Sterbelager die Reden. Sie bilden für sich allein ein Gedicht von ungeheurem Umfang oder richtiger mehrere über-einander gethürmte Gedichte. Meist spricht der Todeswunde selbst. Da werden die Pflichten des Königs und die Ordnungen für sein Benehmen gelehrt, die Regeln der Kriegführung und Politik. Es wird über das ewige Urwesen und seine Entfaltung zur Welt gesprochen, über Entsagung, Versenkung, Erlösung. Belehrungen über Eherecht und Erbrecht werden ertheilt. Man erfährt die tausend Namen des Vishnu und die tausend und acht des Shiva. Wenn sich aus diesem Gewirr von Reden etwas als Hauptgegenstand hervorhebt, zu welchem man mit unverkennbarer Vorliebe immer wieder zurückkehrt, so ist es der Anspruch des Brahmanenstandes auf Schonung, Rücksicht, Verehrung und insonderheit auf Gaben: sind die Brahmanen doch „Götter der Götter", und halten sie doch durch ihre heilige Macht alle Welten aufrecht:

> Die von Vätern und Vorvätern überkommene schwere Last
> Empor auf steiler Bahn ziehn sie ohn' Ermüden gleich starkem Stier.

Welchem Stande die Poeten angehören, welche bei der Umformung des Gedichts zu seiner überlieferten Gestalt die Hauptarbeit gethan haben, daran lassen solche Sätze keinen Zweifel.

## V.

Unsere Betrachtung des Mahabharata darf nicht an der Frage vorüber gehen, wie sich in dem Weltbild des Epos die Bilanz der menschlichen Geschicke, das Verhältniß des Menschen und seines Wollens, Thuns, Leidens zu Gott und Schicksal darstellt. Eine reine Lösung freilich so weiter und tiefer Probleme wird man von vornherein hier kaum zu finden erwarten. In diesem Gewirr zahlloser einander kreuzender Richtungen des Denkens steht allzu unausgeglichen das Verschiedenste neben einander, hier alter roher Zauberglaube, dort die Weltbetrachtung aufgeklärter Philosophie. Und oft fühlt man sich an die Weise jener Vedadichter erinnert, welche der Reihe nach jeden Gott, den sie eben besingen, als höchsten zu preisen gewohnt sind: so pflegt auch das Epos, fern von fester, sich selbst gleicher Bestimmtheit des Denkens, nach momentanen Antrieben bald diese, bald jene der im Welt- und Menschenleben wirkenden Mächte zur alleinigen Herrscherin über Alles zu erheben.

Oft führt die Denkweise des Moralisten das Wort und feiert das Recht als höchsten Lenker der Geschicke, läßt Alles, wovon das Epos erzählt, den ganzen ungeheuren Kampf der Kuru und Pandu sich als einen Sieg des Rechts über das Unrecht darstellen. Eine Zeit lang mag es scheinen, als ob das Recht der Gewalt gehorche, wie der Rauch dem Wind. Aber in Wahrheit muß es doch, wenn auch seine Wege fern und verborgen sind, endlich das Feld behaupten:

> Das Unrecht bringt dem Mann Stärke; es bringt das Lächeln stolzen Glücks;
> Ueber die Feinde Sieg bringt es: Entwurzlung bringt's und Untergang.

Es ist im Grunde das allbeherrschende Recht, dessen Preis sich an vielen Stellen des Gedichtes in die Verherrlichung der Kraft menschlichen Wollens und Thuns kleidet. Weit über die Grenzen des Lebens hinaus reichen die Wirkungen der Thaten; sie bestimmen des Thäters Geschick in künftigen Da-

seinsformen: die Macht aber, welche an die That ihren Lohn und ihre Strafe knüpft, ist Gerechtigkeit. Doch dann wiederum schlägt die Verherrlichung der Menschenkraft, ohne an dem Vertrauen auf höchste Gerechtigkeit einen Halt zu finden, andre wild phantastische Bahnen ein. Zu fratzenhafter Riesengröße steigert sich menschliches Wollen und Vollbringen in jener vom Asketen durch jahrtausendelange Kasteiung erworbenen, alle Weltordnungen bedrohenden Zaubermacht, deren Ueberwindung keinem Gott gelingen kann, sondern nur den allbezwingenden Reizen der schönsten Nymphe.

Alle Verherrlichung menschlicher Kraft aber tritt im Epos weit zurück hinter der Verkündigung der Allmacht eines blinden Fatums oder eines Weltherrn, der in unergründlicher Willkür mit den Menschen spielt, wie der Wind mit dem Grashalm, das Kind mit dem Spielzeug:

> Wie des Lichts Glanz den Blick blendet, so verwirrt das Geschick den Geist:
> Strickgefesselt den Weg ziehn wir, den Gottes Uebermacht uns führt. —
>
> Gleich dem Luftraum der Weltherrscher umschließt der Wesen ganzen Kreis:
> Ordnend, wie's ihm gefällt, theilt er gutes Geschick und böses aus.
> Ohn' eigne Kraft der Mensch, unfrei, schlingengefang'nem Vogel gleicht:
> Allein von Gott gelenkt, lenkt er nicht Seinesgleichen, nicht sich selbst.

Bald faßt den Unschuldigen die vernichtende Uebergewalt; bald tritt der Gedanke hervor, daß man, wir können nicht in unserem Sinne des Wortes sagen eine Schuld begangen, aber daß man sich eine Blöße gegeben haben müsse; in eine kleinste Unachtsamkeit ist man verfallen: damit ist den bösen Mächten, unberechenbarem Unheil der Zugang geöffnet. Angst und müde Passivität führt das Wort, jene resignirte Weisheit, die das Gefühl selbsteigenen Könnens als knabenhafte Illusion von sich abgestreift hat. Gleich prachtvollen Thieren fangen sich zum Untergang bestimmte Heldengeschlechter, die Kuru wie die Pandu, rettungslos in der Grube des Schicksals; überall erscheinen die düsteren Züge einer Tragik, der nur die reine Durchbildung, die Abstoßung des Kleinlichen und Verzerrten, vornehmlich aber das Element der vollen und starken Persönlichkeit fehlt, um an der Seite antiker Tragik stehen zu dürfen.

Aus dieser schreckensreichen Welt, auf welcher übermächtiges Schicksal lastet, deren Oede von den Flüchen wildzorniger Asketen durchhallt wird, sucht der Weise sich zu lösen, in den ewigen Frieden der Vereinigung mit Brahma zu flüchten. Doch auch für dies Leben lassen hier und da einige der schönsten unter den in das Epos eingefügten Dichtungen das zagende Gemüth nicht ganz ohne Hoffnung und Trost. Wohl ist dem Handeln die Kraft versagt. Aber es kann geschehen, daß treues Ausharren, unermüdliches, rührendes Bitten den Gott erweicht, oder daß gegenüber grenzenlosem Dulden sich die Kraft des Unheils erschöpft. Alles herzzerreißende Leid erträgt Damayanti und harrt in sehnsüchtiger und muthiger Treue aus, bis der verlorene Gatte gefunden und wieder mit ihr vereint ist. Ihr ähnlich als heldenmüthige Dulderin und Ueberwinderin des Schicksals ist die Königstochter Savitri. Sie hat sich im Büßerhain den Gemahl erkoren, den tugendreichen Satyavant, obwohl sie das geheime Verhängniß kennt, das auf ihm ruht: über ein Jahr

ist seine Lebensdauer abgelaufen. Der fürstlichen Pracht entsagend weilt sie in treuer Liebe bei ihm in der Einsiedelei, beständig des Verhängnisses gedenkend, jeden Tag zählend. Wie der Schicksalstag herannaht, erwartet sie ihn Tag und Nacht fastend und wie eine Säule stehend. In Kummer geht ihr die letzte Nacht hin. Der Morgen kommt und Satyavant macht sich mit der Axt in den Wald auf, um Holz zu holen.

Nicht laß ich dich allein ziehen: so sprach zum Gatten Savitri;
Mit dir will ich zum Wald gehen, denn dich verlassen kann ich nicht.

Satyavant spricht:

Nie gingst du zu des Walds Wildniß. Schwer ist der Weg, du Liebliche.
Erschöpft hat dich Fasten und Stehn. Wie bliebe dir zum Wandern Kraft?

Savitri spricht:

Des Fastens Pflicht hat nicht Schwäche mir gebracht noch den Leib erschöpft.
Mit dir zu gehn sehnt sich mein Herz. Versage mein Verlangen nicht.

Endlich erreicht sie, daß sie mit ihm gehen darf,

und so schritt sie, die Herrliche,
Lächelnd an des Gemahls Seite, im Herzen bittern Grames voll.
Und mannigfache Waldweiten, ringsum erfüllt von Lieblichkeit,
Darin der Pfauen Ruf tönte, erblickte die Großäugige.
Mit klaren Wassern Waldströme, blüthenbedeckter Bäume Pracht:
„Schaue," sprach Satyavant, „schaue" liebreichen Worts zu Savitri.
Doch sie den Gatten anblickend immerdar die Untadlige
Einen Todten zu sehn meinte, des Schicksalstages eingedenk.
Den Pfaden des Gemahls folgend wandelte die Sanftschreitende
Getheilten Herzens, hinschauend auf den verhängten Augenblick.

Wie er Holz fällt, überkommen ihn Müdigkeit und Schmerzen. Er legt sein Haupt auf ihren Schoß und schlummert ein. Da sieht sie an Satyavant's Seite stehend einen Mann in rothem Gewand, schön und furchtbar, der Sonne gleich an Herrlichkeit, einen Strick in der Hand. Leise thut sie des Gatten Haupt von ihrem Schoß, und aufstehend, mit gefalteten Händen, mit zitterndem Herzen spricht sie:

Nicht menschliche Gestalt trägst du. Als einen Gott erkenn' ich dich.
Wer du bist, künde, Hochmächt'ger, und was du hier zu thun begehrst.

Der Gott spricht:

Der Gattentreue Lob ziert dich, Savitri, und der Buße Preis,
Darum soll Antwort dir werden. Kenn' mich, o Schöne, als den Tod.
Verfallen ist deines Gemahls, des Fürstensohnes Leben mir.
Gebunden ihn hinweg führ' ich. Dies ist das Werk, um das ich kam.

Und er zieht aus Satyavant's Körper daumengroß die Seele, bindet sie und schreitet nach Süden dem Todtenreich zu. Savitri geht ihm nach, das Herz voll Kummer. „Kehre um, Savitri; so weit du gehen mußt, bist du gegangen." Aber sie läßt sich nicht zurückweisen: „wo mein Gatte geführt wird oder wo er geht, muß auch ich gehen: das ist ewige Ordnung." Und dem Gott nachfolgend spricht sie zu ihm Sprüche frommer Weisheit, von der Macht der Güte, von dem Vertrauen, das unter den Guten herrscht, den segenbringenden Kräften, die von ihnen ausgehen. Der Gott freut sich ihrer

Worte; so oft sie redet, gewährt er ihr als Lohn einen Wunsch, des Gatten Leben ausgenommen: aber sie möge umkehren, denn weit und ermüdend ist der Weg.

> Mir ist's nicht weit, wenn ich dem Gatten nahe bin;
> Weiter voraus eilet mir der Gedanken Flug —

und sie läßt nicht ab, bis der Gott, immer tiefer gerührt, zu ihr spricht:

> Je mehr ich höre deiner Worte holden Klang,
> Den herzerfreu'nden, reich an Tugend, tief von Sinn,
> Um so viel höher hebt sich Gnade mir und Huld.
> Mögst ohne Gleichen einen Wunsch, du Treue, thun.

Und sie wählt das Leben des Gatten.

Sie kehrt zur Leiche zurück und hebt das Haupt auf ihren Schoß. Da erwacht er und spricht:

> Gar langen Schlaf hab' ich gethan. Warum hast du mich nicht geweckt?
> Und wo ist, der mich fortschleppte, jener Mann, düster anzuschaun! —
>
> Gar langen Schlaf hast du gethan in meinem Schoß, du Herrlicher.
> Gegangen ist der Hochheil'ge, der Tod, der Allbezwingende.
> Ausgeruht bist du, Glücksel'ger: der Schlaf entwich, o Königssohn.
> Wenn du vermagst, steh' auf. Siehe, schon kam die sterngeschmückte Nacht.

Und durch den nächtlichen Wald kehren sie zum Büßerhain zurück. —

Nicht oft haben Dichter des Mahabharata so zart und warm wie hier von menschlichem Empfinden, das in tiefsten Seelentiefen wohnt, geredet — vom schmerzlichen Glück einer Liebe, auf welcher Todesverhängniß ruht, und von der Treue, die über Tod und Geschick siegt. Es sind gedämpfte Töne, die angeschlagen werden: stilles Dulden geht schweigend dem Verhängniß entgegen, und als das Leid abgewandt ist, klingt es nur wie ein leises Aufathmen:

> Gegangen ist der Hochheil'ge, der Tod, der Allbezwingende.

Wie in der Dichtung von Damayanti's Treue ist es auch hier ein Weib, in dem solch höchster Heldenmuth des Duldens und Hoffens wohnt. Und so werden wir sagen dürfen, daß, wenn diese Poesie auf Kräfte des Menschenherzens deutet, durch deren stilles Wirken das allzermalmende Schicksal sich erweichen läßt, es ein der Seele des indischen Volkes innewohnender weiblicher Zug ist, welcher hier inmitten des Weltleidens das Bild des Friedens und der Versöhnung finsterer Gewalten erscheinen läßt.

## VI.

Unter den Episoden des großen Epos tritt eine vor allen anderen in eigenartiger Sonderstellung hervor und beansprucht einen Platz unter den höchsten Schöpfungen der indischen Literatur, das philosophische Lehrgedicht **Bhagavad Gita**[1]).

[1]) Es darf behauptet werden, daß kein Abschnitt des großen Epos, ja kein Text der Sanskritliteratur überhaupt in ganz Indien so wie dieser gelesen und auswendig gelernt wird, zu so unzähligen Malen in zierlichen, mit reizvollen Miniaturen geschmückten Handschriften abgeschrieben, mit einer Fluth von Commentaren und von Commentaren zu den Commentaren ausgestattet, in alle modernen Dialekte Indiens übersetzt worden ist. Die Schätzung, welche das Gedicht in seinem Heimathlande genießt, ist ihm auch im Westen treu geblieben. Das erste Sanskritwerk, das ins Englische übersetzt wurde (1785), war die „Bhagavad Gita". Und als in Deutschland

Bhagavad Gita heißt „der Gesang des Erhabenen". Der Erhabene ist Krishna, der menschgewordene Gott. Er ist der Hauptunterredner in dem großen Gespräch, welches dies Gedicht ausmacht.

Die Heere der Kuru und Pandu stehen sich gegenüber zum ungeheuren Kampf gerüstet. Von allen Seiten hört man das Getön der Pauken und Trompeten. Zwischen beiden Heeren hält der Wagen des Panduhelden Ardschuna, von Krishna gelenkt. Wie da Ardschuna hüben und drüben seine Verwandten, Lehrer, Freunde sieht, bereit einander den Tod zu geben, überkommt ihn tiefe Verzagtheit. Was soll dem Menschen Sieg und Herrschaft, wenn er dafür, die ihm die Nächsten sind, tödten muß? Wenn die Geschlechter zu Grunde gehen und die heilige Ordnung der in ihnen forterbenden Todtenopfer vernichtet wird? Ist es da nicht besser zu unterliegen, als siegend den blutbefleckten Preis zu gewinnen? Leise lächelnd antwortet ihm Krishna. Du klagst, spricht der Gott, um die man nicht klagen soll. Nicht um die Lebenden noch um die Todten klagt der Weise. Im Leibe wohnt die ewige Selbstheit; sie tödtet nicht noch wird sie getödtet:

> Denn wie ein Mann altes Gewand hinweg thut,
> Nach anderm, neuem greift, sich drein zu kleiden,
> Also verlassend alten Leibs Gewandung
> In neuen Leib kleidet der Leiber Herr sich.

Und so beginnt der Gott die Rede, in welcher er dem sterblichen Freunde die letzten Geheimnisse von Werden und Sein enthüllt. Ein seltsamer Moment für so erhabene Belehrung. In welche Ferne den Poeten, welche dem Epos seine jetzige Gestalt gegeben haben, die wahre epische Stimmung, die Freude des Erzählens, entschwunden ist, macht sich kaum irgendwo in solcher Schärfe fühlbar wie hier. Die Heere stehen bereit; Getöse füllt Himmel und Erde; die Schlacht soll beginnen. Da plötzlich ist Alles vergessen, in Nichts versunken. Der Frieden mystischer Gedankenwelten umfängt den Hörer. Die Dichtung führt ihn in die weiten, stillen Reiche der Ewigkeit.

Welches sind die Erscheinungen, die er dort vor sich aufsteigen sieht?

Vor Allem die Gestalt eines allbeherrschenden, persönlichen Gottes. Es ist Vishnu, der Wunderbare, der als Krishna verkörpert hier selbst von sich redet. Zwischen ihm und dem Frommen, von Person zu Person, bewegt sich der Austausch göttlicher Gnade, menschlicher Liebe und Verehrung. Der Gott spricht:

> Ich bin des großen Alls Ursprung: aus mir stammt alles Daseins Quell:
> Mir geben sich, die dies wissen, Weise voll Gottesliebe hin.
> Mich nur denkend, in mir lebend, Einer dem Andern kündend mich,
> Beständig nur von mir redend, finden sie Fried' und Seligkeit.
> Solchen, die stets mir zustreben, die in Liebe verehren mich,
> Verleihe ich des Geists Sammlung, durch die sie zu mir gehen ein.
> Gnäd'gen Erbarmens voll tilg' ich, als Wohnstatt wählend ihren Geist,
> Die Finsterniß des Nichtwissens durch der Erkenntniß strahlend Licht.

durch die meisterhafte Ausgabe A. W. v. Schlegel's (1823) das allgemeine Interesse auf diese Dichtung gelenkt worden war, erklärte Wilhelm v. Humboldt sie für „das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben", und er, und nach ihm Hegel, bemühte sich in tief eindringender Darstellung die Ideenwelt der „Bhagavad Gita" den westlichen Freunden östlichen Dichtens und Denkens zu erschließen.

Man sieht, diese Gottesliebe, welche die Bhagavad Gita verkündet, ist kein Gefühl, das auch in den geistig Armen oder in einem ganzen Volk leben kann; sie ist, wie alle höheren Schöpfungen des religiösen Genius Indiens, ein Besitz nur Auserwählter. Und so treten auch im Bilde der Gottheit die Züge concreten Lebens, welche zur Phantasie der Massen sprechen könnten, zurück. Wohl ist dieser Gott Vishnu der Vielgestaltige. In viele Geburten, sagt er, bin ich durch meine Wundermacht eingegangen:

> Wenn immer sich des Rechts Schwächung erhebt, o Bharatidenheld,
> Und des Unrechts Gewalt groß wird, erschaff' ich neues Dasein mir.

Aber von der bunten Wirrheit der göttlich-thierischen Avataras läßt uns das Gedicht nichts hören; in die geläuterte Atmosphäre, welche hier herrscht, kann Vishnu nicht sein Kostüm als Schildkröte oder als jener Eber, an dessen Riesenzahn die Erde hängt, mitbringen. Und selbst seine menschliche Verkörperung als Krishna, obwohl eben sie es ist, in der er hier zu Ardschuna redet, ist doch im Grunde kein wirklich nothwendiger Zug in diesem Bilde Gottes. In der That würde die concrete Gestalt Krishna's, wie sie im Epos dasteht, diese Gestalt eines schlauen und gewaltthätigen Kriegers, nicht viele Züge hergeben, die das Bild eines Gottmenschen zu der Höhe erheben könnten, welche ihm gebührt. Eine andere Richtung als die auf die irdisch greifbaren Verkörperungen überwiegt im Gott der Bhagavad Gita. Er zeigt ein Doppelgesicht. Wie für jenen neutestamentlichen Denker Jesus das „Wort" ist, so ist dieser persönliche, menschgewordene Gott doch vor Allem zugleich der abstracte Begriff. Er ist das überpersönliche Allwesen, wie die Speculation früherer Jahrhunderte es erfassen gelehrt hatte.

> Das nicht Sein heißt und nicht Nichtsein, das höchste Brahma anfangslos . . .
> In der Welt weilt's und weilt draußen; beweglich ist's und unbewegt,
> Feinheit nicht dem Verstand faßbar, nah uns wohnend und fern zugleich.

Und nicht genug an dieser Vermischung von Vishnuglauben und Speculation. Die entgegengesetzten Richtungen der Speculation müssen eine wie die andere ihren Beitrag zur Ausmalung dieses Bildes geben. Bald ist Gott das in den Dingen weilende Allwesen, bald ist er der Geist außerhalb der Natur, der selbst nicht handelnde Zuschauer neben ihr, der allein handelnden Blinden. Die Widersprüche, welche hier entstehen, versucht der Dichter nicht zu lösen. Auch er macht es wie die alten vedischen Sänger, welche dem Gott, den sie eben besingen, die Erhabenheiten aller anderen Götter beilegen. Wo er eine Herrlichkeit findet, mit welcher die Upanishaden ihr Brahma schmückten oder die Sankhyalehre ihr geistiges Princip, häuft er sie auf das Haupt seines Vishnu-Krishna. Betrachtet man dies Gemisch — diesen Gott, der zu sehr speculativer Begriff geworden ist, um Kraft und Wärme des persönlichen Lebens zu bewahren, oder diese Idee, die zu persönlich geworden ist, um die volle, leuchtende Majestät des reinen Begriffs zu besitzen — so fühlt man wohl, daß hier nicht mehr der Geist eines Zeitalters waltet, welches vollwerthige Schöpfungen des religiösen Gedankens hervorzubringen die Kraft hat. Dies sind nicht mehr Ideen, die sich mit der Frische, in der sie aus dem arbeitenden Geist strömen, ernst und mächtig in der ihnen eigenen Gestalt behaupten.

Man glaubt über ein Trümmerfeld zu gehen, und aus den Trümmern bauen Epigonen bunte Gebäude, wohlgefällig einer Sinnesart, die zu den großen Fragen des Daseins nicht mehr entschlossen Ja oder Nein sagt, sondern das Ja und das Nein vereinen möchte.

Aber es ist etwas Anderes, als die bloße Gedankenarbeit, worin die eigene Schönheit dieses Gedichts liegt. Zwischen den endlosen Wiederholungen, von denen es voll ist, zwischen der Unordnung und den beständigen Widersprüchen seiner speculativen Belehrungen hört man bald da, bald dort, hier leiser, dort mit wundervoller Deutlichkeit Worte, in welche die Mystik des Hinduthums ihr ganzes Inneres, ihr Träumen und Sehnen in all seiner fremdartigen Poesie hineingelegt hat. Wohl sind die Stimmungen dieses Vishnuglaubens denen des Buddhismus verwandt, aber doch zugleich tief von ihnen unterschieden. Hier herrscht nicht jenes man möchte sagen harte, geschäftsmäßige geistliche Streben wie unter den Buddhajüngern. Weiche Lüfte wehen hier; man schwelgt in Gottesliebe und Gottversenkung. Aeußerlich sich von der Welt zu trennen haben diese Frommen nicht nöthig; sie fahren fort sich zu bewegen und zu handeln wie Andere, aber sie handeln wie im Traum:

Nicht nach des Handelns Frucht trachtend, im Nichthandeln befangen nicht . . .
Wer im Handeln das Nichthandeln, im Nichthandeln das Handeln schaut,
Ist unterm Menschenvolk weise, vertieft und alles Handelns Herr.

Wie in einem Nebel verschwimmt diesem Weisen, Vertieften alles Irdische; Hitze und Kälte, Lust und Schmerz, Freund und Feind gilt ihm gleich. Eine eigene Welt ist vor ihm aufgestiegen, in welcher Wirklichkeit und Unwirklichkeit von andern Gesetzen beherrscht wird als hienieden.

Was jeglichem Geschöpf Nacht ist, ist Tag dem Selbstbezwingenden.
Irdischer Creatur Wachen ist des schauenden Weisen Nacht.

Die Bilder, die dieser Schauende sieht, wogen hin und her. Bald füllt seinen Geist das Ewige in reiner Gestaltlosigkeit, bald zeigt es sich ihm sichtbar in der übersinnlich-sinnlichen, grandios-ungeheuerlichen Herrlichkeit Vishnu's. Das ganze Weltall erscheint in diesem Gott als ein Stück seiner unergründlichen Wesenheit. Ardschuna ruft aus:

In deinem Leib seh' ich, o Gott, die Götter
Und aller Wesen mannigfache Scharen,
Brahman den Herrscher, auf dem Lotos thronend,
Die göttlichen Schlangen, die Weisen alle.

Zahllose Arme, Leiber, Münder, Augen
In dir, du Allgestaltiger, erblick' ich.
Nicht kann ich Ende, Mitte, Anfang schauen,
Allherrscher, endloser Gestalten Träger.

Mit Diadem und Keule, mit dem Discus,
Ein Meer von Licht, Strahlen ringsum entsendend:
So schau' ich dich, blendend des Auges Sehkraft,
Gleich Sonn' und Feuerflammen, unermeßlich.

In mystischer Glorie umgeben himmlische Heerscharen und heilige Weise den höchsten Thron — darf man sich durch dies Hohelied des Vishnuglaubens an die Visionen erinnert fühlen, mit denen der Faust schließt? —

Hier sieht man Götterscharen in dich eingehn.
In Furcht die Hände faltend beten Jene.
Heilrufe jauchzen, deinen Preis verkündend,
Der hohen Weisen und der Sel'gen Chöre.

In diesem Lichtglanz der Gottnatur Vishnu's zu verschwimmen: das ist die Sehnsucht jener Seelen, deren Athemzug wir in dem Auf- und Abwogen der Rhythmen der Bhagavad Gita zu fühlen meinen.

## VII.

Wie es scheint ungefähr gleichzeitig mit großen Theilen des Mahabharata, entstand ein anderes Werk, welches kaum geringere Macht als jenes über den indischen Volksgeist erlangt hat, das Gesetzbuch des Manu[1]).

Es ist dies nicht der älteste Versuch der Inder, Sitten und Recht zu codificiren. Als sich in den vedischen Schulen der von uns geschilderte Prosastil der Sutras (Decemberheft, S. 362 f.), jene in allerkürzesten Aphorismen sich bewegende wissenschaftliche Darstellungsweise ausgebildet hatte, unternahm man es, neben den Regeln der Opferkunst auch die Ordnungen frommen und gerechten Lebens in Sutraform zu behandeln. Das eigentliche Recht wurde allerdings in diesen Texten durchaus flüchtig und in jeder Weise unzureichend dargestellt. Auch handelte es sich offenbar viel weniger um die Befriedigung eines wirklichen praktischen Bedürfnisses nach öffentlicher Feststellung der Rechtsordnungen, als vielmehr darum, einerseits das Licht brahmanischer Schulgelehrsamkeit auch auf diesem Gebiet leuchten zu lassen, andererseits vor Allem für die extravaganten Ansprüche, welche der geistliche Stand in jeder Lebensbeziehung erhob, die möglichst nachdrückliche Formulirung zu finden.

Neben diesen in Sutraform verfaßten Werken standen dann von altersher sprüchwortartige Versregeln über Recht und Sitte, wie sie unter dem Volk und in den Schulen umliefen. Sie werden gern in jenen Sutras citirt; vielleicht hat man schon früh hier und da angefangen, sie zu Sammlungen zu vereinigen.

Solche Materialien und Vorarbeiten sind es, auf die sich das Manugesetzbuch stützt. Haftet diesem auch der priesterliche Charakter ganz wie den älteren Gesetzwerken an, so ist es doch nicht mehr so unlösbar wie jene mit der geistlichen Wissenschaft der Vedatexte und der Opferkunst verknüpft; es ist nicht wie jeder jener Texte an die engen Grenzen einer einzelnen vedischen Schule gebunden. Vor Allem aber gibt sich im Vergleich mit den älteren Werken eine gewisse freiere Weite der literarischen Behandlung hier darin zu erkennen, daß die Sutraform mit ihrer technisch schulmäßigen Zugespitztheit aufgegeben ist. Vielleicht unter dem Einfluß des Aufschwunges der epischen Dichtung, die nach Abstreifung der prosaischen Elemente mächtige Gebilde in rein poetischer Form zu schaffen gelernt hatte, entwickelte sich hier eine allumfassende Darstellung des Rechts in Versen: dies Gesetzbuch ist zugleich ein großes Lehrgedicht.

---

[1]) Eine ausgezeichnete Uebersetzung dieses Textes hat Bühler in den Oxforder „Sacred Books of the East" (Bd. XXV) gegeben.

Manu, d. h. „Mensch", der halbgöttliche Vater des Menschengeschlechts, gibt dem Buch seinen Namen. Er hat im Anfang der Dinge die Ordnungen menschlichen Lebens begründet. Ihm und daneben — vielleicht um den priesterlichen Charakter dieses Wissens noch schärfer zu betonen — dem Bhrigu, einem mythischen Ahnherrn von Brahmanengeschlechtern und idealen Repräsentanten des Brahmanenthums, ist der Vortrag der Gesetze in den Mund gelegt.

Das Gedicht hebt an:

> Manu, dem sinnend-tiefgründ'gen, nahte der großen Weisen Schar.
> Ehre wie sich's gebührt spendend sprachen sie zu dem Thronenden:
> Erhabener, des Rechts Satzung mög' uns künden dein wahres Wort
> Für die Kasten und Mischkasten alle zumal der Reihe nach.
> Denn dieser ganzen Welt Ordnung, die alles Denken übersteigt,
> Die schuf der durch sich selbst Sei'nde, ihr Ziel und Wesen kennst nur du.

Schon diese Eingangsverse lassen es deutlich empfinden: was hier vorgetragen werden soll, ist etwas sehr Anderes, als was wir ein bürgerliches Gesetzbuch nennen würden. Es sind die ewigen Ordnungen des Gottes Brahma, von dem es heißt:

> Die Namen und die Wirkkräfte hat in der Schöpfung Anbeginn,
> Jeglichen Wesens Zustände nach Vedaworten Er geformt [1]).

Die Satzungen von Religion und Sitte sind hier mit denen des Rechts noch unauflöslich vereinigt; für das unfreie Bewußtsein dieser Denker und dieses Volkes gibt es noch nicht die Scheidung der Sphäre des Thuns, in welcher der Wille sich nach eigenem Entschluß den Satzungen der Sitte oder dem Rath der Klugheit beugen mag, und jener andern Sphäre, in welcher das beherrschende Gebot und der starke Arm der Gemeinschaft ihn mit Gewalt unter die Ordnung des Rechts zwingt. Das Gesetzbuch spricht von Allem, von Großem und Kleinem; es liegt in der Natur des Inders, jeden Schritt, den er thut, als fester, lehrbarer Norm unterworfen zu empfinden. Manu schreibt vor, wie man nach Wohlstand trachten und durch Fehlschläge sich nicht entmuthigen lassen soll. Wie man auf Ernährung und Kleidung Sorgfalt zu wenden hat. Was für Weihungen bei der Geburt eines Kindes und für den heranwachsenden Jüngling vollzogen werden müssen. Welche Theile der Hand den verschiedenen Gottheiten heilig sind und welche Rolle diese Eintheilung beim Reinigungsritus des Wasserschlürfens spielt. Für Kriegskunst, für auswärtige Politik gibt er Regeln. Er zeichnet reich ausgeführte Bilder vom Leben des Brahmanenschülers, der in Ehrfurcht vor seinem Lehrer den Veda

[1]) Nichts kann bezeichnender sein als der Contrast dieser Mystik, welche alle Rechtsordnungen in den Tiefen Brahma's wohnen läßt, und der rationalistischen Verständigkeit, mit welcher der Buddhismus diese Dinge behandelt. Auf die Frage nach der Entstehung der Kasten antworten die Buddhisten mit einer Geschichtsconstruction etwa im Geist des Contrat social. In der Vorzeit hatten die Menschen den Reis, von dem sie lebten, zu gleichen Theilen unter sich vertheilt. Da fangen die Einen an, den Antheil der Anderen sich anzueignen. Daraus erwächst Zank und Gewaltthätigkeit, so daß man sich entschließt, Jemanden einzusetzen, der Tadel und Verbannung über die verhängt, welche Tadel und Verbannung verdienen. Dafür wird ihm ein Reisantheil als Lohn gewährt: dies ist der Ursprung des Königthums; und so fort (vergl. meinen „Buddha", 3. Aufl., S. 174, Anm. 1).

lernt, und vom Dasein des Waldeinsiedlers oder des bettelnden Asketen, der nicht nach Tod und nicht nach Leben begehrt und gleichmüthig den Augenblick erwartet, welcher ihm das Verschwimmen im Allwesen bringen wird. Das sind nicht Ordnungen, die den Stempel eines bestimmten Stammes oder Staates tragen, denen der Erdgeruch enger Scholle, auf welcher sie erwachsen sind, anhaftet. Sondern es ist die Schilderung einer Cultur, die das ganze Arierland beherrscht oder zu beherrschen beansprucht, so weit das heilige Thier, die schwarze Antilope, schweift.

Diese Cultur wird nun freilich im Manugesetzbuch sehr einseitig angesehen, mit dem Auge des Priesters, das unendlich Vieles nicht sehen kann oder will. Beispielsweise wissen wir gut genug, wie mannigfaltige und tiefgehende, vom Joch des Veda durchaus befreite religiöse Bewegungen in jenen Zeiten Indien erfüllten: Manu berührt sie kaum; nur wenige inhaltlose Aeußerungen voll Haß und Geringschätzung reden von den Anhängern der Lehren, „die neu aufgekommen und darum werthlos und unwahr sind". So zeichnet sich auch das Bild des ganzen hochentwickelten städtischen Lebens, des bedeutenden Treibens von Handel und Industrie hier nur in verschwommenen Zügen. Das Dasein der Vaisya, der Bürger und Bauern, und das der Sudra, der Arbeiter und Diener wird in wenigen dürftigen Sätzen abgefertigt. Mit um so größerer Vorliebe verweilt das Gesetzbuch bei den beiden oberen Kasten. Die Gestalt des Königs mit dem ganzen Zubehör des indischen Despotismus tritt in voller Lebendigkeit hervor. Noch stärker aber tritt hervor und stellt sich in den Mittelpunkt des ganzen Weltbildes die eigene Gestalt dessen, der dies Bild gezeichnet hat, die Gestalt des Priesters. Die Maßlosigkeit des durch lange Jahrhunderte angesammelten Bewußtseins der eigenen Ueberhoheit von Brahma's Gnaden und die nicht geringere Maßlosigkeit der alle Schranken überfliegenden, jede Schmeichelei und auch die Selbstschmeichelei auf den höchsten Gipfel hebenden indischen Ausdrucksweise vereinigen sich und steigern sich wechselseitig:

> Durch dessen Mund des Dreihimmels Götterscharen das Opfermahl,
> Manen die Todtenspend' essen, was könnte höher sein als der?
>
> Die das Feuer zum Allesser, die untrinkbar das Meer gemacht,
> Den Mond schwindend und zunehmend: wer wagt zu trotzen deren Zorn?

Die Vertreter weltlicher Gewalt scheinen verstanden zu haben, solche Ergüsse geistlichen Selbstbewußtseins gläubig anzuhören und sie im Uebrigen so weit gelten zu lassen, wie ihr eigenes Interesse erlaubte.

Mit der Sorgfalt, welche Manu, wie erwähnt, auf die Darstellung des Königthums und Regierungsapparates wendet, steht es keineswegs im Widerspruch, daß den eigentlichen Zielen und Idealen des menschlichen Daseins, wie sie sich in diesem Gesetzbuch oder vielmehr in dieser Weltschilderung spiegeln, das politische Element durchaus fehlt. Im Staat zu leben und den Staat zu gestalten, aus dem Dasein der Gesammtheit ein bestes Theil vom Gehalt des eigenen Daseins zu schöpfen: dies liegt dem rechten Inder, wie Manu ihn zeichnet, fern. Er hat seine Heimath nicht im Staat, sondern in der Kaste. Und wie an politischen, so ist auch an höheren religiösen Idealen, an wärmerem religiösem Gefühl dies Leben, so sehr es bei jedem Schritt von

Pflichten der Religion ergriffen und beschränkt wird, doch im Grunde bettelarm. Hier hat jene wahre und tiefe, leidenschaftlich ungeduldige Erlösungssehnsucht, die aus den Poesien der Buddhisten redet, keinen Platz. Vom Gesetz Manu's werden solcher Sehnsucht die Flügel geknickt; das Gebiet wird abgezirkelt, auf dem ihr gestattet ist, sich zu regen. So lange man sich seiner vollen Lebenskraft erfreut, soll man in weltlichem Dasein verharren; dem Trachten nach dem Ewigen mag das Alter gehören:

Wenn das Antlitz des Hausvaters sich runzelt, wenn sein Haar ergraut,
Wenn der Nachkommen Nachkommen er schaut, zieh' er hinaus zum Wald.

Höllenstrafen bedrohen den, der sich vor der Zeit dem Asketenleben zuwendet, ohne den Veda gelernt, Nachkommen erzeugt, die Opfer dargebracht zu haben. Keineswegs also mit den letzten Zielen buddhistischer Weltentsagung, wohl aber mit jenen Richtungen der Lebensweisheit, welche in der früher von uns geschilderten buddhistischen Erzählungsliteratur hervortreten [1]), werden die Ideale des Manugesetzes durch ausgeprägte Familienähnlichkeit verbunden. Dieselbe Abwesenheit aller Züge, die dem Dasein starker, freier Menschen eigen sind; dieselbe Vorliebe dafür, Bedenklichem aus dem Wege zu gehen, glatt durch schwierige Situationen sich durchzuwinden; dieselbe beständige Aufmerksamkeit auf Alles, was als Verdienst oder Schuld dem eigenen Dasein in künftigen Wiedergeburten nützen oder schaden kann. Einen Contrast gegenüber der buddhistischen Denkweise bildet hier nur die Aengstlichkeit, die aus der aufgeklärten Atmosphäre jenes Glaubens verschwunden ist, in Bezug auf die zahllosen kleinlichen und allerkleinlichsten Sorgen und Nöthe des Aberglaubens, auf günstige und ungünstige Tage, auf die von allen Seiten, bei jedem Schritt, den man thut, drohenden Verunreinigungen. Hier erscheinen endlose Recepte zu Bußen und Sühnungen; die Wunderkraft von Fasten und dem Murmeln von Vedaversen, von Kuhurin, Kuhdünger und ähnlichen kräftigen Heilmitteln kommt nach Gebühr zu ihrem Recht und rettet von den Folgen der bedenklichsten Verschuldungen — sofern nicht praktischere Gesichtspunkte den Sieg davongetragen und dazu geführt haben, an Stellen, wo es allzu schade darum wäre, jede Unreinheit ein für allemal für ausgeschlossen zu erklären: eines Weibes Mund, ein Hund in dem Augenblick, wo er ein Wild faßt, ist immer rein.

Inmitten dieses Bildes nun eines von Sitte, Glauben, Aberglauben tyrannisirten Lebens tritt das eigentliche Recht, wenn auch nicht mehr ganz so wie in den alten Sutradarstellungen, doch noch immerhin sehr bemerklich in den Hintergrund. Der Zusammenhang, in welchem es vorgetragen wird, ist bezeichnend. Das Recht ist in die Beschreibung der Lebensordnung der einzelnen Kasten da eingefügt, wo von der Thätigkeit des Königs die Rede ist; es wird gezeigt, nach welchen Grundsätzen dieser sein Richteramt verwalten soll. Also nicht eigentlich ein Recht, das direct dem Volk und jedem Einzelnen gehört, sondern eine Lection, welche priesterliche Allwissenheit dem königlichen Richter ertheilt. Die Luft von Handel und Wandel weht

[1]) Siehe „Deutsche Rundschau", 1900, Bd. CV, S. 400.

in diesem Recht nicht viel fühlbarer, als im Epos mit seinen ungeheuren Kämpfen wirkliche Kriegslust zu spüren ist. Dies Recht ist nicht vom Leben für das Leben geschaffen; an seinen Sätzen haftet nicht Geschichte, nicht die blutige Spur von Kämpfen, in denen Wille gegen Willen stehend sie erzwungen hat; hier wird nicht die knappe, befehlende Sprache dessen gesprochen, der weiß, daß sein Wort Gesetz ist. Alles schwebt, möchte man sagen, frei in der Luft. Altes Gewohnheitsrecht wird hier von Priestern als ewige Ordnung Brahma's dargestellt, wobei selbstverständlich die Phantasie der Darstellenden und vor Allem deren sehr scrupellose Rücksicht auf die eigenen Interessen beständig geschäftig ist, das Alte umzugestalten, seine Lücken auszufüllen, dem Ganzen den eigenen Charakter aufzuprägen. Die glatt fließenden Verse mit ihren Gleichnissen, ihren Allgemeinheiten, ihrem Wortreichthum breiten über Alles einen Hauch gefälliger Unwirklichkeit; über Unklarheiten und Widersprüche gleiten sie gewandt hinüber. Wenn sie von den ungeheuren Jenseitsstrafen erzählen, mit denen in indischer Freigebigkeit auch geringfügige Verfehlungen bedacht werden, so thun sie das mit derselben bequemen Leichtigkeit, fast möchte man sagen mit demselben leisen Lächeln, mit dem sie dann bald darauf die verschwindend geringe Buße lehren, durch welche all jenes namenlose Unheil unfehlbar abgewandt werden kann. Diesen Gesetzen fehlt es an Ernst, an der monumentalen Großheit, welche die Kraft männlicher Völker ihren Gesetzen mittheilt.

Die Ordnung, in der das Recht bei Manu dargestellt wird, kann nicht eben ein Product wissenschaftlichen Tiefsinns genannt werden, wie den Indern überhaupt versagt war, für complicirtere Gedankenmassen das natürliche Anordnungsprincip aufzufinden. Immerhin zeigt sich hier ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der vollständigen Verwirrung der älteren Rechtstexte. Es werden achtzehn Hauptmaterien unterschieden, Allgemeines und Specielles ziemlich bunt durch einander: neben den weiten Gebieten des Schuldrechts oder Erbrechts bilden Einzelheiten wie die Streitigkeiten zwischen Hirten und ihren Dienstherren eigene, gleichberechtigte Capitel. An scharfen Begriffsbestimmungen, an tieferem Erfassen des Wesens der einzelnen Rechtsinstitute fehlt es durchaus; das Ordensrecht der Buddhisten ist in diesen Beziehungen dem Manugesetz entschieden überlegen. Dafür drängt sich bei Manu die indische Neigung zur Eintheilung, zum Schema, zu seltsam absurden Tarifen für irdische wie für überirdische Werth- und Preisverhältnisse beständig vor. Der falsche Zeuge bringt seinen Verwandten Verderben in der Seelenwanderung: fünf Verwandten, wenn sich das Zeugniß auf Kleinvieh bezieht; zehn, wenn es sich um Rinder handelt, und so fort. Nicht weniger bezeichnend als eine solche Höllenstraftabelle ist das Schema, nach welchem die Lehre von den Mischkasten behandelt wird. Die Mannigfaltigkeit der Völker, die man kannte, von den wilden Bewohnern der Gebirgswälder bis hinauf zu den Griechen, ließ sich nicht ignoriren. Andererseits aber stand von alter Vedazeit her die Lehre fest, daß es vier Arten von Menschen gibt, Brahmanen und Kshatriyas, Vaisyas und Sudras. Wie ließ sich zwischen dieser Theorie und der Wirklichkeit vermitteln? Alle jene Völker mußten aus Mischungen der vier

Kasten oder auch aus deren Abfall von ihren Ordnungen hervorgegangen sein; Manu gibt lange Listen, in denen mit vollendeter Freiheit der Phantasie für jedes einzelne Volk die Mischung oder das sonstige Verhältniß, auf dem sein Dasein beruht, angegeben wird: wir erwähnten schon oben die denkwürdige Stellung, welche in diesem System die Griechen als ein durch Nichtachtung der heiligen Pflichten und der Brahmanen zur Niedrigkeit herabgesunkener Kshatriyastamm erhalten haben.

Das Strafrecht — ein bemerkenswerther Fortschritt gegenüber der früheren Zeit — ist vom Civilrecht wenigstens in gewisser Weise abgesondert. Die fünf Titel, welche die fünf Hauptverbrechen behandeln, stehen allerdings inmitten der civilrechtlichen, aber sie sind doch unter einander in enge Verbindung gesetzt; deutlich hebt sich die eigenartige Natur dieses Rechtsgebiets hervor, auf welchem Danda, die personificirte Gewalt der Strafe, der finstre, rothäugige Dämon, sein Wesen treibt,

> Den als der ganzen Welt Wächter, als ew'gen Rechts Verkörperung
> In Brahma's Glorienschein leuchtend Gott erschaffen hat, seinen Sohn.
> Was steht und was sich regt, alle Wesen zitternd vor seinem Grimm
> Ihre Frucht willig darbieten und wanken nicht von ihrer Pflicht.

Im Wirken und den Ordnungen dieses Dämons, wie Manu sie beschreibt, erkennt der Geschichtsforscher über einander gelagerte Gebilde, in welchen sich das Rechtsbewußtsein und die Machtverhältnisse weit von einander entfernter Zeitalter widerspiegeln. Da finden sich Satzungen, in denen noch die ganze Härte uralten Criminalwesens lebt, jenes Rechts, das über den Dieb Todesstrafe verhängte:

> Dem König soll der Dieb nahen, laufend mit aufgelöstem Haar;
> Er soll ihm seine Schuld künden: „Solches that ich, bestrafe mich!"
> Von des Khadira Holz trag' er auf der Schulter die Keule stark,
> Trag' eine Lanze zweischneidig oder von Eisen einen Stab —

damit soll ihn der König niederschlagen; verschont er ihn, so nimmt er damit die Schuld selbst auf sich. Neben solchen hochalterthümlichen Satzungen aber stehen andere, die im Guten und Schlimmen den Stempel neuerer Zeiten an sich tragen. Die eingehende Berücksichtigung des Daseins oder Nichtdaseins böser Absicht läßt jene dem entlegeneren Alterthum noch fremde Ethisirung des Strafrechts erkennen, welche sich nicht damit begnügt, den äußerlichen Thatbestand zu betrachten, sondern in die Seele des Thäters blickt. In der weitgehenden Vorliebe andrerseits für oft überschwere Geldstrafen, die in die königliche Kasse fließen, verräth sich der orientalische Despot, für den die Rechtspflege eine Einnahmequelle ersten Ranges, ein bequemstes Mittel zum Aussaugen des Volkes bildet. Der bedenklichste Zug an dem „in Brahma's Glorienschein leuchtenden" Danda ist seine Parteilichkeit für Brahma's menschliche Verkörperung, den Brahmanen. Mit einer Unverhohlenheit, die nicht überboten werden kann, formulirt bei Manu der Brahmane seine Ansprüche darauf, in der Behandlung seiner Vergehen und Verbrechen einer ebenso extremen Milde zu begegnen, wie die Grausamkeit extrem ist, welche er in der Bestrafung derselben Verbrechen da gut heißt, wo ein

Niedrigstehender sie begangen hat. Gewiß mag es sich in solchen Dingen vielmehr um fromme Wünsche des Brahmanenthums als um Wirklichkeit handeln, aber ein Stück Wirklichkeit ist doch schon in solchen Wünschen allein enthalten.

Die Zeit nach der Entstehung des Manugesetzes hat das Recht im Einzelnen nach vielen Seiten hin reicher und feiner auszubilden verstanden. Die Grundlagen bleiben doch immer jene Ordnungen, die Manu, „der sinnend Thronende", und Bhrigu den großen Weisen der Urzeit vorgetragen haben. Priester haben dies Recht festgestellt, Poeten oder wenigstens Versschmiede ihm die Form gegeben. Ein Volk, welches ein solches Recht hatte, trug das Verhängniß in sich, früher oder später zur Beute von Völkern zu werden, welche unbeirrt von den Nebeln wirrer Traumwelten zu wollen und zu handeln wußten.

## VIII.

Neben dem Mahabharata, dem gigantischen, Alles überragenden Epos, besitzt Indien ein zweites großes Heldengedicht, das Ramayana[1]. Als sein Verfasser wird Valmiki genannt: ein Name, an dessen Authenticität zu zweifeln wir keinen Grund haben. Er erscheint im Gedicht selbst — allerdings in nachträglich hinzugefügten Abschnitten — als ein Waldeinsiedler, der nahe dem Südufer des Ganges am Gestade des Flusses Tamasa lebt.

Das Ramayana besingt, wie sein Name sagt, die Thaten und Leiden des Rama.

Der König des Landes Kosala (Oudh) will Rama, den geliebtesten seiner Söhne, zur Thronfolge weihen lassen. Aber den Listen einer der königlichen Frauen gelingt es, das zu verhindern und zu erreichen, daß der Prinz auf vierzehn Jahre in den Wald verbannt wird. Gehorsam zieht er hinaus, begleitet von Sita, seiner schönen, tugendhaften Gattin, und von einem getreuen Bruder. Im Walde geht ihnen im Verkehr mit frommen Einsiedlern und unter Kämpfen gegen Riesen und Menschenfresser die Zeit hin. Als die beiden Brüder einmal Sita allein gelassen haben, wird sie von Ravana, dem Beherrscher der Riesen, in seine Stadt fern im Süden auf der Insel Lanka (Ceylon) entführt. In Jammer und Verzweiflung sucht Rama die Verlorene. Vergeblich. Endlich gelingt es ihm, die Hülfe des Affenkönigs zu gewinnen. Unzählbare Massen von Affen werden zusammengerufen, alle Weltgegenden durchsucht. Der Affe Hanuman macht den Riesensprung über den Ocean nach Lanka: dort entdeckt er die trauernde Sita. Nun zieht Rama mit allen äffischen Heerscharen gegen Lanka zu Felde. Eine gewaltige Brücke wird geschlagen, das Meer überschritten. Die ungeheure Schlacht der Affen und Riesen läuft in den Entscheidungskampf zwischen Rama und Ravana aus, den Kampf ohne Gleichen, den der Vers feiert:

> Das Himmelszelt dem Meer magst du vergleichen, Meer dem Himmelszelt,
> Ram' und Ravana's Kampf gleicht nur dem Kampf Rama's und Ravana's.

Der Riese fällt: mit der befreiten Sita zieht Rama zur Königsstadt und regiert lange in höchster Glückseligkeit.

[1] Unter den Uebersetzungen des Ramayana hebe ich die italienische von Gorresio, die englische von Griffith hervor.

Zum mindesten ein Theil der Erzählung — die Geschichte von Rama's vereitelter Königsweihe und von seiner Verbannung — ist den Grundzügen des Inhalts nach unzweifelhaft älter als Valmiki's Gedicht. Von jenen Dingen berichteten schon legendenhafte Ueberlieferungen, die früh in die alterthümliche prosaisch-poetische Darstellungsform gefaßt waren; zu allerletzt mögen hier wirkliche Schicksale eines Kosalafürsten zu Grunde liegen. Aber in der Gestalt, die Valmiki dem Ramaepos gab, ist das, was geschichtlich ist oder sein kann, doch nur die Umrahmung der eigentlichen Erzählung: eines Märchens, das frei von der Wucht und Last nationaler Erinnerungen, von aller Wirklichkeit losgelöst, in der luftigen Phantasiewelt spielt, beim Affenkönig und im Lande der Riesen.

Fragt man, welches der beiden großen Epen das ältere ist, so wird die Entscheidung zu Gunsten des Mahabharata ausfallen müssen, freilich nur, wenn man seinen Kern, nicht, wenn man die jüngeren und jüngsten Zuthaten ins Auge faßt[1]). Es scheint in der That, als ob jenes Gedicht dem Verfasser des Ramayana als Vorbild vorgeschwebt habe, als ob seine Absicht gewesen sei, unterstützt durch Anklänge der Ramalegende an die Schicksale der Bharatiden, ein kunstvolleres Gegenstück zum Mahabharata zu schaffen. Manche Motive des älteren Epos kehren in auffallender Uebereinstimmung im jüngeren wieder. Die vierzehnjährige, durch feindliche List bewirkte Verbannung Rama's, das Waldleben der Brüder mit Sita vergleicht sich der zwölfjährigen Verbannung der Panduprinzen und ihrem Waldleben mit Draupadi. Die Hand Sita's wie die Draupadi's ist durch Spannung eines gewaltigen Bogens errungen worden. Die große Schlacht des einen Gedichts gleicht in einer Menge von Zügen der großen Schlacht des anderen. Man kann vielleicht hinzufügen, daß der in allen Schwierigkeiten Rath findende Bundesgenosse Rama's, der Affe Hanuman, eine ähnliche Stellung einnimmt wie im Mahabharata Krishna, der vielgewandte Rathgeber in allen Nöthen. Auch in den beliebten, stehend wiederkehrenden Wendungen der epischen Ausdrucksweise zeigt sich vielfach eine ausgeprägte Familienähnlichkeit der beiden Gedichte. Aber sie stehen sich doch gegenüber, das Mahabharata mehr geworden als gemacht, das Ramayana mehr gemacht als geworden, das eine in der unerschöpflichen, unbeholfenen, widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinung die Jahresringe natürlichen Wachsthums von tiefer Vergangenheit her an sich tragend, das andere in seinem innersten Wesen modern, immer gleich glatt und gewandt, immer gleich sorgfältig ausstaffirt mit den Verzierungen geistreich pointirter Rhetorik. Es fehlt nicht an Episoden, auch nicht an lehrhaften Sentenzen und Reden über Lebensweisheit, aber nie wird die Haupthandlung von den einen oder den anderen überwuchert und bedeckt. Gefällig reiht sich Gesang an Gesang, die meisten in Schlußverse auslaufend, welche an Stelle des epischen Sloka ein andres, bisweilen ein künstlich verwickeltes Metrum setzen und so das

[1]) Unter diesen Zuthaten begegnet eine lange Episode, welche die ganze Geschichte von Rama erzählt: ihr Verfasser hat offenbar das Ramayana in einer Gestalt, die mit der uns vorliegenden im Wesentlichen identisch ist, gekannt.

einzelne Stück der Handlung oder die einzelne Schilderung in einen zierlichen Rahmen schließen. Waldbewohnende Büßer, sterbende Geierkönige, kopflose Dämonenrümpfe kreuzen den Weg des Helden. Jeder spricht gefällig und wortreich, mit derselben Beherrschung mannigfacher Redefiguren, und trägt das Seine dazu bei, die Handlung in ihrer gemessenen Bewegung einen Schritt weiter zu führen. Die Affen kämpfen todesverachtend den Kampf für das Recht und das Gute; sie benehmen sich gravitätisch, wie es sich für Helden schickt, und bringen kaum öfter als ein einziges Mal, wo sie sich betrunken haben, in ausgelassener Frechheit ihrer Affennatur den schuldigen Tribut. Die Jahreszeiten gehen ihren Gang und empfangen in Schilderungen voll üppig bunter Bilder, voll anmuthiger und schwungvoller Vergleichungen nach einander ihren Preis: die Blüthenpracht und die Düfte

der Lenztage, von süßem Vogellärm durchtönt,
Des Verlassenen Gram mehrend, dem die Geliebte ward geraubt —

die Regenzeit mit ihren Gewittern und Ueberschwemmungen, ihren sternlosen Nächten, und nach ihr die Klarheit des Herbstes,

Wenn lotusdunkel-blauschwarzen Gewölks, des weltumnachtenden,
Ungestüme Gewalt schwindet wie wilder Elephanten Brunst.

Ueberall herrscht höchste, ihrer eignen Vorzüge sich sehr deutlich bewußte Tugendlichkeit, in der sich Milde und Heldenmuth vereinen; über das mit schwärzesten Farben gezeichnete Laster wird nach schweren Prüfungen, wie sich's gebührt, glänzend der Sieg erkämpft. Die Stimmung des Leidvoll-Pathetischen, die nach der Lehre der indischen Poetiker das Ramayana beherrscht, breitet sich in schöner Fülle aus. In alter wie in neuer Zeit hat diese Stimmung die Hörer ergriffen und gerührt. Der Prolog des Ramayana erzählt, wie das Gedicht zuerst im Walde, im Kreise heiliger Einsiedler vorgetragen wurde:

Als die Weisen dies Lied hörten, wurden ihnen die Augen feucht —

und noch heute, wenn in indischen Dörfern das Epos recitirt wird, bearbeitet in modernem Dialect, der es allem Volk zugänglich macht, unterbricht oft bei der Schilderung von Rama's und Sita's Leiden das Schluchzen der Menge den Vorleser, wird des Helden endlicher Sieg mit festlicher Bekränzung und Beleuchtung der Häuser gefeiert.

In seiner eigentlichen Gestalt freilich ist das Gedicht nicht für die Massen bestimmt. Die von altersher scharf und fein entwickelte literarische Kritik Indiens erkennt im Ramayana die erste Schöpfung der eigentlichen Kunstdichtung. Sie hat Recht. Wie manche Theile des Mahabharata, wenn auch von fern, auf die vedischen Anfänge indischer Erzählungskunst zurückweisen, so deutet das Ramayana vorwärts auf die Poesie der folgenden Jahrhunderte — auf diese Poesie, in deren überkünstlichem Raffinement, in deren Wortprunk weicher Gefühlsschwelgerei allzu oft und allzu deutlich eine mehr und mehr verarmende Seele sich verräth.

---

# Die Grundzüge der preußisch-deutschen Tarifpolitik seit der Begründung des Zollvereins.

Von
**Ernst Graf zu Rantzau** (Potsdam).



Das preußische Gesetz vom 26. Mai 1818 über den Zoll und die Verbrauchssteuer von ausländischen Waaren und über den Verkehr zwischen den Provinzen des Staates in Verbindung mit dem Zoll- und Verbrauchssteuer-Tarif vom gleichen Tage für die Provinzen Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Posen und Sachsen bezeichnet für Preußen die dauernde Wendung von der merkantilistischen Politik Friedrich's des Großen zu der liberalen Handelspolitik[1]) des 19. Jahrhunderts und bildet die Basis für die Grundeinrichtungen des Zollvereins von 1834.

Das Zollgesetz beabsichtigt kein Prohibitivsystem. Es besagt vielmehr im Eingange, daß sich allgemein und klar das Bedürfniß zeige, „die Beschränkungen des freien Verkehrs zwischen den verschiedenen Provinzen des Staates selbst aufzuheben, die Zolllinien überall auf die gegenwärtigen Grenzen der Monarchie vorzurücken, auch durch eine angemessene Besteuerung des äußeren Handels und des Verbrauchs fremder Waaren die inländische Gewerbsamkeit zu schützen und dem Staate das Einkommen zu sichern, welches Handel und Luxus, ohne Erschwerung des Verkehrs, gewähren können."

Der Tarif vom 26. Mai 1818 enthält demgemäß im Verkehr mit dem Auslande in der Regel keine Verbote bezüglich der Ein- und Ausfuhr, er hat sich jedoch einige zweckmäßige Finanzzölle, einen geringen Getreidezoll (für Roggen ½, für Weizen 1½ Groschen pro Scheffel) bewahrt und belastet die fremden Fabrikate mit etwa zehn Prozent des Werthes der Waare.

Die Tarifpolitik, welche Preußen mit dem Gesetz von 1818 verfolgte, erscheint daher entschieden freihändlerisch[2]) gegenüber den Tarifen aller damaligen Großstaaten, schutzzöllnerisch gegenüber denen der Kleinstaaten.

---

[1]) Vergl. Schmoller, Rede zur Gedächtnißfeier für König Friedrich Wilhelm III. S. 49.

[2]) Vergl. Freihandel oder Schutzzoll? Denkschrift des Vorsteheramtes der Königsberger Kaufmannschaft (Hirth's „Annalen" 1875, S. 1651).

## I. Die preußisch-deutsche Tarifpolitik seit der Begründung des Zollvereins bis zum Abschluß des Handelsvertrages mit Frankreich (1862).

Die große epochemachende Reform der preußischen Zollgesetzgebung von 1818, welche an die Stelle des alten Handelssystems für den Gedanken „des Handelsneides und der Zollkriege"[1]) das liberale Princip von dem Nutzen internationaler Handelsbeziehungen setzte, stieß naturgemäß in Deutschland auf einen gewaltigen Widerstand. Den preußischen Versuchen, eine Zollvereinigung mit den kleindeutschen Staaten herbeizuführen, wurde mit dem größten Mißtrauen begegnet. Man fürchtete allgemein, durch einen Anschluß an Preußen die politische Selbständigkeit einzubüßen.

Der preußisch-hessische Handelsvertrag bezeichnet den ersten bedeutenderen Erfolg für die Bildung einer größeren Zollvereinigung.

Ein weiterer Schritt auf diesem Wege war der Handelsvertrag zwischen dem preußisch-hessischen und dem bayrisch-württembergischen Verein vom 27. Mai 1829.

Nach Auflösung des mitteldeutschen Vereins konnte Preußen endlich am 15. Februar 1832 den Entwurf eines Zollvereinsvertrages zum Zweck vollständiger Zolleinigung zwischen dem preußisch-hessischen und dem bayrisch-württembergischen Vereine vorlegen, welcher am 22. März 1833 zur Unterzeichnung eines Zollvereinsvertrages führte und damit den Sieg der deutschen Hauptstaaten in handels- und zollpolitischer Beziehung gegenüber partikularistischen Absonderungsbestrebungen der Kleinstaaten bezeichnet.

Der neue, große deutsche Zollverein, welchem das preußische Zollgesetz vom 26. Mai 1818 zu Grunde lag, trat mit dem 1. Januar 1834 ins Leben. Die in dem Zollverein verbundenen Staaten stellten in den Generalconferenzen, welche alljährlich zusammentreten sollten, den Zollvereinstarif fest. Durch Cabinetsordre vom 18. November 1833 wurde für Preußen der Zollvereinstarif publicirt, welcher bis Ende des Jahres 1836 Gültigkeit behielt.

Eine neue Zeit der deutschen Wirthschaftsgeschichte war angebrochen. Verkehrsbeschränkungen im Innern des Zollvereins gab es nicht mehr[2]). Die dem Verein angeschlossenen Staaten hatten ein übereinstimmendes Zollsystem, den gleichen Tarif für Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangsabgaben.

Die Tarifpolitik während der ersten Periode des Zollvereins, d. h. bis zur Erneuerung des Vereinsvertrages im Jahre 1841, kennzeichnet sich in Anlehnung an das ihm zu Grunde gelegte preußische Gesetz vom 26. Mai 1818 einerseits als eine Politik gemäßigt-schutzzöllnerischer Tendenz, andererseits als eine freihändlerische Politik gegenüber den Tarifen des Auslandes im Interesse der Entwicklung der inländischen Industrie.

[1]) Schmoller, a. a. O. S. 48.

[2]) Von der Verkehrsfreiheit ausgenommen die Gegenstände, welche einer Ausgleichungsabgabe (Uebergangsabgabe) unterlagen. Vergl. Krökel, Das preußisch-deutsche Zolltarifsystem. S. 81. Jena 1881. — Weber, Der deutsche Zollverein. S. 115. Leipzig 1869.

Die Handelsverträge des Zollvereins während dieser ersten Periode mit Holland[1]), England, Griechenland und der Türkei boten die erste Gelegenheit, die deutschen Handelsinteressen dem Auslande gegenüber mit gleichen Waffen[2]) zu vertreten und sich bei den geschlossenen auswärtigen Handelsstaaten eine internationale Stellung zu verschaffen.

Die zweite Vereinsperiode wird gekennzeichnet durch den Kampf zwischen Schutzzoll und Freihandel, welcher nicht nur eine wirthschaftliche, sondern noch weit mehr eine politische Bedeutung haben sollte, und auf diesem wirthschaftlichen Gebiete die deutsche Frage, d. h. die Entscheidung, ob Oesterreich in Deutschland die Vorherrschaft erhalten sollte, bereits vor 1866 zu preußischen Gunsten entschied.

Schon während der ersten Vereinsperiode war aus der deutschen Industrie, welche, bisher durch die Zollschranken der einzelnen Staaten beschränkt[3]), mehr einen localen Charakter hatte, eine nationale deutsche Industrie geworden. Die einzelnen Zweige waren durch den freien Verkehr innerhalb des Zollgebietes, durch den vermehrten Absatz, den Schutz gegen die Concurrenz des Auslandes, genügend gestärkt, um mit Erfolg den internationalen Markt aufzusuchen. Der Industriellenstand, wissenschaftlich und technisch aufs Beste geschult und gebildet, begann als „geschlossener Stand“ seine Interessen und Rechte selbständig zu vertreten. Die Bedeutung des fremden Importes nahm ab und der Kaufmannsstand, welcher früher durch den Zwischenhandel bedeutenden Gewinn zog, fühlte sich, nachdem die Industrie sich von den Zwischenhändlern unabhängig gemacht, aufs Empfindlichste geschädigt. Aus den entgegengesetzten Interessen des ausführenden Industriellen einer-, der einführenden Kaufleute andererseits leitet sich der Kampf zwischen Schutzzoll und Freihandel her, welcher die Tarifpolitik der zweiten Vereinsperiode bestimmte.

Eine Krisis der englischen Eisenproduction gab auf der fünften Generalconferenz in Stuttgart 1842 den ersten Anlaß zum Kampf zwischen Schutzzoll und Freihandel. Die rheinische Eisenindustrie, welche sich durch das zu ermäßigtem Preise nach dem Continent eingeführte englische Eisen gefährdet sah, verlangte Erhöhung der Eisenzölle. Auch für die Baumwollspinnereien wurden durch Baden und Württemberg Zollerhöhungen beantragt. Preußen widersprach jedoch aus politischen Gründen, sodaß für den Vereinszolltarif der Jahre 1843/45 keine höheren Schutzzölle zu Stande kamen[4]).

Erst das Jahr 1844 brachte für die Leinenindustrie (Garn, Leinenwaaren Baumwollengarn) einen erhöhten Zollschutz. Preußen versuchte dagegen in seiner Tarifpolitik nach Möglichkeit freihändlerischen Principien zu huldigen. Der Grund für die Begünstigung des Freihandels lag mehr auf politischem als auf wirthschaftlichem Gebiete.

---

[1]) Vergl. Weber, S. 151, 168 u. 173.

[2]) von Festenberg-Pakisch, Geschichte des Zollvereins. S. 109. Leipzig 1869.

[3]) Vergl. Krökel, S. 36.

[4]) Vergl. Weber, S. 217 ff.

Oesterreich versuchte nach 1848 eine Annäherung an den Zollverein in der richtigen Erkenntniß, daß die gewaltigen wirthschaftlichen Erfolge, welche der Zollverein unter Preußens Führung erzielte, der politischen Hegemonie Oesterreichs äußerst gefährlich werden könne. Für Oesterreich bedurfte es eines Aufgebens seines Prohibitivsystems, um eine Annäherung an den Zollverein zu ermöglichen. Nach schwierigen Verhandlungen kam am 19. Februar 1853 der österreichisch-deutsche Zoll- und Handelsvertrag gültig vom 1. Januar 1854 bis 31. December 1865, zu Stande. Die Principien dieses Vertrags waren:

1. möglichste Gleichstellung der Außentarife,
2. Begünstigung des Zwischenverkehrs durch thunlichste Aufhebung der Zwischenzölle.

Zollfrei in dem Zwischenverkehr sollten Rohstoffe, Fabrikmaterialien, Halbfabrikate und Fabrikate von geringerem Werthe sein, während zu einem ermäßigten Zollsatz fast sämmtliche Artikel der sogenannten Manufacturindustrie zugelassen wurden. Die Zollermäßigung betrug bis zu 50 % des allgemeinen Tarifes[1]).

Durch diesen Zwischenzolltarif wurde ein Differentialsystem geschaffen, entgegen den preußischen Wünschen und im Widerspruch zu seiner bisher betriebenen Politik, während Oesterreich durch dieses Differentialsystem zu einer Zolleinigung mit dem Zollverein gelangen zu können hoffte.

Die Jahre nach dem Abschluß des preußisch-österreichischen Handelsvertrages bis 1862 sind als die Zeit der „Stagnation"[2]) des Zollvereins bezeichnet. Thatsächlich können wesentliche Reformen in tarifpolitischer Beziehung nicht genannt werden, da, sobald solche preußischerseits angeregt wurden, sie an dem Widerspruch der mitteldeutschen und kleindeutschen Vereinsstaaten scheiterten[3]).

## II. Die Zeit des Freihandels.

Die Nützlichkeit eines Handelsvertrages mit Frankreich bot Preußen erwünschte Gelegenheit[4]), die angestrebten Reformen in tarifpolitischer Beziehung zur Ausführung zu bringen und durch die freihändlerischen Bahnen, welche es durch den handelspolitischen Anschluß an Frankreich beschritt, die Loslösung Oesterreichs von dem Zollverein zu beschleunigen.

Sowohl die politische wie wirthschaftliche Lage kam Preußen für seine Bestrebungen zu Statten. Die Verwirklichung der großen Idee der deutschen Einheit, welche die Gemüther bewegte, wurde von Preußen auf doppelte Weise angestrebt: durch Verstärkung des Heeres, durch Loslösung des Zollvereins von Oesterreich. Während die Heeresreform zu dem schweren Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung führte, fand auf wirthschaftlichem Gebiet die freihändlerische preußische Politik die grundsätzliche Zustimmung der Volks-

[1]) Vergl. Weber, S. 333 u. 334.

[2]) Vergl. Kobolsky, S. 81.

[3]) Vergl. Weber, S. 351, 355.

[4]) Emminghaus, Entwicklung, Krisis und Zukunft des deutschen Zollvereins. S. 71. Leipzig 1863.

vertretung. Es hatte sich bereits in den fünfziger Jahren eine entschieden freihändlerische Bewegung angebahnt, welche in dem Congreß der deutschen Volkswirthe ihren Vorkämpfer fand[1]).

Frankreich hatte durch den Handelsvertrag mit England vom 23. Januar 1860 sein Prohibitivsystem[2]) fallen gelassen und sich einem gemäßigten Schutzzollsystem zugewendet. Die französische Regierung behielt jedoch allen anderen Nationen gegenüber den alten Zolltarif als Differentialtarif bei, so daß sich diese genöthigt sahen, ebenfalls mit Frankreich Handelsverträge abzuschließen[3]). Die im Juni 1860 erklärte Bereitwilligkeit der französischen Regierung zum Abschluß eines Handelsvertrages kam daher für Preußen äußerst gelegen. Die Verhandlungen begannen am 15. Januar 1861, am 29. März 1862 erfolgte die Paraphirung eines Handelsvertrages, welcher allerdings erst am 1. Juli 1865 nach langen Kämpfen in Wirksamkeit treten sollte[4]).

Zwei Principien gelangen in dem deutsch-französischen Handelsvertrage zur Anwendung, welche Napoleon III., einer freihändlerischen Handelspolitik huldigend, bei seiner ganzen Vertragspolitik durchzuführen bestrebt war: 1. der Grundsatz der gegenseitigen Meistbegünstigung, 2. möglichste Ausgleichung der Tarife unter den vertragschließenden Staaten (assimilation des tarifs). Beide Fragen berührten aufs Tiefste das Verhältniß des Zollvereins zu Oesterreich, sowie die innerhalb des Zollvereins bestehenden Differenzen.

Der Grundsatz des französischen Handelsvertrages, die möglichste Gleichstellung der Zolltarife, erneuerte innerhalb des Vereins den Kampf zwischen Schutzzoll und Freihandel, um zu einer liberalen Reform desselben zu führen und mit einer endgültigen Niederlage des Schutzzolles zu endigen. Das Princip der Gleichstellung der Tarife hatte sich auf den Durchfuhr-, Ausfuhr- und Einfuhrverkehr zu erstrecken. Hinsichtlich des Durchfuhrverkehrs bestand bereits für beide Staaten die Durchfuhrfreiheit, welche im Artikel 23 des Vertrages ausdrücklich anerkannt wurde[5]).

Bezüglich der Ausfuhr bedurfte es seitens des Zollvereins durch die Anwendung des Princips der gleichen Ausfuhrtarife größerer Veränderungen. Die noch bestehenden Ausfuhrzölle fielen, abgesehen von einem Ausfuhrzoll, welcher zum Schutze der Papierfabrikation bestehen blieb[6]).

Am wichtigsten und zugleich schwierigsten war die Gleichstellung der Tarife auf die Eingangszölle durchzuführen.

---

[1]) Vergl. Lotz, Die Ideen der deutschen Handelspolitik von 1861–1891. S. 30 ff. Leipzig 1892.

[2]) Hartmann, Der Zollverein gegenüber dem Handelsvertrage mit Frankreich. S. 3 ff.

[3]) Vergl. Weber, S. 371 und Anlage Bd. V zu den Stenographischen Berichten des Abgeordnetenhauses, S. 247.

[4]) Außer dem Handelsvertrag wurde mit Frankreich am gleichen Tage ein Schiffahrtsvertrag und ein Vertrag über Schutz des geistigen Eigenthums entworfen.

[5]) Vergl. Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses 1862, Anl. Bd. V, S. 146, Art. 23: Les marchandises de toute nature venant de l'un des deux territoires on y allant, seront réciproquement exemptes dans l'autre de tout droit de transit.

[6]) Vergl. wie 1, S. 142 Art. 4.

In dem belgisch-französischen Handelsvertrage, welcher in mancher Beziehung dem preußisch-französischen zum Muster diente, hatte Belgien die französischen Tarifsätze angenommen. Anders Preußen. Abgesehen davon, daß die im Tarif A und B des preußischen Vertrages nicht alle mit denen des belgisch-französischen Vertrages übereinstimmen, hielt Preußen an dem Gewichtszolltarif fest und nahm nicht das System der französischen Werthzölle an. Die Reform des Zollvereinstarifs vollzog sich in mehrfacher Richtung.

Die von schutzzöllnerischer wie von freihändlerischer Seite anerkannte Reformbedürftigkeit mußte sich auf Zölle, welche weder einen Finanz- noch Schutzzweck hatten — z. B. den Zinkzoll —, erstrecken. Der Vertrag machte, nachdem Frankreich seine Handelspolitik geändert hatte, die im Zollvereinstarif enthaltenen Retorsionszölle überflüssig. Er erheischte vor Allem freie Einfuhr von Roh- und Hülfsstoffen für die exportirenden Gewerbe als erste Voraussetzung der von Preußen angestrebten freihändlerischen Handelspolitik.

Drei Gruppen von Industrien kennt der Vertrag, deren Zölle durch den neuen Tarif in freihändlerischer Richtung geregelt wurden:

1. Die Metallproduction, insbesondere Eisen- und Stahlerzeugung[1]),
2. die Textilindustrie, Spinnerei und Weberei[2]),
3. chemische Producte, Glas-, Krystall-, Thon- und verschiedene Waaren[3]).

Besonders für die Textilindustrie schien nach Ansicht der Freihändler der Augenblick gekommen, wo unter Aufhebung der erziehlichen Schutzzölle der List'schen Lehre der Zollverein einer Concurrenz des Auslandes ausgesetzt werden konnte.

Entschiedene Gegner der freihändlerischen Tarifreform blieben in erster Linie die beiden großen Stapelindustrien der Eisenproducenten und der Baumwollspinner. Diese machten geltend, daß der einheimische Markt noch lange nicht von ihnen beherrscht werde. Ihre Industrien bedürften daher unbedingt eines erhöhten Schutzzolles und könnten nicht der von einer freihändlerischen Tarifreform begünstigten Concurrenz des Auslandes preisgegeben werden. Durch eine Reihe staatlicher Zugeständnisse, wie z. B. die Herabsetzung der auf dem Bergbau lastenden Abgaben, wurde der schutzzöllnerischen Eisenindustrie der Uebergang zur freihändlerischen Tarifpolitik erleichtert.

Der zweite Grundsatz des französischen Handelsvertrages: die Klausel der Meistbegünstigung, durch welche sich die vertragschließenden Staaten verpflichten, einander unvorzüglich an allen Begünstigungen, an jeder Ermäßigung bezüglich der Eingangs-, Ausgangs- und Durchfuhrzölle theilnehmen zu lassen, welche einem dritten Staate eingeräumt ist oder eingeräumt wird, mußte eine neue Krisis zwischen dem Zollverein und Oesterreich herbeiführen. Die Meistbegünstigungsklausel ließ sich nicht mit dem durch den Februarvertrag zwischen dem Zollverein und Oesterreich eingeführten Differentialzollsystem in Einklang bringen[4]).

---

[1]) Vergl. Stenographische Berichte des Abgeordnetenhauses 1862, Anl. Bd. V, S. 151, Tarif A, S. 152—163.

[2]) Vergl. wie 1, Tarif A, S. 163—175.

[3]) Vergl. wie 1, Tarif A, S. 175—185.

[4]) Robolsky, S. 118 ff.

Einerseits vermochte Preußen nicht auch Frankreich den mit Oesterreich bestehenden Zwischenzolltarif zu gewähren, während andererseits Frankreich die Aufhebung der Bevorzugung Oesterreich-Ungarns durch den Zwischenzolltarif verlangen konnte, wenn der Grundsatz der Meistbegünstigung vertragsmäßig zum Ausdruck gekommen war.

Von Preußen wurde bereitwilligst die Gelegenheit ergriffen, die Möglichkeit einer Erneuerung des stets lästig empfundenen Vertrages vom 19. Februar 1853 zu vereiteln.

Oesterreich sah in dem Artikel 31 des französischen Vertrages einen Bruch, eine Störung und Hintenansetzung[1]) seines eigenen Vertragsverhältnisses zum Zollverein. Es erklärte den Zollverein allerdings für berechtigt, „im Einzelnen" Aenderungen der Tarifsätze vorzunehmen, wie sie den veränderten Conjuncturen entsprächen, dagegen sei der Zollverein nicht in der Lage, das ganze System seiner Tarifirung umzugestalten, wie dies im vorliegenden Falle geschähe, da das preußisch-französische Abkommen das Vertragsverhältniß des Zollvereins zu Oesterreich in seinen Grundlagen angreife und für Oesterreich den Untergang ganzer Industriezweige bedeute.

Dem gegenüber[2]) nahm die preußische Regierung unbedingte Autonomie für sich und den Zollverein hinsichtlich seiner Tarifpolitik in Anspruch. Diese sei in keiner Weise durch den Februar-Vertrag beschränkt, noch habe sie beschränkt werden können[3]). Oesterreichischer Seits wurde am 10. Juli 1862 nochmals der Vorschlag einer Zolleinigung zwischen den Zollvereinsstaaten und der gesammten österreichisch-ungarischen Monarchie zu einem einheitlichen Zollgebiet gemacht, von Preußen jedoch abgelehnt mit der Begründung, daß es Frankreich gegenüber schon gebunden sei, auch dem Vorschlage Oesterreichs nicht näher treten könne, da Oesterreich den bestehenden, gänzlich veralteten Zollvereinstarif zur Basis seiner Verhandlungen gemacht wissen wolle. Die ablehnende Haltung Bayerns und Württembergs führte zu einer Kündigung des Zollvereins durch Preußen, welches die Erneuerung des Vereinsvertrages von der Annahme des Handelsvertrages mit Frankreich abhängig machte.

Der deutsch-österreichische Handelsvertrag vom 11. April 1865, sowie der Zollvereinigungsvertrag vom 16. Mai 1865 bildeten das Ende der Zollvereinskrisis.

Der deutsch-österreichische Vertrag unterscheidet sich principiell von dem Februar-Vertrage des Jahres 1853. War jener mit der Aussicht und dem Plane einer künftigen Zolleinigung geschlossen, so stellt dieser lediglich einen Handelsvertrag mit gebundenen Tarifen und der Meistbegünstigungsklausel dar. Das Differentialzollsystem, welches das Jahr 1853 durch den Zwischenzolltarif in den beiden Zollgebieten geschaffen hatte, war beseitigt. Nur die Bestimmungen über den Veredlungsverkehr, unter dem zolltechnisch freier Waarenverkehr verstanden wird, welcher zwecks Veredlung oder Reparatur mit

---

[1]) Vergl. Weber, S. 393.

[2]) Vergl. die Depesche des Grafen Bernstorff, abgedruckt bei Weber, S. 394.

[3]) Vergl. Weber, S. 399, 403.

der Bestimmung der Wiederausfuhr (activer bezw. passiver Veredlungsverkehr) stattfindet, ist in den Vertrag von 1865 aufgenommen. Die werthvollste Errungenschaft des deutsch-österreichischen Vertrages besteht in der vollkommen unabhängigen Tarifpolitik, welche Preußen erreichte, da Oesterreich nach Fortfall der Bestimmungen des Artikels 9 im Februar-Vertrage freihändlerische Tarifconcessionen, welche der Zollverein dem Auslande machte, nicht mehr durch Einführung bezw. Erhöhung des Zwischenzolles beeinflussen oder verhindern konnte [1]).

Der neue Zollvereinstarif vom 1. Juli 1865 beruht auf dem Tarif des preußisch-französischen Vertrages. Er nimmt die zahlreichen, Frankreich gewährten Ermäßigungen und Befreiungen auf, welche allein 161 Positionen [2]) und Artikel des früheren Vereinstarifs betreffen, und bringt die freihändlerische Tendenz auch durch Beseitigung der bisherigen allgemeinen Eingangsabgabe zum Ausdruck. Dennoch vermochte Preußen seine freihändlerische Tarifpolitik damals noch nicht in seiner eigentlichen rationellen und systematischen Revision des Vereinstarifes [3]) durchzusetzen. Preußen scheute sich, die durch die Krisis hervorgerufenen Differenzen von Neuem anzuregen. So wurden in vielen Fällen die Tarifermäßigungen willkürlich und ohne statistische Grundlagen bemessen, Hülfsstoffe, unentbehrlich für die inländische Industrie mit hohen, fertige, unwichtige Gegenstände mit niedrigen Zöllen angesetzt.

Trotz der inneren Zerwürfnisse des Zollvereins waren die letzten zehn Jahre überaus reich an Handelsverträgen. Außer dem Vertrage mit Frankreich wurden zwölf mit europäischen und außereuropäischen Staaten abgeschlossen [4]). Die Initiative ging stets von Preußen aus. Die Verträge waren in der Regel Meistbegünstigungs-, nicht aber eigentliche Tarifverträge. Hatten sie gebundene Tarife, so verfolgten sie in Anlehnung an den französischen Vertrag eine gemäßigte freihändlerische Politik, durch welche der Zollverein seiner kräftig emporgeblühten Industrie in dem Wettbewerb der Nationen auf dem Weltmarkt neue Absatzgebiete eröffnete.

Die preußischen Waffenerfolge im Jahre 1866 brachten die Lösung der deutschen Frage. Die politische Einigung Norddeutschlands unter preußischer Führung, unabhängig von Oesterreich, hatte sich vollzogen. Der Zollverein, seit Jahrzehnten „das stärkste und natürlichste Band" für die materiellen, die wirthschaftlichen Interessen Deutschlands, überdauerte die Stürme von 1866.

Die Erfolge des Jahres 1866 boten Preußen Gelegenheit, die auf dem Wege der Vereinbarung lange vergeblich angestrebten Aenderungen der Zollvereinsverfassung durch zu führen.

Maßgebend ist der Vertrag vom 8. Juli 1867, geschlossen zwischen dem Norddeutschen Bunde, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen. Ein Zoll-Bundesrath, ein Zoll-Parlament wird geschaffen. Das liberum veto der einzelnen Staaten, wie es der alte Zollverein kannte, ist Mehrheitsbeschlüssen

[1]) Vergl. Lotz, S. 73.

[2]) Vergl. Weber, S. 441 ff.

[3]) Vergl. Weber, S. 445.

[4]) Vergl. Weber, S. 453.

gewichen. Von den 58 Stimmen im Zoll-Bundesrath führt Preußen 17 Stimmen, es hat ferner (wie jetzt in der Reichsverfassung) ein absolutes Veto gegen alle Beschlüsse, die eine Aenderung der bestehenden Vorschriften und Einrichtungen bezwecken. Der ungleich größere, der maßgebende Einfluß, welchen Preußen hierdurch auf die Tarifpolitik des Norddeutschen Bundes gewonnen hatte, liegt auf der Hand. Thatsächlich vollzieht sich nunmehr entsprechend der von Preußen verfolgten Tarifpolitik eine Tarifreform in stets erhöhtem, freihändlerischen Sinne, welche 1868 mit dem Wegfall der Eisenzölle ihren Höhepunkt erreichte und einer fast vollständigen Durchführung des Freihandels gleichkam.

Nachdem bereits der Prager Frieden vom 23. August 1866, Artikel 13, die Möglichkeit einer Verständigung der kriegführenden Staaten auf handelspolitischem Gebiete geboten hatte, erfolgt am 9. März 1868 der Abschluß eines umfassenden Handelsvertrages zwischen Oesterreich und dem Zollverein, welcher einerseits die österreichischen Hoffnungen, durch einen Anschluß an den Zollverein die Hegemonie in Deutschland zu erlangen, für immer vernichtete, andererseits wesentliche Aenderungen des deutschen Zolltarifs in freihändlerischem Sinne bewirkte. Die Abänderungen ergaben sich aus den Zugeständnissen, welche an Frankreich wegen Entlassung Mecklenburgs bezüglich des Weinzolles aus einem Vertrage vom 9. Juni 1865 gemacht waren[1]), sodann erhielt Oesterreich freihändlerische Concessionen hinsichtlich landwirthschaftlicher und industrieller Erzeugnisse. Die größte Bedeutung des Vertrags lag in der gegenseitigen Bindung der Tarife.

Die Regierung schlug bereits 1868 eine durchgreifende Vereinfachung des Zolltarifs durch Beseitigung der Zölle für finanziell und wirthschaftlich unerhebliche Gegenstände[2]) vor, sie wollten Erleichterungen für Roh- und Hülfsstoffe der Industrie eintreten lassen. Der Entwurf der Regierung scheiterte an dem Widerspruch des Zollparlaments, weil eine Verständigung „über die Mittel zur Deckung der von der vorgeschlagenen Tarifreform zu gewärtigenden Ausfälle“[3]) nicht gelang. Die Regierungen wollten nämlich die Ausfälle durch Einführung eines Petroleum- und Erhöhung des Tabakzolles decken. Besonders fand der Petroleumzoll lebhaften Widerspruch, von dessen Einführung liberalerseits eine Beeinträchtigung des Einnahme-Bewilligungsrechtes befürchtet wurde, da er ein zu einträglicher Finanzzoll zu werden versprach[4]).

Gegner der autonomen freihändlerischen Tarifreform, wie sie regierungsseitig geplant wurde, waren auch die Vertreter der Eisen- und Baumwollenindustrie. Die Eisenindustrie fühlte sich durch die französische Ausfuhrprämie der Titres d'acquit-à-caution aufs Empfindlichste geschädigt. Frankreich gewährte nämlich den Eisen- oder Stahlfabrikate Exportirenden, gleichviel ob

---

[1]) von Matlekovits, Die Zollpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Deutschen Reiches seit 1868 und deren nächste Zukunft. S. 144. Leipzig 1891.

[2]) Vergl. Anl. zu den Stenographischen Berichten des Zollparlaments 1869, Nr. 1—39, S. 81.

[3]) Vergl. Anm. 1.

[4]) Vergl. Lotz, S. 91.

die Waaren aus inländischem oder ausländischem Material (insbesondere englischem oder schottischem) hergestellt waren, die schriftliche Erlaubniß der zollfreien Einfuhr einer gleichen Gewichtsmenge Eisen.

Eine neue Tarifvorlage von 1869, welche wieder neben Herabsetzung der Eisenzölle den Zoll auf Petroleum brachte, wurde abermals abgelehnt, bis endlich ein Compromiß 1870 zu der freihändlerischen Tarifreform führte: Eine Erhöhung des Kaffeezolls sollte den Zollausfall decken, der Schutzzoll für die Baumwollenindustrie blieb bestehen, der Roheisenzoll wurde von 1 Mk. auf 50 Pf. erniedrigt. So beschloß das deutsche Zollparlament seine dreijährige Thätigkeit mit einer autonomen Tarifreform freihändlerischer Richtung[1], d. h. der Ausgleich für die Zollermäßigungen wurde nur innerhalb Deutschlands gesucht, ohne dafür vom Auslande Zugeständnisse in Handelsverträgen zu erlangen, welche der deutschen Ausfuhr zu Gute kamen.

Hatte der Zollverein die Stürme des Jahres 1866 überdauert, so sollte er 1870 die Basis für die politische Einigung von ganz Deutschland werden. Der Zollverein als solcher geht in dem deutschen Reiche auf. Die Bestimmungen des Zollvereinsvertrages vom 8. Juli 1867 werden in die Verfassung übernommen (Artikel 40). Die Zoll- und Handelsgesetzgebung fällt in die Competenz des Reiches (Artikel 33—40 der Verfassung). Der Ertrag der Zölle und der anderer, im Artikel 35 der Verfassung bezeichneten Abgaben fließt in die Reichskasse und bildet die Basis der Reichseinnahmen. Gerade dieser neue Gesichtspunkt sollte für die Tarifpolitik der späteren Jahre von größter Bedeutung werden. Die kündbare Zollgemeinschaft des Zollvereins ist durch die Verfassung des neuen deutschen Reichs in ein dauerndes, unkündbares Verhältniß verwandelt. Der maßgebende preußische Einfluß auf die Tarifpolitik des Reiches wird durch seine ausschlaggebende Stellung im Bundesrath gewährleistet.

Die Wirkungen des deutsch-französischen Krieges, der gewaltige wirthschaftliche Aufschwung auf allen Gebieten, das gesteigerte nationale Bewußtsein, die günstige finanzielle Lage des Reiches, die landwirthschaftliche Conjunctur, Eisenbahnen — Alles drängte weiter auf der Bahn der freihändlerischen Politik, welche in dem Gesetz von 1873[2] „den großen aber auch letzten Sieg der handelsfreiheitlichen Richtung in Deutschland" bezeichnet. Die Tarifnovelle brachte vor Allem Aufhebung der Eisenzölle in Vorschlag und motivirte ihre Vorschläge mit Gründen des absoluten Freihandels. Die Regierungen sprechen aus, daß die inländische Eisenindustrie, besonders die Roheisenindustrie, trotz ihres gewaltigen Aufschwunges, nicht in der Lage sei, das bestehende Bedürfniß zu decken[3].

Es liege daher für die Roheisenproduction keine Gefahr in der zollfreien Einfuhr des Roh- und Stabeisens. Auch die Maschinenindustrie bedürfe keines Zollschutzes mehr, da seit Jahren eine weit stärkere Aus- als Einfuhr von Maschinen stattfinde. Auch im Interesse der Landwirthschaft sei die Auf-

[1] Vergl. Vosberg-Retzow, Die Politik der Handelsverträge. S. 94. Berlin 1898.

[2] Vergl. von Matlekovits, S. 153.

[3] Vergl. Stenographische Berichte des Reichstages 1873, Anl. Bd. IV, S. 973.

hebung der Eisenzölle[1]), insbesondere der Maschinenzölle, wünschenswerth, um den Landwirthen den Uebergang zur Maschinenarbeit, welcher durch den Arbeitermangel bedingt wäre, zu ermöglichen und zu erleichtern. Nach den Erfahrungen der letzten zehn Jahre werde die erleichterte ausländische Eisenzufuhr keineswegs zu einer Einengung „des Marktes der inländischen Eisenindustrie, sondern im Gegentheil zur Erhöhung der Concurrenzfähigkeit“[2]) auf den auswärtigen Märkten führen. Zugleich mit Aufhebung der Eisenzölle schlugen die Motive: Aufhebung der Sodazölle, sowie Beseitigung des Ausfuhrzolles auf Lumpen, als des letzten im deutschen Zollgebiet überhaupt noch bestehenden Ausfuhrzolles vor. Die Volksvertretung nahm gegenüber dieser radicalen freihändlerischen Tarifpolitik der Regierung, beeinflußt durch zahlreiche Gegenpetitionen, z. B. der elsaß-lothringischen, der schlesischen, der rheinisch-westfälischen Hüttenbesitzer, wichtige Aenderungen an der Vorlage vor. Nur für das Roheisen wurde schon vom 1. October 1873 zollfreie Einfuhr bewilligt, während für andere Eisenwaaren Zollfreiheit erst mit dem 1. Januar 1877 eintreten sollte.

Das wichtigste Ereigniß auf dem Gebiet der auswärtigen Tarifpolitik während der Jahre 1866—1877 bildete die durch den Krieg von 1870/71 veränderte handelspolitische Stellung zu Frankreich. Das bestehende Vertragsverhältniß wurde aufgehoben, und der Frankfurter Frieden setzte im Art. 11 an seine Stelle lediglich die Verpflichtung der gegenseitigen Meistbegünstigung hinsichtlich der Staaten England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich-Ungarn, Rußland, und zwar für ewige Zeiten. Auch die Handelsverträge, welche Deutschland während der letzten Periode seiner freihändlerischen Tarifpolitik mit Spanien, der Schweiz, Portugal und Mexiko abschloß, brachten durchweg nur die Meistbegünstigung und keine gebundenen Tarife.

## III. Die Zeit des Schutzzolles.

Die letzte große freihändlerische Reform, die Tarifnovelle von 1873, ist als „Pyrrhussieg der deutschen Freihändler“ bezeichnet[3]). Sie sollte es thatsächlich sein. Die handelsfreiheitliche Tarifpolitik hatte mit dem 1. Januar 1877 ihren Höhepunkt erreicht, ja überschritten. Es folgt eine Zeit des Schutzzolles.

Schon vor dem 1. Januar 1877 machte sich eine lebhafte Agitation gegen den Freihandel geltend. Wirthschaftliche und politische Gründe sollten den Umschwung von der freihändlerischen zur schutzzöllnerischen Tarifpolitik herbeiführen.

Zwei mächtige Interessentengruppen, die industriellen Schutzzöllner, die Agrarier, waren die Vorkämpfer für das neue handelspolitische System, welches in dem Gesetz von 1879 der schutzzöllnerischen Tarifpolitik den Ausdruck verlieh, indem es einerseits den vorhandenen industriellen Zollschutz erhöhte und beseitigte Industrieschutzzölle wieder einführte, andererseits einen starken Agrarzollschutz begründete.

---

[1]) Vergl. Sering, Geschichte der preußisch-deutschen Eisenzölle von 1818—1882. S. 149 ff. Leipzig 1882.

[2]) Vergl. Stenographische Berichte des Reichstages 1873, Anl. Bd. IV, S. 974.

[3]) Vergl. Lotz, S. 102.

Die Thätigkeit des deutschen Handelstages, d. h. der Vereinigung der Handelskammern, bezeichnet wohl am besten die damalige Stellung der deutschen Industriellen und Handelswelt zu der bestehenden freihändlerischen Tarifpolitik. Bereits vor Ablauf der im Jahre 1877 kündbaren Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Italien begann mit Rücksicht auf die drohende Krisis des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft eine Agitation zu Gunsten autonomer Regelung des Zolltarifs. Der deutsche Handelstag beantwortete die Frage, welchen Einfluß das gegenwärtige System der Handelsverträge auf die Entwicklung von Handel und Industrie gehabt habe, dahin, daß das Princip des Freihandels für die deutsche Industrie nur so lange erwünscht erscheine, als von den anderen Staaten Reciprocität gewährt werde. Sobald dies nicht der Fall sei, müsse im Interesse von Handel und Industrie eine Schutzzollpolitik eingeschlagen werden[1]).

Eine zweite Frage, auf welche Positionen des Zolltarifs die Reichsbehörden ihre besondere Aufmerksamkeit im Interesse einzelner Industrie- und Handelszweige zu richten hätten, wurde im Sinne einer schutzzöllnerischen Tarifpolitik für die Eisen- und Baumwollenindustrie beantwortet. Thatsächlich war es in erster Linie der Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller — der schlesischen und rheinisch-westfälischen Eisenproducenten — welcher angeblich nur eine Hinausschiebung der Aufhebung der Eisenzölle, in Wirklichkeit aber Umkehr zu einer schutzzöllnerischen Tarifpolitik erstrebte. Sämmtliche den Schutzzoll begehrenden Industrien, so die Baumwollen-, die Leder-, die Leinenindustrie, vereinigten sich mit den Eisenproducenten zu dem „Centralverbande deutscher Industrieller", welcher in einer im Mai 1876 zu Leipzig beschlossenen Enquete die Hoffnung ausspricht, daß die bestehenden Handelsverträge rechtzeitig gekündigt und bei Abschluß neuer Verträge die Interessen der einheimischen Industrie besser geschützt werden. Eine Gleichstellung der Tarife erscheine wünschenswerth, dagegen nicht die Meistbegünstigungsklausel. In erster Linie sei England der deutschen Industrie so überlegen, daß diese unbedingt eines Schutzzolles bedürfe. Ganz besonders wird die Aufhebung der Maßregeln von 1873 bezüglich der Eisenindustrie verlangt und dafür geltend gemacht, daß die deutsche Eisenindustrie theurer als England producire[2]). England habe bessere Absatz- und Beförderungsgelegenheit durch seine Lage am Meer, sein ausgebildeteres Kanalnetz, es besitze ein altangesessenes, technisch weit geschulteres Arbeitermaterial, während Deutschland mit eingewanderten Arbeitern zu rechnen gezwungen sei.

Wie der Centralverband der deutschen Industriellen den Zollschutz für die Industrie erstrebte, so vertrat die Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftsreformer die Einführung bezw. Erhöhung landwirthschaftlicher Zölle. Mit den handelspolitischen Interessen der norddeutschen Landwirthschaft, welche bisher freihändlerische gewesen waren, vollzog sich ein Wechsel zu einer entschieden schutzzöllnerischen Tendenz. Der nach England exportirte deutsche

[1]) Vergl. von Matlekovits, S. 154.

[2]) Ein Eingehen auf die Forderungen hinsichtlich einer Aenderung des Eisenbahn-Tarifsystems fällt nicht unter das Thema.

Weizen wurde durch nordamerikanische und indische Concurrenz, der deutsche Roggen durch den russischen Import gedrückt. Der Abgeordnete von Kardorff, der eigentliche Begründer der schutzzöllnerischen Bewegung, wendete die einem absoluten Schutzzoll huldigenden Lehren von Carey auf die deutsche Landwirthschaft an. Schlechte Ernten, die gesteigerte Concurrenz des Auslandes, der Rückschlag der allgemeinen gewerblichen Krisis, die Folgen zu theurer Ankäufe, Alles erhöhte die Nothlage der Landwirthschaft und führte die Agrarier auf den gleichen Weg wie die Industriellen, d. h. auch sie erklärten sich mit der zur Zeit befolgten, freihändlerischen Tarifpolitik unzufrieden und begehrten von den Regierungen Hülfe durch landwirthschaftliche Schutzzölle. Es vollzog sich im Jahre 1878 eine Vereinigung der Agrarier und Industriellen, und beide Gruppen von Interessenten entwarfen schutzzöllnerische autonome Tarife auf Grund des Princips einer allgemeinen Werthverzollung[1]), ein Grundsatz, der für die spätere Tarifpolitik des deutschen Reiches von großer Bedeutung werden sollte[2]).

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf den Umschwung der deutschen Tarifpolitik übte die Schutzzollströmung, welche sich im Auslande bereits vor dem Jahre 1879 ankündigte und die Wendung von der freihändlerischen europäischen Handelspolitik, die Napoleon III. eingeleitet hatte, zum Schutzzoll bezeichnet.

Die russische Regierung verlangte von 1877 die Entrichtung der Zölle in Gold, eine Maßregel, die äußerst erschwerend auf die Waareneinfuhr, beeinträchtigend auf den deutschen Handel wirken mußte. In Frankreich hatte sich das Zollvergütungsverfahren der titres d'acquits-à-caution, besonders nach Aufhebung der Eisenzölle, bei dem Mangel jeglicher Controle über die Identität des ein- bezw. ausgeführten Rohstoffes zu Ausfuhrprämien entwickelt, gegen welche die deutschen Eisenfabrikanten durch Erhebung von Einfuhrzöllen oder Ausgleichungsabgaben geschützt zu werden begehrten. Auch Oesterreich-Ungarn wandte sich dem Schutzzolle zu, welcher in erhöhten Zollsätzen des autonomen Tarifs von 1878 zum Ausdruck gelangte und die Basis für neue Vertragsverhandlungen mit Deutschland abgeben sollte, ohne allerdings zu dem Abschluß eines Handelsvertrages zu führen.

„So sah sich denn Deutschland mit einem Mal umgeben von den Bestrebungen des Schutzzollsystems und sich selbst auf dem Isolirschemel des Freihandels“[3]).

Am 31. Mai 1876 trat Delbrück, der seit zwanzig Jahren die Handelspolitik leitende Staatsmann, von seinem Posten zurück, und sein Abgang bezeichnet den Bruch Bismarck's mit der bisher befolgten freihändlerischen Politik. Das entschiedene Eintreten des Reichskanzlers zu Gunsten der schutzzöllnerischen Strömung führte eine autonome Tarifpolitik mit schutzzöllnerischer

---

[1]) Werthverzollung so viel als Zölle, die nach den verschiedenen, in einzelnen Artikeln enthaltenen Werthen verschieden hoch bemessen sind; nicht aber so viel als Werthzölle im Gegensatz zu specifischen Zöllen.

[2]) Vergl. Lotz, S. 141—143.

[3]) Vergl. von Matlekovits, S. 157.

Tendenz heraus, geleitet von dem Gedanken, „daß Deutschland seine Zukunft nicht als exportirender Industriestaat suchen müsse, daß vielmehr eine Solidarität der Interessen"[1]) zwischen der nothleidenden Landwirthschaft und Industrie bestehe, und daß diese Interessen staatlicherseits gegen die Concurrenz des Auslandes geschützt werden müßten.

Bismarck regte zunächst beim Bundesrath die Veranstaltung einer Untersuchung über die Lage der Eisenindustrie an, welche offenbar eine Tarifrevision herbeiführen sollte. In dem Schreiben wird hervorgehoben, daß bezüglich der Eisenindustrie ein zeitliches Zusammentreffen der Nothlage mit umfassenden Zollbefreiungen nicht verkannt werden könne, es müsse daher untersucht werden, ob diese Erscheinungen in einem inneren Zusammenhange ständen und die Einführung von Schutzzöllen nöthig machten, wie sie die Eisenindustriellen verlangten, welche behaupteten, die Concurrenz auf dem inländischen und dem Weltmarkt nach Aufhebung der Zölle nur durch Herabdrücken der Preise bis unter die Productionskosten aushalten zu können[2]).

Der Bundesrath beschloß hierauf von Reichswegen eine Untersuchung über die gegenwärtige Lage der deutschen Eisenindustrie, sowie der gesammten deutschen Baumwollenindustrie (d. h der Spinnerei, Weberei, Druckerei) und der Leinenindustrie. Bei der Eisenenquete sollten insbesondere die Rückwirkungen der Tarifpolitik seit 1873, bei der Textilenquete diejenigen des Anschlusses von Elsaß-Lothringen berücksichtigt werden.

Die Regierungsmaßnahmen der Enqueten ermuthigten die schutzzöllnerischen Interessenten und führten zu einer Erklärung von über 203 Reichstagsabgeordneten, welche die Regierung erkennen ließ, daß eine beabsichtigte schutzzöllnerische Tarifpolitik die Zustimmung der Volksvertretung finden werde.

Im Sommer 1878 fand in Heidelberg eine Conferenz der Finanzminister der einzelnen Staaten statt, in welcher die Finanzzölle und Steuervorlagen berathen wurden, welche, vereint mit Schutzzollreform, „eine als principielle Reform auftretende, das gesammte Tarifwesen umfassende Vorlage" dem Reichstage zugehen sollte, da Bismarck es „tactisch" nicht für richtig hielt, die Befriedigung der Finanzbedürfnisse des Reiches von der wirthschaftlichen Reform zu trennen[3]). „Das Terrain zur Aussaat des Schutzzolles ist hiermit fertig"[4]).

Bismarck erklärte im October 1878 in einem Schreiben an den Bundesrath eine Tarifrevision aus finanziellen, wirthschaftlichen und handelspolitischen Gründen für erforderlich. Bereits am 12. December 1878 wurde eine Tarifcommission von 15 Mitgliedern eingesetzt.

Das bedeutungsvolle Schreiben des Reichskanzlers vom 15. December 1878 legte die Ziele der angestrebten Tarifreform, die Grundzüge der neuen Bismarck'schen Tarifpolitik[5]), dar. Der Kanzler betont, daß für ihn an erster

---

[1]) Vergl. Lotz, S. 153.

[2]) Vergl. von Matlekovits, S. 161 ff.

[3]) von Poschinger, Documente zur Geschichte der Wirthschaftspolitik. Bd. II, S. 301. Berlin 1891. — Erlaß an den Minister Hofmann.

[4]) Vergl. von Matlekovits, S. 164.

[5]) Vergl. zu den folgenden Ausführungen von Poschinger. Bd. I, S. 174, 175.

Stelle die Finanzreform des Reiches stehe, welche in einer Verminderung der drückend empfundenen directen Steuerlast durch Vermehrung der Erträge aus den indirecten Abgaben erstrebt werden müsse. Er verurtheilt die freihändlerische Tarifpolitik und empfiehlt, um eine Grundlage für die geplante Zolltarifpolitik zu gewinnen, eine Rückkehr zu dem in der preußischen Gesetzgebung von 1818 ausgesprochenen Princip einer allgemeinen Zollpflichtigkeit der gesammten Waareneinfuhr. Ausgenommen von der Verzollung müßten nur die für die Industrie unentbehrlichen Rohstoffe bleiben, welche überhaupt nicht oder in ungenügender Menge und Qualität im Inlande producirt würden. Bismarck nimmt für einzelne besonders leidende Zweige der Industrie Wiederherstellung bezw. Erhöhung der Zollsätze in Aussicht. Bei Einführung des Princips allgemeiner Zollpflichtigkeit, welches die gesammte inländische Production auf dem einheimischen Markte vor der Concurrenz des Auslandes schütze, werde das Unliebsame der Schutzzölle für einzelne Industriezweige, welche immer wie Privilegien wirkten, vermieden. Eine autonome Tarifpolitik im schutzzöllnerischen Sinne sei auch geboten mit Rücksicht auf bevorstehende neue Verhandlungen über Tarifverträge mit dem Auslande, um die gesammte inländische Production diesem gegenüber möglichst günstig zu stellen. Die hier von dem Reichskanzler für die Revision des Zolltarifs vertretenen Ansichten deckten sich vollkommen mit dem Programm der vereinigten Steuer- und Wirthschaftsreformer, sie entsprachen ganz den Wünschen der Agrarier, den Bestrebungen der industriellen Schutzzöllner — „alle diese Tendenzen fanden ihre heilige Schrift in diesem Schreiben Bismarck's“ [1]).

Drei Gesichtspunkte waren maßgebend für die preußisch-deutsche Tarifpolitik, welche in der Tarifreform von 1879 zum Ausdruck gelangt: das Interesse der Reichsfinanzen, das Interesse des industriellen, des landwirthschaftlichen Zollschutzes.

Die Motive zum Zolltarifgesetz [2]) heben hervor, daß der aus dem Zollverein überkommene Tarif für die veränderten Verhältnisse des neuen deutschen Reiches weder in finanzieller noch volkswirthschaftlicher Beziehung genüge. Das deutsche Reich mit einem großen eigenen Finanzbedarf sei an die Stelle des alten Zollvereins getreten. Wären früher Auszahlungen an die Mitglieder der Zollgemeinschaft erfolgt, so hätten jetzt die Einzelstaaten Matricularbeiträge in drückender Höhe an das Reich zu leisten, so daß sowohl die finanziellen Verhältnisse der Einzelstaaten wie des Reiches die Nutzbarmachung der indirecten Besteuerung verlangten. Die Motive erklären den finanziellen Zweck der Tarifreform, nicht durch starke Belastung einzelner, besonders geeignet erscheinender Artikel, sondern durch eine größere Reihe mäßiger Zollbelegungen und Erhöhungen verwirklichen zu wollen [3]).

Die volkswirthschaftlichen Interessen sollten in der Tarifreform durch Schutzzölle für die Industrie, sowie durch Agrarzölle gewahrt werden. Bei der Industrie kommen vor Allem wieder die Textil- und Eisenindustrie in Betracht.

---

[1]) Vergl. von Matlekovits, S. 169.

[2]) Vergl. Stenographische Berichte des Reichstages 1879, Anl. Bd. V, S. 784.

[3]) Vergl. hierzu die bei von Matlekovits aufgeführten Finanzzölle, S. 182.

Die Textil-Enquete hatte die Lage der Baumwolleninduſtrie für ſehr ungünſtig erklärt und forderte unbedingt eine Erhöhung der Baumwollengarnzölle durch ſtärkere Heranziehung der feineren Gewebe. Auch die Leineninduſtrie benöthigte eines höheren Zollſchutzes. Bezüglich der Eiſeninduſtrie erklären die Motive, daß nach dem Eiſenenqueten-Bericht ſowie nach dem Urtheil der vernommenen Sachverſtändigen bei dem unleugbar vorhandenen Nothſtand der Eiſeninduſtrie die Wiedereinführung der Eiſenzölle eine unabweisliche Forderung der nationalen Wirthſchaftspolitik ſei. Der Entwurf nimmt für Roheiſen einen Zoll von 1 Mark pro 100 Kilogramm in Ausſicht[1].

Die Agrarzölle, d. h. die Zölle auf land- und forſtwirthſchaftliche Producte, bildeten einen neuen, vielleicht den wichtigſten Geſichtspunkt der ſeit 1879 befolgten Tarifpolitik[2]). Als hauptſächlichſte Agrarzölle erſcheinen Getreide-, Holz- und Viehzölle. Die Motive heben zu Gunſten der Getreidezölle hervor, daß der landwirthſchaftliche Betrieb durch die erdrückende ausländiſche Concurrenz längſt aufgehört habe, lohnend zu ſein. Deutſchland laufe Gefahr, hinſichtlich ſeiner Ernährungsverhältniſſe vollſtändig abhängig vom Auslande zu werden[3]).

Ein Schutz des Kornbaues liege daher nicht nur im Intereſſe der Landwirthſchaft, ſondern der Geſammtbevölkerung überhaupt. Der Entwurf ſchlug ſtatt der beſtehenden Zollfreiheit für Weizen und Hafer 1 Mark, für Roggen, Gerſte und Mais 50 Pfennig Zoll vor.

Auch die forſtwirthſchaftlichen Producte, Holzborke, Gerberlohe, Nutz- und Bauholz bedürfen eines Schutzes, um die wichtige deutſche Forſtwirthſchaft rationell betreiben und vor der Concurrenz des Auslandes ſchützen zu können. Die Einführung der Viehzölle rechtfertige ſich mit Rückſicht auf die große Bedeutung, welche die Viehzucht für die Landwirthſchaft habe.

Der Entwurf für die Tarifreform ſollte durch den zweiten geſetzgebenden Factor, den Reichstag, weſentliche Veränderungen erfahren.

Die in der Tarifvorlage verfolgte Politik, durch Finanzzölle das Reich in ſeinen Einnahmen unabhängig von den Einzelſtaaten zu ſtellen, erſchien manchem Abgeordneten ſowohl die Selbſtändigkeit der einzelnen Bundesſtaaten als vor Allem das Steuerbewilligungsrecht des Reichstages zu beeinfluſſen[4]).

Die nach ſchweren parlamentariſchen Kämpfen angenommene Frankenſtein'ſche Klauſel, durch welche der 130 Millionen überſteigende Ertrag der Tabakſteuer und Zölle den Einzelſtaaten und nicht dem Reiche überwieſen werden ſollte, ſchuf einen gewiſſen Ausgleich zwiſchen den Intereſſen der Einzelſtaaten und denen des Reichstages. Bezüglich der von dem Reichstag vorgenommenen Aenderungen einzelner Tarifpoſitionen muß vor Allem die von Agrariern in der dritten Berathung durchgeſetzte Erhöhung des Roggenzolles von der regierungsſeitig in Ausſicht genommenen Verzollung von 50 Pfennige

[1]) Vergl. Stenographiſche Berichte des Reichstages 1879, Anl. Bd. V, S. 801.

[2]) Vergl. Oechelhäuſer, Die Tarifreform von 1879. S. 30. Berlin 1880.

[3]) Vergl. Stenographiſche Berichte des Reichstages 1879, Anl. Bd. V, S. 804.

[4]) Vergl. Stenographiſche Berichte des Reichstages 1879, Bd. III, S. 2189, 2191. — Rede des Abgeordneten Dr. Beſeler.

auf 1 Mark erwähnt werden, welche durch einen Compromiß zwischen Agrariern und Industriellen, die ihrerseits Zugeständnisse hinsichtlich höheren Schutzes von Industrieartikeln erreichten, ermöglicht wurde [1]).

Oechelhäuser nennt das Dogma, ein allgemeiner Nothstand sei durch Schutzzölle heilbar, „den Vater des Tarifs von 1879 [2])". Er erwartet von einem wirthschaftlichen Umschwung zu Gunsten der Industrie und Landwirthschaft die Rückkehr zur freihändlerischen Politik. Er sollte sich getäuscht haben. Die schutzzöllnerische Tarifpolitik von 1879 war nicht nur das Resultat einer Reaction, welche unter dem Eindrucke „einer unerhörten Nothlage" [3]) zu Stande kam, es war vielmehr die Bethätigung eines neuen Princips, desjenigen des Schutzes der nationalen Arbeit, welches die Tarifpolitik der achtziger Jahre kennzeichnet und in erhöhten industriellen wie insbesondere agrarischen Zöllen zum Ausdruck gelangte.

Nachdem die Gesetze vom 29. Juni 1881 erhöhte Zölle für die Tuchindustrie, welche sich durch die Ueberproduction des Auslandes, insbesondere Frankreichs, beeinträchtigt fühlte, sowie für Mehl- und Mühlenfabrikate geschaffen hatten, mit denen Frankreich (Roggen) und Amerika (Weizen) den deutschen Markt überschwemmten, verfolgt die Regierung, gleichmäßig auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitend, unter dem Wahrzeichen des Schutzes der nationalen Arbeit eine immer erhöhte schutzzöllnerische Politik.

Die Tarifreform, welche das Jahr 1885 mit dem Abänderungsgesetz für den Zolltarif von 1879 brachte, bezeichnet einen weiteren Schritt auf diesem Wege. Die Motive des Gesetzentwurfs sprechen sich sehr befriedigt über die wohlthätigen Folgen und günstigen Wirkungen aus, welche die Umkehr von einer „unheilvollen" [4]) freihändlerischen Richtung in der Tarifpolitik der Jahre vor 1879 zu den Principien eines mäßigen Schutzes der nationalen Arbeit in Landwirthschaft und Industrie für die ganze wirthschaftliche Entwicklung Deutschlands hervorgebracht habe. Von diesen Erwägungen ausgehend, schlug die Regierung erhöhte Zölle für Getreide und Holz vor. Die Ersteren werden in der bestehenden Höhe für unzureichend erklärt, da sie der deutschen Landwirthschaft gegenüber der Concurrenz des Auslandes nicht solche Preise zu sichern vermocht hätten, welche den Productionskosten entsprächen. Die Getreidepreise seien im steten Sinken begriffen, eine günstigere Aenderung nicht zu erwarten. Die Motive betonen insbesondere die Arbeiterfrage. Eine Herabsetzung der Löhne würde bei der steigenden Tendenz, welche diese zeigten, unmöglich sein oder aber die landwirthschaftlichen Arbeiter aus ihrer Beschäftigung hinausdrängen und der Industrie zuführen. Ebenso wenig wäre ein Uebergang zu ex- oder intensiver Wirthschaft denkbar, ohne Deutschland bezüglich der Ernährung seiner Bevölkerung vom Auslande abhängig zu machen. Bei der Tarifreform von 1879 seien die Holzzölle gleichfalls zu niedrig ge-

[1]) Vergl. über die Compromißhändel der Agrarier und Industriellen Oechelhäuser, S. 10 u. 11.

[2]) Vergl. Oechelhäuser, S. 17.

[3]) Vergl. Oechelhäuser, S. 12.

[4]) Stenographische Berichte des Reichstages 1885, Anl. Bd. V, S. 557.

griffen, um das für die Wohlfahrt der Gesammtheit so überaus wichtige Gedeihen des forstlichen Gewerbes genügend zu fördern[1]).

Während der Reichstag bezüglich der Holzzölle nicht unerhebliche Herabsetzungen vornahm, wurde der Zoll für Roggen auf 3 Mark statt, wie die Regierung vorgeschlagen, auf 2 Mark erhöht.

Das Jahr 1887 brachte für Deutschland den Höhepunkt der Schutzzollpolitik. Die Bestrebungen der Agrarier, welche in den Beschlüssen des Landwirthschaftsrathes zum Ausdruck gelangten und auf eine abermalige Erhöhung der Getreidezölle abzielten, fanden das Entgegenkommen der Regierung. Der Entwurf der Vorlage von 1887 enthielt die vom Landwirthschaftsrath vorgeschlagene Erhöhung für Weizen und Roggen auf 6 Mark. Die Begründung der Vorlage verweist auf das bis 1887 stetige Fallen der Inlandspreise des deutschen Getreides. Aus socialpolitischen Rücksichten sei ein erhöhter Schutzzoll geboten, um einer Lohnherabsetzung der landwirthschaftlichen Arbeiter zu begegnen. Der Augenblick für eine Zollerhöhung sei günstig gewählt, da auch das Ausland, so Frankreich, Italien und Rußland ihrerseits der nothleidenden Landwirthschaft durch erhöhte Getreidezölle aufzuhelfen suchten.

Der Reichstag bewilligte einen Weizen- und Roggenzoll in Höhe von 5 Mark.

Die seit 1879 veränderte deutsche Wirthschaftspolitik wirkte naturgemäß auf die auswärtigen Vertragsbeziehungen. Eine Reihe von Handelsverträgen wurde Deutschland gekündigt, so der österreich-ungarische, der italienische und spanische. Deutschland selbst löste sein Vertragsverhältniß zu Belgien und der Schweiz.

Das System der gebundenen Tarife fand nur in den neuen Verträgen von 1883 und 1884 mit Spanien, Italien und Griechenland Anwendung, durch welche Deutschland seinem industriellen Export Begünstigungen sicherte. Dagegen „verflüchtigten"[2]) sich die Verträge mit Belgien, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz zu reinen Meistbegünstigungsverträgen.

Aeußerst günstige tarifpolitische Ergebnisse erzielte die Handelsconvention mit Rumänien, gültig vom 10. Juli 1881, welche Deutschland gegenüber sehr erheblichen industriellen Zollerleichterungen neben der Verpflichtung der Meistbegünstigung durch nur unwichtige tarifarische Zugeständnisse band. Aehnlich verhält es sich mit dem serbischen Vertrag vom 6. Januar 1883.

## IV. Die Zeit der internationalen Tarifpolitik.

Die autonomen Zollerhöhungen, welche Deutschland in den Jahren 1885 und 1887 zur Sicherung des heimischen Marktes vorgenommen hatte, steigerten den Widerspruch der Exportinteressenten gegen die schutzzöllnerische Tarifpolitik. Sie verlangten ihrerseits Sicherung durch Abschlüsse von Handelsverträgen. Der Gedanke einer mitteleuropäischen Zollunion, welchen einst der österreichungarische Handelsminister Freiherr von Bruck angeregt hatte, erwachte in veränderter Gestalt.

[1]) Stenographische Berichte des Reichstages 1885, Anl. Bd. V, S. 562.

[2]) Vergl. Lotz, S. 185.

Nicht eine Handelsunion, wohl aber die Idee eines mitteleuropäischen Zollvereins wird vertreten und sollte in gewissem Sinne ihre Verwirklichung durch eine internationale Tarifpolitik finden[1]).

Am 1. Februar 1892 endeten die von Frankreich nnd den meisten anderen europäischen Staaten geschlossenen Tarifverträge. Eine neue Zeit der europäischen Handelspolitik beginnt. Während für den größten Theil der Staaten bereits 1887 der Höhepunkt schutzzöllnerischer Politik gekommen war, umgab sich Frankreich als Vorbereitung für den neuen Tarif mit immer höheren Zollschranken und nöthigte so, da auch Rußland und Amerika — Mac Kinley-Bill — die protectionistische Tarifpolitik fortzusetzen drohten, die in ihren wirthschaftlichen Interessen bedrohten Länder, insbesondere Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien, zu einem näheren handelspolitischen Zusammenschluß.

Deutschland sah sich vor die Frage gestellt, ob es durch autonome Tarifpolitik seinen Markt immer mehr abschließen oder aber durch internationale Verständigung zur Politik der Tarifverträge zurückkehren wolle[2]). Wirthschaftliche Gründe und politische Rücksichten veranlaßten Deutschland, sich in letzterem Sinne zu entscheiden und eine festere wirthschaftliche Verbindung mit Oesterreich-Ungarn und Italien zu suchen. War es an sich für Deutschland ein ungünstiger Zustand gewesen, daß die meisten Handelsverträge nur stillschweigend, weil keine Kündigung erfolgte, von Jahr zu Jahr verlängert wurden, so mußten die politischen Vortheile, welche eine Befestigung des Dreibundes durch immer engere Verbindung der wirthschaftlichen Interessen versprachen, fast noch höher angeschlagen werden.

Bereits der erste Gedankenaustausch mit Oesterreich-Ungarn im Sommer 1890 über die handelspolitische Lage, über die von Deutschland angestrebten Ziele zeigte völlige Uebereinstimmung der verhandelnden Staaten. Im Mai 1891 konnte der Abschluß der Verhandlungen erfolgen. Mit dieser Verständigung zwischen den beiden Mächten, welche das gewaltige „Wirthschaftsgebiet im Herzen Europa's“ umfaßten, war „der Krystallisationspunkt“ für Tarifverträge mit anderen Staaten gegeben[3]).

Auch Italien fand sich bereit, den seit dem 1. Februar 1891 mit einjähriger Kündigungsfrist bestehenden Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 4. Mai 1883 durch einen neuen revidirten Tarifvertrag zu ersetzen.

Ebenso gelang es, Belgien und die Schweiz dem handelspolitischen System des Dreibundes anzugliedern.

Das Wesen der neuen Verträge ist mit Unrecht als das einer Zolleinigung, einer Zollliga gegen Amerika und Rußland bezeichnet. Durch den Handels- und Schiffahrtsvertrag vom 10. Februar (29. Januar) 1894 ist bewiesen, daß es sich nicht um eine mitteleuropäische Zollvereinigung mit der Spitze gegen Rußland gehandelt hat. Aber auch von einem eigentlichen Zollbündniß kann bei den neuen Verträgen nicht die Rede sein. Sie stellen vielmehr vertrags-

[1]) Vergl. Weber, S. 253, 254. — Lotz, S. 188. — von Kaufmann, Ein zweites Wort zur Frage des mitteleuropäischen Zollvereins. S. 3. Tübingen 1866.

[2]) Vergl. Denkschrift zum österreichisch-ungarischen Handelsvertrage, S. 4.

[3]) Vergl. Denkschrift zum österreichisch-ungarischen Handelsvertrage, S. 7.

mäßige freie Vereinigungen dar, welche neben der activen und passiven Meistbegünstigung Deutschland hinsichtlich seiner Ausfuhr zahlreiche Ermäßigungen der autonomen Tarife der Vertragsstaaten, sowie eine Bindung dieser Zollbefreiungen auf die Dauer von zwölf Jahren gewähren[1]). Es wird hierdurch eine größere Stabilität der Zollverhältnisse gewährleistet, welche mit Recht als die Grundbedingung einer gedeihlichen Entwicklung des internationalen Handelsverkehrs bezeichnet worden ist[2]). Deutschland hat bei Abschluß der Tarifverträge eine Politik zu betreiben versucht, welche einerseits den für die einheimische Production — Industrie wie Landwirthschaft — erforderlichen Zollschutz bot, andererseits „durch gewisse gegenseitige Beschränkung auf zolltarifarischem Gebiet“[3]) die Erhaltung seiner Ausfuhr sicherte.

Wie in der Denkschrift zum österreich-ungarischen Handelsvertrage hervorgehoben wird, bilden die mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz verabredeten Verträge bezüglich ihrer Entstehungsgeschichte, bezüglich der in ihnen angestrebten Ziele ein zusammenhängendes Ganze. Es bedarf daher einer einheitlichen Betrachtung der von Deutschland erreichten Vortheile, sowie der gemachten Zugeständnisse. Zwei Gesichtspunkte sollten deutscherseits beim Abschluß der Verträge maßgebend sein: 1. der Schutz der nationalen Arbeit, 2. Erhaltung und Erweiterung des ausländischen Absatzgebietes für die deutsche Industrie.

Die wirthschaftlich größte Bedeutung liegt für Deutschland in der Herabsetzung der Getreidezölle, d. h. des Roggen- und Weizenzolles von 5 Mark auf 3,50 Mark. Ohne diese Tarifzugeständnisse wäre eine Verständigung mit Oesterreich-Ungarn aussichtslos gewesen und hätte weitere handelspolitische Maßnahmen unmöglich gemacht. Als Aequivalent für die genannten Concessionen werden die werthvollen Ermäßigungen der hohen autonomen Tarife des Auslandes hervorgehoben, sowie die Bindung von zahlreichen Zollbefreiungen oder sehr niedrigen Zöllen, eine Maßregel, in welcher ein Verzicht auf künftige Zollerhöhungen liege[4]). Die Tarifzugeständnisse seien auf das thunlichst geringe Maß beschränkt, auch gerade hinsichtlich der Agrarzölle, wo das Ausland viel weitergehendere Forderungen gestellt habe. Die Zollermäßigungen seien nicht derartig, daß das Bestehen oder Gedeihen der Landwirthschaft durch sie bedroht werde. Es bestehe zwischen der deutschen Landwirthschaft und Industrie eine Gemeinschaft der Interessen in dem Sinne, daß die industrielle Bevölkerung, deren „Kauf- und Consumtionskraft“ durch die Verträge wesentlich gehoben werde, die beste Abnehmerin der landwirthschaftlichen Producte darstelle. Die Landwirthschaft werde demgemäß indirect ihren Nutzen aus der eingeschlagenen Tarifpolitik ziehen.

Die von den verbündeten Regierungen bei Abschluß der Tarifverträge von 1891, 1892 gehegte Erwartung, daß diese den Ausgangspunkt für weitere internationale Vertragsbeziehungen bilden würden, sollte sich bestätigen.

---

[1]) Vergl. von Stengel, Wörterbuch. Erg.-Bd. II, S. 341.
[2]) Vergl. Denkschrift zum österreichisch-ungarischen Handelsvertrag, S. 6.
[3]) Vergl. Denkschrift zum österreichisch-ungarischen Handelsvertrag, S. 5 u. 6.
[4]) Vergl. Denkschrift zum österreichisch-ungarischen Handelsvertrag, S. 11.

Der deutsche Vertragstarif wurde die Basis für die Regelung der handelspolitischen Beziehungen des Reiches zu Spanien, Rumänien, Serbien und Rußland. Im Princip reihen sich diese neuen Verträge völlig dem System an, welches in dem grundlegenden Vertrage mit Oesterreich-Ungarn zum Ausdruck gelangt. Eine Aenderung der von Deutschland dort vertretenen Grundgedanken internationaler Tarifpolitik hat nicht stattgefunden.

Die bedeutungsvollste Stelle unter den Tarifverträgen seit 1891 gebührt dem deutsch-russischen.

Die von Rußland seit Jahrzehnten befolgte Politik voller Tarifautonomie, welche nur bezüglich einiger Tarifverträge Finnlands mit anderen Staaten eine Ausnahme kannte, ruhte als „eine Last auf dem europäischen Handel" [1]). Der russische Markt schloß sich mehr und mehr durch immer höhere Zölle ab. In den achtziger Jahren erfolgte ein erheblicher Rückgang des deutschen Absatzes, welcher sogar 1891 von 215 Millionen, die er 1880 betragen hatte, auf 129 Millionen sank, nachdem der hochschutzzöllnerische Tarif Rußlands von 1891 in Kraft getreten war. Durch die neue deutsche internationale Tarifpolitik sah sich Rußland, welches nicht in dem Verhältniß der Meistbegünstigung zu Deutschland stand, von Ermäßigungen, welche den Vertragsstaaten gewährt waren, vor Allem von den herabgesetzten Roggen- und Weizenzöllen ausgeschlossen. Die russischerseits erklärte Bereitwilligkeit, das Princip der autonomen Zollgesetzgebung fallen zu lassen und einen Tarifvertrag auf der Basis der Meistbegünstigung zu schließen, führte erst nach einem beiden Staaten äußerst nachtheiligen Zollkriege zur Verständigung. Rußland wendete seinen am 1. August 1893 geschaffenen Maximaltarif auf den deutschen Import an. Deutschland antwortete mit einem im Tarifgesetz von 1879 vorgesehenen Zollzuschlag von 50 % für die russische Einfuhr. Darauf wurde russischerseits noch weiter ein 50procentiger Zuschlag zu den Sätzen seines Maximaltarifs verordnet. Der Vertrag vom 10. Februar 1894 brachte das Ende des Zollkrieges.

Die Bedeutung des Vertrages in wirthschaftlicher Beziehung liegt hauptsächlich in der Gewährung der Meistbegünstigung bezüglich der Bodenerzeugnisse Rußlands. Die Denkschrift sucht darzulegen, daß eine differenzielle Behandlung der russischen Bodenerzeugnisse der deutschen Landwirthschaft nicht zu Gute komme, da der deutsche Markt durch die Waare der meistbegünstigten, Getreide producirenden Länder: Nord-Amerika, Argentinien und Rumänien zu Weltmarktpreisen versorgt werde.

Unbedingt im Interesse des Handels, der Schiffahrt und der Industrie liege der Abschluß des Vertrages, basirt auf gegenseitige Meistbegünstigung. Rußland habe sich bereit erklärt, bedeutende Tarifermäßigungen eintreten zu lassen, welche geeignet seien, der deutschen Ausfuhr das behauptete Gebiet zu erhalten, den durch den Zollkrieg verlorenen Markt wieder zu gewinnen, neue Absatzgebiete zu erlangen.

Neben dieser wirthschaftlichen Seite des Vertrages muß die eminente öffentlich-rechtliche Bedeutung, welche dem Beitritt Rußlands zu der inter-

[1]) Vergl. Rathgen, Moderne Handelspolitik, in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 69, S. 88.

nationalen deutschen Tarifpolitik innewohnt, hervorgehoben werden. Rußlands Angliederung bezeichnet einmal die Erweiterung der „Assecuranz gegen den Zollkrieg“[1], wie sie die moderne internationale Tarifpolitik erstrebt; der Vertrag beweist ferner, daß Deutschland mit seiner Politik vielleicht nicht nur ein mitteleuropäisches, sondern ein continental-europäisches Vertragssystem beabsichtigt haben dürfte.

Die Wirkungen der seit dem Jahre 1891 von Deutschland befolgten internationalen Tarifpolitik lassen sich zur Zeit noch kaum übersehen.

Von freihändlerischer Seite wird das neue Princip mit Freuden begrüßt und das günstigste Urtheil über die vollzogene Wandlung in der Handels- und Wirthschaftspolitik gefällt. „Nur über das Tempo, in dem man auf diesem Wege vorwärts gehen sollte“[2], herrscht eine abweichende Absicht. Es ist als wünschenswerth bezeichnet, bei weiteren Vertragsabschlüssen mit neuen Staaten deutscherseits höhere zolltarifarische Zugeständnisse anzubieten, um vom Auslande größeres Entgegenkommen zu erlangen. Auch Herabsetzung der Zölle durch autonome Gesetzgebung wird vorgeschlagen.

Dagegen macht man auf schutzzöllnerischer Seite dem neuen tarifpolitischen Curse den Vorwurf, daß er in keiner Weise an dem in den Denkschriften ausgesprochenen Princip des Schutzes der nationalen Arbeit festgehalten habe. Im Gegentheil seien die Agrarzölle ohne genügendes Aequivalent herabgesetzt, gewissermaßen autonom abgeschafft. Die in den Handelsverträgen zum Ausdruck gelangte Verminderung des Agrarschutzes bedeute aber eine Preisgebung der Landwirthschaft, der gesammten Ackerbau treibenden Stände.

So stehen sich Schutzzoll und Freihandel auch auf dem Gebiet der internationalen Tarifpolitik unversöhnt gegenüber. Beide nehmen für sich das Recht der Majorität der Interessen in Anspruch, beide erwarten, daß sich die Handelspolitik nach ihren Wünschen richte. Und doch sind weder der Freihandel mit seiner optimistischen Auffassung von dem unbedingten Nutzen des Welthandels noch die Lehre der Gegner von den Segnungen des Schutzzollsystems „ewige Wahrheiten“[3].

Die großen wirthschaftlichen Fragen der Zukunft, vor denen Deutschland steht, die erste, ob es seine im Jahre 1891 aufgenommene Tarifpolitik in freihändlerischem Sinne fortführen oder in schutzzöllnerischem Sinne umgestalten wird, die zweite nicht minder bedeutungsvolle, wie es seine tarifpolitische Stellung den Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber regeln soll, sind nicht nach der Majorität der Interessen, sie sind aus der handelspolitischen Geschichte Deutschlands, sie sind aus den Lehren der internationalen wirthschaftlichen Entwicklung zu beantworten.

---

[1] von Stengel, Erg.-Bd. III, S. 310.

[2] Vergl. Urtheile der deutschen Handelskammern-Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin, S. 9.

[3] Schmoller's Gedächtnißrede, S. 48.

# Herder und die Herzogin Louise.

Von
**Eleonore von Bojanowski.**

[Nachdruck untersagt.]

## I.

Unter sternfunkelndem Winterhimmel schritt ein einsamer Wanderer durch die engen Gassen, über die stillen Plätze des kleinen Weimar vom Jahre 1777. Von der Probe zum Festspiel, das, auf dem fürstlichen Liebhabertheater aufgeführt, den zwanzigsten Geburtstag der jungen regierenden Herzogin verherrlichen sollte, kehrte Herder einsam und in Gedanken versunken zurück. In Goethe's poetischem Zauberspiel „Lila“ hatte er wie in einem Zauberspiegel dichterisch ausgeschmückt ein Bild der Wirklichkeit erblickt, unter den leicht umgeworfenen Hüllen der Personen des Stückes bekannte Züge hindurch schimmern sehen, in dem von Feenchören unterbrochenen Dialog bestimmte Persönlichkeiten reden hören und unter der märchenhaften Handlung: Heilung des Gatten von einem Wahn, der ihn Lila, seiner Gemahlin, entfremdet, eine momentane Situation erkannt. Wußte doch auch er, was über den Kreis der Weimarer Hofgesellschaft hinaus kein Geheimniß war, daß die Ehe Karl August's mit der ihm gleichaltrigen Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt keine glückliche war. Damals, als die Vermählung am 3. October 1775 in Karlsruhe vollzogen worden, hatte es an glückverheißenden Prophetien der großen Geister Deutschlands, nicht gefehlt; von Friedrich II. bis zu den Dichtern Klopstock und Wieland hatte man in dem Ehebund der jungen Fürstensprossen ein für die Zukunft bedeutungsvolles Ereigniß begrüßt. Aber eben die Bedeutenheit ihrer beiderseitigen Naturen, die in ihren Grundzügen trotz mancher Aehnlichkeit von einander abwichen, ließ das Zusammenleben schon bald als eine Aufgabe erscheinen, die wenig von dem verheißenen Glücke barg. Aus dem Wunsche heraus, die unbefriedigende Wirklichkeit dieser Ehe durch eine glückliche poetische Fiction zu corrigiren, war „Lila“ entstanden. Goethe selbst, der vertraute Freund des jugendlichen Herzogs, in die persönlichen Beziehungen und Verhältnisse des Hofes eingeweiht, an dem er seit mehr

als Jahresfrist weilte, hatte die Rolle des weisen Magus Dr. Verazio übernommen, dem es gelingt, das Glück der gestörten Ehe wieder herzustellen. Die in Trübsinn versunkene Lila ruft er unter Mitwirkung von Kraft und Segen spendenden Geistern auf, durch eine rettende Liebesthat selbst die Lösung des Gatten aus der Gewalt feindlicher Mächte zu vollziehen. So wenig wie Goethe konnte Herder ahnen, daß die Handlung des Stückes in gewissem Sinne vorbildlich-symbolisch für den Verlauf des Lebens der Fürstin werden sollte. Wie die hier zur Selbstthätigkeit, zur Liebe aufgerufene Lila, der die Gestalten ihres Lebenskreises als helfende, leitende Geister zur Seite stehen, so sollte auch dereinst Louise, geistig erstarkt in der Atmosphäre eines Goethe, Herder, Schiller, die ihr entgegenstehenden Gewalten niederringen, um in freier Bethätigung ihres Selbst — freilich erst an der Schwelle des Alters — eine rettende That zu vollbringen, die sie von dem schmerzlich empfundenen Bann einer fortgesetzten Verkennung befreite. Jahrzehnte mußten vergehen, bis sich diese Lösung vollzog. Erscheinungen des Augenblickes, waren die Goethe'schen Feen und Geister in das nächtliche Dunkel zurück getaucht, aus dem sie jener Festabend heraufbeschworen hatte, eine Wirklichkeit zurücklassend, die sich nach wie vor lastend auf die Seele der jungen Fürstin legen mußte.

Das geräuschvolle Treiben der Festesprobe war verklungen, der angeschlagene Ton aber hallte in Herder's Innerem fort. Von dem bunten Hintergrund der eben geschauten Dichtung löste sich eine Gestalt. Aus dem Schleier der Goethe'schen Lila, die er „im Schatten schwankend, ohne Antheil an der Welt um sie her, unvermögend sich der Erde zu freuen und fest zu halten, was ihr die Götter geben," als die im frohen Kreise der Ihren einsam und freudlos gebliebene Fürstentochter erkannte, leuchtete ihm das Bild der Herzogin Louise hervor, wie sie ihm in jugendlicher Anmuth, in der Würde ihrer seelischen Hoheit, umflort von einem leisen Hauche der Melancholie, als die Gemahlin Karl August's entgegengetreten war. Wie Goethe'n, seltsam angezogen von ihrer bei aller Lebhaftigkeit so gehaltenen Art, die inneren Werth ahnen ließ, ohne ihn zum entsprechenden Ausdruck bringen zu können, trieb es auch ihn, seine Verehrung, seine Antheilnahme an ihrem Geschick dichterisch auszusprechen. Er glaubte nicht mit Doctor Verazio an die Arzenei des Zauberspieles der Kunst; die Heilkraft für eine verwundete Seele fand er da, wohin sein Geist ihn selbst unzählige Male geführt hatte, in den Beziehungen des Menschen zu dem Ewigen. Das Empfinden, das ihm die Sterne, in unirdischem Glanz herniederstrahlend, in der Seele wachgerufen hatten, entzog sich scheu dem lauten Tagesleben. „An Ihre Durchlaucht die Herzogin Louise allein", so überschreibt Herder die Strophen, die er, den stillen Wandel ihres Erdengeschickes mit den lichten Bahnen der Gestirne verknüpfend, der Fürstin als Festgruß zum 30. Januar 1777 übersandte[1]).

[1]) Das Original befindet sich im weimarischen Hausarchiv, inzwischen, wie die weiter hier folgenden Gedichte, von Herrn Professor Suphan mitgetheilt in einer nicht im Buchhandel erschienenen „Festschrift zu Rudolf Haym's achtzigstem Geburtstag".

Ich kam aus Deines Festes Probe:
o welche Nacht!
Der ganze Himmel war voll Lobe
und Tanz und Pracht.
Die Sterne, o Louise, sangen
in neuer Zahl,
Mir war's, als ob sie niederdrangen
vom blauen Saal
Und sprachen: Segen Ihr zu bringen
sind wir allhier
Im Lobgesang und wollen klingen
hinab zu Ihr:
Zu Ihr, die unser tonreich Schweigen
so tief versteht
Und stillen Glanz der Welt zu zeigen
ein Stern da geht,
Ein lieber Stern, so licht, so droben
und frisch und rein,
Als ob wir alle, die hier loben,
Ihr Schwestern seyn.
Und winken Schwesterruh' ihr nieder
und lispeln Ihr:
„Louise, sing' in unsre Lieder
und sei wie wir.
„Wir wandeln auch in unsrer Stille
ein Labyrinth,
„Sehn nicht, was in der Himmel Fülle
wir alle sind:
„Und wandeln fort und thaun hernieder
auf Kind und Braut!
„Was klingt so still als unsre Lieder
und was so laut!
„Und lassen drunten Tage sterben
und Nächte fliehn,
„Sich Nebel färben und entfärben
und sind und blühn.
„Und stehn hier lichte Gottesmauern
in Ewigkeit
„Und werden stehn und überdauern
das Grab der Zeit.
„Auch Du, wie wir, wirst Sonne werden,
an Deinem Ort,
„Blick auf, Du stiller Stern auf Erden
und wandle fort!"
So sangen sie. Ich hört' ihr Klingen,
es sprach zu mir:
„Louisen sollst Du's wieder singen!"
Ich sing es ihr.

Mit intuitiver Sicherheit hatten Goethe und Herder, indem sie den Geburtstag der Herzogin Louise dichterisch verherrlichten, die Saite angeschlagen, die für alle Zeit die tonangebende bleiben sollte für die Beziehungen eines Jeden von ihnen zur Fürstin. Goethe, der lebenslang inmitten der bewegten

Scenen der Wirklichkeit sich als treuer Freund ebenso hülfreich bewährte, wie Doktor Verazio in der Zauberwelt, Herder, der in stillen Stunden das verwundete und verdüsterte Gemüth der Fürstin durch den Hinweis auf die unvergängliche Größe einer Geisteswelt mit ihren ewigen Gesetzen aufzurichten und zu erhellen suchte.

Herder war der jungen Fürstin kein Fremder, als er im October 1776 in Weimar eingetroffen war. Wie Heimathluft mußte es Louise entgegenwehen, als sie ihn und seine Gattin in Weimar begrüßte; riefen sie ihr doch den Kreis in die Erinnerung zurück, dessen Mittelpunkt zu Anfang der siebziger Jahre in Darmstadt das Merck'sche Haus gebildet hatte. Ihre Mutter, die „große Landgräfin", die Freundin Friedrich's des Großen, hatte damals durch eine von ihr veranlaßte erste Sammlung und Herausgabe der Klopstock'schen Oden ihren Antheil an der eben erwachenden deutschen Literatur bezeigt und als „Mutter von Königen einst und Königinnen" hatte Herder um dieser That willen die Landgräfin Karoline aus der Ferne gepriesen, nicht ahnend, daß das Schicksal ihn dereinst als treuergebenen Freund an die Seite der bedeutendsten ihrer Töchter führen werde. Stellt auch die Darmstädter Periode die Persönlichkeiten in ganz anderer Beleuchtung und ohne den späteren inneren Zusammenhang neben einander, so birgt sie doch knospenhaft die Ansätze jenes Geisteslebens, das später sich am Hofe Karl August's und Louisens zu herrlicher Blüthe entfaltete. In die Vereinigung zart besaiteter, in Empfindungen und dichterischen Ergüssen schwelgender Gemüther, die sich ursprünglich um den Namen Klopstock gesammelt hatten, trug die Erscheinung des jungen Goethe, mit den Resten von Lottens Brautstrauß am Hute, einen Hauch Wertherischer Leidenschaft; nun erweckten die schwärmerischen Predigten des Eutiner Prinzenbegleiters ihr seraphisches Entzücken. Auf den erregten Gefühlswogen der Darmstädter schönen Seelen mögen damals die Namen Goethe, Herder zuerst vor dem Geiste der noch sehr jungen Prinzessin Louise aufgetaucht sein. Die Schatten, die der frühe Tod ihrer Mutter über das Leben Louisens breitete, die sich daraus für sie ergebende Veränderung ihres äußeren Lebens konnten den Eindruck dieser ersten Berührung mit einer deutschen Geisteswelt nicht verwischen; vielmehr erfuhr diese durch ihre Uebersiedelung an den ihr verwandten badischen Hof eine fortdauernde Erweiterung. In Karlsruhe fand sie, da der Markgraf Karl Friedrich und seine Gemahlin, die Schwester ihres Vaters, des Landgrafen Ludwig XI. von Hessen, dem geistigen Leben Deutschlands besondere Theilnahme zugewandt hatten, eine Bildungsatmosphäre, in der sich die verschiedensten Elemente begegneten. Hier machte Louise die persönliche Bekanntschaft des gerade am badischen Hofe weilenden Klopstock; auch die Anknüpfung einer mehr anempfundenen als ihrer gehaltenen Natur ursprünglichen Seelenfreundschaft mit Lavater fällt in jene Zeit, und wir hören von ihm, daß die Prinzeß, „eine große Seele", Herder'sche Gedichte in ihrem Portefeuille bei sich gehabt habe. Auf ihrer Schweizer Reise Karlsruhe berührend, huldigten die Stolbergs in jugendlichem Enthusiasmus der Prinzeß Louise, zu ihr blickte Goethe in schwärmerischer Anbetung auf. Ihnen allen verkörperte sie, der die Empfindsamkeit der Zeit

ihre geistige Färbung gegeben hatte, das Ideal weiblicher Seelengröße und Seelenhoheit und erschien so wie vorher bestimmt zur Gemahlin Karl August's, der seinerseits in dem ungestümen Kraftgefühl, in dem unbefriedigt nach dem Neuen greifenden Streben gleichfalls einen Grundzug der damaligen Literatur personificirte. Indem beide, Karl August wie Louise, über das Fürstlich-Conventionelle hinaus in ihrer eigensten Individualität eine Seite des Zeitgeistes, wie er in den Werken und in den Gedanken jener Dichter lebte, zur Darstellung brachten, erklärt sich auch der hervortretende Antheil Dieser an ihrer Ehe, die man beinahe als ein literarisches Ereigniß bezeichnen könnte. Für Louisens späteres Interesse an der deutschen Literatur, für ihre Stellungnahme zu den menschlich-literarischen Bestrebungen ihres Gemahls war ihr Entwicklungsgang von größter Bedeutung. Er setzte sie frühe schon in Beziehung zu den Geistesgrößen, mit denen ihr nachmaliges Leben sie in enge Verbindung führte, wie sie von vornherein auch die Vertraute des Planes war, Herder nach Weimar zu berufen, und seinem Kommen in ungeduldiger Erwartung entgegensah.

Nach der Bückeburger Geistesöde fand sich Herder in Weimar in einen wohl vorbereiteten Boden versetzt. Vom Hofe wie von den literarischen Größen sah er sich mit voller Anerkennung seiner Bedeutung aufs Entgegenkommendste aufgenommen. Kein Wunder, daß unter diesem ersten Eindruck sein sonst zu steter Kritik geneigter Geist momentan die Weimarer Verhältnisse im besten Lichte erblickte. Der Herzog erschien ihm als ein „edler, wahrer, freier, guter Junge, frei und fest in die Welt sehend, voll Güte und Liebe". Goethe's Doctor Verazio-Rolle bestätigend schreibt er: „Er ist hier zu sehr edlen Zwecken, und alle Märchen von ihm sind wahre Lobgeschichten seiner, wenn man sie hier höret; ich habe ihn hier weit besser, edler und tiefer gefunden, als ich selbst dachte. — Die Herzogin ist ein herrlicher, edler Engel, auch tausendmal besser, als sie einst war. Wollte Gott, daß ich ihnen allen was sein und werden könnte!" — Dies das briefliche Spiegelbild seines ersten Eindruckes, der sich indessen bald genug trübte.

In das weimarische Leben, in dem seit Goethe's Ankunft die Elemente so verschiedenartig abgestoßen und angezogen durch einander wirbelten, hatte sich in Herder ein negativer Pol dem Goethe'schen positiven entgegengestellt. Als oberster Geistlicher nach Weimar berufen, fand Herder seine Wirksamkeit auf ein Gebiet verwiesen, das weder Karl August noch Goethe am Herzen lag, die in ihm wohl den forschenden Denker, aber nicht den Prediger und praktisch thätigen Vertreter der Kirche schätzen wollten. So wandelte sich der anfängliche warme Enthusiasmus auf der einen Seite bald in eine kühlere Beurtheilung auf Seiten Herder's, der, empfindlich, wie er von Natur war, die Gegensätze schärfer, als sie vorhanden, betonte, in einen bitteren Verdruß über das Thun des Herzogs und Goethe's. Mit dem Wunsche, dem neuen Herrn und seinem Hause etwas werden zu dürfen, war es Herder Ernst gewesen. Ihm mochte ein persönlicher Einfluß vorgeschwebt haben, wie ihn ein Jahrhundert früher die edelsten der geistlichen Würdenträger Frankreichs, ein Bossuet, ein Fénélon ausgeübt hatten, indem sie ihre vergeistigte Religiosität in jene Kreise

hinein trugen, die für die geistige Bildung der Nation ausschlaggebend waren. Allein, das Beste, was er auf theologischem und philosophischem Gebiete zu geben vermochte, stand es nicht in schroffem Gegensatz zu dem, was Goethe, was der Herzog, hingenommen von der Wirklichkeit der Dinge, zu verlangen schienen? Eben damals mehr Theologe, als man von ihm erwartet hatte, konnte Herder ihren Rousseau'schen Freiheitsdrang nur insoweit für berechtigt gelten lassen, als er in Einklang mit göttlichen Gesetzen zu bringen war. In diesem Streit um die Gültigkeit eines Naturrechtes auch für das Genie, den Forderungen einer christlich begründeten Moral gegenüber, stießen die Ansichten Goethe's und Herder's auf einander. Aus diesem Schnittpunkte aber ergibt sich die Linie, auf welcher sich das Verhältniß der Herzogin Louise zu Herder erbaute, die Basis für den Begriff der „moralischen Mauer", wie Herder's Werth für die Herzogin von Solchen, die beiden persönlich nahe standen, charakterisirt worden ist.

Dies Verhältniß entsprang indessen durchaus nicht dem weiblichen Bedürfniß nach religiöser Anlehnung. Schwächere, weichere Naturen würden vielleicht in hingebender Frömmigkeit Trost gesucht haben für die unbefriedigende Gegenwart. Louisens sprödere Individualität bedurfte weniger einer religiösen Versenkung in fromme Empfindungen, als einer geistigen Anleitung, die ihrem selbständigen Denken und Fühlen den Zusammenhang der religiösen Lehren mit der realen Ausgestaltung des Lebens zu erschließen vermochte. Eine ernste, sittlich-religiöse Natur, forderte ihr gerader Sinn von sich und Anderen die Befolgung sittlich-religiöser Pflichten, und der glänzendste Geist erschien wirkungslos, gemessen an diesem ihrem einfachen Maßstabe für Menschenwerthe. Solche Ansprüche aber, mit aller Heftigkeit der Jugend aufrecht erhalten, vermochten sich auf die Dauer nicht in Einklang zu behaupten mit dem Wesen Karl August's, den jugendliches Ungestüm des Oefteren über diese Grenze hinaus trieb. In diese gespannte seelische Atmosphäre war nun Herder's Ankunft wie ein Lichtstrahl gefallen. In ihm, der sich gleich in seiner Antrittspredigt auf den Boden eines bewußten Christenthums gestellt hatte, war Louise der Mann entgegengetreten, der in ganz anderem Maße noch als Lavater der Vertraute ihres inneren Lebens werden konnte. Unter dem Einfluß seines viel umfassenden Geistes entfaltete sich während einer langen Reihe von Jahren recht eigentlich das seelische und geistige Leben der Herzogin. Und es darf wohl behauptet werden, kein Mensch ist ihrem inneren Selbst wieder so nahe getreten wie Herder in dem Verlauf der achtziger Jahre. Aeußere und innere Gründe bedingten dies.

Doch mochten in jenen ersten Zeiten zunächst Darmstädter Reminiscenzen Herder der Herzogin persönlich nahe geführt haben. Karoline Flachsland entstammte ja recht eigentlich dem Darmstädter Kreise „schöner Seelen". Es war daher natürlich, daß sie jetzt als Herder's Gattin auf dem ihr neuen Boden Weimars eine Anlehnung suchte und sie bei der jungen, „ernsten Herzogin" fand, in die sich die kindlich unbefangene Prinzeß von damals gewandelt hatte. Selbstverständlich ließ ein häufiges Zusammentreffen, wie es der kleine Kreis bedingte, auch die einzelnen Persönlichkeiten dem Fürstenpaare näher treten

und dieses freundschaftlich theilnehmen an den Vorkommnissen des Privatlebens. So löste sich in diesem Verkehr aus der Hülle fürstlicher Gebundenheit bald der rein menschliche Kern heraus.

Louise selbst hatte bisher einzig in Frau von Stein eine verständnißvolle Freundin gefundin. Die ernste Haltung der älteren Frau, über deren geistig bewegten Zügen ein Schatten von Melancholie lag, hatte sie von vorne herein angezogen. Aus dieser ersten gegenseitigen Sympathie war bald warmes Vertrauen erwachsen; ähnliche Erfahrungen in einem unbefriedigten Eheleben, gleiche Empfindungsfähigkeit für Großes und Edles und die gleich vertiefte Lebensauffassung hatten sie um so enger geeint, je mehr sich ihre Bekanntschaft vertiefte. Daß in manchen Dingen ihre Ansichten und Meinungen aus einander gingen, belebte ihren Freundschaftsverkehr, ohne seine Herzlichkeit zu beeinträchtigen. Durch Geburt und Erziehung gehörte auch Frau von Stein jener vornehmen Welt an, in der die Herzogin zu Hause war. Eine Welt, die, so natürlich sie sich gibt, doch eine subjective Zurückhaltung persönlichen Erlebnissen gegenüber beobachtet.

Den Gegensatz zu Frau von Stein bildete Karoline Herder; geistig empfänglich und im Verkehr mit dem Gatten fein gebildet, ein von Ahnungen bewegtes Gemüth, in weiblicher Weise schnell bereit zum Lieben wie zum Verdammen, gewann auch sie bald das Wohlwollen der jungen, von ihr so hoch verehrten Fürstin. Sie zog Louise in ihren Kreis hinein, in die Welt der glücklichen Gattin, der in ihren Kindern lebenden Mutter, die in ihrer Familie nicht nur den eigenen Mittelpunkt erblickt, sondern mit der persönlichen Wichtigkeit naiver Naturen das gleiche Interesse bei allen mit ihr in Berührung Kommenden voraussetzt. Dieser Einblick in die natürliche weibliche Sphäre eines beglückten Familienlebens mußte Louise um so wohlthuender erscheinen, als sie endlich selbst nach vierjähriger Ehe durch Mutterhoffnungen erfreut ward. „Wie glücklich mich dies Gefühl macht, läßt sich nur fühlen; Gott verläßt uns doch nie," schrieb sie damals in ihrer tiefen Freude und aufrichtigen Frömmigkeit an Lavater. Und diese Mutteraussichten der Fürstin erglänzten nicht nur ihr selbst wie eine Morgenröthe von Freude und Hoffnung, — das ganze Land, alle dem Hofe Nahestehenden nahmen Theil daran. In der größeren Zurückgezogenheit, die ihr Zustand ihr auferlegte, versammelte sich der Kreis ihrer Freunde, beide Herders, Frau von Stein und Goethe, um so öfter bei der Herzogin zu angeregter Unterhaltung und Lectüre. Am 3. Februar 1779 hielt die Fürstin ihr erstes Kind, ein gesundes und wohlgebildetes Töchterlein, in den Armen, das am Tage darauf in der Taufe die Namen Louise Auguste Amalie empfing. Bezeichnend für das menschlich schöne Verhältniß, welches das weimarische Fürstenpaar eng mit seinen literarischen Freunden verknüpfte, ist Herder's Billet, in dem er Lavater im Auftrage der Fürstin Mittheilung von dem freudigen Ereigniß macht: „Ich hoffe und wünsche," schließt sein ausführlicher Bericht, „daß die Schmerzen sich bald in Freuden, Mutterfreuden, verwandeln mögen. Sie (die Herzogin) ist alles, was Du weißt, und tausendmal mehr: ein Baum Gottes an Standhaftigkeit und fester Seele, und die zarteste Blume an Unschuld und Treue und Freundschaft."

Wenn Herder hier dem Freund gegenüber den Eindruck betont, den die Persönlichkeit der Herzogin auf ihn selbst gemacht, so sollte doch auch gerade dieses Ereigniß ihm Gelegenheit geben, seine verständnißvolle Verehrung für die Fürstin in Worte zu fassen, die ihr ein bleibendes Denkmal sind. Die Predigt am „Dankfest wegen der Geburt der Prinzessin Louise", seine Rede bei ihrer Taufe und das Einsegnungsgebet beim Kirchgang der Herzogin sind ein beredtes Zeugniß, wie trefflich es Herder verstand, das Amt des Seelsorgers und Predigers mit dem des mitempfindenden Freundes zu vereinen. Aus der Seele der Fürstin heraus, in der sich neben der Freude über die Tochter doch wehmüthige Empfindungen unerfüllter Wünsche regen mochten, fleht er, diese Erstgeborene des Fürstenhauses möge ein Stern der Hoffnung für eine freudevolle Zukunft werden. „Denn auch für Fürsten und Fürstinnen gibt es keinen anderen Lohn als Freuden der Menschheit."

Schon einmal war Herder, den seine alle Octaven des Gefühlslebens umspannende Fähigkeit, sich in die Empfindungen Anderer zu versetzen, mit einem besonders feinen Verständniß für seelische Eigenart begabt hatte, der Freund einer edlen Fürstin gewesen. Das Bild der frommen Gräfin Marie von Bückeburg steht wie eine der rührenden altdeutschen Heiligengestalten mit sanftem tiefem Ausdruck in matten Farben auf Goldgrund gemalt an Herder's Lebenswege. Der Verkehr mit dieser reinen, demüthigen Seele, die „an ihren Jesus mit Herzaufopferung und Kindeseinfalt glaubte", ihre Briefe, in denen sie vor ihm, dem Seelenhirten, ihre innersten Gedanken, ihre ganze schlichte Frömmigkeit einer Gott zugewandten Seele ausbreitete, hatten ihn tief ergriffen. Er hatte ihr Leben sich verzehren sehen im Dienste der selbstvergessenen Liebe, mit der sie neben dem schwärmerisch verehrten Gemahl, dem heißgeliebten Kinde, auch die Armen und Dürftigen um sich her umfaßte. Er hatte noch kurz, ehe sich sein Leben in Bückeburg schloß, an ihrem Grabe gestanden und in seiner Gedächtnißrede an dieser Stelle noch einmal die Summe ihres Lebenswerthes gezogen für sich und Andere. „Wir alle sind größerer Rechenschaft schuldig, wenn wir unwürdig und nutzlos der Wohlthat genossen, diese Unschuldige, Edle auf Erden begegnet zu haben."

Der Nachhall dieser zarten Seelenfreundschaft, die Erinnerungen an diese Verklärte hatten ihn von Bückeburg nach Weimar begleitet, wo er nun zum zweiten Male der Geistesvertraute einer innerlich veranlagten Fürstin werden sollte. Aber wie ganz anders als jene vom Boden der Wirklichkeit losgelösten Beziehungen zur Gräfin Marie gestaltete sich sein Verhältniß zur Herzogin Louise! Dort die Verkörperung hingebender Weiblichkeit, die ihr Ich längst überwunden hatte, um in gottvertrauender Religiosität den heiteren Seelenfrieden zu finden; hier die anmuthige Jugend einer Fürstin, der es versagt war, sich von ihrem Selbst und seinen berechtigten Ansprüchen loszulösen, die tief unbefriedigt die Hand ausstreckte nach einem Führer, nicht nach dem Jenseits, sondern für das Diesseits, der ihr behülflich sein könne, die bedrückte Gegenwart zu tragen, ihr eine Welt zu erschließen, in der sie sich ihrer Eigenart gemäß behaupten könne. Und dabei lag über Louisens Wesen in seiner gebundenen Zurückhaltung, in der herben Hoheit ihrer Gesinnung, im Gegensatz

zu einem gothischen Heiligenbilde, das im mystischen Dämmerlicht gewölbter Altarnischen unbestimmt verfließt, ein Zug antiker Plastik, die der Klarheit der Wirklichkeit bedarf, um zu richtiger Geltung zu kommen.

Blättern wir das Verhältniß der Herzogin zum Herder'schen Hause auf, wie es sich im Laufe der Jahre allmählich gestaltete, so gewährt es einen Einblick in die verschiedensten Seiten ihres inneren Lebens und zwar während einer Periode, für die wir sonst nur wenig Anhaltpunkte besitzen. Wir sehen Louise im geistigen Verkehr mit Herder als die dankbar Empfangende und vermögen einzig an der Hand der hier erhaltenen Spuren einen Maßstab ihrer geistigen Potenz zu gewinnen. In der unermüdeten, wahrhaft herzlichen Theilnahme, die sie Herder selbst, Karoline, überhaupt der Herder'schen Famile entgegenbringt, offenbart sich eine sonst nur selten zu Tage tretende Ader ihres Gemüthslebens und läßt doch sie recht eigentlich als die Gebende erkennen. Und noch weiter entwickelt sich diese Eigenschaft: mit der reizbaren Natur Herder's, mit den naiven Ansprüchen Karolinens für die Ihrigen vertraut, wird sie wiederholt zur Vermittlerin, die, wie sie Herder innerlich aussöhnte mit der von ihm oft als unerträglich empfundenen weimarer Existenz, auch äußerlich dem Herzog gegenüber ausgleichend für ihn eintrat.

Verfolgen wir im Einzelnen das allmähliche Wachsthum dieser Freundschaft innerhalb der angedeuteten Linien, so ist noch einmal darauf zurückzukommen, daß Herder's sittlich-religiöser Standpunkt Louisen von vorne herein jene Achtung einflößte, die bei Naturen wie die ihrige eine Grundbedingung freundschaftlichen Vertrauens sein mußte. Ihrerseits fühlte sich die Herzogin alsbald angezogen von Herder's Unterhaltung, die der Reichthum seiner Kenntnisse, sein richtiges Urtheil angenehm und bildend, und das Vergessen seines eigenen Werthes höchst liebenswürdig machten. Und wenn dereinst der Magus-Goethe „Thätigkeit" von Liebe verlangt hatte zur Ueberbrückung ihrer abgetrennten Existenz, so war es Herder beschieden, diese erlösende Zauberformel in die Oede ihres durch Aeußerlichkeiten nicht ausgefüllten Lebens hinein zu tragen. Wohl schon im ersten Winter werden literarische Unterhaltungen, mögen sie Ossian, den Vicar of Wakefield oder bei Herder's Vorliebe für Shakespeare: den „Will of all Wills" zum Gegenstande gehabt haben — wir wissen ja, daß auch Goethe mit Frau von Stein Englisch trieb —, der Herzogin den Wunsch eingegeben haben, ihre englischen Studien, zu denen einst Merck's Unterricht den Grund gelegt hatte, unter Herder's Leitung fortzusetzen. Diese Studien, die sie auch in ihren Briefen an Frau von Stein erwähnt, scheinen den gegen Diese geäußerten Vorsätzen entsprechend, so fleißig betrieben worden zu sein, daß sie sich bald im Stande fand, die Shakespeare'schen Stücke mit Herder zu lesen. Und mit den gewaltigen Schöpfungen dieser genialen Dichterkraft trat eine neue Welt in ihr Leben. Zahlreiche kleine Zettel an Herder, in denen sie um sein Kommen zur Fortsetzung der Lectüre bittet, bezeugen, wie gerne sie die Außenwelt von der Schwelle ihres Cabinettes zurückweist, um sich ganz in die Geisteswelt des großen Briten zu versenken. Die heroischen Gestalten seiner Römerdramen waren es vor Allem, die mit ihrer herben Größe verwandte Saiten in der Seele der Fürstin anklingen ließen. Die Freude

an Cäsar und Coriolan führte sie zu dem Wunsche, sich durch die Kenntniß seiner Sprache dies starre, großgesinnte Römerthum näher zu bringen. So wird sie Herder's Schülerin in der lateinischen Sprache. Im weimarischen Hausarchiv befindet sich als ein interessantes Zeugniß ihrer Studien ein Blatt, das, von Herder's Hand geschrieben, eine Reihe von einfachen, aber sinnvollen Sätzen als Beispiele grammatischer Regeln aufweist; die andere, umgebrochene Hälfte zeigt die Uebersetzung der Herzogin, von Herder's Hand corrigirt. Auf Uebungen solcher Art mag sich wohl ihre Bemerkung an Karoline Herder beziehen: „Geben Sie das Beiliegende Ihrem Mann; er soll so gut sein und es durchsehn; es wird sicher wieder voll Fehler sein. Wenn's ihm gelegen ist, bitte ich ihn, künftigen Montag zu mir zu kommen. Behalten Sie mich beide lieb im neuen wie im alten Jahre; ich werde es auch so halten. Leben Sie aufs Beste wohl. L."

Dies Studium entsprang keineswegs einer flüchtigen Laune. Jahre hindurch sehen wir die fürstliche Schülerin unter der einsichtigen Leitung eines Sprachgenies wie Herder beharrlich fortschreiten, von der Lectüre des Cornelius Nepos zu der des Tacitus. Herder selbst setzt vor seiner Abreise nach Italien 1788 einen Plan auf von „schönen Sachen, die für Euer Durchlaucht ich allmählich im Lateinischen zu lesen wünsche". Er möge hier Platz finden zur Vervollständigung dieses Bildes, das an die Studien wißbegieriger Frauen des Cinque Cento bei den Gelehrten ihrer Zeit gemahnt. Ein Bild, das auch Goethe vorschweben mochte, als er, in seinem Doppelspiel den historischen Gestalten des „Tasso" einzelne Züge der mit ihm Lebenden verleihend, die Prinzessin als „Freundin Virgil's" und Kennerin der alten Sprachen rühmt.

„Wenn Ew. Durchlaucht," schreibt Herder[1], „nicht eine besondere Liebe für Tacitus haben oder Sie eben nicht die Entschließung bei sich gefaßt haben, nach dem heidenmäßig schweren Anfang durch eigene Mühe ihn auch jetzt auf leichtere Art fortzusetzen und zu endigen, in welchem Fall ich diesen Entschluß auf keine Weise wankend machen möchte, so wäre es gut, wenn Ew. Durchlaucht den dunkeln politischen Vortrag dieses Geschichtschreibers zuweilen mit kleineren, angenehmerrn Sachen unterbrächen, um die römische Sprache und den Geist des Volkes von mehreren Seiten kennen zu lernen. Sodann wünschte ich Einiges 1. aus Plinius, Naturgeschichte. Dieser Name enthält nämlich nicht das allein, was wir Naturgeschichte nennen, sondern auch historische, Kunst-, Welt-, Menschengeschichte. Das z. B., was er über die Sonne, Gott, die Erde, das Menschengeschlecht, das Glück und die Größe sagt, die Beispiele, die er von den höchsten Kräften und Tugenden der menschlichen Natur meistens aus Römern anführt, was er von der Kunst erzählt u. s. w., wird Ew. Durchlaucht sehr angenehm und, weil die Perioden meistens kurz sind, auch nicht schwer zu lesen sein. Alles ist von einer römischen Seele gedacht und angesehen. Zu diesem Zwecke würde ich Geßner's „Chrestomathie" aus Plinius vorschlagen, in der auch die Noten sehr unterrichtend sind und mitunter zur Erläuterung schöne Stücke aus anderen Römern, z. B. Lucrez, Virgil, Lucan u. A., enthalten. Auch haben Ew. Durchlaucht dabei die Bequemlichkeit, daß Sie, weil das Buch in Absätze getheilt, Alles auslassen können, was Ihnen nicht gefällt, z. B. manche Stücke der Naturgeschichte (es sei denn, daß Sie wissen wollen, was die Römer davon wußten und sagten), und können nach Belieben die Stücke wählen, deren Titel schon anlockt. Unter meinen Büchern liegt die Geßner'sche „Chrestomathie" aus Plinius, die Ew. Durchlaucht beim ersten Wink an meine Frau zu Gebote steht. 2. Sodann wünschte ich, daß Ew. Durchlaucht den Sallust kennen lernten, seinen catilinarischen Krieg. Er ist auch klarer und leichter als Tacitus, kommt ihm aber sehr nahe, und weil das Stück

[1]) Weimarisches Hausarchiv.

kurz ist, die Charaktere des Catilina, Cäsar, Cato u. A. helle gemalt sind, ist es wie ein historisches Gemälde. Es steht auch von meinen Büchern unterthänigst zu Diensten. 3. Bei Tacitus selbst wäre es vielleicht gut, mit kleinen Stücken anzufangen, z. B. mit seiner Beschreibung von Deutschland und seinem Leben des Agricola. In kleineren Stücken wird man mit seiner Manier vertrauter. 4. Horaz und Virgil müssen Ew. Hoheit auch kennen lernen. Von Horaz nicht eben die Stücke, die Wieland übersetzt hat, sondern einige seiner Oden, deren ich eine Anzahl herzusetzen wage: Buch I, Ode 3, 4, 7, 11, 12, 22, 24; Buch II, Ode 3, 10, 14, 16, 20; Buch III, Ode 1, 2, 3, 4, 11, 13, 30; Buch IV, Ode 3, 4, 7 und hinten das carmen seculare. Aus Virgil, in welchem die ganze Majestät und Reinheit der römischen Sprache erscheint, dürften von den Eklogen die 4. (Polio), die 5. (Daphnis), die 6. (Silen) der Aufmerksamkeit Ew. Durchlaucht nicht unwerth sein, sowie von der Aeneis das 2. Buch, so die Zerstörung Troja's, das 4., so die unglückliche Liebe und den Tod der Dido, das 6., das die Höllenfahrt des Aeneas erzählt. Ich hätte noch aus Lukrez u. A. schöne Stücke zu nennen, ich fürchte aber, es würde zu lang und weitläufig werden. Alles dies ist nun mit der furchtsamsten Bescheidenheit unmaßgeblich gesagt; denn da Ew. Durchlaucht sich die Sprache aus innerer Lust und Liebe bekannt machen, so haben Sie dieser auch vor Allem zu folgen. Sind die Schwierigkeiten bei einigen Capiteln des Tacitus überwunden und werden Ew. Durchlaucht von diesem tief denkenden Schriftsteller fortgezogen, so haben Sie den Vortheil, daß Sie mit seiner Manier bekannt sind und in derselben leichter fortfahren, als wenn Sie von einem Autor in den anderen geworfen werden. Und hiermit empfehle ich mich nochmals der Gnade Ew. Durchlaucht auch in meiner Abwesenheit. Leben Sie wohl, heiter und glücklich, gnädigste Fürstin, und gönnen mir bisweilen ein gnädiges Andenken. Der Himmel gebe, daß ich Ew. Durchlaucht gesund und fröhlich wieder sehe.

Herder." (5. August 1788.)

Mit der Lectüre des Horaz beschäftigt sich noch ein anderer Brief Herder's, dem sechs kleine Octav-Seiten Erklärungen der Silbenmaße horazischer Oden von Herder's Hand beiliegen, obgleich er meint, die Herzogin „möge sich nicht damit abquälen. Durch Lesen und Hören geht's von selbst ins Ohr wie eine Melodie oder wie ein Tanz in die Füße".

Keineswegs darf diese Beschäftigung, mit der die Fürstin ihre Mußestunden belebte, auf einen Anflug von Gelehrsamkeit gedeutet werden. Es war ihr ein Bedürfniß, sich über Alles, was sie interessirte, gründlich und eingehend zu bilden; außerdem aber lag geistige Regsamkeit, das Interesse an Sprachen, Geschichte, Kunst und Philosophie dazumal in Weimars Luft. Denn wie auf allen Höhepunkten der Cultur, so erschien es auch damals selbstverständlich, die Frauen theilnehmen zu lassen an dem intellectuellen Besitz. So vertiefte sich Goethe mit Frau von Stein in die Lehre Spinoza's; so studirte Anna Amalia an der Hand eines kundigen Alterthumsgelehrten die griechische Sprache. Eben dieser Gelehrte: Ansse de Villoison, dessen Bekanntschaft Karl August bei seinem Pariser Aufenthalte gemacht hatte, und der dann später die Vermählung Karl August's und Louisen's in einem lateinischen Epithalamium verherrlicht hatte, entwirft, als er 1782 längere Zeit in Weimar weilte, ein Bild von den geistigen Interessen des Hofes. Selbst unter Abzug seiner südfranzösischen Ueberschwänglichkeit und seiner durch freundliches Entgegenkommen geschmeichelten Eitelkeit läßt sich seiner Schilderung die Thatsache entnehmen, daß ihre vielseitige, gewiß nicht in allen Fällen gründliche Bildung die Damen des Weimarer Hofes weder zu Precieusen machte noch zu dem heutzutage über die Achseln angesehenen Zwitterding „gelehrter Frauen" degradirte.

Das schöngeistige Leben des Weimarer Hofcirkels gerade jener Epoche hat in dem „Tiefurter Journal", das Einsiedel abwechselnd mit Thusnelda Göchhausen, zuweilen wohl auch die Herzogin Anna Amalia selbst einmal redigirte, einen natürlichen Ausdruck gefunden. Es erscheint bemerkenswerth, daß die Herzogin Louise dieser geistvollen Spielerei vollkommen fern blieb, wie sie auch — in jenem Kreise, in dem Jeder, so gut oder so schlecht er konnte, einmal gereimt haben mochte, gewiß eine seltene Ausnahme — niemals Verse gemacht zu haben scheint. Villoison führt die geistige Höhe der weimarer Damen nicht auf die Herzogin Anna Amalia, deren Talenten er die glänzendste Anerkennung zollt, zurück, sondern auf das Beispiel der regierenden Herzogin, „die fast den ganzen Tag mit Lesen und Studiren" verbringe. Sie sei voller Aufklärung, Kenntnisse und Begabung und dabei von einer Güte und Bescheidenheit, die sie ihr Uebergewicht und ihr Talent mit ebenso viel Sorgfalt verbergen ließen, wie Andere anwenden würden, um ihnen Geltung zu verschaffen. „Je mehr man sie in der Ruhe beobachtet," fährt er in seiner Charakterisirung fort, „um so mehr neue Eigenschaften entdeckt man an ihr; diese durchdringen, obwohl sie sie zu verbergen strebt, den Schleier, mit dem sie sie verhüllen möchte. Sie kennen diese erhabene Fürstin; haben Sie etwas Edleres, Imposanteres, Majestätischeres gesehen? Ist es nicht richtig, daß ihre Erscheinung den Stempel ihrer Größe und der Energie ihrer Seele wiedergibt?"

Louisens hoheitsvoller Zurückhaltung konnte nichts ferner liegen als ein Glänzen mit ungewöhnlichen Kenntnissen oder ein Zur-Schau-tragen geistiger Vorzüge. Selbst einer jener antiken Gestalten ähnlich, die ihren Schmerz stolz verhüllen, erklimmt sie an Herder's Hand, über die steinige Oede grammatikalischer Studien hinweg, einen Geistesbereich, wo sie sich, frei von allem Kleinlichen, den großen Linien antiker Denkungsart gegenüber findet. Im Anschauen solcher heroischen Züge mildert sich das Leid, das ihr die Seele beschwert, im Anblick dieser Gestalten und ihres Geschickes erstarkt ihre eigene Seele dem bunt verworrenen Tagesleben gegenüber. „Unersättlich an römischem Geist" nennt sie Herder später einmal; und sie selbst gab dieser Gesinnung Ausdruck in dem Geschenk einer Minerva aus schwarzem Stein, die sie Herder verehrte. Das Kunstwerk, das Goethe's lebhaftes Verlangen erregt haben soll, fand in Herder's Studirzimmer auf seinem Schreibtisch einen Platz. Gefühlvoller, als es antike Denkart gestattet, ist Herder's poetischer Dank:

Minerva[1]).

O Du, die tief in sich verhüllt,
Mit mehr als Panzer, Helm und Schild,
Mit stiller Weisheit angethan,
Jungfräulich wandelt ihre Bahn
Und blickt hinab. — Geliebtes Bild!
Das schweigend Ihre Seele füllt,
Die Dich mir gab — Belebe Dich,
Blick auf Dein gutes Auge, sprich! —
Du schweigest, Holde! Bist von Stein —
— Ein Fels der Güte mir zu sein.

[1]) Original im Hausarchiv befindlich.

Ihre geschichtliche Lectüre, ihre nie an der Oberfläche haftende Unterhaltung mußte von selbst zu Mittheilungen Herder's über seine geschichtsphilosophischen und theologischen Studien führen, und die Schülerin des Tacitus vermochte ihm auch auf dieses Gebiet zu folgen. Denn wo immer Herder seine kühne und gehaltvolle Gedankenwelt ihr erschloß, da fühlte sie mit dem untrüglichen Instinct einer reinen Frauenseele die sittlich-moralische Höhe seiner Anschauungen heraus. Schärfte sich ihr so der Blick für die geistigen Zusammenhänge großer, ewiger Gesetze, so bewahrte doch Louise auch auf diesem geistigen Gebiet ihre Selbständigkeit und verlor sich nie in künstliche Gedankengänge oder schöngeistigen Dilettantismus. In dem Ernst ihrer Lebensauffassung, in ihrer schlichten Wahrhaftigkeit, die, unbeirrt von allem Schein, überall auf das Wesentliche hindrängte, ist der Werth und wohl auch der Zauber ihrer geistigen Antheilnahme zu suchen, die Goethe wie Herder, vollsten Verständnisses gewiß, ihr Bestes zu ihren Füßen niederlegen ließ.

Ihr Verkehr mit Herder zeichnet sich in einem ihrer Briefe an ihn, der sich auf seine 1782 im „Deutschen Merkur" veröffentlichten, gegen Schlosser polemisirenden „Gespräche" bezieht und zugleich einen Einblick in ihr subjectives Empfinden gewährt. „Schlosser's Seelenwandrung dünkt mich sehr unerträglich zu sein," schreibt sie, „und die Ihrige, wie wahr und schön ist sie! Wie süß ist der Trost, hier nur ein Mal zu leben, nur ein Mal die Probe auszuhalten und in der Hölle zu sein; wie fühlt man sich dadurch stark, alles zu ertragen, was Einem aufgelegt wird, und wie wohl wird Einem dann die Ruhe dünken in dem schönen, reinen Mond! Leben Sie wohl, lieber Herder, der Himmel muß es Ihnen wohl sein lassen für Ihr Gefühl seiner Größe und Wahrheit. L." Welche geringe Meinung sie übrigens von ihrer eigenen Fassungskraft hegt, geht aus gelegentlichen Bemerkungen hervor.

Noch ein anderer Brief Louisens an Herder gehört hierher; er läßt eine wohl unter Herder's Einfluß vollzogene Abwendung von Lavater erkennen, die um so natürlicher erscheint, als ihr Gemüthsleben von den rauhen Berührungen der Wirklichkeit tief erschüttert war, und ihr über diese Eindrücke nachgrübelnder Verstand Lavater's schwülstige Gefühlsreligion als einen in ihrer Hand zusammenbrechenden Stab erkannte. Ihre Verurtheilung der Veröffentlichung der an seine Freunde gerichteten Poesien, unter denen sich die einst an sie selbst gerichteten überschwänglichen Gefühlsergüsse mit der Ueberschrift „Theona" bargen, ist um so bemerkenswerther, als ein Brief Goethe's gerade diese Herausgabe, „die viele, auch gute Menschen übel nehmen", als ein höchst glückliches Vorgehen preist. Die Herzogin schreibt:

„Ich freue mich sehr, lieber Herder, über die Nachricht, daß ich Sie und Ihre Frau bald wieder einmal sehen werde. Wie fatal mir Ihre lange, lange vorsichtige Einsperrung war, kann ich Ihnen nicht genug sagen. Ich danke Ihnen für L.'s Poesien und habe sie auch eben durch ihn erhalten; er schrieb mir vor einiger Zeit, er würde die vier Gedichte an mich mit Veränderungen und unter einem anderen Namen drucken lassen; ich muß gestehen, es wäre mir aus vielerlei Ursachen lieber gewesen, er hätte es ganz bleiben lassen, wie auch das Gedicht an Sie, das sich auch höchst sonderbar und, wenn ich's sagen soll, widerlich ausnimmt. Ich kann mich neuerlich nicht genug über ihn wundern. Seine neu heraus gekommenen Briefe, obgleich von Jedermann sehr bewundert, scheinen mir, meiner geringen Einsicht nach, besser ihre Rolle im Schreibpult zu finden als im Druck zu erscheinen. Leben Sie wohl, lieber Herder, und nehmen tausend Dank an für Ihre guten Wünsche . . ."

Getrost mochte sich Louise aus dem Dunstkreise des Lavater'schen Christenthums befreien, um sich fortan Herder's Führung anzuvertrauen. War doch Herder über den lichtvollen Denker hinaus in letzter Linie Seelsorger, nicht bloß in dem landläufigen Sinne dieses Wortes in directer Beziehung auf das religiöse Bekenntniß, sondern in jenem, der eine Verantwortlichkeit für die ganze seelische Entwicklung des Mitmenschen auf sich nimmt. Zu diesem Amte befähigte ihn vor Allem sein zartes Gemüth, sein edles Mitgefühl, das sich bei jedem freudigen oder schmerzlichen Anlaß das Empfinden Anderer zu eigen machen konnte. Eine gewisse Aehnlichkeit ihrer Lage — Herder durch seine früheren Beziehungen mit Goethe, Louise durch die engste Zusammengehörigkeit mit Karl August verknüpft und beide durch ihr persönliches Empfinden von den zu ihnen Gehörenden getrennt — wies gerade in jenen Jahren die Herzogin und Herder auf einander an als Gegensatz zu dem Verhältniß Karl August's zu Goethe. So konnten Herder, an die Seite der Herzogin geführt, ihre inneren Kämpfe — wie viel oder wie wenig sie selbst ihm davon erschließen mochte, entzieht sich nachträglicher Beurtheilung — nicht fremd bleiben, und gerade sein geistliches Amt gab ihm Gelegenheit, in schweren wie in freudigen Augenblicken, auch da, wo er sie nur errathen hatte, mit heiligen Worten an ihr Herz zu rühren, sie zu trösten und aufzurichten. Aber schärfer auch als Andere erkannte er die äußeren Ursachen, die ihr eine isolirte Stellung im weimarer Hofleben geschaffen hatten.

Als die „Zugeschlossene, die Alle zuschließt", steht die Herzogin mitten im zwanglosen Lebensgenusse des Hofes, durch ihre Lebensauffassung, mehr als es der äußere Anschein ahnen ließ, von der Herzogin Anna Amalia geschieden, deren Dasein sie unter dem goldenen Gestirn heiterer Erfüllung verlaufen sah, während über ihrem eigenen das harte Gesetz der Entsagung geschrieben schien. War dies recht eigentlich die Epoche, die im „Tasso" ihr dichterisches Spiegelbild gefunden hat, so dürfen wohl auch tiefgehende Conflicte von Weimar-Ferrara aus dieser Dichtung heraus beleuchtet werden. Und wenn die Prinzeß in der Zurückweisung von Tasso's: „Erlaubt ist, was gefällt" als Hüterin des Sittlichkeitsbegriffes die ganze Hoheit weiblichen Empfindens offenbart, so redet aus ihr, die in der Schicklichkeit die dies zarte, leicht verletzliche Geschlecht schützend umgebende Mauer erkennt, Louise, die Gemahlin Karl August's. Solche Divergenz der Naturen ist ohne Ausgleich; aus diesem Gegensatz ergaben sich Reibungen, die jedes unbefangene Lebensempfinden der Herzogin trüben mußten. Einen Nachhall solcher Stimmung bewahrt ein kleines Gedicht Herder's an die Herzogin auf. Das bloße Datum des 13. December, mit dem es bezeichnet ist, gibt keinen näheren Anhalt für Erlebnisse, auf die es sich beziehen könnte[1]).

Wie die Sonne unter kalten Wolken
Schienest Du mir gestern, goldne Seele.
Spät nur kam Dein guter Blick herfür:
Und ich ging mit Kummer von Dir,
Komm' auch jetzt, Dich nicht zu trösten,

[1]) Original im Hausarchiv befindlich.

Denn mein Trostwort darfst Du nicht.
Aber, liebe, heil'ge Silberquelle,
Die verdämmet da steht, daß das Herz
Jedem brechen möchte, der zu fühlen
Dich vermag;
Trübe Dich nicht, edle Quelle,
Laß den Winterfrost Dich nicht veröden,
Blicke ruhig in der Silberquelle
Klaren Grund.
In den Tempel Deiner guten, guten Seele
Und zu dem, der, reiche Lebensquelle,
Dich erschuf, Dich setzte, wo Du stehest,
Und, wenn arme Menschen mit Dir fühlen,
Glaub's, gewiß Dich fühlt.
Und kann Deinen Wunsch Dir geben,
Wird Dir geben, was Dein Herz sich wünschte.
Hoffe, glaube nur und liebe! — Edle! nimm dies Wort
Meiner Seele gütig, gütig auf.

Der verborgene Wunsch ihres Herzens, den diese letzten Zeilen anzudeuten scheinen, sollte sich erfüllen; Louise war abermals von Mutterhoffnungen beglückt. In dichterisch weniger werthvollen als menschlich warm empfundenen Worten hatte Herder zu ihrem Geburtstage ihr gesungen [1]):

Edle, Beste, rein wie Gold im Feuer,
Schön wie Gold und jedem Herzen theuer,
Das des Herzens treuen, zarten Schlag
Nur zu ahnden, zu verstehn vermag.

Laß den heut'gen Tag Dir fröhlich glänzen,
Freue Dich in Deiner Unschuld Kränzen,
Tochter deß zu sein, deß Du es bist,
Deß der Zweig an Deinem Herzen ist.

Wie der junge Tag dort von Auroren,
So werd' Er, so Du mit ihm geboren,
Geuß Dein Herz in ihn mit jeder Kraft,
Die ihm Lebens erste Bildung schafft.

Er verneue Dir Dein Glück, Dein Leben,
Deines Wuchses müsse sich erheben
Sanft ein Palmbaum: Deines Blickes sei
Sein Geschlecht, wie Wahrheit echt und treu.

Geht dahin, ihr Worte, zu der Quelle
Ihres Seyns, dem Herzen! Badet helle
Euch in ihm und geht mit Ihrem Blick
Auf zu Gott und kommt als That zurück.

Schwer traf sie nun die Hand des Geschickes, als sie statt des gehofften Prinzen am 10. September 1781 von einer todten Tochter entbunden wurde. Zwar die Herzogin selbst, der es ein Traum vorausgesagt haben soll, bewahrte eine edle Fassung. Sie habe sich wie „ein Engel, wie der Liebling eines höheren Wesens betragen", rühmt Karoline Herder. „Je länger, je mehr,"

[1]) Original im Hausarchiv befindlich.

fügt sie hinzu, „werden wir an diese edle Frau voll Wahrheit und Güte mit ewigen Banden umschlungen.“ Eine gedrückte Stimmung hatte sich Aller, die ihre Hoffnung in Trauer gewandelt sahen, bemächtigt; auch Karl August empfand den Verlust schmerzlicher, als er geglaubt habe, „daß ein Verlust von etwas, das man noch gar nicht besitzt, schmerzen könne“.

Herder war es, der in einer seiner gedankentiefsten Predigten über das Hiobswort von der Vergänglichkeit alles Fleisches den Tiefgebeugten den Trost der Religion spendete. Da zerrinnt vor seinem Seherblick das Irdisch-Menschliche dieser Erde, wo „die Quelle des Lebens für den vergänglichen Menschen, den Wanderer aus unbekannten Gefilden, wohl auch sein Tod, sein Kommen Weggehen werden muß. Scheint auch dem Ueberlebenden sein Herz, sein Leben damit geraubt, der unerforschliche Rathschluß Gottes soll ihm eine Mahnung werden, diesen Planeten nur als Ruheplatz, Wanderstätte anzusehen. Die Erde ist kein Wohnhaus ewiger Wünsche, ihre Vergänglichkeit predigen Naturgesetze und Bibel.“ In Glaube, Liebe und Hoffnung fordert er die Bewährung der hier Geprüften.

Ueber das Leben der Herzogin hatte sich nach diesen Tagen des Schmerzes eine tiefe Stille gebreitet; schweifte der unruhige Gemahl bald in die Nähe, bald in die Ferne, so lebte die Herzogin in solchen Tagen der Zurückgezogenheit mehr ihren Studien und fand in dem engen Kreise ihrer Vertrauten, der Frau von Stein und Herder's, die geistige Anregung, deren sie bedurfte.

Durch alle trüben Wolken brach die Sonne um so heller, als in den Morgenstunden des 2. Februar 1783 Glockenklang und Kanonenschüsse die glückliche Geburt eines Erbprinzen verkündeten. Auch diesmal hatten Frau von Stein und Karoline Herder der Herzogin in schweren Stunden beigestanden; und Karoline rühmte sich noch in späteren Jahren ihres Verdienstes, den für todt gehaltenen Prinzen durch ihre Bemühungen ins Leben zurückgebracht zu haben. Der Jubelschrei Frau Aja's: „Ein Prinz! Ein Prinz!“ klingt aus allen Aufzeichnungen jener Tage wieder. Diese Freude des Landes über das frohe Ereigniß fand in den Darbietungen der Dichter einen künstlerisch geläuterten, durch ihre eigene Freundschaft zum Fürstenhause individuell gefärbten Ausdruck. Herder fiel es zu, vor den versammelten Fürsten und den Vertretern aller Volkskreise, die Karl August geladen hatte, in seiner Taufrede den allgemeinen Gefühlen Worte zu verleihen. Mit hinreißendem Schwunge feiert er in diesem Fürstenkind den Abkömmling der großen Reformationsfürsten; „der Geist solcher Vorfahren, eines Friedrich's des Weisen und Philipp's des Großmüthigen, möge auch ihn umschweben und ihn auf leuchtender Bahn führen; das tapfere Wahrheitsgefühl seines Vaters, die stille, goldene Großmuth seiner Mutter aber müsse das felsenfeste Fundament seiner Tugenden, Bestrebungen und Verdienste werden, damit er, für das glänzendste und gefährlichste Loos der Regierung bestimmt, sich früh an Wahrheit, auch an bittere Wahrheit gewöhne.“ Was Herder hier in großen Umrissen entworfen, der Zusammenhang des Einzelnen mit seinem Geschlecht, die höchsten Pflichten und Aufgaben eines christlichen Fürsten, wie der verheißungsvolle Ausblick in eine blühende Zukunft unter seinem dereinstigen Regiment, das fügte er zu einem

sorgfältig ausgearbeiteten und vom Geist edler und freimüthiger Humanität erfüllten Ganzen zusammen in den Predigten „zum Dankfest wegen der Geburt des Erbprinzen" und „am Feste des Kirchgangs der regierenden Herzogin". Auf alle diese Reden läßt sich Wieland's Lobspruch ausdehnen, Herder habe bei der Taufe gesprochen wie ein Gott; und eben diese Predigten, die Herder vor der Veröffentlichung durch den Druck Goethe vorlegte, bildeten, wie hier eingeschaltet sein mag, durch die sich daran schließende briefliche Aussprache ein Glied der Kette, die im Laufe dieses Sommers von Neuem die alten Freunde zu edelstem Gedankenaustausch verknüpfte.

Gestaltete sich der Sonntag, an dem die Fürstin nach vorhergegangener Einsegnung durch Herder zum ersten Male wieder die Kirche besuchte, zu einem allgemeinen Festtage, den Aufzüge und Gesänge aller Art verherrlichten, so mußte doch in allem Jubel der Ton überzeugter, frommer Dankbarkeit, den Herder in seiner Rede an sie angeschlagen hatte, in ihrer Seele widerhallen. Und nicht nur in der Predigt begrüßte er die verehrte Herzogin: vom Chore herab erschallte, von Wolff componirt, eine Cantate, die Herder zur Verherrlichung des Tages gedichtet hatte. Auch hier segnen die Geister der Vorfahren den Neugeborenen, aber jenen Schattengestalten hatte er noch eine hinzugesellt, die das Herz der Mutter tief ergreifen mußte: die kleine Tochter, die nie gelebt, läßt er ihren Zug beschließen. „Ihm ähnlich schwebt sie liebreich um den Bruder, Glückwünschet ihm, zu sein der Eltern Freude, Für ihn, und sie, Und legt ihm ihre Jahre zu, Blickt sanft zurück und schwebt hinweg."

Aus der bunten Menge der in diesen Tagen Huldigenden lösen sich zwei Gestalten. Dem antikisirenden Geschmack entsprechend, der mit Iphigenie seinen Einzug bei Hofe gehalten hatte, drapirten sie sich selbst wie ihre Gabe in antikes Gewand. Frau von Stein und Karoline Herder brachten der Fürstin gemeinsam, als Ilythien, Töchter der Hülfe bringenden Göttin Diana, nach classischem Brauch ein reich gesticktes Gewebe dar. Herder selbst verfaßte die Begleitzeilen[1]).

Er wußte wohl, daß der classische Faltenwurf der Herzogin gegenüber keine leere Spielerei bedeute; er kannte den antiken Zug in der Seele Louisens, für welche die Geburt eines Sohnes den Höhepunkt ihres Lebens als Fürstin, Gemahlin und Mutter bildete. Tochter ihrer Mutter, die beinahe um Entschuldigung bittet für die Geburt so minderwerthiger Wesen wie Töchter, sah sie jetzt, da sie dem Lande einen Erben geschenkt hatte, ihre höchste Pflicht erfüllt, fühlte sich durch die Aufgabe, ihn zu einem würdigen Nachfolger großer Vorfahren zu erziehen, aufs Neue mit der Zukunft, mit dem Leben verknüpft. Wieder sind wir als Ausdruck dessen, was ihr das Herz bewegen mochte, auf Herder's Worte angewiesen, die in der Rede, mit der er die beglückte Mutter weiht, ehe sie in die Alltäglichkeit des Lebens zurückkehrt, den intimen Stempel eines persönlichen Verständnisses für ihr inneres Leben tragen.

[1]) Vergl. zu den Briefen von Frau v. Stein an Herder: B. Suphan, Preußische Jahrbücher, Bd. 50.

Aber selbst in Herder's Worten will die versuchte Entfaltung der Empfindungen Louisens doch nur als künstliche Reconstruction erscheinen und macht den Mangel directer Aeußerungen um so empfindlicher. Ja, es hat den Anschein, als sei es auch in solchen, von ihr gewiß tief empfundenen Momenten der Herzogin versagt gewesen, ihre Zurückhaltung zu überwinden und das Wort zu finden, das sie in eine persönliche Beziehung zu den ihr huldigend Nahenden habe bringen können. Wenigstens deutet darauf die Stelle eines Briefes von Frau von Stein an Knebel aus diesen Tagen hin, wenn Diese schreibt, sie habe leider gesehen, daß der Zugang der Herzlichkeit verschlossen sei, so daß sie den Zustand der Großen beklage, die nicht unterscheiden können, was man ihrem Stande oder ihrer Person thut.

Billete aus dieser Zeit lassen erkennen, daß sich trotz aller Verehrung ein leises Mißverstehen auch zwischen Herder, der nur zu leicht geneigt war, gute Absichten seiner Freunde zu verkennen, und die Herzogin geschoben hatte. Louise, die wohl mit dem Geschenk ihrer Büste Herder für seinen in Wort und Predigt bewiesenen Antheil hatte danken wollen, sandte ihm, da sie eine Ablehnung dieser ihm zugedachten Gabe herausgefühlt zu haben glaubte, ihr Bild. Herder dankt unter dem 27. April 1783[1]).

Durchlauchtigste Herzogin, gnädigste Fürstin!

Wie gerne wäre ich gestern sogleich zu Euer Durchlaucht geflogen, um Ihnen für das edle, schöne Geschenk auf die herzlichste Weise zu danken, wenn ich geglaubt hätte, daß Ew. Durchlaucht mein Besuch nur einigermaßen noch lieb wäre. Dem sei indeß, wie ihm wolle, das Bild der edelsten der Frauen wird mir ewig lieb seyn, und ich wünschte einen Altar zu haben, worauf ich es setzte. Wo es indessen stehen und jedesmal meine dehmüthig-stolzesten Erinnerungen wecken wird, hat es gewiß seinen Altar und wird ihn haben. Ich flehe die Mutter Zeit an, Euer Durchlaucht mich einmal außer dem Nebel zu zeigen, in welchem Sie mich seit Jahr und Tag zu erblicken scheinen, und ich hoffe und bin's so gewiß als ich von meiner Existenz bin, sie wird mich erhören. Im Gefühl des unnennbaren, wahrsten Dankes verharre voll tiefster Ehrerbietung
Euer Durchlaucht unterthänigster Herder.

Einfach und natürlich erwidert die Herzogin:

Ich hätte Ihnen gestern wie immer mit Freuden gesehen. Ihr Vorwurf ist und bleibt unbegründet. Das Wort, das ich letzthin entfallen ließ, hatte außer jenem Augenblick weiter keine Bedeutung. Wie ich Ihnen meine Büste anbot, so schien es mir, als wenn Sie dieses Anerbieten bloß als kaltes Compliment annähmen: es fiel mir auf und ich setzte dies zu. Mein Bild ist nun bei Ihnen, lieber Herder, und soll Ihnen täglich sagen und versichern, daß Sie mir trauen sollen, daß ich Ihnen ohne Nebel sehe, und daß Sie mir werth sind und es ewig bleiben werden. L.[2])

Als Goethe wiederum (am 30. Januar 1784) den Geburtstag der Fürstin verherrlicht, da läßt er im „Planetentanz" die Gestirne des Himmels sich vor ihr neigen. Noch ein Mal klingt in Luna's Worten ein Ton jener Vergangenheit an, die einst in Lila's Träumen lebendig war. Doch „was im dichten Haine Oft bei meinem Scheine Deine Hoffnung war, Komm' auf dichten Wegen Lebend Dir entgegen". Als Verkörperung dieser Hoffnungen begrüßt die Liebe, Leben und Wachsthum mit sich führend, die Fürstin und Mutter, „deren Blick häuslich Glück Täglich schafft". Das Glück solcher Erfüllung feiert Saturn:

[1]) Original des Briefes im Großherzogl. Hausarchiv.

[2]) Das Original befindet sich unter den Herder'schen Papieren im Besitz der Berliner Königl. Bibliothek.

Glücklich wie im Göttersaale
Find' ich Dich auf Deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle
In der Tochter, in dem Sohn.

Sieh, wir segnen Dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geschick
Und auf himmlisch reinen Schwingen
Ruhet über Dir das Glück.

Nur wenn ihm der Dichter die Leier stimmt, mag sich der graue Zeitengott so hoch vermessen, dem Erdgeborenen ein „bleibend Glück" zu verheißen. Louise war dies lichte Geschick nicht beschieden. Wenige Wochen nach jenem Abend traf sie wie ein vernichtender Schlag aus heiterem Himmel der plötzliche Tod ihrer Tochter, ihres ältesten Kindes. Ein Stickfluß hatte in einer Nacht das blühende, kräftige Kind, das nur sechs Stunden krank gewesen war, dahingerafft, und die Mutter, die man nicht hatte wecken wollen, hatte nicht einmal die „letzten Momente des sterbenden Kindes genossen" [1]). Am 26. März stand die kleine Leiche auf dem Paradebett, am 27. früh 3 Uhr wurde sie in der Fürstengruft in der Stadtkirche beigesetzt. Der Verlust des liebenswürdigen, vielversprechenden Kindes hatte beide Eltern tief erschüttert. Von Karl August, der den Schlag tiefer fühlte, als man hätte erwarten können, schreibt Wieland: „Er ward bei dieser Gelegenheit an Gebärde als ein Mensch erfunden, so gut unser Einer." Diesmal war es Goethe, der zuerst in jenen Trauertagen, indem er sich auf Herder stützte, Sorge trug, das tief verwundete Gemüth der Herzogin durch geistige Anregung und freundschaftliche Theilnahme aufzurichten. In seinem Verständniß für das, was sie in ihrem Schmerz wohlthätig und tröstlich berühren könne, bittet er sich von dem neu verbundenen Freunde das Manuscript der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" aus, um der Fürstin daraus vorzulesen. „Es wird sie erheben, aufrichten und wenigstens Augenblicke über das Gefühl von Vergänglichkeit hinüber heben." — Seine Bemühungen, den Schmerz Louisens zu lindern, wurden von Frau von Stein, die in warmer Freundschaft mit ihr empfand, treulichst getheilt.

Von der Herzogin selbst liegt aus jener Zeit nur eine schriftliche Aeußerung vor, in einem Brief an Lavater [2]):

Weimar, den 2. April.

Als ich Ihnen Ende des vorigen Jahres schrieb, freute ich mich über die gute, gute Auflösung meines Schicksals, hoffte, das Aergste überstanden zu haben, und ahndete nicht, was mir noch bevorstände. Mittwoch vor acht Tagen muß ich so unglücklich sein, meine Tochter zu verlieren. Sie starb Nachts plötzlich am Schlage. Es thut unbeschreiblich weh, sich seiner schönsten, besten Hoffnungen beraubt zu sehen. Seit Jahren bin ich nach und nach fast von allen Verbindungen los gekommen, fand ein neues, festes Band, ein neues Leben in meinen Kindern und auch dieses wird mir zur Hälfte genommen. — Der Herzog läßt Ihnen viel Liebes sagen; er ist mit mir überzeugt, daß Sie Antheil an unserem Unglück nehmen werden.

[1]) Aus dem Brief der Fürstin von Dessau an Lavater.

[2]) Original im Lavater-Archiv, Zürich — mir abschriftlich mitgetheilt durch die Güte des Herrn Professor Funk.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

# Die Lügen-Wabi.

Eine Modellgeschichte
von
**Helene Raff.**



Sie war unvermeidlich, die kleine Alte, eine unentbehrliche Staffel im Entwicklungsgange aller Jünger und Jüngerinnen der Kunst; man mußte sie einmal gemalt haben, so wie jeder Mensch einmal die Masern oder eine sonstige Kinderkrankheit zu kriegen pflegt. Ihr höchster Stolz war es, die „schöne Wabi" zu heißen, und gleich beim Anfange jeder neuen Malerbekanntschaft betonte sie, daß sie seit ihrer ersten Jugend, und zwar von allen längst heimgegangenen Größen, nicht anders genannt worden sei. Auch jetzt noch thaten es Viele, da man dem schmalen Gesichtchen mit der feinen scharfen Nase und den kluglebendigen Eidechsenäuglein die Spuren der einstigen Schönheit wohl ansah; aber nur in der Anrede erhielt sie ihren Lieblingsnamen — hinterrücks nannte man sie allgemein die „närrische" oder die „Lügen-Wabi".

Den Vorwurf, der in der letzteren Bezeichnung lag, würde Wabi freilich jederzeit mit Entrüstung zurückgewiesen haben; dennoch war es so: sie hatte, wie einer ihrer wohlwollendsten Kunden sich in schonender Weise ausdrückte, „eine zu große Vorliebe für umgemodelte Wahrheiten".

Wem aber eine solche Eigenschaft und eine über alle Schranken hinwegstürmende Phantasie verliehen ist, der kann nichts Gefährlicheres thun, als den Modellberuf ergreifen, denn wie gut lassen sich während des stundenlangen regungslosen Dasitzens die Gedanken auf Abwege schicken! Wenn das schmächtige Weiblein frühmorgens in abgeschabter schwarzer Kleidung, die einen fast klösterlichen Eindruck machte, zur Thür eines Ateliers herein trippelte, grüßte sie erst mit geflissentlichem Anstand und sanfter Wehmuth die Insassen, legte Hut, Schirm und Mantel sorgfältig auf einen Stuhl und bestieg dann mit ihrem stereotypen: „Also voran!" oder „Ins Gottsnamen!" das Podium. Eine Weile saß sie stumm; bald aber begannen ihre braunen Aeuglein immer unruhiger zu flimmern, von Einem zum Andern zu wandern, wobei sie entweder einige tiefe Seufzer ausstieß oder schwere Ermüdung markirte. Wer

diese Anzeichen verstand, konnte dann nicht umhin, durch eine aufmunternde Frage den Bann des Schweigens zu brechen, und die erlöste Wabi begann ihren Vortrag, indem sie als vorzüglich geschultes Modell nur den Mund und im Uebrigen kein Glied bewegte. — „Haben's gehört, was für ein grausliches Unglück in der Sternstraßen g'schehg'n is? A G'rüst eingefall'n und drei Menschen todt blieb'n. J, wenn der Baumeister war, i that mi Sünd'n fürcht'n. Unser Haus, wie i noch a klein winzig's Diandl war, is auch amal eingestürzt, wissen S', weil 's schon gar so alt g'wesen is. Und i bin im Fensterstock g'sessen, drei Stieg'n hoch, und da fangt unter meiner das Gekrach an, und mit mir geht's dahin! Aber der heilige Schutzengel war g'wiß bei mir gestand'n, denn mir scheint, i hab' sogar seine guldigen Flügel a bisl glitzern seh'n. Und da lieg' i auf der Erden, ganz zerschlag'n, und hab' kein' Schnaufer mehr gethan. Alle Leut' haben anderst g'woant, und die Meinigen erst recht; der Schreiner in unsern Haus hat an Sarg zimmert wia für a Prinzeß, und eine von die englisch'n Fräul'n hat meiner Mutter an echten Spitzenschleier geschenkt, denn Jedes hat mich für todt ang'schaut. Aber eh' ich eingraben word'n bin, kriegt mei' Mutterl an Gedanken und holt a vierblättrig's Kleeblatt her, das amal während der heilig'n Meß unter'n Altartuch geleg'n is — das steckt s' mir an die Brust, und i thu' die Augen auf und bin gesund. Die ganze Stadt hat von nix andern geredt; nachher, wie d' Mutter mit mir 's erste Mal ausgeht, kimmt der alte König Ludwig daher und nimmt mich auf'n Arm und sagt: ‚So, da hätten wir sie ja wieder! Was thaten denn mir, wenn kei' schöne Wabi nimmer da wär'?! Das Madl muß amal a Gräfin werd'n, weil sie so sauber und brav ist.' Ja, so hat er gesagt! Und er hätt' mich auch zur Gräfin gemacht, wenn er net zuvor gestorben wär; das war halt mein Unglück!" — Wabi's Stimme versagte vor Rührung, wie sie denn überhaupt all das Zusammenphantasirte, was sie vorbrachte, im Augenblick zu erleben schien.

Oder es geschah einmal, daß zufällig der Name eines Malers genannt wurde, dem das erfinderische Altjüngferchen nicht hold war. Sogleich hielt sie fest: „Ja, der Knipling! Dem sein Schaden is halt, daß er gar so ein Ruach und neidiger Mensch is! Vor a paar Monat bin ich bei ihm g'sessen — da hat er die ganze Zeit ihm selber nix vergunnt und mir auch nix. J hab' g'meint, ich will ihn bessern und erzähl' ihm die schöne G'schicht von einem Edelmann, der grad so geizig war und dem sein Geld in lauter Protzen (Kröten) verkehrt worden is, die im Keller umeinand gehupft san und ihn todtbissen haben. Was meinen S', daß der Herr Knipling gesagt hat? 's Maul soll ich halten, hat er mir angeschafft! und wie wir mit Sitzen fertig waren, gibt er mir richtig vierzig Pfennig für die Stund' — meine Herr', i bitt' Ihnen — für so an reputirlichen Kopf wia'r i bin! — J hab' mich net lang herumstreiten mögen, obschon's Recht auf meiner Seite war, bin fortgangen und hab' nur gesagt: ‚Js recht — der Obere zahlt's schon.' Nit acht Tag' ist's angestanden, da kriegt der neidige Mensch eine ganz böse Augenkrankheit, daß er vor Angst hätt' Blut schwitzen mögen, und obwohl's wieder recht worden is, denkt er gewiß sein Lebtag d'ran. J hab' ihm nix Böses

gewunschen, beileib net — aber unser Herrgott laßt sein die armen Leut' net unterdrücken."

Wenn nun Jemand vorsichtig mit der Berichtigung herausrückte, das Geschehniß werde wohl nicht ganz in der Zeitangabe stimmen, so ließ Wabi sich hiervon nicht irren. „Nachher is's halt schon länger her," seufzte sie, „i vergiß manchmal auf die Zeit — natürlich: wenn Eins gar so viel im Kopf behalten muß, was ihm passirt is!"

Während der Pause ging Wabi bedächtig unter den mit Kohle oder Farbe angelegten Abbildern ihres Persönchens umher und ertheilte gute Rathschläge. — „Sie, Herr Felix, i mein' alleweil, der Kopf is a bißl zu klein, und passen S' auf: die Farb' is zu schwer. Gelten S', Herr Stadinger, Recht hab' ich gehabt' mit meiner Red' neulich, wo ich gesagt hab', Sie sollen den Arm weiter 'nausschieben? I kenn' mich aus; das hat schon der Herr Professor von Schwind seliger gewußt. ‚Meine Herren,' hat er an die Dutzend Mal zu seine Schüler gesagt, ‚wann Sie die Wabi hab'n, brauchen Sie meine Correctur nimmer.' Und genau so hat a Jeder von die vielen berühmten Herr'n gesprochen, bei denen ich g'sessen bin. Allen mitanand war's leid, daß ich nicht Zeit gehabt hab' zum selber studir'n; denn i wär' so talentvoll für die Kunst! Einmal hat Einer mir's Malen lernen woll'n, a junger, bildschöner Herr, aber der hat mich nachher zu gern geseh'n, und weil i 'n net mög'n hab', denn — unter uns — i war in an Prinzen verliebt, da is er ins Wasser gangen! Ich aber hab' aus Jammer und zu meiner Straf 's Malen sein lassen." — —

Dies Wesen, welches in seiner Einbildung die wunderbarsten Ereignisse und hervorragendsten Menschen fortwährend um das eigene Ich gruppirte, hatte in Wahrheit nichts erlebt. Ihre Eltern waren arme Handwerkersleute gewesen, die ihr hübsches und drolliges Mägdlein vor dem unbegabten und plumpen Bruder auffallend bevorzugten, ihr auch durch Lobeserhebungen und Glücksweissagungen frühzeitig den Kopf warm machten. Wabi wuchs heran in der festen Ueberzeugung, daß etwas Außerordentliches ihr vorbehalten sei, und glaubte sich auf dem Wege dazu, als zum ersten Mal ein Künstler ihrer Eltern armselige Schwelle überschritt mit der höflichen Bitte, die reizende Zwölfjährige malen zu dürfen. Je häufiger andere seinem Vorgang folgten, je mehr Wabi's Köpfchen eine gewisse Berühmtheit erlangte, desto größer ward der Stolz der Eltern, die nun ihres Töchterchens äußere Anmuth zugleich als neue Einnahmequelle erkannten, desto höher flogen Wabi's Zukunftshoffnungen. Sie blieb auf dem rechten Wege, nicht nur aus angeerbter bürgerlicher Ehrbarkeit, sondern auch aus der Besorgniß, sich selbst zu entwerthen und ihre glänzenden Aussichten zu verscherzen. Ihre Schönheit gedieh zur Reife und über dieselbe hinaus, ohne daß der erwartete reiche Herr oder große Künstler sich eingefunden hätte; Wabi harrte und harrte vergeblich, wie Tausende vor und nach ihr. Aber sie ließ der öden Wirklichkeit nicht Raum in sich, sondern täuschte sich darüber hinweg mit stets neuen Traumbildern und Geschichten, deren Mittelpunkt sie selbst war und an die sie zuletzt selbst glaubte.

Ihre Eltern waren inzwischen gestorben, wodurch sie völlig einsam zurückblieb; dafür konnte sie nun aber den Erlös ihres Modellgewerbes, den sie bisher als gute Tochter pünktlich abgeliefert hatte, allein verbrauchen und sich ganz allmählich einen hübschen Nothpfennig erübrigen. So lebte sie dahin, vor sich selbst noch immer die „schöne Wabi", vor der Welt ein mageres einsames Altchen, das bei seinem inzwischen verheiratheten Bruder, der einen wenig abwerfenden Kramladen betrieb, ein Dachkämmerchen zur Miethe bewohnte. Vor diesem rohen Menschen empfand Wabi wirklich Furcht, so unendlich überlegen sie sich ihm sonst auch fühlte. Sie hatte zu lange in ihrer Phantasie Herzogin gespielt, um nicht dadurch in gewissem Grade thatsächlich verfeinert worden zu sein und dem Bruder wehrlos gegenüber zu stehen, wenn er im Zorn oder in der Trunkenheit die gröbsten Schimpfreden ausstieß. Sein unsinniges Toben, wenn er mit dröhnender Faust auf die Tischplatte schlug, übertäubte im Nu die leise, weinerliche Stimme der Schwester, und war es ihm gelungen, ihr durch den Schrecken, den er ihr einflößte, irgend etwas abzuängstigen, dann brütete die Aermste darüber stundenlang mit dem Ingrimm der Ohnmacht, um zuletzt verbissen in sich hineinzumurmeln: „Der Obere zahlt's schon!"

Der Schwägerin war sie weit eher gewachsen, denn die versuchte es mit Bosheit, — Bosheit aber erfordert Nachdenken, und hierin war Wabi ihr voraus. Die Glasscherben, die das böse Weib ihr in die Speisen gemengt, das Scheidewasser, das sie ihr ins Getränk gegossen, und die spitzen Gegenstände, die sie ihr in das Bett legte, — alle diese Greuel stammten wohl zu zwei Dritteln aus Wabi's starker Einbildungskraft; doch blieb in Wirklichkeit ein lauernder Haß, den die beschränkte, häßliche Frau gegen ihres Mannes zierliche Schwester nährte, und der sich wahrscheinlich noch viel schlimmer geäußert haben würde, wenn die Gier nach dem ersparten Schatz, der Wabi's Eins und Alles war, nicht die Zunge gebunden hätte.

Eben darum schwante dem alten Modell nichts Gutes, als eines Morgens, da sie das Haus zur gewohnten Zeit verließ, ihr Bruder vor der Ladenthür stand, und sie freundlicher denn sonst begrüßte. — „Was will er?" dachte sie und suchte, an ihm vorbeizuschlüpfen. Allein er vertrat ihr den Weg: „Geh' her, Wabi, i hätt' a Wörtl mit Dir z' reden." — „Laß mich aus, i muß in d' Arbeit," versetzte die Alte, indem sie abermals vorüber strebte. Nun faßte der Bruder sie am Arm. „Sei gescheit und laß Dir sag'n," begann er in seinem gemüthlichsten Tone, „i möcht's Geschäft vergrößern." — „So!" war Wabi's langgedehnte Antwort, „nachher wünsch' i Dir viel Glück und Segen — und daß D' Di net verspekulirst, mei' Lieber," fügte sie mit vielsagendem Blick hinzu. — „Grad deszweg'n, schau," entgegnete er, „muß i mit Dir reden; a gut's Geschäft, weißt, is eben so recht fürs Capitalanlegen wie a Bank — und, und," — er schluckte ein paarmal — „ja, also, drum wollt' ich Dich halt fragen, ob d' mir net gegen Zinsen a bißl was vorstrecken thatst?" — Jetzt war es heraus, und Wabi sah ihre schlimme Ahnung bestätigt. An die versprochenen Zinsen glaubte sie keinen Augenblick, sie wußte, wie er dergleichen zu halten pflegte, und nimmermehr hätte sie ihre bescheidene

Unabhängigkeit in seine Hände gegeben; sie war entschlossen, sich um ihr bißchen Habe zu wehren. Demgemäß spielte sie die Erstaunte. „Geh' weg, wo soll denn ich ein Geld hernehmen?" — „Thu' nur net so nothig," sagte er ärgerlich; „Du hast alleweil hübsch verdient und als lediges Frauenzimmer wenig verzehrt — mußt doch sicher a Gerstl auf der hohen Kanten haben." — Sie aber wiederholte ihre Weigerung, stellte entschieden in Abrede, jemals mehr erworben und besessen zu haben, als sie eben zum nothdürftigen Leben gebraucht; zuletzt machte ihr Leugnen den ohnehin nicht geduldigen Krämer bösartig. — „Hör' Du, das sein faule Fisch', mit dergleichen stimmst mi net; 's Madl von mein' Schwager, was bei der Sparkassen wohnt, hat Di jedes Mal geseh'n, wannst a Geld 'nauf tragen hast! Und so neidig willst sein und net amal die eigenen Geschwister was gönnen? Da hört si doch schon Alles auf!" — Seine rollenden Augen wie sein immer lauter werdender Ton verkündeten das nahe Gewitter, und die furchtsame Schwester sah einen Auftritt vor sich, bei dem sie noch von Glück sagen konnte, wenn sie ohne thätliche Mißhandlung davon kam. Ihre Angst und ihr Widerwille spannten ihre natürliche Findigkeit aufs Aeußerste an; sie wollte heil nach jeder Richtung aus dieser Sache heraus, und so stotterte sie wie von innerer Pein angetrieben: „Ich, ich — hab's ja nit mehr — hab's schon hergeben." — Der grimmige Schlagetodt glotzte sie verblüfft und mißtrauisch an. — „Hergeben? Du? Geh, laß Di net auslachen, — meinst, das glaub' i Dir?" — „Zu'n Glauben zwingen kann i Dich net," sagte Wabi, „aber gewiß und heilig ist's wahr: i hab' mein bißl Erspartes nimmer, ich bin drum kommen. Weißt noch: der bildsaubere junge Herr, bei dem i vor'm Jahr gesess'n bin, — er war amal da, um mich z'holen, — no, und dem sein Vater hat im Rumänischen drunten a Bank gehabt, und der Sohn hat mich beredet, ihm mein ganzes Sach anzuvertrau'n, ich krieget viel mehr Zinsen als wie hier, hat er g'sagt, — ja, und was war's: jetzund hat der Vater Bankrutt gemacht, und der Sohn is verduftet, und i hab's Nachseh'n. O mei' Herrgott nein, bin i geschlagen!"

Ihr Dränger stand wie zur Salzsäule erstarrt. Zwar kannte er seine Schwester; aber doch — so ganz unwahrscheinlich war das Ding im Grunde nicht, und Wabi's Fähigkeit, ihre Geschichten im Augenblick wirklich zu erleben, hatte sich nie glänzender bewährt als eben jetzt.

„Warum hast dös nie g'sagt?" fragte er mit einem schwachen Rest von Zweifel.

„Weil i Di soviel geforchten hab'," entgegnete Wabi unverzüglich, — und überzeugender noch als ihre Worte wirkten die Thränen, welche die Erregung ihr nun auspreßte.

Der Krämer glaubte. Aber Hand in Hand mit dem Glauben ging eine sich steigernde Wuth, daß sein Hoffen auf die gegenwärtige Unterstützung und die zukünftige Erbschaft so schnöde zu Wasser geworden. Einen Augenblick schöpfte er Athem, dann brach der Sturm los. — „Du Heimtückerin, Du Scheinheilige, muß ich des auch noch erleb'n an Dir! Hast Verwandte, die von Gottes- und Rechtsweg'n schon a Wörtl in Deine Sachen dreinz'reden hätten, — und Du bist so dumm wia die Nacht finster, gehst hin und laßt

Dir Alles abnehmen von irgend an hergelaufenen Schlawaken! Also blank bist, rein ausgeplündert? Du kommst noch auf'n Schub oder auf auf d' Gemeinde, das weiß i gewiß! Meinst leicht, i will Dich noch da seh'n nach Deiner Falschheit? Net an Schritt ins Haus kimmst mir mehr, hörst? Net mehr über d' Schwellen!" — Er wiederholte diese feierliche Aufkündigung mehrmals aus aller Kraft und vielleicht hätte er in blindem Zorne zugeschlagen; aber Wabi, die schon während ihrer Erzählung die Entfernung zwischen ihm und sich klug zu erweitern gewußt, ersah ihren Vortheil und witschte flink wie eine kleine Schlange davon.

Erst als sie das Haus längst im Rücken hatte, getraute sie sich, ihren Schritt zu mäßigen; immer mehr schwand ihre Erregung und machte einer behaglichen Schadenfreude Platz. So war sie richtig Herr über ihn geworden! Daß er so wüthig werden würde, hatte sie freilich nicht gedacht, allein „große Hitz' und große Kält'n währt net lang," — und so ging sie vergnügt ihrem Tagewerk nach. Abends mußte sie noch ein paar Stunden bei einem verheiratheten Maler sitzen, der ihr feines Runzelgesichtchen auf einem nächtlichen Gottesdienst verewigen wollte und sie daher bei Licht malte. Er selbst sprach wenig mit ihr, aber seine hübsche gutherzige Frau ließ dem alten Modell regelmäßig in der Küche ein Nachtmahl auftischen, und Wabi unterhielt sich dann währenddessen so lebhaft mit den beiden Dienstboten, daß es Nacht war, bevor sie den Heimweg antrat.

Nicht ohne Beklommenheit steckte sie, am Hause angelangt, den Schlüssel ins Schloß; sie fürchtete, der Bruder könne ihre Heimkunft abgewartet haben. Das Schloß ließ sich ungewöhnlich schwer öffnen, es gab nicht nach, wie sehr sie sich auch anstrengte. Aergerlich entzündete sie schließlich ihr kleines Feuerzeug und leuchtete hinzu, um das räthselhafte Hinderniß auszuspähen. Das Schloß war geändert. —

Minutenlang stand Wabi wie betäubt nnd versuchte, ihre Gedanken zu sammeln, bis die Erkenntniß jäh über sie hereinbrach: der Bruder hatte seine im Zorne ausgestoßene Drohung wahr gemacht und ihr den Rückweg in sein Haus gewaltsam verwehrt.

Was hatte sie ihm zu Leide gethan? Nur nicht jetzt sich abdrängen lassen wollen, was sie ihm, dem Jüngeren, der außer seinem schlecht gehenden Handel und diesem, seinem Weibe gehörigen, verschuldeten Vorstadthäuschen nichts besaß, als Erbe gern gelassen hätte. Und er, sobald er dies Erbe verloren geben mußte, gönnte ihr kein Plätzchen mehr unter seinem Dach!

Wabi sah sich zu einem Entschlusse genöthigt; sie bebte vor Frost und machtlosem Zorn. Auf der Straße konnte sie nicht bleiben, bei den Nachbarn Obdach zu suchen, hinderten sie Stolz und Schamgefühl; zuletzt entschied sie sich, da ihr einfiel, daß sie morgen zur Sitzung in einer dem Bahnhof nahegelegenen Straße müsse, die Nacht im Centralbahnhof zuzubringen.

Trübselig trottete die kleine Gestalt dahin, ihr Mäntelchen dicht um sich wickelnd. Der Weg ward ihr lang und schwer, weil sie eben ein schweres Herz mit sich trug, doch erreichte sie glücklich ihr Ziel, den kahlen, großen Warteraum und duckte sich auf die Holzbank in dessen dunkelste Ecke.

Auf einem in Nacht und Herbstnebel gehüllten Bahnhof anders als in gedrückter Stimmung zu sein, ist nur besonders freudevollen Gemüthern möglich. Ruß und Dampf, wohin die überwachten Augen sehen. Dunkle Reihen hastender Menschen, dazwischen der helle Aufblitz einer Signallaterne und die unförmigen Schattengestalten der Locomotiven, deren dröhnender Schritt unwillkürlich an den der Zeit gemahnt, der Zeit, die wie jene von Eisen ist, unerbittlich regelmäßig ihren Gang geht und uns Alle niederstampft. — .

Wabi würde, wenn ein Zufall sie hergebracht, vielleicht allerhand Betrachtungen angestellt haben, aber die Bitterkeit ihres Herzens lähmte jeden Gedankenflug. Zum ersten Male kam es ihr, daß doch immer Elend und Verlassenheit ihr Loos gewesen, daß sie nur bis heute sich darüber absichtlich hinweggelogen hätte und im Grunde ein armes, glückverlassenes, mit Füßen getretenes Menschenkind sei. Auch alt fühlte sie sich, sie, die in ihrer Vorstellung bis heute das reizvolle junge Geschöpf von einst geblieben — und fest in ihre Ecke verkrochen, weinte sie leise, jammervoll vor sich hin.

Obschon solch eine Nacht endlos erscheint, hat doch auch sie ihren Morgen, und als der anbrach, raffte die kleine Alte sich aus ihrer Zusammengeknicktheit auf und ging in ein ihr bekanntes Auskochgeschäft, um sich etwas Milch und Semmel zum Frühstück geben zu lassen. Dort wurde sie einigermaßen ruhig genug, um an die Arbeit, d. h. zu dem Maler zu gehen, der sie für heute bestellt hatte. Als sie die drei Treppen zu seinem Atelier langsam erklomm, sah sie, um den letzten Treppenabsatz biegend, auf der obersten Stufe eine hagere Frau mit zwei Kindern sitzen, augenscheinlich in Erwartung.

„Sind vielleicht Sie auch bestellt?" — fragte Wabi.

„Freilich!" — gab die Frau, die einen frühgealterten und kränklichen Eindruck machte, in heiserem Ton zur Antwort — „schon seit voriger Woch'n hat der Herr mein'n Bub'n und's Mäderl verstellt."

„So — und mich dazu!" fuhr Wabi geärgert heraus, denn sie witterte einen „Durcheinand" und verlorenen Vormittag. Aber die Frau erlaubte sich, schüchtern hinzuzusetzen: „Das wird nix austragen, denn der Herr hat schon gleich g'sagt, er will a groß's Bild mit viel Figuren machen — an Kinderhort oder so was." — „G'schwind dermacht haben wird er's, wenn's ihm jeden Tag so pressirt" — bemerkte Wabi scharf, denn sie selbst war stets pünktlich, und eben schlug es draußen halb zehn Uhr: eine halbe Stunde über die bestimmte Zeit.

Also mußte gewartet werden; die drei rückten auf der Treppenstufe zusammen und machten Platz für Wabi, die bei ihnen niederkauerte. Die innere Beweglichkeit des alten Modells ließ kein langes Schweigen zu: sie begann die Frau auszufragen, erhielt aber nur müde einsilbige Antworten. So viel erfuhr sie, daß die blasse Frau die Wittwe eines Fabrikarbeiters sei, der vor Jahr und Tag das Zeitliche gesegnet — und daß sie, weil ihr Waschen und Bügeln im Tagelohn nicht genug einbringe, mit ihren Kleinen des Verdienstes halber zu den Malern gehen müsse. — „Ein Glück, daß die zwei nett und brav sein," setzte die arme Mutter stolz hinzu und streichelte die beiden an sie geschmiegten Flachsköpfe. — „Die zwei Waiserln," — dachte Wabi, denn

die fleckige Röthe im Antlitz der Frau und ihre eingesunkene Brust ließen über den Grund des häufigen Hüstelns Niemanden im Zweifel. — Und dabei solche Prachtkinder! — Das alte Mädchen stellte eine lange ausführliche Musterung der beiden strammgebauten rosigen Wichte an, die den prüfenden Blick ihrerseits mit verwundertem Anstarren aus großen Rundaugen erwiderten. Eine Zeit lang unterhielten sie sich damit, dann fing plötzlich das Kleinere, die fünfjährige Burgl, in weinerlichem Tone an, über Hunger zu klagen; und sofort stimmte das Brüderchen ein. Die Mutter entnahm einem Handkorbe ein Stück Brod, das sie unparteiisch unter die zwei hungrigen Spatzen vertheilte, aber diese waren im Umsehen damit fertig und bezeigten entschiedenes Verlangen nach mehr. Da besann sich Wabi auf eine Semmel, die sie vorhin beim Frühstück übrig behalten und, sparsam gewöhnt, in die Tasche gesteckt hatte. Sie spendete dieselbe und erwarb sich dadurch außer einem „Vergelt's Gott" von der Mutter zwei kleine Freunde, die sich sofort an ihren Arm hingen, an ihrer Jacke nestelten und Miene machten, ihr auf den Schoß zu steigen. Der Mutter schien diese Anfreundung höchst gelegen, da sie nach Kurzem in bittendem Tone vorbrachte, ob Wabi nicht eine Viertelstunde auf die Kinder Acht geben wolle, während sie selbst einen Gang, ganz in der Nähe besorge, wo sie zum Waschen für morgen bestellt sei und Antwort bringen müsse. Nein zu sagen ging nicht wohl an, und so blieb die an Kinder nicht gewöhnte Alte als nothgedrungene Pflegemutter zurück. Anfangs wußte sie nicht, was mit den Beiden thun, um so mehr, als sie sich bei der Fremden doch nicht recht sicher fühlten und kläglich nach der Mutter verlangten. Sie nahm schließlich zur Beschwichtigung das kleine Mädchen in den Arm und den Buben zwischen ihre Kniee. — „Erzähl' mir was!" sagte er bittend und stützte die Händchen auf ihre Knie. Wabi besann sich, dann fing sie, aus ihrer heutigen Stimmung heraus, eine Geschichte an von unglücklichen und häßlichen Begebenheiten, bösen Brüdern und verfolgten Schwestern, kurz: eine auf sie selbst bezügliche Geschichte. Die kleine Burgl versteckte ihr Köpfchen dabei, der Knabe aber wünschte ganz energisch „etwas Schönes". Wabi fing wieder an, und zwar die alte oft aufgetischte Erzählung ihres eigenen Scheintodes und der Wiederbelebung durch das Glücksblatt. Aber es ging ihr sonderbar: unter dem klaren Blick der beiden Augenpaare, die an ihren Lippen hingen, fühlte sie sich gedrungen, beständig liebliche Züge und drollige Einzelheiten einzuflechten, so daß fast nichts Persönliches blieb und die Erzählung nur als Märchen wirkte.

Die Kinder lauschten athemlos; dann, als Wabi geendet, fragte die Kleine: „Ist das Alles wahr?" — Zeitlebens würde Wabi jeder auf ihre Geschichten gefolgten Bemerkung, wie: „Aber, Wabi, soll man das glauben?" kühn die Stirn geboten haben, allein vor dieser einfachen, mit der Miene größten Vertrauens gethanen Frage, die so unumwunden an ihre Schwäche und Stärke rührte, verstummte sie.

Der kleine Bube fuhr dazwischen: „Schau, Burgl, Du bist dumm! Das kennst Du doch, daß die Fräul'n Wabi sich das nur so ausdenkt, damit wir

eine Freud' haben." „O Du gescheites Buberl!" — sagte Wabi aus vollstem Herzen und fühlte sich glücklich und verstanden.

Die Kinder wollten eine zweite Geschichte, aber dazu war nicht Zeit, denn vom Hausflur herauf klangen gleichzeitig die gedrückte Stimme der Taglöhnersfrau und die fröhliche des jungen Malers, der sich heut ein wenig verspätet, weil er gestern Nacht der Abschiedsfeier eines Freundes beigewohnt hatte. Nun hieß es, das Versäumte wieder einbringen, und Wabi hatte, während der Künstler die Hauptgruppe seines Bildes zu skizziren begann, genug Mühe, mit Hülfe der Mutter die beiden lebhaften Kinder still zu halten. Aber eine Last war es Wabi nicht — im Gegentheil: sie vergaß darüber ihre jüngsten Leiden und Kümmernisse, vergaß sie bis zum Nachmittag, wo sich ihr doch die Nothwendigkeit aufdrängte, ein anderes Unterkommen zu suchen.

Müde vom Umherlaufen, saß sie endlich in einem kahlen Kämmerchen, das von einer oberflächlich Bekannten ihr um nicht gar billigen Preis zeitweilig überlassen worden. Ihre Habseligkeiten, welche sie durch einen Dienstmann aus des feindseligen Bruders Wohnung hatte holen lassen, lagen ungeordnet um sie her; recht schiffbruchsmäßig nahm es sich aus. Seufzend begab das alte Mädchen sich daran, ein wenig Behaglichkeit zu schaffen, dazwischen aber hielt sie mehrmals inne und sah sinnend vor sich nieder. — „Jetzt heißt's doch auf was Nettes denken für die zwei Fratzerln morgen früh!" — Und wie sie den Gedanken laut aussprach, wunderte sie sich plötzlich über sich selbst, daß ihr denn nichts von alledem, was sie erlebt habe und wisse, was ihr bis heute so wichtig erschienen, für zwei Kindsköpfe gut genug war, und inmitten ihrer unwirthlichen Umgebung besann sie sich auf eine schöne alte Geschichte, die sie einst von ihrer Mutter gehört. Es war die Geschichte eines frommen Mägdleins, das all sein Gut armen Kindern hingegeben und von den Kindern, die lauter heilige Engel waren, herrlichen Lohn empfangen hatte; den Schluß und einige vergessene Einzelheiten ergänzte Wabi selbst.

Und das Glück, welches sie damit machte! — Sogar die blasse Mutter hörte bewundernd zu und that die Augen weit auf. — „Wie eins nur so verzählen kann!" — Die Kinder verlangten Wiederholung, und der kleine Knabe fragte: „Weißt Du noch so eine?" — Das mußte Wabi verneinen, aber für den folgenden Tag versprach sie wieder eine, und so ging es von einem Tage zum andern fort. Sie ward schweigsam, in den Stunden, wo sie sich selbst angehörte, denn sie dachte nach, und merkwürdiger Weise stets über Dinge, die ihr eigentlich weitab lagen. Die Kleinen übten so scharfe Kritik: wenn die Alte doch einmal wieder zu den selbstgefälligen Geschichten griff, zu den Erfolgen ihrer Jugend, dann schauten sie gelangweilt und verständnißlos darein; Erzählungen von begangenen Missethaten lehnten sie ab, „weil das garstig sei." — Dem alten Jüngferchen kam es zuletzt selbst wie Erlösung vor, nicht mehr von sich zu reden noch an sich zu denken; denn hatte sie schon zuvor nicht viel Erfreuliches erlebt, so lastete jetzt ihr ödes Dasein doppelt schwer auf ihr, wenn der Maler einmal nur sie oder die Kinder brauchte; sie er-

leichterte sich dann die kurze Trennung damit, daß sie sich etwas besonders Schönes ausdachte, was sie den Beiden beim Wiedersehen erzählen wollte. Und sie hatte selbst ihr Ergötzen an so Manchem, was ihr einfiel und glaubte, dank der ihr immer treu verbleibenden Phantasie, zuletzt auch daran so fest, daß sie mit Pilatus hätte fragen können: „Was ist Wahrheit?“

Aber es kam der Tag, für den die letzte der gemeinsamen Sitzungen anberaumt war, und als Wabi erwog, daß die beiden Flachsköpfchen ihrem Gesichtskreise nun entschwinden würden, da empfand sie einen Schmerz, der nicht aus wunder Eitelkeit, sondern wirklich und wahrhaft aus dem Herzen entsprang.

Was half es, wenn sie sagte: „Besucht mich!“ — Bei armen Leuten ist dergleichen nicht im Schwang, und wer sich ums Brod plagen muß, findet auch nicht Zeit dazu. Mit feuchten Wimpern saß sie da und streichelte die Wangen der Kinder; die Mutter lächelte dabei. Während der Mittagspause schafften sie gemeinsam aus einem benachbarten Gasthause das Nöthige herbei, und als Wabi wiederum gutmüthig und umsichtig sich bei der Fütterung betheiligt hatte, erlebte sie den Triumph, daß das kleine Burgl aus eigenem Antrieb sein Mäulchen zu ihr emporreckte und mit lallendem Stimmchen erklärte: „Deschichten-Wabi, Du bist echt brav.“ — Sie konnte keinen Blick mehr von den Kindern wenden, bei deren weicher Berührung etwas Holdes, Ungeahntes über sie gekommen war; das Herz der bislang so ausschließlich in sich selbst eingesponnenen Alten krampfte sich zusammen im Gedanken an das Loos, das dieser Kleinen wartete. Nach der Mutter Tode würde man sie in ein Waisenhaus bringen, dort würden sie amtlich betreut und erzogen werden, aber nicht mit Liebe — und weil die Knaben- und Mädchen-Abtheilungen solcher Anstalten getrennt sind, würden sie auch gegenseitig sich fremd werden und vielleicht einmal so sich gegenüberstehen, wie . . .

Wabi zitterte und schloß die Augen — es ward mit einem Male so hell! Hell, als ob der Engel, der in ihren Rettungsgeschichten immer wiederkehrte, leibhaftig dagestanden hätte, mit leuchtenden Fingern auf jene beiden blonden Köpfchen zu weisen und ihr die Wahrheit zu predigen, daß die goldenen Aepfel und Nüsse, von denen wir träumen, doch nur in der rauhen Schale des wirklichen Lebens stecken.

„Wabi, schlafen Sie?“ — rief eine kräftige Männerstimme zu ihr hinüber.

Nein, Wabi schlief nicht. Als die Arbeitszeit zu Ende ging, hatte sie die Taglöhnerin am Aermel gezupft. — „Geh', wär' bei Ihnen im Haus net an Kammerl frei, mit Kochofen? Ich muß fürs meinige so theuer zahlen und hab' schon gekündet, in a paar Täg wär' Zeit zum Umzieh'gn — wissen S' mir nix?“ — „Ja, ja“ — sagte die Frau und wiegte den Kopf — „grad neben meiner, auf'n gleichen Flur mit uns, wird zu'n Ersten was frei; recht groß ist's net, aber ganz a nett's Zimmer.“ — Wabi's Antlitz verklärte sich. Fast verschlug die Erregung ihr die Sprache, als sie die Frau bat, das genannte Zimmer sogleich für sie zu miethen. „Gelt, mit'n Hauswirth reden Sie 's gleich ab, Frau Nachbarin, damit's gewiß is, aber den Kinderln derfn

S' kein nix sagen! das muß an' Ueberraschung werden, a großmächtige." — — — — Sie hatte sich nicht verrechnet. Als sie am Ersten des nächsten Monats, gefolgt von einem mit ihrer kleinen Habe beladenen Träger, die kleine Stube der Wittwe betrat, führten die Kinder einen Freudentanz auf und sangen oder schrieen vielmehr nach einer selbsterfundenen Melodie: „Sie ist da, sie ist da, die Geschichten-Wabi!"

Wabi ließ sich von ihnen umhalsen und hatte ein Gefühl, wie man es sich schöner weder zusammenlügen noch zusammendichten kann.

* * *

Seither ist Wabi bei den Kunden — denn mehr als je geht sie auf Erwerb aus — bedeutend zurückhaltender geworden: sowohl ihr Verdientes wie ihre Erzählungen spart sie für ihre Kinder daheim. Die beiden Blondköpfe, die sich gewöhnt haben, sie Großmutter zu nennen, sollen dereinst ihre Erben sein. Also sind die kleinen Verwaisten auf dieser Welt immerhin besser daran als ihnen an der Wiege gesungen worden, und überdies versetzt die wunderliche kleine Alte sie jeden Abend aus den vier Pfählen ihrer Armeleutwohnung in eine lustige Fabelwelt, in der ihre eigene unverlierbare Heimath ist.

# Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

**Berlin**, Mitte December.

Im deutschen Reichstage hat die erste Berathung des Entwurfes eines Zolltarifgesetzes und des zugleich von den verbündeten Regierungen unterbreiteten Zolltarifs mit der Ueberweisung dieser Vorlagen an eine Commission am 12. December ihren Abschluß erhalten. Als den wichtigsten und bedeutungsvollsten Gegenstand dieser Session bezeichnete der deutsche Reichskanzler in den Ausführungen, mit denen er die Debatten einleitete, den Zolltarifentwurf, „das Ergebniß mehrjähriger, umfassender und sorgfältiger Vorbereitungen“. Nachdem Graf von Bülow auf die verschiedenen Stadien hingewiesen hatte, die der Entwurf durchlaufen mußte, ehe er seine gegenwärtige Gestalt erhielt, betonte er zunächst, daß unter möglichst gleichmäßiger Berücksichtigung aller berechtigten Interessen in erster Linie den Wünschen nach Erhöhung des Schutzes Rechnung getragen werden sollte, die von der Landwirthschaft erhoben worden sind, und deren Berechtigung innerhalb der durch die nothwendige Rücksicht auf das Gemeinwohl gezogenen Schranken nicht bestritten werden könnte. Der Entwurf soll aber auch der Industrie die Abhülfe für diejenigen Mängel gewähren, die sich bei der Handhabung des geltenden Tarifs im Laufe der Zeit herausgestellt haben, und zugleich als bessere Waffe für die künftigen Handelsvertragsverhandlungen mit anderen Staaten dienen. Wie der deutsche Reichskanzler dann es als das ernste Bestreben jedes verantwortlichen Staatsmannes bezeichnete, in Verhandlungen mit dem Auslande unter annehmbaren Bedingungen Handelsverträge zu erlangen, betonte unmittelbar darauf auch der Staatssecretär im Reichs-Schatzamte, Freiherr von Thielemann, den Wunsch, wieder mit Deutschlands Nachbarn und anderen befreundeten Staaten zu Handelsverträgen zu kommen, indem er der Ueberzeugung der verbündeten Regierungen Ausdruck verlieh, daß solche Vereinbarungen auch auf der Grundlage des Zolltarifgesetzes mit seinen Mindestzöllen auf Getreide möglich sein würden.

Wie ein rother Faden zog sich der Hinweis auf die Nothwendigkeit der Erneuerung der Handelsverträge durch die Reden, die bei der ersten Berathung von den Vertretern der verbündeten Regierungen gehalten wurden. Mit Fug und Recht ist auch von anderer Seite hervorgehoben worden, daß zum ersten Male die Aufgabe gelöst werden soll, die Handelsverträge zu erneuern und zugleich die landwirthschaftlichen Zölle, sowie gewisse Industriezölle wesentlich zu steigern. On ne peut contenter tout le monde et son père — lautet ein französisches Sprichwort, mit dem die Lage der Reichsregierung charakterisirt werden könnte, falls sie ein Abhängigkeitsverhältniß gegenüber den extremen Forderungen der Agrarpartei anerkannt hätte. Freilich ist zu wiederholten Malen versichert worden, daß der neue Zolltarif sich auf der „mittleren Linie“ halten soll, und daß er die Feuerprobe erst dann bestehen würde, wenn auf seiner Grundlage die Erneuerung

der Handelsverträge gelingen sollte. Sicherlich hat jeder Staat ein wichtiges Interesse, auch die Landwirthschaft innerhalb der durch die Rücksicht auf das Wohl der gesammten Bevölkerung gezogenen Grenzen zu schützen. Jeder Staatsmann muß aber nicht minder die Nothwendigkeit neuer Handelsverträge für Deutschland anerkennen.

Fürst Bismarck, der erste deutsche Reichskanzler, durfte wohl noch ausführen, daß ein Zollkrieg zwischen zwei Nachbarstaaten geführt werden könnte, ohne daß ihre politischen Beziehungen beeinträchtigt werden. Abgesehen von dem einzigen Genie, das den Fürsten Bismarck in den Stand setzte, die schwierigsten Aufgaben der hohen Politik zu lösen, haben die Verhältnisse seither sich in so durchgreifender Art verändert, daß die handelspolitischen Beziehungen von den politischen nicht mehr getrennt werden dürfen. Der Zufall fügt es auch, daß in demselben Jahre, in dem die Handelsverträge mit Italien und Oesterreich-Ungarn ablaufen, auch die Bündnißverträge, auf denen die Tripel-Allianz beruht, ihr Ende erreichen. So ergibt sich von selbst die Schlußfolgerung, daß auch politische Erwägungen nicht aus den Augen verloren werden dürfen. Weder in der russischen noch in der französischen Presse fehlt es an Lockrufen, durch die bald Italien, bald Oesterreich-Ungarn bestimmt werden soll, auch in ihrem „wohlverstandenen wirthschaftlichen Interesse“ die bisherige politische Combination aufzugeben und sich dem Zweibunde anzuschließen. Mögen diese Versuche, das bewährte Friedensbündniß der europäischen Centralmächte zu sprengen, immerhin geringe Aussicht auf Erfolg haben, so wird doch dadurch erhärtet, daß die Möglichkeit der Nichterneuerung der Handelsverträge bereits von Deutschlands Widersachern ausgebeutet wird. Dieses muß aber auch mit denjenigen Mächten, mit denen es nicht durch ein politisches Bündniß verknüpft ist, im eigenen Interesse gute handelspolitische Beziehungen unterhalten. In dieser Hinsicht braucht nur auf Rußland und die Vereinigten Staaten hingewiesen zu werden. Die deutsche Industrie bedarf nicht minder der Ausfuhr nach Rußland, wie dieses auf den Getreideexport nach Deutschland angewiesen ist, wobei insbesondere der Roggen in Betracht kommt, da unser Bedarf an Brotfrucht durch die landwirthschaftliche Production im eigenen Lande nicht gedeckt wird. Daß Rußland gleichfalls ein großes Interesse an dieser Ausfuhr nach Deutschland hat, leuchtet ohne Weiteres ein; denn niemals werden die Franzosen sich entschließen, im Interesse der Getreideausfuhr des verbündeten und befreundeten Landes anstatt ihres weißen Weizenbrotes schwarzes Roggenbrot zu essen.

Was nun die Vereinigten Staaten betrifft, so wird oftmals darauf hingewiesen, daß auch diese ein ausgeprägtes Schutzzollsystem angenommen haben. Nur ist die Union durch ihre geographische Lage weit eher in den Stand gesetzt, sich in gewissem Maße abzuschließen. Hierzu kommt, daß die Vereinigten Staaten auf die Entwicklung bestimmter Industrien hinwirken wollten, indem sie diese dem Auslande gegenüber durch Zollschutz concurrenzfähig machten. Nachdem dieser Zweck zum Theil erreicht ist, fehlt es jedoch nicht an Anzeichen, aus denen auf ein Nachlassen der extrem schutzzöllnerischen Strömung jenseits des Atlantischen Oceans geschlossen werden darf.

Die Parallele zwischen Deutschland und der Union ist jedenfalls unzutreffend. Abgesehen von den politischen Erwägungen ist Deutschland durch seine Lage im Herzen Europa's, sowie durch die großartige Entwicklung, die seine Industrie genommen hat, auf den Export angewiesen. Wer könnte nun in Abrede stellen, daß die übrigen Staaten Repressalien ergreifen würden, falls Deutschland sich gleichsam mit einer chinesischen Mauer umgeben würde? Rußland hat bereits bei einer früheren Gelegenheit gezeigt, daß es nicht davor zurückschreckte, den Zollkrieg aufzunehmen. In hohem Maße würde auch die deutsche Handelsmarine durch die handelspolitische Abschließung Deutschlands beeinträchtigt werden. Wie bezeichnend ist nun, daß nicht bloß in der gesammten französischen Presse, sondern auch in der Deputirtenkammer bei den Debatten über die französische Handelsmarine stets

von Neuem auf die in Deutschland erzielten Fortschritte exemplificirt wurde! Völlig ausgeschlossen muß es daher erscheinen, daß Deutschland selbst sein eigenes Werk zerstören könnte. Die unumgängliche Nothwendigkeit, langfristige neue Handelsverträge abzuschließen, darf daher nicht aus den Augen verloren werden.

Charakteristisch ist, daß nach zuverlässigen Mittheilungen selbst in dem freihändlerischen England an maßgebender Stelle die Meinung vorherrscht, kein leitender Staatsmann könnte sich der Forderung nach wirthschaftlichen Repressalien gegenüber Deutschland entziehen, falls die öffentliche Meinung diese verlangte. Nicht um übermäßige Rücksichten für das Ausland handelt es sich bei der Feststellung solcher Thatsachen; vielmehr kommt es darauf an, mit den realen Factoren zu rechnen. Um so verfehlter muß es daher erscheinen, wenn einer der Führer des Bundes der Landwirthe, über den von den verbündeten Regierungen unterbreiteten Zolltarif hinaus gehend, noch höhere Getreidezölle verlangte.

Gleichviel jedoch, ob es mit der von dieser Seite angekündigten Ablehnung des vorliegenden Zolltarifes Ernst ist oder nicht, für die Reichsregierung erwächst vor Allem die Pflicht, unter keinen Umständen die geltenden Handelsverträge zu kündigen, so lange sie nicht einen vom Reichstage beschlossenen, von den verbündeten Regierungen genehmigten Zolltarif als Grundlage für ihre Unterhandlungen mit den anderen Staaten besitzt. Da die Kündigungsfrist am 31. December 1902 abläuft, muß es zweifelhaft erscheinen, ob im Hinblick auf die große Zahl der im Zolltarif aufgeführten Artikel es möglich sein wird, die Reichstagsverhandlungen und die in Folge von Abänderungen erforderliche neue Berathung im Bundesrathe rechtzeitig zum Abschlusse zu bringen. Hiermit im Zusammenhange stellt die Opposition die im Jahre 1903 stattfindenden Neuwahlen für den Reichstag als einen ihr günstigen Factor in der Voraussetzung ein, daß weitere Kreise der Bevölkerung in erhöhten Getreidezöllen eine Gefahr für ihre materielle Lebensführung erkennen. Sollten aber diese Neuwahlen keine wesentliche Veränderung in den Parteiverhältnissen des Reichstages bewirken, so daß der Zolltarif-Gesetzentwurf dann zur Annahme gelangte, so würde der deutsche Reichskanzler sicherlich auch dann nicht unterlassen, ehe der neue Zolltarif durch seine Publication Gesetzeskraft erlangt, sich vor der Kündigung der bestehenden Verträge zu vergewissern, ob auf der veränderten Grundlage die Erneuerung der Handelsverträge möglich ist. An Zwischenfällen könnte es auch im Uebrigen nicht fehlen, wie schon der Beginn der Verhandlungen gewisse Ausblicke auf die bevorstehenden parlamentarischen Kämpfe eröffnete.

Deutschlands Verhältniß zu England hat der englischen Presse in jüngster Zeit Anlaß zu lebhaften Erörterungen geboten, obgleich in den guten officiellen Beziehungen zwischen den Regierungen beider Länder keine Veränderung eingetreten ist. Die Erregtheit, die in Deutschland durch eine in Edinburgh gehaltene Rede Mr. Chamberlain's hervorgerufen wurde, gelangte in zahlreichen Protestkundgebungen zum Ausdrucke, und an diese knüpfte ein großer Theil der englischen Presse an, als er einen tiefgehenden Haß zwischen Deutschland und England zur Voraussetzung kühner Erörterungen auf dem Gebiete der Zukunftspolitik machte. Daß Mr. Chamberlain nicht ohne Weiteres mit dem englischen Cabinet oder gar mit dem englischen Volke identificirt werden durfte, ist in der Zeitungspolemik vielfach außer Betracht geblieben, wie denn auch die Parallele, die der englische Minister zwischen der englischen Kriegführung und der russischen, der französischen, der österreichischen und der deutschen zog, sich nicht in einer Parlamentsrede, sondern in einer privaten Kundgebung findet. Daß Mr. Chamberlain bei solchen Gelegenheiten grobe Tactlosigkeiten nicht zu vermeiden vermag, hat sich früher bereits gezeigt.

Nur wäre es durchaus verfehlt, den Bestrebungen Vorschub zu leisten, die darauf abzielen, einen Keil zwischen England und Deutschland zu schieben. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß die „National Review“ bereits in zwei Aufsätzen für ein Einvernehmen Englands mit Rußland und Frankreich plaidirt hat.

Deutschland, das vor Allem die Aufrechterhaltung des Weltfriedens anstrebt, würde in guten Beziehungen Großbritanniens zu Rußland und Frankreich nur eine weitere Bürgschaft für die Bethätigung seiner eigenen Politik erblicken, falls nicht die englische Zeitschrift ihren Phantasien über die Zukunftspolitik eine Spitze gegen Deutschland gegeben hätte. Auch in Italien und Oesterreich-Ungarn sollen durch diese Artikel Gegensätze geschürt werden, als ob es nicht so sehr darauf ankäme, englische Interessen zu wahren wie Deutschland zu isoliren.

Daß es sich lediglich um ein Intriguenspiel deutschfeindlicher Elemente handelt, die mehrfach bereits mit Namen bezeichnet werden konnten, ergibt sich auch aus den mannigfachen unrichtigen Voraussetzungen, auf denen das luftige Phantasiegewebe der „National Review“ beruht. So spielt der Brief, den die Königin Victoria im Jahre 1875 an den Kaiser Wilhelm I. aus Anlaß angeblich von Seiten Deutschlands drohender Kriegsgefahr schrieb, eine wichtige Rolle in den Betrachtungen der englischen Revue. Der Zufall hat es gefügt, daß gerade in diesen Tagen der Anhang zu des Fürsten Bismarck „Gedanken und Erinnerungen“ veröffentlicht wurde, aus denen nicht bloß für den Historiker der Zukunft, sondern auch für jeden unbefangen urtheilenden Zeitgenossen mit aller Klarheit sich ergibt, daß die Königin von England damals mystificirt worden ist. Wie Fürst Gortschakow im Jahre 1875 sich darin gefiel, als Retter Frankreichs vor einer deutschen Invasion zu erscheinen, verspürte auch der französische Minister des Auswärtigen, Herzog Decazes, die lebhafte Neigung, seine staatsmännische Begabung in einem so schwierigen Falle zu erweisen. Die jetzt veröffentlichte authentische Correspondenz zwischen dem Kaiser Wilhelm I. und seinem einzigen verantwortlichen Rathgeber Fürsten Bismarck, zerstört nun aber für immer die Legende, die auch in dem Schreiben der Königin Victoria einen Widerhall fand. Wie hätte sonst Kaiser Wilhelm in dem heute im vollen Wortlaute vorliegenden Schreiben an den leitenden Staatsmann des deutschen Reiches auf den Schmerz hinweisen können, den er darüber empfinden mußte, daß die Königin Victoria ihn „wirklich als europäischen Storenfried eine Zeit lang betrachtet hätte, da sie doch bei ihrer Kenntniß seines Charakters das für unmöglich hätte halten sollen!“ Nicht minder ergibt sich aus der damals nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Antwort des Fürsten Bismark, daß auch dieser keine Ahnung von der Kriegsgefahr hatte, die nach der zur Schau getragenen Meinung des Fürsten Gortschakow und des Herzogs Decazes sowie nach der in der Königin von England geflissentlich hervorgerufenen Ueberzeugung von Seiten Deutschlands der französischen Republik im Jahre 1875 drohen sollte. Ausdrücklich erklärt Fürst Bismarck in seiner vom 13. August datirten Antwort, daß er dem Kaiser niemals zureden würde, einen Krieg um deswillen sofort zu führen, weil wahrscheinlich sei, daß der Gegner ihn bald beginnen werde. Hinzugefügt wird: „Man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im Voraus erkennen.“

Das Märchen von einem damals geplanten Ueberfalle Frankreichs durch Deutschland ist nunmehr also für alle Zukunft zerstört, und die Thatsache, daß dieses Märchen noch als ernsthafter Factor in die Rechnung der „National Review“ eingestellt wird, würde, abgesehen selbst von allem Uebrigen, genügen, um die genannte Beweisführung der englischen Monatsschrift hinfällig zu machen.

Sollte auch nur ein schüchterner Versuch gemacht werden, um das englisch-französische Zukunftsbündniß zu verwirklichen, so würde sich sehr bald zeigen, welche schroffen Gegensätze überwunden werden müssen. Im äußersten Orient, am Persischen Meerbusen und anderwärts würden Großbritannien und Rußland nur mit Mühe ihre wechselseitigen Interessensphären abgrenzen können. In Nordafrika wiederum läßt sich schwer absehen, wie Frankreichs Ansprüche auf Wiederherstellung seines früheren Einflusses in Aegypten mit dem von Großbritannien geschaffenen status quo in Einklang gebracht werden sollen, während andererseits in Bezug auf Marokko ebenfalls scharfe Gegensätze der Interessen unvermeidlich sind. Weder in Rußland

noch in Frankreich, noch in England kann man sich dagegen verhehlen, daß auf dem Gebiete der Colonialpolitik Deutschland nicht die geringste Neigung verspürt, die Kreise der anderen Mächte zu stören. Daher braucht auch den Trübungen der öffentlichen Meinung durch augenblickliche Zwiste und Meinungsverschiedenheiten keine übertriebene Bedeutung beigemessen zu werden. Lord Salisbury wird sicherlich in dieser Hinsicht die Auffassung des Grafen von Bülow theilen.

Die Botschaft, die der Präsident der Vereinigten Staaten Roosevelt an den Congreß gerichtet hat, machte einen günstigen Eindruck. An erster Stelle bemerkenswerth ist derjenige Theil dieser Botschaft, der sich auf das Vorgehen gegen die Anarchisten bezieht. Das anarchistische Verbrechen, dem Mc Kinley zum Opfer gefallen ist, mußte dem Präsidenten der Union nahe legen, dem culturfeindlichen Treiben im eigenen Lande schärfer als bisher entgegen zu treten. Obgleich man sich die Schwierigkeiten internationaler Maßregeln gegen die Anarchisten nicht verhehlen kann, läßt sich doch nur auf solchem Wege ein praktisches Ergebniß erzielen. Anderenfalls würden die aus einem Lande vertriebenen Anarchisten anderwärts ihre dunklen Umtriebe und barbarischen Verbrechen fortsetzen. Nur in einer unablässigen polizeilichen Ueberwachung, bei der die Sicherheitsbehörden aller Culturländer einander wechselseitig hülfreiche Unterstützung gewähren, kann ein wirksames Mittel zur Bekämpfung des Anarchismus erblickt werden. Der Kaiser von Rußland und der deutsche Kaiser hatten, als der neue Präsident der Vereinigten Staaten seine Botschaft an den Congreß richtete, bereits die Initiative zu solchen internationalen Maßregeln ergriffen. Nicht auf einem Congresse oder einer Conferenz soll die Anarchistenfrage gelöst werden, vielmehr versprechen sich die Regierungen Rußlands und Deutschlands besseren Erfolg von einem Austausche diplomatischer Noten, in denen die den Polizeiorganen zu stellenden Aufgaben genau definirt werden sollen. Ueber die Monroe-Doctrin äußert sich Präsident Roosevelt in seiner Botschaft in durchaus maßvoller Weise. Im Besonderen wird den südamerikanischen Republiken keineswegs ein Freibrief in Aussicht gestellt, der sie in den Stand setzen würde, die Rechtsansprüche der europäischen Staaten zu verletzen, in der Erwartung, daß die Regierung der Union ihnen unter allen Umständen Hülfe leisten würde.

Die französischen Kammern haben die Vorlage über die China-Anleihe angenommen. In der Deputirtenkammer fanden sehr lebhafte Auseinandersetzungen statt, weil im Anschlusse an den Geheimbericht des Generals Voyron die von französischen Soldaten und Marinemannschaften verübten Plünderungen zum Gegenstande der Discussion gemacht worden waren. Der Antrag des Abgeordneten Berteaux, wonach die Deputirtenkammer die Haltung der Bischöfe und Missionare verurtheilen sollte, die sich in China des Diebstahls und der Plünderung schuldig gemacht hätten, wurde zwar abgelehnt. Daß jedoch französische Soldaten und Marinemannschaften thatsächlich von Missionaren angestiftet wurden, zu plündern, ging aus den parlamentarischen Verhandlungen mit voller Deutlichkeit hervor. Von Seiten der Regierung wurde nicht etwa die gerichtliche Verfolgung der an der Plünderung Schuldigen, sondern eine Untersuchung wegen der Enthüllungen aus dem Geheimbericht des Generals Voyron angekündigt. Als dann der nationalistische Deputirte Lasies in der Kammersitzung vom 9. December eine Interpellation über das Ergebniß der aus Anlaß der Enthüllungen eingeleiteten Untersuchung einbrachte, wurde diese Interpellation auf unbestimmte Zeit, das heißt ad Calendas graecas, vertagt. Auf das von französischer Seite hier und da noch immer in Anspruch genommene französische Protectorat über alle Katholiken im Orient würden die in der Deputirtenkammer enthüllten Vorgänge grelle Streiflichter werfen, falls nicht die anderen Mächte, insbesondere Deutschland, längst daran festhielten, daß jeder Staat nur sein Souveränetätsrecht ausübt, indem er den Schutz seiner Bürger überall im Auslande selbst übernimmt. Von diesem Souveränetätsrechte wird Deutschland auch in Zukunft stets Gebrauch machen.

---

## Literarische Rundschau.

### Zur Geschichte Europa's im neunzehnten Jahrhundert.

[Nachdruck untersagt.]

Geschichte Europa's seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Von Alfred Stern. Dritter Band. Berlin, W. Hertz. 1901.

Der Philosoph Schelling hat einmal die Geschichtschreiber rückwärts gewandte Propheten genannt. Wäre diese Bezeichnung richtig, und hätte die deutsche Geschichtschreibung danach sich in einen retrospectiven Prophetenmantel gehüllt, ich glaube, dann würde es der Historie ebenso ergangen sein wie der Schelling'schen Naturphilosophie, selbst wenn sie einige Visionäre wie Michelet unter ihren Trägern hätte aufweisen können. Im Gegensatz zu diesem Worte des Philosophen hat ein wirklicher Historiker kürzlich gemeint, „daß es für unsere Zeit geeigneter sei, einen Lehrer als einen Propheten auf der Kanzel des Historikers stehen zu sehen". Ja, ich glaube, daß man dieses Wort, daß Gothein mit Bezug auf seinen vor Kurzem verstorbenen Lehrer Erdmannsdörffer in Heidelberg gemünzt hat, seiner zeitlichen Beschränkung entkleiden und ganz verallgemeinern sollte. Es gilt jetzt freilich als eine gänzlich veraltete Forderung, ja sie soll schon von Anfang an eine große Unwahrheit enthalten haben, daß der Historiker seine Erzählung der vergangenen Dinge sine ira ac studio vorzutragen habe. Man ist eben geneigt, dem Subjectivismus und der augenblicklich herrschenden Zeitströmung in der Geschichtschreibung heutzutage einen größeren Spielraum zu gewähren, als man das nach dem vor kaum anderthalb Jahrzehnten erfolgten Tode des größten deutschen Historikers für möglich halten sollte. Man verlangt Schwung und Bilderreichthum der Darstellung, weite Ausblicke, geistreiche Parallelen, kräftige Impulse und ist diesen Requisiten gegenüber nur zu leicht geneigt, auf die Auskunft zu verzichten, „wie es denn eigentlich" bei den erzählten Vorgängen „zugegangen sei".

Wer derartige Anforderungen an das Buch Alfred Stern's stellen sollte, würde nicht auf seine Rechnung kommen. Denn es ist ein Werk sowohl seiner Quellengrundlage nach als in seiner Darstellung mehr nach dem Vorbilde der Meister unserer classischen Periode, der Ranke, Waitz, Sybel und Anderer, gearbeitet als nach dem der neuesten Historiker. Denn Stern hat sich noch nicht zu der Ansicht bekehrt, daß die Durchforschung der Archive mit ihren Gesandtschaftsberichten und Staatsschriften dem Geschichtschreiber falsche oder doch wenigstens trübe und einseitig gefärbte Vorstellungen von dem wahren Gang der Ereignisse geben müßte, während derselbe in den Aufzeichnungen weniger parteiischer und unbefangener Zeitgenossen, die nicht die Auffassung der Regierenden, sondern die der Regierten widerspiegelten, viel deutlicher und getreuer zu Tage trete. Ganz im Gegensatze zu dieser Auffassung von dem Werthe zeitgenössischer diplomatischer Actenstücke hat

sich Stern bemüht, seine und damit unsere Kenntniß von ihnen zu erweitern und damit den Vorwurf zu entkräften, daß die Archive nur eine einseitige Quellengrundlage lieferten. Denn das muß allerdings zugegeben werden, daß, wenn ein Forscher nur nach den Acten eines Archivs arbeitet, die Gefahr, nur eine Seite der Vorgänge zu sehen, bedenklich nahe liegt und für gar manche Darstellung in der That verhängnißvoll geworden ist. Wer die Geschichte Europa's im 19. Jahrhundert nur, oder selbst nur vorzugsweise auf diese Weise bearbeiten wollte, wäre geradezu außer Stande, den wahren Ablauf der Dinge zu erkennen. Das hat Stern klar gesehen und ist deshalb energisch und vom Glücke begünstigt auf eine möglichst allseitige Benutzung des diplomatischen Materials ausgegangen. Ihm ist es daher zu danken, daß zum ersten Male die Schätze des so unendlich wichtigen Londoner Staatsarchivs für die Geschichte des 19. Jahrhunderts in weitem Umfange verwerthet werden konnten. Wie er die ihm gewordene Erlaubniß, in dem „Foreign Office“ zu arbeiten, für die Geschichte, z. B. auch für die der Freiheitskriege, die ja außerhalb seines jetzigen Forschungsgebietes lagen, auszunutzen verstanden hat, das haben einzelne werthvolle Publicationen gezeigt, die er an verschiedenen Orten, unter Anderem auch in der „Deutschen Rundschau“, veröffentlicht hat. Man muß den Fleiß und die Ausdauer bewundern, mit dem sich Stern an die Bewältigung eines so unendlichen Materials wagt, während doch schon die großen gedruckten Darstellungen der Geschichte des 19. Jahrhunderts mit sammt den umfassenden monographischen Darstellungen und Memoirenwerken den arbeitsfreudigsten Historiker beängstigen können. Ich glaube nicht, daß viele Historiker von heute A. Stern an Fleiß gleich kommen werden. Aber auch nicht an Umsicht und Selbstzucht, mit denen er die gewonnenen Resultate mühsamer Forschungen in klarer, knapp gefaßter Erzählung wiedergibt, ohne von irgend welchen subjectiven Neigungen beeinflußt zu sein.

Man hat wohl gesagt, das Wort Stern's habe einen zu chronikartigen Anstrich. Ich glaube, mit vollkommenem Unrechte, denn der überreiche Stoff ist nicht nur gut disponirt und sachlich gegliedert, sondern die Einzeldarstellung stilistisch nichts weniger als eine trocken an einandergereihte Aufzählung von Thatsachen. Freilich zu Schilderungen einzelner Personen, hervorragender kriegerischer Vorgänge und allgemeiner Culturzustände, die mit breitem Pinsel angelegt wären, zu allgemeinen Betrachtungen und Raisonnements fehlte Stern der Raum. Es sind allerdings nur fünfzehn Jahre (von 1815—30), welche er uns in diesen drei ersten Bänden erzählt. Ein Historiker aber, der die weitverschlungene diplomatische Geschichte dieser Jahre und die Regungen und Lebensäußerungen des gegen die herrschende Reaction sich auflehnenden essere nuovo, das nach Colletta 1813 in Deutschland erwachte, selbständig behandeln und einem gebildeten Leserkreise klar legen will, der muß doch mit dem Raume sehr geizen und sich auf das Nothwendigste und rein Thatsächliche beschränken.

Der vorliegende dritte Band von 419 Seiten, der mit einem Personenregister für die drei ersten Bände versehen ist und acht unveröffentlichte diplomatische Actenstücke zum Abdruck bringt, erzählt die Geschichte Europa's in den letzten Jahren des dritten Jahrzehnts in zehn großen Abschnitten. Nur für die Geschichte Rußlands, der die ersten beiden von ihnen gewidmet sind, wird weiter zurückgegriffen, werden die inneren Zustände des Reiches und die beginnende „Europaeisirung“ desselben durch Alexander I. ausführlicher dargestellt. Der russisch-türkische König von 1828 und 1829 bildet den fünften Abschnitt der Erzählung, welchem das „Eingreifen Canning's in Portugal und sein Ende“ und als weiterer Theil die Schlacht von Navarino mit den sich an sie anschließenden Ereignissen vorausgeschickt werden. Die Gründung des griechischen Staatswesens, d. h. die Herstellung seiner Unabhängigkeit wird im sechsten Abschnitt vorgetragen, während der siebente Deutschland und dem Erstarken Preußens durch die Gründung des Zollvereins bis zum Tode des genialen und tapferen Finanzministers von Motz (30. Juni 1830) gewidmet ist. Nachdem dann im

achten und neunten Capitel die Vorgänge auf der pyrenäischen Halbinsel und die wichtigsten Phasen der inneren, in der Emancipation der Katholiken gipfelnden Entwicklung Englands, geschildert sind, bildet auf sechzig Seiten die Darstellung der Regierung König Karl's X. von Frankreich bis zum Erlaß der Juli-Ordonnanzen den Schluß des Bandes. Der erste Abschnitt der Geschichte Europa's im 19. Jahrhundert seit dem Wiener Frieden ging mit dem Ausbruch der Julirevolution zu Ende. Unser Verfasser hält daher auch hier mit seiner Erzählung inne. Die weiteren beiden Perioden der europäischen Geschichte bis zum Frankfurter Frieden von 1871 wird sein Fleiß hoffentlich noch ebenso gründlich und unparteiisch uns vorführen können wie diesen ersten.

Es ist hier natürlich kein Raum, auf Einzelheiten einzugehen und Betrachtungen über den Wechsel der Zeiten von damals und heute anzustellen, die sich bei der Lectüre des Stern'schen Buches ganz von selbst jedem Leser aufdrängen. Nur Eins in ihm ist sich gleich geblieben: die Rücksichtslosigkeit und bodenlose Selbstsucht der englischen Politik, sobald ein Toryministerium an der Spitze der Geschäfte stand.

O. Hartwig.

ρσ. **Hinter der Weltstadt.** Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Cultur. Von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Dieser Band gesammelter Aufsätze und Betrachtungen beschäftigt sich mit bedeutenden Männern und Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, in dem sichtlichen Bestreben, aus der gesammten Natur- und Geisteswissenschaft dasjenige heraus zu stellen, was für das 20. Jahrhundert noch fortwirkende und vielleicht neu begründende Kraft haben dürfte. Das, worauf der Autor, über ähnliche Bestrebungen weg, hinaus will, bezeichnet er als ästhetische Cultur. „Unsere naturwissenschaftliche Weltanschauung," sagt er einmal, „so aus- und umzubilden, daß ein ganzer Mensch wieder darin wohnen kann, daß ein ungequetschtes, ungemaßregeltes Individuum wieder darin Platz findet, das ist die Aufgabe für uns Zwanzigjahrhundertler. Wenn wir das erringen, wird die Dichtung es uns singen." Ein Zug von Nicht-befriedigt-sein mit der Gegenwart, aber auch von Unverzagtsein der Zukunft gegenüber geht durch die aus diesem Buche zu uns sprechende Weltanschauung. Der Autor hat sich, wie er im Vorwort erzählt, aus dem Lärm der Hauptstadt Berlin in die Ruhe des weit draußen gelegenen Vorortes Friedrichshagen geflüchtet und überschaut nun von da aus auf seine Weise die Erträge des abgelaufenen Jahrhunderts. Er dringt nach den verschiedensten Richtungen höherer menschlicher Bethätigung vor. Er beginnt mit Novalis und endet die Reihe mit Fechner, den er gleichsam als naturwissenschaftliche und naturphilosophische Ergänzung des Dichters Novalis betrachtet. Dazwischen erscheinen Fontane, Heine, die Gebrüder Hart, Gerhart Hauptmann, Herman Grimm und die Ebner-Eschenbach. Seine März-Träumerei und der, wie mir scheint, sehr bemerkenswerthe Aufsatz über die Freien Universitäten zeigen Bölsche in Ideen lebend, die weit verschieden von denen waren, welche ein Theil der von ihm behandelten Männer vertrat. Um so mehr ist zu verwundern, wie er auch diesen gerecht zu werden sich bemüht. Mit seinen Zukunftsideen ist eben ein sehr realer Gegenwärtigkeitssinn verbunden. Namentlich in dem genannten Aufsatz über die Freien Universitäten bemerkt man, daß seine Sache ist, den Dingen wahr in das Gesicht zu sehen und auf der vorhandenen Grundlage das Erreichbare anzustreben; seine Reformvorschläge für die Journalistik sind klar begründet und könnten, verwirklicht, von dem größten Vortheil für die Oeffentlichkeit werden. Reicher Inhalt und anregende Kraft wohnen den „Friedrichshagener Gedanken" inne.

γ. **Die Begründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I.** Von Heinrich von Sybel. Neue, billige Ausgabe in sieben Bänden. München, Oldenbourg. 1901.

Es ist nicht nöthig, den Lesern dieser Zeitschrift erst noch zu sagen, was das Werk Heinrich von Sybel's über die Begründung des Deutschen Reiches für unsere historische Erkenntniß dieses weltgeschichtlichen Vorganges und für unsere geschichtliche Literatur bedeutet. Es hat an Tadlern auch dieses Werkes nicht gefehlt, und manche Auffassungen Sybel's, wie die über den Ursprung des deutsch-französischen Krieges, mögen in nicht unwesentlichen Punkten der Richtigstellung bedürfen. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß das Werk Sybel's bis auf den heutigen Tag die am meisten auf Kenntniß eines beträchtlichen Theils der ursprünglichen Quellen aufgebaute Darstellung jener großen Zeit, und daß es auch nach Seite der Form durch Anschaulichkeit der Charakteristik und gedrungene Kraft des Stils ein Werk ersten Ranges ist. Die Oldenbourg'sche Verlagshandlung hat sich deshalb ein Verdienst um unser Volk erworben, indem sie nunmehr, nachdem das Werk in seiner buchhändlerisch vornehmeren, aber auch theureren Gestalt eine große Verbreitung in den besser gestellten Classen erlangt hat, es durch die Veranstaltung einer wohlfeilen Ausgabe auch den weitesten Kreisen zugänglich macht. Der Text ist in beiden Ausgaben vollständig der gleiche; in der billigen erhält der Leser noch dazu ein Titelbild Sybel's mit Facsimile und ein Namens- und Sachregister, das stellenweise sehr eingehend gehalten ist und die Brauchbarkeit des Werkes erhöht.

δφ. **David Hansemann.** Von Alexander Bergengrün. Berlin, J. Guttentag. 1901.

Die Lebensbeschreibungen der führenden Männer, welche den deutschen Staat und die deutsche Volkswirthschaft zu der Höhe gebracht haben, auf der sie sich heute befinden, sind im Laufe der letzten Jahre erfreulicher Weise durch manches bemerkenswerthe Buch vermehrt worden. Die meisten darunter gehören ausschließlich dem politischen Gebiete an, einzelne mehr oder weniger allein dem technisch-wirthschaftlichen (wie namentlich die interessante Autobiographie von Werner von Siemens). Manche vereinigen beides, entsprechend der Wirksamkeit ihrer Helden. So erhielten wir vor einer Reihe von Jahren die inhaltreiche Biographie „Der alte Harkort" von L. Berger (1890). So liegt jetzt vor uns die Lebensbeschreibung von David Hansemann. Magnae molis erat Romanam condere gentem! Wie wird uns dieses alte Wort immer wieder in das Gedächtniß gerufen, wenn wir die Thaten und Leiden solcher Männer aus der deutschen Bewegung des 19. Jahrhunderts uns vergegenwärtigen. Wir überzeugen uns aufs Neue, daß für eine solche Entwicklung wie die Deutschlands seit hundert Jahren die Persönlichkeiten von schöpferischer Begabung und schöpferischer Arbeitskraft das Höchste geleistet haben. Und es ist jedesmal aufs Neue reizvoll, so oft uns wieder eine solche hervorragende Persönlichkeit vorgeführt wird, sie uns lebendig werden zu lassen — zumal aber in einem so inhaltreichen Bande wie dem jetzt erschienenen, und in der einen Persönlichkeit den Spiegel der Geschichte des ganzen Volkes und seiner gemeinsamen Schicksale zu erkennen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Abermals eine neue Orthographie in Sicht?** — Ein Weckruf an das orthographische Gewissen des deutschen Volkes. Berlin, Dietrich Reimer. 1901.

**Adler.** — Feierabend. Ein Buch für die Jugend, herausgegeben von Emma Adler. Wien, Ignaz Brand. 1902.

**Alberti.** — Lang ist's her. Heitere und ernste Erinnerungen aus dreißigjähriger Dienstzeit im Frieden und Krieg. Von Conrad Alberti. Berlin und Leipzig, Friedr. Luckhardt. 1902.

**Allmers.** — Römische Schlendertage. Von Hermann Allmers. Zehnte illustrirte Auflage mit zwanzig Vollbildern. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

**Asmus.** — Indiscrete Mittheilungen über Erfahrenes. Von Martha Asmus. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

**Astl-Leonhard.** — Herrn Schönerer's Kampfesweise. Beleuchtet von Anna Astl-Leonhard. Preßburg, Selbstverlag. 1901.

**Axelrod.** — Tolstoi's Weltanschauung und ihre Entwicklung. Von Esther Luba Axelrod. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1902.

**B.** — Die Hausbibliothek. Verzeichniß der besten Werke deutscher und verdeutschter ausländischer Literatur. Von A. v. B. Altenburg, Stephan Geibel. 1902.

**Barclay.** — Euphormio. Satirischer Roman des Johann Barclay nebst Euphormio's Selbstvertheidigung und dem Spiegel des menschlichen Geistes. Aus dem Lateinischen übersetzt von Gustav Waltz. Mit dem Bildnis Barclay's. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

**Bartels.** — Der junge Luther. (Luther in Erfurt.) Drama in fünf Acten. Von Adolf Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900.

**Basch.** — La poétique de Schiller. Par Victor Basch. Paris, Félix Alcan. 1902.

**Baudelaire.** — Die künstlichen Paradiese (Opium und Haschisch). Von Charles Baudelaire. Uebersetzt von Max Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

**Bennecke.** — Revisor Morgelhahn. Humoristisch-politischer Roman aus dem ehemaligen Kurhessen. Von Wilhelm Bennecke. Berlin, Otto Janke. 1902.

**Bettelheim.** — Briefe von Ludwig Anzengruber. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

**Blumenthal.** — Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf von Blumenthal 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Albrecht Graf von Blumenthal. Mit zwei Porträts und einem Brief Kaiser Friedrichs in Facsimiledruck. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

**Blumenthal.** — Unerbetene Briefe. Von Oscar Blumenthal. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1902.

**Blüthgen.** — Gedichte. Von Victor Blüthgen. Neue vermehrte Ausgabe. Berlin, G. Grote. 1901.

**Bode.** — Goethe's Aesthetik. Von Wilhelm Bode. Mit einem Bilde Goethes. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

**Bode.** — Goethe's Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedrich von Müller. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Bode. Mit einem Bilde Goethe's. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

**Brandes.** — Björnstjerna Björnson. Von Georg Brandes. Autorisirte Uebersetzung von Ida Anders. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1902.

**Braun.** — Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirthschaftliche Seite. Von Lily Braun. Leipzig, S. Hirzel. 1901.

**Brausewetter.** — Knecht Ruprecht. Illustrirtes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Dritter Band. Cöln a. Rh., Schaffstein & Co.

**Bray.** — Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule. Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten des Grafen François Gabriel de Bray 1765—1832. Leipzig, S. Hirzel. 1901.

**Burgholz.** — Ueber die Entwicklung der Ehe. Von Julius Burgholz. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

**Cable.** — Aus alten Creolentagen. Novellen von George W. Cable. Deutsch von Hans H. Ewers. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

**Chamberlain.** — Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. Neue Ausgabe. München, F. Bruckmann & Co. 1901.

**Deeken.** — Manuia Samoa! Samoanische Reiseskizzen und Beobachtungen. Von Richard Deeken. Oldenburg. Gerhard Stalling. O. J.

**Dehmel.** — Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder. Von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Neue, verbesserte Auflage. Cöln a. Rh., Schaffstein & Co. 1901.

**Demolder.** — Constantin Meunier. Étude par Eugène Demolder. Bruxelles, Edmond Deman. 1901.

**Demolder.** — Trois contemporains. Henri de Braekeleer. Constantin Meunier. Félicien Rops. Par Eugène Demolder. Bruxelles, Edmond Deman. 1901.

**Dorner.** — Zur Geschichte des sittlichen Denkens und Lebens. Neun Vorträge von A. Dorner. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1901.

**Drews.** — Eduard von Hartmann's philosophisches System im Grundriss. Von Arthur Drews. Mit einer biographischen Einleitung und dem Bilde E. v. Hartmann's. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

**Duboc.** — Die Freunde. Schauspiel in vier Aufzügen von Julius Duboc. Dresden und Leipzig, C. A. Koch. 1902.

**Dukmeyer.** — Der Zorn Jehovah's. Tragödie in einem Act von Friedrich Dukmeyer. München, Stangmeyr. 1902.

**Durch ganz Italien.** — Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze. Lieferung 19—30. Berlin, Werner-Verlag.

**Egidy.** — Ilse Bleiders. Roman von Emmy von Egidy. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

**Emerson.** — Lebensführung. Von Ralph Waldo Emerson. Deutsch von Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

**Engel.** — Geschichte der englischen Litteratur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einem Anhang: Die nordamerikanische Litteratur. Von Eduard Engel. Fünfte Auflage. (Mit Zusätzen.) Leipzig, Verlag von Jul. Baedeker. 1901.

**Ernst.** — Gedichte von Otto Ernst. Leipzig, L. Staackmann. 1902.

**Eyth.** — Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs von Max Eyth. Zwei Bände. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

**Fechner-Lasswitz.** — Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. Von Gustav Theodor Fechner. Zweite Auflage. Besorgt von Kurt Laßwitz. Zweiter Band. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1901.

**Frenssen.** — Jörn Uhl. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote. 1901.

**Freystadt.** — Erinnerungen aus dem Hofleben. Von Freiin Karoline von Freystadt. Herausgegeben von Karl Obser. Mit 2 Bildern der Markgräfin Amalie von Baden. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

**Freytag.** — Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894 von Gustav Freytag. Herausgegeben von Ernst Elster. Erster Band. Leipzig, S. Hirzel. 1901.

**Ganghofer.** — Die Sünden der Väter. Roman von Ludwig Ganghofer. In zwei Bänden. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1902.

**Georgy.** — Die Erlöserin. Roman von Ernst Georgy. Mit Buchschmuck von Hans Stubenrauch. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. O. J.

**Gerstenberg.** — Aus Weimars nachclassischer Zeit. Von H. Gerstenberg. Hamburg, Otto Meißner. 1901.

**Goethe-Briefe.** — Mit Einleitungen und Erläuterungen. Herausgegeben von Philipp Stein. Bd. I. Der junge Goethe. 1764—1775. Berlin, Verlag von Otto Elsner. 1902.

**Goethe's Werke.** — Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 8. Band. Bearbeitet von Dr. Victor Schweizer. — 12. Band. Bearbeitet von Dr. Karl Heinemann. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

**Gorkij.** — Der Vagabund. Ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorkij. Mit dem Bildniß des Verfassers. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

**Gorkij.** — Ein sonderbarer Leser. Wanderungen eines Teufels. Von Maxim Gorkij. Deutsch von P. Jakolieff. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.

**Grabein.** — O alte Burschenherrlichkeit! Bilder aus dem deutschen Studentenleben von Paul Grabein. Mit zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

**Grolman.** — Ernst Eduard von Krause. Ein deutsches Soldatenleben. Aus hinterlassenen Reisetagebüchern und Briefen von 1848 bis 1886 zusammengestellt von Hedwig von Grolman, geb. von Krause. Mit einem Begleitwort von J. von Verdy du Vernois. Mit einem Bildniß. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

**Gubalke.** — Die Bilsteiner. Von Lotte Gubalke. Cassel, Karl Vietor. 1902.

**Gurlitt.** — Geschichte der Kunst. Von Cornelius Gurlitt. In zwei Bänden. Stuttgart, Arnold Bergsträsser. 1902.

**Haeckel.** — Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe von Ernst Haeckel. Mit 72 Abbildungen, 4 Karten im Text und 8 ganzseitigen Einschaltbildern. Bonn, Emil Strauß. 1901.

**Hagen.** — Freie Gedanken über die innere Verknüpfung zwischen Gerechtigkeit und Glück. Von Edmund von Hagen. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1902.

**Hansjakob.** — Verlassene Wege. Tagebuchblätter von Heinrich Hansjakob. Illustrirt von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1902.

**Hardy.** — Indiens Kultur in der Blütezeit des Buddhismus. König Asoka. Von Edmund Hardy. Mit einer Karte und 62 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1902.

**Harnack.** — Goethe's ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnack. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1901.

**Haufe.** — Am Gardasee. Skizzen und Charakterbilder von Ewald Haufe. Zweite Auflage. Innsbruck, A. Edlinger. 1901.

**Haym.** — Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rudolf Haym. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Gärtner. 1902.

**Heiberg.** — Reiche Leute von einst. Roman von Hermann Heiberg. Berlin, G. Grote. 1901.

**Heigel.** — Neue geschichtliche Essays. Von Karl Theodor von Heigel. München, C. H. Beck. 1902.

**Hein.** — Die Nixe. Ein Märchenspiel in 5 Aufzügen. Von Franz Hein. Karlsruhe, G. Braun. 1902.

**Hesse-Wartegg.** — Samoa, Bismarckarchipel und Neuguinea. Drei deutsche Kolonien in der Südsee. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit 36 Vollbildern, 113 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, J. J. Weber. 1902.

**Heymann.** — Die Königin. Ein Act. Von R. Heymann. München, Verlag „Frühroth“. O. J.

**Heymann.** — Nackt. Lebensbilder von Robert Heymann. München, Verlag „Frühroth“. 1901.

**Heyse.** — Das verschleierte Bild zu Sais. Drama in drei Akten von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1901.

**Heyse.** — Ninon und andere Novellen. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

**Hindermann.** — Des Lebens Bürde und andere Novellen. Von Adele Hindermann. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

**Höcker.** — Letzter Flirt. Eine Wintergeschichte von Paul Oskar Höcker. Leipzig, Paul List. O. J.

**Holstein.** — Eine Glückliche. Hedwig von Holstein in ihren Briefen und Tagebüchern. Mit drei Bildnissen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1902.

**Isly.** — Langue Isly. (Linguum islianum). Projet de langue internationale. Par Fred Isly. Paris, G. Richard. 1901.

**Jacobowski.** — Ausklang. Neue Gedichte aus dem Nachlasse von Ludwig Jacobowski, herausgegeben und mit Einleitung versehen von Rudolf Steiner. Mit einem Bilde des Verfassers. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1901.

**Jacobowski.** — Stumme Welt. Symbole. Skizzen aus dem Nachlasse von Ludwig Jacobowski. Herausgegeben von Rudolf Steiner. Mit einem Bilde des Verfassers. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1901.

**Jastrow und Winter.** — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen (1125—1273). Von J. Jastrow und Gg. Winter. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

**Jensen.** — Dietwald Wernerkin. Historische Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Von Wilhelm Jensen. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius. 1902.

**Kiel.** — „In des Königs Rock“. Schwank in vier Aufzügen von Adolf Kiel. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900.

**Klimmer.** — Aus Nacht und Tag. Gedichte von Otto Klimmer. München, Carl Haushalter, 1902.

**Knorr.** — Gedichte von Josephine Freiin von Knorr. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

**Kobylanska.** — Kleinrussische Novellen. Von Olga Kobylanska. Eingeleitet durch einen Essay: „Ein Jahrhundert kleinrussischer Literatur“ von Georg Adam. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

**Koch.** — Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. Von David Koch. Mit 116 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Lithographien und Holzschnitten. Heilbronn, Eugen Salzer. 1902.

**Kohler.** — Vom Lebenspfad. Gesammelte Essays von J. Kohler. Mannheim, J. Bensheimer. 1902.

**Kreidolf.** — Die schlafenden Bäume. Ein Märchen in Bildern mit Versen von Ernst Kreidolf. Cöln a. Rh., Schaffstein & Co. O. J.

**Kretzer.** — Die Verkommenen. Berliner Sittenroman von Max Kretzer. Mit einem Bilde des Verfassers. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig und Berlin, Friedrich Luckhardt. 1900.

**Külpe.** — Freilicht-Skizzen aus Rußland und Anderes. Von Frances Külpe. Wörishofen, Buchdruckerei und Verlagsanstalt. O. J.

**Kurland.** — Alltagsgeschichten. Skizzen von Gotthard Kurland. Bremen, Verlag von Carl Schünemann. O. J.

**Kurnig.** — Der Neonihilismus. Antimilitarismus. Sexualleben. (Ende der Menschheit.) Von Kurnig. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1901.

**Laforte-Randi.** — Nelle letterature straniere. Di Andrea Laforte-Randi. (Quarta serie). „Pessimisti“. Palermo, Alberto Reber. 1902.

**Lagerlöf.** — Eine Gutsgeschichte. Von Selma Lagerlöf. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. Buchholz. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

**Landsberg.** — Christian Dietrich Grabbe. Von Hans Landsberg. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1902.

**Laussedas.** — La délimitation de la frontière franco-allemande. Par Laussedas. Paris, Ch. Delagrave, S. a.

**Liman.** — Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Von Paul Liman. Leipzig, Historisch-politischer Verlag. 1901.

**Lindner.** — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Von Theodor Lindner. Erster Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1901.

**Maupassant.** — Verse. Von Guy de Maupassant. In deutscher Uebertragung von Max Hoffmann. Breslau, S. Schottländer. 1902.

**Maync.** — Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Dargestellt von Harry Maync. Mit Mörike's Bildniß. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

**Meinhardt.** — Catarina. Das Leben einer Färberstochter. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1902.

**Meisel-Hess.** — In der modernen Weltanschauung. Von Grete Meisel-Hess. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

**Meyer.** — Heinrich Schaumberger und Rudolf Köselitz. Dichter und Illustrator. Dargestellt von Hugo Christof Heinrich Meyer. Mit Illustrationen aus H. Schaumberger's Werken. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1901.

**Meyer.** — Biographische und culturgeschichtliche Essays. Von Christian Meyer. Leipzig, Julius Werner. O. J.

**Meyer's** historisch-geographischer Kalender. Sechster Jahrgang, 1902. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

**Monsterberg-Munckenau.** — Gedichte von Elimar von Monsterberg-Munckenau. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

**Muff.** — Idealismus. Von Chr. Muff. Dritte, wesentlich vermehrte Auflage. Halle a. S., Richard Mühlmann. 1902.

**Müller.** — Unsere Marine in China. Eingehende Darstellung der Thätigkeit unserer Marine und der Seebataillone im ersten Abschnitte der „Chinawirren“. Von Alfred von Müller. Mit zahlreichen Abbildungen und Skizzen. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. O. J.

**Museum, Das.** — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Sechster Jahrgang bis zur zwanzigsten Lieferung. Siebenter Jahrgang erste Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

**Riedenführ.** — Frau Eva. Das Buch unserer Liebe. Von Georg Riedenführ. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

**Newton.** — Cornell studies in classical philology. Nr. XVI. The epigraphical evidence for the reigns of Vespasian and Titus. By Homer Curtis Newton. Cornell University, Ithaca, New-York, Macmillan Company. 1901.

**Oberndorf.** — Erinnerungen einer Urgrossmutter. Katharina Freifrau von Bechtolsheim, geb. Gräfin Bueil (1787–1825). Herausgegeben von Carl Graf Oberndorf. Berlin, F. Fontane & Co. 1902.

**Oertzen.** — Auf der grünen Gotteserde. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Von Margarete von Oertzen. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

**Oertzen.** — Vom Heimwege. Ritornelle von Georg von Oertzen. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

**Ompteda.** — Cäcilie von Sarryn. Roman in zwei Bänden von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane & Co. 1902.

**Paar.** — Auf der Jagd nach dem Glück. Roman in drei Büchern von Elisabeth Paar. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt. 1901.

**Paar.** — Das Pflegekind des Hagestolzen. Roman von Elisabeth Paar. Zweite Auflage. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt. 1901.

**Pfalz.** — Ein Knabenleben vor sechzig Jahren. Pädagogische Betrachtung eigener Erlebnisse. Von Franz Pfalz. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.

**Pflugk-Harttung.** — Napoleon I. Das Erwachen der Völker. Herausgegeben von Julius von Pflugk-Harttung. Berlin, J. M. Spaeth. O. J.

**Pieczynska.** — Reinheit. Ein Wegweiser von E. Pieczynska. Aus dem Französischen übertragen. Mit 40 Abbildungen im Text. Leipzig, Th. Grieber. 1901.

**Protestantismus, Der,** am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild. Lieferung 18—25. Berlin, Verlag „Wartburg".

**Ratzel.** — Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde von Friedrich Ratzel. Erster Band. Mit 264 Abbildungen im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

**Renner.** — Ahasver. Eine Dichtung. Von Gustav Renner. Leipzig, Julius Werner. 1902.

**Report** of the commissioner of education for the year 1899—1900. Volume I. Washington, Government printing office. 1901.

**Report,** twenty-first annual, of the United States Geological Survey to the secretary of the interior. 1899—1900. Part I and part VI. Washington, Government printing office. 1901.

**Ritter.** — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555 bis 1648). Von Moritz Ritter. Dritter Band, erste Hälfte. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1901.

**Rosner.** — Ein Brandstifter und andere Erzählungen. Von Karl Rosner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

**Salus.** — Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Von Hugo Salus. Umschlag und Buchschmuck von Emil Orlik. Wien, Wiener Verlag. 1902.

**Schabelskoy-Glekoff-Strechneff.** — Drei russische Frauengestalten. Von Fürstin Schabelskoy-Glekoff-Strechneff. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

**Scheerbart.** — Die Seeschlange. Ein Seeroman von Paul Scheerbart. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

**Schickele.** — Sommernächte. Gedichte von René Schickele. Straßburg (Els.), Ludolf Beust. 1902.

**Schmidt.** — Hülfsbuch für den Unterricht im Gesange auf den höheren Schulen. Nach neuen Gesichtspunkten bearbeitet von Karl Schmidt. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

**Schoof.** — Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer hessischen Literaturgeschichte. Von Dr. Wilhelm Schoof. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

**Schubin.** — Maríka. Erzählung von Ossip Schubin. Stuttgart, J. Engelhorn. 1902.

**Seeck.** — Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Zweiter Band. Berlin, Siemenroth & Troschel. 1901.

**Seidel.** — Grammatik der japanischen Umgangssprache mit Uebungsstücken und Wörterverzeichnissen. Von A. Seidel. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben. O. J.

**Silling.** — Wandlungen. Von Marie Silling. Leipzig, F. A. Berger. 1901.

**Sitte.** — Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Ein Beitrag zur Lösung moderner Fragen der Architektur und monumentalen Plastik unter besonderer Beziehung auf Wien. Von Camillo Sitte. Mit 4 Heliogravuren und 109 Illustrationen und Detailplänen. Dritte Auflage. Wien, Carl Graeser & Co. 1901.

**Sklarek.** — Ungarische Volksmärchen. Ausgewählt und übersetzt von Elisabeth Sklarek. Leipzig, Dieterich. 1901.

**Spahn.** — Die Wiedergeburt Deutschlands im 17. Jahrhundert. Der Große Kurfürst. Von Martin Spahn. Mit einer Karte in Farbendruck, 93 Porträts auf 8 Tafeln und 138 Abbildungen im Text und reichem Buchschmuck. Mainz, Franz Kirchheim. 1902.

**Stavenhagen.** — Aus der fortificatorischen Vergangenheit von Paris. Für Officiere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. Mit 4 Tafeln in Steindruck. Berlin, Richard Schröder. 1901.

**Stenglin.** — Leidenschaft. Die Geschichte eines Officiers. Von Felix Freiherrn von Stenglin. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

**Stillich.** — Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin. Von Oscar Stillich. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1902.

**Strindberg.** — Schlafwandlernächte an wachen Tagen. Gedicht in freien Versen von August Strindberg. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Erich Holm. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1902.

**Topelius.** — Ausgewählte Märchen und Erzählungen von Zacharias Topelius. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Fr. Rosenbach. Göttingen, Franz Wunder. O. J.

**Torrund.** — Wenn's dunkel wird. Von Jessy Torrund. Berlin, Albert Goldschmidt. 1902.

**Trümpelmann.** — Die moderne Weltanschauung und das apostolische Glaubensbekenntniß. Von August Trümpelmann. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1901.

**Viola.** — Die Brüder. Eine Novelle von Max Viola. Budapest, Sigmund Deutsch & Co. 1902.

**Vögtlin.** — Stimmen und Gestalten. Gedichte von Adolf Vögtlin. Zürich, Müller, Werder & Co. 1901.

**Volger.** — Griechische und deutsche Weinlyrik. Von Franz Volger. Leipzig, Verlag der „[illegible]", Hoffmann, Heffter & Co. 1901.

**Weber.** — Vinzenz Haller. Novelle von Leopold Weber. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

**Wendlandt.** — Der Wendenhof. Roman von Robert Wendlandt. Berlin, G. Grote. 1901.

**Wetmore.** — Buffalo Bill, der letzte große Kundschafter. Ein Lebensbild des Obersten William F. Cody, erzählt von seiner Schwester Helen Cody Wetmore. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Alwina Vischer. Illustrationen von Frederic Remington und E. W. Deming. Titelbild nach einem Gemälde von Rosa Bonheur. Stuttgart, J. Engelhorn. 1902.

**Weulersse.** — Chine ancienne et nouvelle. Impressions et réflexions. Par G. Weulersse. Paris, Armand Colin. 1902.

**Wildenbruch.** — Unter der Geißel. Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

**Wolf.** — Anno Dazumal und Heute. Von Carl Wolf. Innsbruck, A. Edlinger. 1901.

**Worte Christi.** — Mit einer Einleitung von Houston Stewart Chamberlain. München, J. Bruckmann A.-G. O. J.

**Zastrow.** — Die Bureaukraten von Flausenheim. Humoristischer Roman von Carl Zastrow. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, Friedrich Luckhardt. O. J.

**Zetsche.** — Bilder aus der Ostmark. Ein Wiener Wanderbuch, geschrieben und gezeichnet von Eduard Zetsche. Mit 12 Vollbildern und [illegible] Textbildern nach Original-Zeichnungen des Verfassers. Innsbruck, A. Edlinger. 1902.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

# Vice-Mama.

## Eine Erzählung

von

**Ernst von Wildenbruch.**

[Nachdruck untersagt.]

Das blühende Leben — — wenn Jemand fragte, wohin er gehen müßte, um das Leben zu sehen, nicht das, was der in Städten wohnende Mensch so nennt, indem er Thätigkeit mit Leben verwechselt, sondern das aus dem Ursprung entquillende, aus dem Erdenschoße hervorblühende große, schwere, mächtige Sein, das da ist, ohne daß wir sehen, wie es geworden ist, das zu neuer Gestaltung wird, ohne daß wir den unmerklich fortschreitenden Wandel gewahren — was sollte man ihm sagen? „Geh' hinaus," müßte man ihm sagen, „in Wald und Feld, zur Sommerszeit, wenn die Sonne über der Erde steht, und was Du da hörst, was Du da siehst, das bewahre. Wenn Du alsdann die Bäume sehen wirst, die ihre Aeste wie Arme ausbreiten, um Licht und Luft zu fangen, wenn Du Wiesen und Kornfelder sehen wirst, die sich ausstrecken wie schlummertrunkene Leiber, damit die Sonne den befruchtenden Kuß auf ihre Glieder drücke, wenn Du im Walde den zwitschernden Ruf und den schwirrenden Flügelschlag der Vögel vernehmen, im Felde draußen das Knistern im Korn, das Summen fliegender Insecten, das Rascheln der wandernden Käfer erlauschen wirst, vielleicht, daß Dir alsdann all' die leisen, einzelnen Töne zusammenklingen zu einem tiefen, großen, allgemeinen Tone, daß Licht und Luft und Duft Dir zusammenfließen zu einem berauschenden Gewölk, und daß Du im Athmen der bewegten Luft, wie von unsichtbaren Lippen gesprochen, ein Wort vernimmst: „das Leben, das blühende Leben".

Nicht gesagt soll hiermit sein, daß es nicht auch noch andere Wege gäbe, an das große Geheimniß heran zu gelangen, das wir „das Leben" nennen, und eine solche Gelegenheit, aufblühendes Menschenleben zu beobachten, hätte sich zum Beispiel dem geboten, der in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts an einem Sommernachmittag die Havel bei Potsdam hinauf gefahren wäre, an der Militär-Schwimmanstalt vorbei, wo soeben die Potsdamer Cadetten einmarschirt waren, um zu baden.

Er würde dann gesehen und gehört haben, wie die Knabencolonne, die eben noch muckstill und stramm gestanden hatte, auf ein Commandowort des führenden Officiers aus einander wirbelte, wie das bisherige Schweigen sich in Schwatzen und Lachen verwandelte, dem Zwitschern junger Vögel vergleichbar, wie die Uniformröcke von den Leibern flogen und wenige Augenblicke später ein Schwarm von nackten, weißen, nur mit Schwimmhosen bekleideten, im Sonnenlicht leuchtenden Knabengestalten über die Balken- und Brettergerüste der Badeanstalt gestürmt kam, um sich von hier, nach kurzem Ueberlegen, in die Fluthen zu stürzen, die Einen mit einfachem Sprunge, Andere mit Kopfsprüngen, noch Andere mit künstlerisch-gymnastisch ausgearbeitetem Purzelbaum. Alles, was rothe Schwimmhosen trug, zum Zeichen, daß es Freischwimmer war, stürzte sich in den frei vorüber wallenden Strom, die Havel; Diejenigen, deren Lenden der rothe Schmuck versagt war, die in weißen Schwimmhosen einher gingen, mußten sich damit begnügen, in die weniger gefährlichen, umfriedeten Schwimmbassins zu springen.

Wer näher heran gegangen wäre an diesen Blüthengarten des Menschenthums, der würde Blumen darin gefunden haben, reizende, wahrhaft adlige Gestalten, und wahrscheinlich wäre sein Blick an Einem hängen geblieben, einem schlanken, für sein jugendliches Alter schon ziemlich hoch gewachsenen, wirklich auffallend schönen Knaben, der jetzt, nachdem er sich langsam entkleidet hatte, beinahe zögernd die Bretter betrat, auf denen ihm seine Kameraden lärmend voraus geeilt waren. Und nicht dies allein, daß er einsam und von den Anderen getrennt, hinter ihnen herging, noch Anderes unterschied ihn von diesen: die fein gemeißelten Glieder des Körpers zeigten nicht das helle, vom bläulich-rothen Blut durchpulste Weiß, das norddeutschen Knaben eigen ist und das seine Genossen aufwiesen, sie waren um einen Schatten dunkler gefärbt, als wenn das Blut, das unter dieser Haut floß, von etwas anderer Mischung gewesen wäre. Während das Haar auf den Köpfen Jener fast durchweg hell und blond, rothblond, flachs- und semmelblond und glatt anliegend erschien, war das seine dunkel, beinahe braun-schwarz, ohne den Glanz, der von den blonden Köpfen ausging, kraus und gewellt. Die Augen in seinem Kopfe waren nicht blau wie die der Anderen, sondern dunkel, ungefähr von der Farbe des Haares, und was ihn besonders von den Kameraden unterschied, das war die Nase, die nicht grade, nicht stumpf, sondern gebogen aus dem Gesicht hervor sprang, mit einer Biegung, die, so fein sie war, doch unverkennbar auf jüdische Herkunft deutete. Abgesondert, wie gesagt, ging er hinter den Anderen her, und diese Absonderung war offenbar nicht zufällig; er ging allein, weil er allein sein sollte; man hielt sich von ihm fern. Und hier hätte der Beobachter des Lebens Gelegenheit zu einer neuen Wahrnehmung gefunden, zu der, daß das Leben ganz etwas Anderes als Frieden, daß es ein Riesengewebe ist, aus Milliarden und aber Milliarden von Einzelwesen gewoben, die von wüthenden Bedürfnissen zu einander getrieben, von verzweifelten Instincten gegen einander gehetzt, die große Bewegung des allgemeinen Ganzen hervor bringen, die dem oberflächlichen Beschauer wie das Heben und Senken einer ruhigen Brust erscheint. Kampf, Drang und Qual

überall. Qual des Hungers, Furcht vor dem Stärkeren treibt den Vogel zum Flug, sehnender Drang zum anderen Geschlecht entlockt des Sprossers Gesang. Wir aber erfreuen uns an den reizenden Bewegungen der flatternden Flügel, lauschen entzückt auf das Lied der Nachtigall. Niemand spricht und verräth uns von dem lautlosen Kampfe im Schoße der Erde, wenn das Unkraut im Kornfelde Platz für seine Wurzeln sucht und die Halme bei Seite drängt. Wir aber genießen das farbige Bild, wenn über dem grünen Aehrenmeere die rothen Mohnblumen, die blauen Kornblumen, die röthlichen Kornraden nicken. Ueber all' die Qualen, die in seinem Innern wühlen, die Kämpfe, die stumm oder kaum vernehmbar seinen Schoß durchwüthen, breitet das Leben sein Prachtgewand, die Schönheit aus, und bei deren Anblick vergessen wir, daß dieses blendende Gewand aus Grausamkeit gewoben ist wie das Leben selbst. Und diese unbewußte, gänzlich naive, unter Jauchzen und Lachen, wie ein böser Wurm unterm Blumenblatt versteckte Grausamkeit, die im ganzen Bereiche des Lebens vielleicht nirgends so unbarmherzig auftritt wie da, wo Menschenthum erblüht, beherrschte denn auch diese nackten, weißen, blondhaarigen Jungen, die sich auf dem Balkengerüst an der Havel umher tummelten. Der Gegenstand, auf den sie sich richtete, war der einsame Knabe, der langsam heran geschritten kam, die schlanken Lenden mit der rothen Badehose umhüllt, die ihn als Freischwimmer verrieth, dessen Glieder etwas dunkler getönt waren als die ihrigen, dessen Augen und Haare etwas anders aussahen, und dessen Nase, zu seinem Unglück, etwas anders geformt, stärker gebogen war als die seiner Kameraden.

Ja, diese Nase! Diese an sich so hübsche, so feine, unselige Nase!

Im letzten Mai erst, zur Zeit, wo das Cadettencorps sich recrutirt, war er eingetreten und nach gut bestandenem Aufnahmeexamen gleich in die oberste Classe, nach Tertia, gekommen. Aber wenn er auch in Tertia saß, wenn er auch in der Classe mehr leistete als beinahe alle Anderen, ein „Schnappsack" — so hießen die im ersten Jahre befindlichen Angehörigen der Anstalt — war er darum doch. Jeder „Brotsack", das heißt Jeder, der bereits zwei Jahre im Cadettencorps war, und vor Allem „die alten Häuser", Diejenigen, die schon auf mehr als zwei Jahre zurückblickten, erschienen sich ihm gegenüber als etwas unendlich Ueberlegenes und sahen ihn als einen Gegenstand an, an dem man seine Ueberlegenheit durch Plackerei und Schinderei zur Geltung zu bringen nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet war.

„Schnappsäcke" gab es neben ihm noch mehr. Aber bei ihm kam noch etwas hinzu, das ihn verdächtig erscheinen ließ, das ihn verurtheilte, beinahe vogelfrei machte, das war die Nase. Die Nase, an der man nicht die feine Biegung, sondern nur die Biegung überhaupt sah, „der krumme Riecher", wie sie bei seinen intransigenten Genossen hieß.

Kaum ins Cadettencorps eingetreten, saß ihm auch schon sein Spitzname, wie mit einem Pfeilschuß angeheftet, im Genick: „Itzig". Nicht gerade schön, noch weniger liebenswürdig, am wenigsten zutreffend. Denn der Name, den der Knabe in Wirklichkeit trug, war nicht weniger adlig, als ihn die Mehrzahl seiner neuen Gefährten aufzuweisen hatte; von Drebkau hieß er, mit

Vornamen Georg. Dazu war sein Vater ein hoher preußischer Officier, von dem das Gerücht behauptete, daß er auf der militärischen Rangleiter noch höher, noch sehr hoch steigen würde.

Das Alles jedoch änderte nichts. Jungen urtheilen nach handgreiflichen Thatsachen, und die Thatsache war für sie „der krumme Riecher". Und weil es ihnen darauf ankam, heraus zu kriegen, woher der Sohn eines preußischen Officiers zu einem so unerlaubten Gesichtsvorsprung und zu solchem „krisseligen Negerhaar" gekommen sei, gelang es ihnen denn nach einiger Mühe, festzustellen, daß seine Mutter die Tochter irgend eines reichen jüdischen Bankiers gewesen war.

Na ja — da hatte man die Bescherung und die Erklärung. Die Erklärung dafür, daß er in der Classe vielleicht der Klügste, jedenfalls der Fleißigste, „ein Hecht" war, und ebenso dafür, daß er von Haus ein Taschengeld bezog wie kaum ein Einziger von ihnen Allen.

Alle vierzehn Tage wurde ihm das Taschengeld von einem Berliner Bankhause, bei dem vermuthlich das Vermögen des Vaters lag, zugeschickt. Der Vater selbst, das hatte man auch bald heraus, schrieb ihm selten, fast nie. Natürlich — der Judenjunge, der da unter seinem Namen ging, war ihm „eklig". Die Mutter lebte nicht mehr. Also mochte er zusehen, wie er durch die Welt kam. Aber er würde schon — so etwas fällt ja immer, wie die Katzen, auf die Füße.

Seinen Kameraden aber war er auch „eklig", der Judenjunge. Und heute bot sich die Gelegenheit, ihn das einmal fühlen zu lassen.

Eine Parole war ausgegeben: heute beim Schwimmen wird er „getaucht".

Getaucht — das war auch solch ein harmloser Deckmantel für eine in Wirklichkeit ganz bösartige Grausamkeit, ein Wort, das anscheinend ein Spiel, in Wahrheit aber einen Vorgang bedeutete, der, wenn er sich öfters und rasch hinter einander wiederholte, Demjenigen, den er betraf, eine äußerst unangenehme Stunde bereitete. Er wurde unter das Wasser gestoßen, mit größerer oder geringerer Gewalt, je nach der Kraft und dem guten Willen des Tauchenden. Waren es dann Mehrere, die sich an der Jagd betheiligten und in der Bearbeitung des Opfers ablösten, so konnte es diesem geschehen, daß sein Kopf, sobald er an die Oberfläche aufgetaucht war, schon wieder darunter verschwand, und daß aus dem Tauchen beinahe ein Ersäufen und Ersticken wurde.

Einer solchen bösen halben Stunde also ging er entgegen, der mit den schlanken, etwas bräunlichen Gliedern, der Georg von Trebkau, und das Bewußtsein hiervon mochte es sein, was ihn die hübschen Füße so zögernd einen vor den anderen setzen ließ. Was Alle wußten, war ihm natürlich nicht verborgen geblieben. Und wenn er noch nicht gewußt hätte, was ihm bevorstand, so würde er es durch die Zurufe Derer erfahren haben, die da vorn bereits im Wasser planschten und ihn höhnisch aufforderten, herunter zu kommen.

Begreiflich, daß ihm bei dem Allen nicht wohl zu Muthe war, daß die großen, dunklen Augen einigermaßen angstvoll umher gingen. Vielleicht kam

ihn sogar das Weinen an. Aber die Augen blieben trocken; er weinte nicht. Im Gegentheil, die an und für sich schon scharf und fest gezeichneten Züge seines Gesichts nahmen einen noch starreren Ausdruck an, wurden noch schweigsamer als vorher. Wer ihn in diesem Augenblick, da er sich in das Unabänderliche ergab, beobachtet hätte, würde zu dem Schlusse gelangt sein, daß in dem Knaben eine stumme, stolze, in sich geschlossene Seele wohnen müßte. Eine Seele, die trotz junger Jahre schon Erfahrungen gemacht hatte, leidvolle, und die schon jetzt, in der Frühreife, die zu frühes Erfahren mit sich bringt, das that, was Andere erst im Laufe des Lebens lernen, daß sie ihren Inhalt nicht verrieth.

Es mußte also sein; einen Ausweg gab es nicht. Oder hätte er sich an den aufsichtführenden Officier wenden und um dessen Schutz bitten sollen? Um Gotteswillen! Nur so etwas nicht! Dann war er unmöglich unter seinen Kameraden für alle Zeit. Auch sah man es dem entschlossenen Knabengesichte an, daß solch ein Gedanke ihm auch nicht für einen Augenblick gekommen war.

Mit langsamen Schritten betrat er das Sprungbrett, das über die Havel hinaus ragte; er erhob die Arme, legte die flachen Hände über dem Kopfe an einander, und mit einem geschmeidigen Pfeilsprunge schoß der jugendliche Körper in die Fluth. Im Augenblick, als er dem Wasser enttauchte, war er auch schon wieder unter dem Wasser verschwunden. Hans von Carstein, Tertianer wie er und sein Classengenosse, hatte ihn mit beiden Händen an den Schultern gepackt und mit einem wuchtigen Stoße unter das Wasser befördert. Ein allgemeines „Halloh" begleitete diesen ersten Act. Ein ganzes Rudel hatte sich, wie eine Schar von Haifischen, gesammelt, des Augenblicks harrend, da „Itzig" herunter springen würde. Jeder hatte ihn zuerst tauchen wollen; Hans von Carstein war ihnen zuvor gekommen. In Anbetracht der überlegenen Körperkräfte, über die er verfügte, verzieh man ihm das, aber jetzt wollten auch die Anderen ihr Theil an dem Opfer haben. Kaum daß der dunkle Kopf Georg von Drebkau's wieder an der Oberfläche erschien, waren schon drei, vier Händepaare über ihn her, und bevor der arme Kerl eigentlich noch Zeit gefunden hatte, Athem zu holen, war er schon von Neuem unsichtbar geworden. Keuchend, schnaubend, nach Luft schnappend, tauchte er wieder empor, und so rasch er vermochte, versuchte er nun, sich schwimmend seinen Peinigern zu entziehen. Eine Hetzjagd begann im Wasser. Ein langarmiger, langbeiniger Gesell war hinter ihm drein, ein Bursche mit plumpen Gliedern und groben Gesichtszügen, der seiner dick hervor quellenden Augen' wegen den Spitznamen „Knopfgabel" führte.

„Wenn ich ihn kriege, nehme ich ihn unter die Füße," brüllte er, indem ihm der Wasserschaum vom Munde troff. Mit zwei starken Stößen hatte er den halb erschöpften Knaben erreicht; er riß ihn an den Schultern zurück, so daß er sich ihm mit den Knieen auf den Rücken schwingen konnte, und während das Schlachtopfer unter seiner Last in die Tiefe sank, richtete er sich im Wasser auf, stellte die Füße auf beide Schultern des untergetauchten Knaben und stieß ihn derartig nach unten, daß dessen Fußsohlen den schlammigen Boden

des Flusses berührten. Eine geraume Zeit verging, bis daß Georg von Trebkau diesmal wieder empor kam, und als es endlich geschah, sah man ihm an, daß er wirklich beinahe die Besinnung verloren hatte. Er hatte den Mund weit aufgerissen, um zu Athem zu kommen, und taumelnd versuchte er an die Balken des Gerüstes zu gelangen, um dort vor seinen Verfolgern Schutz zu finden. Diese aber waren noch keineswegs gesonnen, ihn frei zu geben. Sein Mund-Aufreißen, sein nach Athem-Ringen erweckte statt des Mitleids nur ungemessene Heiterkeit, und es waren immer noch Mehrere vorhanden, die ihr Müthchen nicht an ihm gekühlt hatten. Hatten sich bisher seine Classengenossen, die Tertianer, über ihn hergemacht, so wollten jetzt auch die Angehörigen der unteren Classen von dem Rechte Gebrauch machen, den „Schnappsack" tauchen zu dürfen. Einer von ihnen, ein wilder, kleiner Kerl, packte ihn an den Füßen, um ihn von dem Balken loszureißen, an dem er ächzend hing; bevor er jedoch mit seinem Vorhaben fertig geworden, wurde der Quälgeist von einer anderen, stärkeren Hand ergriffen und zurückgestoßen. „Laßt ihn in Ruhe," ertönte dazu eine Stimme, „es ist genug jetzt!"

Hans von Carstein, „Hamster" genannt, war es gewesen, der so gethan und gesprochen hatte. Er führte den Spitznamen, weil sein Gesicht mit Pausbacken, kleinem, spitzen Mund und schmal geschlitzten, gutmüthigen Augen wirklich ein wenig an den Ausdruck des Nagethiers erinnerte.

Sein Vorgehen erregte allgemeine Entrüstung, und ein ganzer Haufe kleiner, wüthiger Rangen versammelte sich unter „Nanu?" und mit grölzendem „Ach!" und „O!", als wollten sie sich ihr gutes Recht nicht nehmen lassen. An „Hamster" aber, der sich auf einen Balken gesetzt hatte und in gelassener Ruhe zusah, wagte sich Keiner von ihnen heran. Gegen ihn mußte eine stärkere Macht ins Feld gerufen werden, und diese erschien denn auch in Gestalt von „Knopfgabel", der, pustend wie ein Leviathan, herangeschossen kam.

„Was fällt Dir denn ein, Hamster," schrie er schon von ferne, „daß Du Dich einmischst, wenn sie den Schnappsack tauchen wollen?"

„Was mir einfällt," entgegnete Hans von Carstein, indem er eine Handbewegung machte, die auf Ohrfeigen hindeutete, „das werden sie erfahren, wenn sie nicht gleich „marsch marsch" sich rückwärts concentriren, und wenn Du Dich nicht passiv verhältst, geht es Dir ebenso."

„Da hört doch Alles auf! Bei solcher Unverschämtheit!" brüllte Knopfgabel, indem er Bewegungen machte, als wollte er sich auf Hamster stürzen, während er sich zugleich in vorsichtiger Entfernung hielt. Der Andere kniff die schmalen Augen noch ein wenig mehr zu, maß den Feigling gegenüber mit einem kurzen, scharfen Blick, und ehe dieser es sich versah, schoß er mit einem Hechtsatze auf ihn los, packte ihn an Hals und Schultern und tauchte ihn unter das Wasser. Ganz in der Art, wie Jener vorhin mit Georg von Trebkau verfahren war, stellte er ihm sodann die Füße auf die Schultern, und im nächsten Augenblick war Knopfgabel bis über die Knöchel in den Havelschlamm hinunter befördert. Mit Augen, die wie die eines bösen Hundes aus dem Kopfe quollen, tauchte er nach einiger Zeit wieder auf, und die Wuth über den erlittenen Schimpf überwand seine Feigheit, so daß er jetzt

dem Hamster wirklich zu Leibe ging. Dieser ließ ihn kommen, schwenkte sich um ihn herum; gleich darauf saß er ihm auf den Schultern, und alsdann wiederholte sich mit allen Einzelheiten der Vorgang von vorhin. Jetzt schlug die Stimmung um. Hamster war doch wirklich ein „höllisch strammer Kerl“. Außerdem war er seiner Gutmüthigkeit wegen allgemein beliebt, Knopfgabel dagegen, der sich gegen alle Kleineren und Schwächeren brutal benahm, verhaßt. Und das verdutzte Gesicht, das Knopfgabel geschnitten hatte, als er zum zweiten Male in die Tiefe segelte, war so komisch gewesen, daß ihn jetzt, als er pfauchend wieder auftauchte, ein allgemeines Hohngelächter begrüßte.

„Na, Du kannst Dich freuen,“ rief er, sobald er einigermaßen wieder zu Athem gekommen war, „Du kannst Dich freuen, Hamster, wenn wir nach Hause kommen!“ Ohne ein Wort zu erwidern, schwamm Hamster auf ihn zu, den Kopf weit vorgestreckt, die Augen auf ihn gerichtet, mit einem so gefährlichen Ausdruck, daß Knopfgabel plötzlich Kehrt machte und das Hasenpanier ergriff. Alles schwamm juchzend hinter ihm drein; Niemand dachte mehr an Georg von Drebkau. Und nun ertönte das Commando zum Verlassen des Wassers und Wieder-Ankleiden. Als die Cadetten in die Anstalt zurückkehrten, fanden sie auf ihren Stuben das Vesperbrot vor, für Jeden eine große, trockene Semmel. Das Brot war nicht gerade schlecht, aber auch nicht besonders gut; trocken genossen, ein dürftiger Genuß. Die Verpflegung im Potsdamer Cadettenhause war sehr einfacher Art.

Wer sich die trockene Kost etwas würzen lassen wollte, durfte in die Cantine gehen, wo die Frau eines Aufwärters Pflaumenmus und Butter verkaufte. Für etwas Geld bekam man die eine Hälfte der Semmel mit Butter beschmiert, für etwas mehr Geld beide Hälften, für noch etwas mehr statt der Butter Pflaumenmus. Wer besonders viel anzulegen vermochte, der erhielt die eine Hälfte mit Butter, die andere mit Pflaumenmus bestrichen. Das war der höchste Genuß, den sich aber nur die leisten konnten, die wie Georg von Drebkau mit reichlichem Taschengeld ausgerüstet waren. Andere mußten sich bescheidener begnügen, noch Andere ihre Semmel ganz trocken hinunter würgen, weil sie gar kein Taschengeld besaßen. Zu diesen gehörte Hans von Carstein, der Hamster. Er war ganz arm. Der einzige Sohn einer Majorswittwe, die in Potsdam lebte und froh war, wenn sie das Geld aufbrachte, ihren Jungen im Cadettencorps erziehen zu lassen. An Taschengeld für ihn war nicht zu denken. Sein Vater war 1864, kurz vor Ausbruch des dänischen Krieges, am Typhus gestorben, gerade als das Regiment, bei dem er stand und das zu der mobil gemachten Armee gehörte, hatte ausrücken sollen.

Im Augenblick, als sich Georg von Drebkau seine Semmel mit Mus und Butter hatte schmieren lassen, ging der Hamster, das trockene Vesperbrot in der Hand, an der Cantine vorbei. Die Cantine war leer; Georg von Drebkau kam immer möglichst spät, um durch seine Verschwendung nicht den Neid der Anderen zu erwecken. Als er den Hamster vorüber gehen sah, trat er auf die Schwelle des Zimmers.

„Du — Carstein!“ rief er schüchtern. Ihn bei seinem Spitznamen zu nennen, war ihm, dem Schnappsack, gegenüber einem „alten Hause“, wie Carstein eins war, nicht gestattet.

Der Angerufene blieb stehen und sah sich langsam um, ohne etwas zu sagen.

„Ich — wollte Dich nur fragen — ob Du nicht vielleicht Deine Semmel geschmiert haben möchtest?“

Indem er das stockend hervor brachte, wurde er roth bis über beide Ohren. Auch der Hamster erröthete.

„Schmeckt ja auch so ganz gut,“ sagte dieser nach einiger Zeit, mehr brummend als sprechend. Er hob die trockene Semmel, um hinein zu beißen, dabei aber fiel sein Blick auf die noch unberührte Semmel in des Anderen Hand; und obgleich sein Stolz sich eigentlich sträubte, blieben seine Augen daran hängen. Wie das braune Mus unter den Semmelklappen hervor quoll! Wie das schmecken mußte! Trotzdem war etwas in ihm, das sich widersetzte. Er senkte die Augen und blickte zur Seite.

„Zu so etwas habe ich kein Geld,“ murmelte er, indem er noch tiefer erröthete als vorher.

„Ich meinte eben,“ erwiderte Georg von Drebkau leise, „wenn Du möchtest — vielleicht könnte ich Dir pumpen?“

Der Hamster wiegte das Haupt; er verstand. Pumpen wollte er ihm, das heißt borgen. Ihm ein Geschenk anzubieten, das wagte er nicht, das wäre auch noch besser gewesen! Aber auch so ging es nicht.

„Kann ich nicht wieder geben,“ erklärte er kurz.

„Später einmal,“ entgegnete der Andere, „wenn wir aus dem Corps kommen und Officiere sind, kannst Du's mir ja wieder geben.“

Jetzt mußte der Hamster unwillkürlich lächeln. Aus der Ecke, in die er unverwandt geblickt hatte, holte er die Augen zurück und sah den Anderen an. Es war ihm, als sähe er ihn eigentlich zum ersten Male überhaupt. Was für ein hübscher Bengel es war! Dabei sah er so traurig, beinahe gramvoll aus, daß er, trotz seines vielen Geldes, dem Hamster beinahe leid that. Er wußte ja auch, wie schlecht es ihm im Cadettencorps ging. Um seine Mundwinkel spielte ein leises Zittern, und in den dunklen Augen war ein scheuer Ausdruck, als fürchtete er, daß der Andere sein Anerbieten falsch verstehen und übel nehmen möchte. Und doch war es so gut gemeint; er wollte sich dem Hamster dankbar dafür erweisen, daß er ihn vor weiteren Grausamkeiten bewahrt hatte. Das fühlte dieser auch ganz gut, und er sagte sich, daß es ein Zeichen „anständiger“ Gesinnung in ihm sei. Plötzlich gab er dem Georg von Drebkau einen stummen Wink mit dem Kopfe; er sollte aus der Cantine auf den Flur heraus kommen; vor den Augen der Aufwärterfrau wollte er nicht als Geschenkempfänger erscheinen. Nachdem Jener hinaus getreten war, händigte er ihm seine trockene Semmel ein. „Wenn Du also durchaus willst,“ murmelte er, kaum verständlich.

Wenige Augenblicke darauf hatte er seine Semmel zurück, auf der einen Seite mit Butter, auf der anderen mit Pflaumenmus geschmiert, und nun

gingen beide Knaben neben einander im Flure auf und ab, indem sie schweigend ihr Vesperbrot verzehrten. Schweigend, denn Jeder von beiden empfand eine solche Verlegenheit gegenüber dem Anderen, daß sie kein Wort heraus zu bringen vermochten. Dazu kamen bei dem Hamster noch Erwägungen, die sein Gefühl zwiespältig machten und verwirrten. Er hatte von dem Schnappsack, dem „Itzig", etwas angenommen; und wenn er sich auch sagte, daß es nur der Entgelt dafür war, daß er ihm vorher beim Baden geholfen hatte, widerstrebte dem sein Ehrgefühl dennoch. Daneben aber konnte er sich der Thatsache nicht verschließen, daß die Semmel, mit Butter und Mus bestrichen, ausgezeichnet schmeckte. Ja, wirklich prachtvoll! Natürlich sollte es bei diesem einen Male sein Bewenden haben. Das verstand sich von selbst. Immerhin konnte er sich nicht verhehlen, daß der Genuß, der ihm jetzt so wohl that, von dem da an seiner Seite herkam, auf den er bisher wie alle Anderen voller Verachtung herabgesehen hatte. Sein Gastgeber war dieser augenblicklich, und dadurch bekam er für ihn unwillkürlich die Ueberlegenheit, die der Gastgeber gegenüber dem Gaste ausübt. Eine gemeine, undankbare Natur hätte vielleicht den Ausweg darin gesucht, daß sie beschlossen hätte, den Anderen von morgen an um so schlechter zu behandeln, damit er nur ja nicht denken solle, er fühle sich ihm verpflichtet. Eine solche Gesinnung aber steckte in dem armen, adligen Jungen nicht. Nicht eine Secunde lang kam ihm ein solcher Gedanke. Er empfand es wie eine Nothwendigkeit, daß von jetzt ab sein Verhältniß zu dem „Itzig" anders werden müßte als bisher. Wie es werden sollte, das wußte er selbst noch nicht, und darüber eben zerbrach er sich, während er die Semmel schweigend verzehrte, den Kopf. Der Andere störte ihn in seinen Gedanken nicht, sprach kein Wort, sondern aß ebenso schweigend vor sich hin wie Jener.

Das gefiel dem Hamster. Nichts wäre ihm in diesem Augenblick greulicher gewesen, als wenn Jener, die Sachlage ausnutzend, sich eine Vertraulichkeit angemaßt hätte, die ihm nicht zukam, sich ihm in irgend einer Weise aufgedrängt hätte. Nichts von dem Allen geschah; und darin erkannte der Hamster wieder ein Zeichen „anständiger" Gesinnung. Verstohlen blickte er ihn von der Seite an. Der „krumme Riecher" war ja vorhanden, das ließ sich nicht leugnen. Aber wenn man genauer zusah, war er eigentlich gar nicht so schlimm. Und ein hübscher Bengel war er wirklich; ja, mehr als das. Wenn man ihn so im Profil ansah, mußte man sich gestehen, daß etwas in seiner Erscheinung und Art war, etwas Zurückhaltendes, Gemessenes, mit einem Wort etwas Vornehmes. Die Trommel auf dem Hofe draußen verkündete, daß die Vesperstunde vorbei war und die Arbeitsstunde angefangen hatte, zu der man sich auf die Stube zu begeben hatte. Beide Knaben hausten auf verschiedenen Zimmern; sie mußten sich trennen.

„Na, adieu, Drebkau," sagte der Hamster, indem er stehen blieb. Der Spitzname „Itzig" hätte ihm in diesem Augenblick wie ein Schimpfwort geklungen.

„Adieu, Carstein," erwiderte der Andere.

„Und — dank' auch," fügte der Hamster hinzu, indem er ihm die Hand bot. Mit einem hastigen Griff packte und schüttelte er die Hand Georg

von Drebkau's. Dann wurde er wieder bis über beide Ohren roth und, ohne sich umzusehen, ging er eilend nach seinem Zimmer ab.

Am nächsten Tage war in der Classe, in der Hans von Carstein mit Georg von Drebkau zusammen saß, Mathematikstunde. Ein mathematisches Extemporale sollte geschrieben werden, und das bedeutete für den Hamster eine böse Stunde. Er war so ziemlich das Gegentheil von dem, was man einen „Hecht" nannte; das Lernen wurde ihm fürchterlich schwer.

An die große schwarze Tafel, die hinter dem Katheder stand, war von dem Lehrer eine arithmetische Aufgabe geschrieben worden; die sollte gelöst werden.

Die Knaben saßen dem Alphabet nach gereiht; Hans von Carstein hatte daher seinen Platz neben Drebkau. Während er nun in stummer Verzweiflung vor seinem Papier saß und nicht wußte, wie er der verdammten Aufgabe beikommen sollte, sah er, nicht ohne neidische Bewunderung, wie sein Nebenmann still und emsig, scheinbar ohne jede Anstrengung, eine Ziffernreihe nach der anderen auf das Papier setzte. Er mußte eigentlich schon fertig mit der Arbeit sein; trotzdem, ohne aufzusehen, schrieb er noch immer weiter. Und plötzlich fühlte der Hamster einen leisen Stoß mit dem Ellbogen. Im nächsten Augenblick kratzte etwas in seiner Hand, die er instinctiv unter den Tisch gesteckt hatte; auf einem Zettel hatte ihm der Andere die ganze Aufgabe mit Lösung und Allem fix und fertig aufgeschrieben, so daß er nur abzuschreiben brauchte. Das war eine Sache! Mit Feuereifer ging er daran, und er mußte sich beinahe Mühe geben, daß er sich nicht durch seine Aufregung verrieth. In der Beziehung konnte er sich wieder ein Beispiel an seinem Nebenmanne nehmen, der über sein Heft gebückt sitzen blieb und nicht einmal nach rechts oder links blickte, den Anschein erweckend, als wäre nicht das Geringste vorgefallen.

Die Stunde ging zu Ende. Der Lehrer sammelte die Hefte ein. Mit einem solchen Hochgefühl hatte der Hamster sein Heft noch niemals abgegeben. Als sie darauf die Classe verließen, sah er dem Anderen, neben dem er vorhin gesessen hatte, beinahe staunend nach. Im Eifer des Abschreibens hatte er völlig vergessen, sich bei ihm zu bedanken. Das mußte er doch eigentlich nachholen. Als er ihn aber jetzt, mit den Büchern unterm Arm, einsam wie gewöhnlich, seines Weges gehen sah, überkam ihn eine sonderbare Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er es machen sollte, seinen Dank anzubringen. Jemandem zu danken, der gar nicht danach verlangt, ist schwer. Und offenbar verlangte Jener nicht danach. Kopfschüttelnd blieb er hinter ihm zurück. Es war schon das Beste, er sagte gar nichts. Daß er ihn hatte abschreiben lassen — nun, schließlich — es war kameradschaftliche Pflicht. Wenn er in der Lage gewesen wäre, hätte er auch ihn abschreiben lassen. Aber freilich — wenn — und indem er das dachte, mußte der Hamster beinahe lachen. Der, und von ihm abschreiben! Und plötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß ihm Der dort „imponirte". Er wollte es sich nicht gestehen, aber ihm gegenüber kam er sich vor wie ein armer Teufel gegenüber einem reichen Manne.

Zwei Tage später wurden die Extemporalien-Hefte zurückgegeben, und das noch nie Dagewesene ereignete sich: Hans von Carstein, der Hamster, kam

mit Nummer „vorzüglich“ heraus. Wie etwas Wunderbares erschien es ihm, als er das vernahm, etwas Fabelhaftes, kaum Glaubliches. Den ganzen Tag ging er mit dem Gefühl umher, als hätte ein neues Leben für ihn begonnen. Und in dieser Stimmung befand er sich noch, als er am Nachmittag, mit zwei Kameraden untergefaßt, im Garten der Anstalt spazieren ging. Der mittlere Theil des Gartens war in Beete getheilt, und diese waren den Cadetten überlassen, um sie nach ihrem Ermessen zu bepflanzen. Indem der Hamster mit seinen Gefährten den langen Gang hinunter schritt, ertönte vor ihnen eine laute, unangenehme Stimme.

Auf einer Seite des Ganges saß Knopfgabel auf einer Bank, eine leere Gießkanne zwischen den Beinen; ihm gegenüber, mitten im Gange, stand Georg von Drebkau, den Jener, wie es schien, angerufen und zum Stehen gebracht hatte.

„Itzig,“ rief Knopfgabel, indem er ihm die Gießkanne vor die Füße warf, „geh' mal an die Plumpe, plumpe mir Wasser in die Kanne, dann bring' sie mir wieder!“

Der Ton, mit dem dies gesagt wurde, war so grob, die Bewegung, mit der er ihm die Kanne zuwarf, so ganz, als wenn er zu einem Knecht oder Sklaven spräche, daß der Knabe, bis in die Lippen erblassend, rathlos dastand, ohne ein Glied zu rühren.

„Na, hast Du nicht gehört, Schnappsack?“ brüllte Knopfgabel, als er den Anderen zögern sah. „Worauf besinnst Du Dich?“

In dem Augenblick fühlte sich Georg von Drebkau unter den Arm gefaßt. Der Hamster hatte sich von seinen Gefährten losgemacht und war an seine Seite geeilt.

„Komm mit mir,“ sagte er, indem er ihn fortzog.

Knopfgabel erhob sich von der Bank. „Ich habe dem Schnappsack befohlen, daß er mir die Gießkanne voll plumpen soll,“ erklärte er, indem er den Beiden den Weg vertrat.

„Du mit Deinen Befehlen kannst Dich beappeln lassen,“ erwiderte der Hamster. Er hatte den Arm Georg von Drebkau's fahren lassen und stand dem großen Bengel gegenüber, wie ein kleiner, wüthiger, muthiger Gänserich einem großen, dummen, feigen Strauß gegenüber steht, der seinen Jungen zu nahe gekommen ist. Mit einem Fußtritt schleuderte er die leere Gießkanne zur Seite.

„Hol' Dir Dein Wasser allein und halte Dich passiv! Völlig passiv! Das rath' ich Dir — sonst —“

„Sonst — was?“ bullerte der Andere, indem er wie ein wüthender Gorilla die Fäuste schwang, ohne sich dem Gegner auch nur um einen Zoll breit zu nähern. „Was hast Du mir zu rathen, Du dummer Hamster, Du Lause — —“

Der Schluß seines Schimpfwortes blieb unausgesprochen oder verhallte vielmehr unter einem klatschenden Geräusch, und dieses Klatschen bedeutete eine gewaltige Maulschelle, die ihm der Hamster ins Gesicht gesetzt hatte. Knopfgabel heulte auf, und im nächsten Augenblick hatten beide sich gepackt.

Das stets willkommene Schauspiel einer „Keilerei“ rief Alles, was sich im Garten spazierend auf und ab bewegte, zur Stelle, und inmitten des Zuschauerkreises, der sich johlend sammelte, lagen Hamster und Knopfgabel an der Erde und bearbeiteten sich mit Händen und Füßen. Um dem Gegner, der ihm an Körperlänge überlegen war, diesen Vortheil nicht zu lassen, hatte Carstein ihm ein Bein gestellt; dadurch war jener zu Fall gekommen, und nun lag der Hamster über ihm und prügelte ihn ganz unbarmherzig. Erst das Herannahen des Aufsicht führenden Officiers machte dem Kampfe ein Ende. Beide erhoben sich und standen sich gegenüber, der Hamster mit stumm befriedigtem Gesicht, in dem der Zorn noch zitterte, Knopfgabel heulend und in abgebrochenen Lauten, aus denen man so etwas wie „roher Bengel“ heraushörte, vor sich hin schimpfend.

Hans von Carstein zog sich die Jacke wieder zurecht, die ihm in der Hitze des Gefechts hinauf gerutscht war, klopfte sich die Erde ab, die an seinen Gewändern haftete, dann drehte er sich zu Georg von Drebkau um, der mit stummen, großen Augen der Prügelei gefolgt war und noch da stand, wo er vorher gestanden hatte. Ohne ein Wort zu verlieren, ergriff ihn der Hamster unter dem Arm und führte ihn hinweg. Lautlos öffnete sich der Kreis der Zuschauenden, und diese Lautlosigkeit bedeutete ein tiefes Staunen: Carstein, der Hamster, das „alte Haus“, ging Arm in Arm mit „Itzig“, dem „Schnappsack“! Für den Schnappsack war das in den Augen der Jungen beinah' eine größere Ehre, als wenn einer der Officiere mit ihm gegangen wäre.

Georg von Drebkau, der die Anschauungen seiner Kameraden durchaus kannte und vollkommen theilte, empfand die Sachlage fast ebenso. Es war ihm zu Muth, als wäre eine Wendung in seinem Leben eingetreten; die Kehle war ihm zugeschnürt; er vermochte keinen Laut hervor zu bringen. Und ebenso schweigsam, gesenkten Hauptes, ging der Hamster neben ihm einher. Von Natur überhaupt nicht redselig, wurde er da, wo ihn etwas tiefer bewegte, völlig stumm. Und jetzt bewegte ihn etwas; in seinem Innern war eine tiefe wohlige Wärme. Ein Druck war von ihm genommen, die Last der Verpflichtung, die auf ihm gelegen hatte. Für Alles, was jener da für ihn geleistet hatte, indem er ihm von seinem Reichthum abgab, ihn abschreiben ließ in der Classe, hatte er sich dankbar erweisen, ihm einen Gegendienst leisten können, mit dem, was ihm zu Gebote stand, mit seinen Körperkräften, indem er sich für ihn prügelte.

Das aber war durchaus kein geringer Gegendienst; im Gegentheil, nach den Empfindungen, in deren Bannkreis er sowohl wie der Andere lebte, ein sehr großer.

Der Mensch macht, indem er langsam aufwächst und sich entwickelt, in seiner Persönlichkeit die ganze Stufenfolge durch, in der sich die Cultur der gesammten Menschheit vollzieht. In der Kindheit gehört er noch der Steinzeit an; für den Knaben hat eigentlich nur das Werth, was für den Steinzeitmenschen Werth besaß, die körperliche Kraft. In einer Schar von Knaben ist der stärkste der geborene König. Körperliche Kraft und Gewandtheit sind für Jungen viel mehr Gegenstand der Bewunderung als geistige Begabung. Und

wenn sich zu Kraft und Gewandtheit Muth und liebenswürdiger Charakter gesellen, so daß er bei seinen Kameraden beliebt wird, dann verwandelt sich der König in einen Gott. Knaben dieser Art leben bis zu dem Augenblick, wo die anderen geistigen Anforderungen an sie heran treten, ein beglücktes Dasein.

Ob solche Gedanken im Kopfe des Hamsters umgingen? Schwerlich. Aber das instinctive Gefühl davon war in ihm, und das eben erfüllte ihn mit der wohligen Wärme. Etwas besaß er, wodurch er dem Anderen, der ihm so „imponirt" hatte, über war, etwas sehr Wichtiges. Mit dem linken Arme führte er Georg von Drebkau, so daß dessen rechter Arm in dem seinigen lag. Ohne ein Wort zu sagen, erhob er die rechte Hand und drückte den Oberarm des Anderen, um seine Muskeln zu prüfen. Na ja — wie er es sich gedacht hatte: viel war es nicht. Mit seinen, des Hamsters, Muskeln verglichen so gut wie nichts. Aber das gerade freute ihn. Von jetzt an konnte er für ihn eintreten, würde er für ihn eintreten, das stand mit einem Male für ihn fest. Und es hieße dem Jungen Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, daß ihn dabei der eigensüchtige Hintergedanke beeinflußt hätte, daß er nun in Zukunft um so mehr von jenem würde abschreiben, vielleicht auch hin und wieder eine Butter- und Mussemmel ergattern können. Nein — solche Erwägungen mochten ja wohl blitzartig durch seinen Kopf gehen, aber die Hauptsache war etwas Anderes, war ein noch nie gekanntes, eigenartiges, beinahe süßes Gefühl. Es war ihm, als öffneten sich in seinem Innern Thüren, die bisher immer verschlossen gewesen waren. Hinter den Thüren lagen Kammern, von deren Vorhandensein er kaum etwas gewußt hatte, und aus diesen Kammern strömte es wie ein warmer, süßer Wein in sein Herz, sein ganzes Gemüth wie mit einem duftigen Rausch erfüllend. Das Gefühl der Freundschaft ging zum ersten Mal in dem Knaben auf, und indem es ihn durchschauerte, empfand er es beinahe wie Liebe. Seit heute hatte er eine Aufgabe, von der er sich noch gestern nichts hatte träumen lassen, die Aufgabe, für den da an seiner Seite, den alle angriffen und befehdeten, einzutreten und einzuspringen. Wie ihn das freute, daß alle Anderen gegen ihn waren! Wie er sich heute zum ersten Male der Naturgabe bewußt wurde, daß er solch ein „strammer" muthiger Kerl war! Dieser da an seiner Seite, dieser schöne, stille, verfolgte Junge, der ihm doch eigentlich wie ein Wesen aus einer höheren, vornehmen Welt erschien, von nun an sein Schutzbefohlener! Ein wonniger Stolz umbrauste ihm das Herz. Mit dem Arme drückte er den Arm des Anderen.

„Du, Drebkau," sagte er — und das war das Erste und Einzige, was er an diesem denkwürdigen Nachmittage sagte, „von jetzt an wollen wir immer zusammen gehen — willst Du?"

„Ja, Carstein, gern," erwiderte der Andere.

Ob es der leise, beinahe hauchende Ton dieser Erwiderung war, was den Hamster so entzückte — er that einen Sprung zur Seite, vom Wege hinweg, und riß den Gefährten mit sich hinter ein Gebüsch, wo sie für den Augenblick Niemand sah. Dort ließ er den Arm Georg von Drebkau's aus seinem Arm gleiten, nahm dessen Gesicht zwischen beide Hände, und indem

er seine Lippen geräuschlos, aber fest auf seine Lippen drückte, küßte er ihn auf den Mund. In heißem Erröthen, so daß sein Gesicht bis unter die Haarwurzeln auf dem Haupte in Gluth getaucht erschien, wandte er sich dann ab, und ohne sich noch einmal umzusehen, lief er gestreckten Laufes zur Anstalt zurück, von wo die Trommel verkündete, daß die Arbeitsstunde geschlagen hatte.

Am nächsten Tage aber konnten die beiden Freunde nicht zusammen sein, weil es ein Sonntag war. Am Sonntag ging der Hamster auf Urlaub zu seiner Mutter. Er verließ dann die Anstalt schon am Vormittag nach dem Gottesdienst und kam erst am Abend von der Mutter zurück, bei der er zu Mittag aß und den ganzen Nachmittag verbrachte.

„Wo bist denn Du gestern gewesen?“ fragte er Georg von Drebkau, als er am Montag darauf mit ihm zusammen kam.

„Na, hier doch, im Corps,“ erwiderte dieser kleinlaut.

„Bist Du nicht ausgewesen?“

Er war wohl ausgewesen, aber nur auf dem Spaziergange, den die an Sonntagen in der Anstalt zurückbleibenden Cadetten regelmäßig unter der Führung eines Officiers unternahmen.

„Ich meine — nicht auf Urlaub gewesen?“

Georg von Drebkau war nicht auf Urlaub gewesen. Er hatte ja in Potsdam keinen Menschen, zu dem er hätte gehen können.

„Gehst Du nie auf Urlaub?“

Nein — er ging nie auf Urlaub.

Der Hamster verstummte. Das, was er da eben gehört hatte, erdrückte ihn förmlich. Nie auf Urlaub gehen! Weil er keinen Menschen hatte, zu dem er gehen konnte!

Die trostlose Verlassenheit, in der sich der Junge da an seiner Seite befand, war ihm noch nie so mit einem Schlage zum Bewußtsein gekommen, wie jetzt, als er das hörte. Wenn er sich vorstellte, daß so etwas ihm geschähe! Für solche in einer Anstalt eingeschlossene, eingesperrte Jungen ist ja der Sonntag, der eine Tag der Woche, an dem sie den Käfig verlassen dürfen, etwas unaussprechlich Schönes, unermeßlich Werthvolles. Freiheit — für Viele nur ein Wort, ein leerer Begriff — wird für sie zu einem körperlich greifbaren, genießbaren Gut. Und wenn man dann am Sonntag zu befreundeten Menschen gehen konnte, in eine Familie, womöglich gar zu den Eltern, zur Mutter, wie der Hamster es that, dann kam zu dem Freiheitsgefühle noch etwas hinzu, was noch mehr, noch viel mehr werth war.

Alle diese Knaben im Potsdamer Cadettencorps waren ja noch Kinder, und Kinder müssen von Zeit zu Zeit nicht Freundlichkeit nur, sondern Zärtlichkeit empfangen: das ist die Seelenkost, die Kinder brauchen. Mochten die Officiere, die Lehrer der Anstalt freundlich und wohlwollend sein — alle waren auch das nicht einmal — zärtlich waren sie nicht. Darum, wenn am Sonntag die Pforten der Anstalt sich öffneten, war es für die Jungen, als thäte eine andere, schönere Welt sich auf, als wehte ihnen eine weichere, wärmere Luft, Lebensluft entgegen. Ganz unnöthig, daß ihnen da, wohin sie auf Urlaub gingen, etwas Besonderes an Freuden oder Unterhaltung geboten

würde. Darauf kam es ja gar nicht an. Nur einmal bei Menschen sein, nicht immer nur unter Vorgesetzten! Nur einmal, ein paar Stunden lang, die Luft athmen, die in Familienräumen weht, all' das Süße, Geheime, Unaussprechliche genießen, was Frauenhände einem Hause bereiten, was man Häuslichkeit nennt! Was besaß denn die Mutter des Hamsters, die arme Majorswittwe, das sie ihrem Jungen, wenn er am Sonntag zu ihr kam, besonders hätte vorsetzen können? So gut wie gar nichts. Das Essen, zu dem sie sich mit ihm an den Tisch setzte, war einfacher als einfach, beinahe dürftig; der Kaffee, den er am Nachmittag zu trinken bekam, fürchterlich dünn. Am Abend, bevor er in die Anstalt zurück ging, eine Klappstulle, und damit basta! Und ging er darum weniger gern zu ihr? Lächerlicher Gedanke! Wer ihn beobachtet hätte, wie er vom Thor der Anstalt aus, sobald die ersehnte Stunde geschlagen hatte, los ging, über die lange Brücke, den Lustgarten hin, den breiten Weg entlang und über den Kanal hinweg, den kürzesten, kürzesten Weg, damit er nur schnell nach der stillen Hoditzstraße gelangte, wo die Mutter wohnte, der würde nicht so gefragt haben. Sechs Tage lang, von Morgen bis Abend, hatte er sich ja darauf gefreut, auf den Augenblick, wo die Hausthür hinter ihm ins Schloß fallen würde, mit einem Knall, daß die ganze, stille Straße erdröhnte, wo er die alte, hölzerne, auf der einen Seite durch einen Holzverschlag geblendete Treppe hinauf stürmen würde bis zu der Thür, neben der ein Klingelgriff hing, an der ein halb zersprungenes Porzellanschild mit dem Namen „Von Carstein" angenagelt war. Daß er nicht nöthig haben würde, den Klingelzug in Bewegung zu setzen, das wußte er; daß die Thür von innen aufgehen, eine Frauengestalt in der offenen Thür erscheinen und „na, Junge, bist Du da?" sagen würde, und daß er der Frau an den Hals fliegen, beinahe an den Hals springen und „Mammi! Guten Tag, Mammi!" sagen würde, das wußte er. Und daß sich das immer und immer wiederholen, einen Sonntag wie alle Sonntage so sein würde, wußte er auch. Also gar nichts Neues, Spannendes, Ueberraschendes, was ihm bevorstand, sondern immer nur die gleiche, alte Geschichte. Und würde sie ihm jemals langweilig werden, die alte Geschichte? Der Gedanke war so dumm, daß ihn der Hamster überhaupt noch nie gedacht hatte.

Und da ging an seiner Seite Arm in Arm mit ihm Einer, der, ebenso eingesperrt wie er, niemals in die Freiheit hinaus kam! Ein Junge, ebenso wie er, der nie zu Vater und Mutter, nie zu befreundeten Menschen kam! Unwillkürlich drehte der Hamster den Kopf zu ihm herum. Wie sah er denn nur bei alledem aus? Er an seiner Stelle würde ja ein Gefühl gehabt haben, als wenn er ersticken müßte. Und unterdessen sah dieser Andere, der Georg von Drebkau, nicht anders aus als gewöhnlich; die dunklen Augen blickten vor sich hin wie immer, und die schweigsamen Züge des schönen Gesichts waren geschlossen, beinahe verschlossen, wie immer. Das war dem Hamster unbegreiflich. Konnte Jemand in solcher Nothlage solche Fassung bewahren? Eine ungeheuere Rührung überkam ihn und zugleich ein ungeheuerer Respect. Sich so ins Unabänderliche fügen zu können! Dieser Georg von Drebkau war doch wirklich ganz anders als er, eine ganz andere Art von Mensch. Er blieb

stehen, und seine Erregung machte sich in einem tiefen, pustenden Athemzuge Luft.

„Du — Drebkau," sagte er, „aber das ist ja furchtbar?"

Der Angeredete erwiderte nichts; ein kaum wahrnehmbares Achselzucken war seine ganze Antwort.

Carstein faßte ihn wieder unter, und sie setzten ihren gemeinschaftlichen Gang fort; der Hamster in tiefem Sinnen. Plötzlich blieb er abermals stehen; ein Gedanke schien ihn erleuchtet zu haben.

„Du — Drebkau, weißt Du, was mir einfällt? Ich werd' es meiner Alten sagen, daß Du mit mir zu ihr auf Urlaub kommen sollst. Willst Du?"

Zum ersten Male, so lange der Hamster den Anderen kannte, ging etwas wie ein Freudezucken über dessen Gesicht.

„Ach, Carstein," sagte er, „das ist so gut von Dir! Aber Deine Mutter kennt mich doch gar nicht; glaubst Du denn, daß sie mich einladen wird?"

„Ganz gewiß thut sie's," erklärte der Hamster mit zuversichtlicher Entschiedenheit. „Ich sage ihr, daß Du Niemanden hast, zu dem Du auf Urlaub gehen kannst, und daß Du mein Freund bist. Dann thut sie's ganz bestimmt."

Georg von Drebkau schlang den Arm um die Schulter seines Freundes:

„Ach, Carstein, das wäre aber doch zu freundlich von Deiner Mutter, wenn sie das thäte!" Man sah ihm an, wie die Erwartung ihn beinahe erzittern machte. Der Hamster ergriff seinen Arm.

„Ja, weißt Du," sagte er, „zu üppig mußt Du Dir die Geschichte nun nicht vorstellen. Ob meine Alte Dich zum Essen einladen wird, das weiß ich nicht einmal."

„Wer denkt denn daran?" meinte der Andere.

„Na ja — immerhin. Einmal in der Woche wenigstens den Fraß hier im Corps nicht schlingen müssen, ist doch schon was. Aber — wie gesagt —"

„Darauf kommt's mir ja gar nicht an," versicherte noch einmal Georg von Drebkau.

„Na ja — zum Nachmittag kämst Du dann, nicht wahr? Am Abend gingen wir zusammen zurück? Schließlich, daß Du doch einmal unter Menschen kommst, nicht wahr? Und nicht immer in der Bude hier zu sitzen brauchst. Das ist doch die Hauptsache."

Ja freilich, das war die Hauptsache.

Die ganze Woche bis zum nächsten Sonntag, an dem der Hamster mit seiner Mutter sprechen wollte, beschäftigte der Gedanke die beiden Knaben; vom übernächsten Sonntag an würde Georg von Drebkau mit dem Anderen auf Urlaub gehen. Eigentlich hätte es nahe gelegen, daß der Hamster nicht bis zum Sonntag wartete, sondern im Laufe der Woche an die Mutter schrieb und ihr seinen Wunsch mittheilte. Für ihn aber war der Gedanke an Briefschreiben so wenig nahe liegend, daß er ihm überhaupt gar nicht kam. Die Muskeln waren an dem Hamster nun einmal stärker als die Gedanken. Vielleicht, daß Georg von Drebkau daran dachte, aber die Bescheidenheit verbot ihm, den Kameraden dazu aufzufordern.

Endlich brach der lange erwartete Tag an, und beinahe mit einer gewissen Feierlichkeit nahmen die beiden Knaben von einander Abschied, als sie sich trennten, der Eine, um in die Freiheit hinaus zu stürmen, der Andere, um im Käfig zurückzubleiben. Bis an die Ausgangspforte hatte Georg von Drebkau dem Freunde das Geleit gegeben, und als dieser sich im Davonschreiten noch einmal umsah, schnitt es ihm ins Herz, als er den Jungen so still und traurig an seinem Fleck stehen und ihm nachblicken sah. Na — von nun an würde das anders werden. Heute Abend noch, so hatten sie verabredet, wenn die Urlaubgänger in die Anstalt zurückkehrten, was immer zu geschehen hatte, kurz bevor die Cadetten in den gemeinsamen Schlafsaal geführt wurden, wollten sie sich auf dem Flur vor ihren Stuben treffen und dort würde der Hamster ihm das befreiende Wort überbringen: meine Mutter lädt Dich zum nächsten Sonntag ein. Wie alle Sonntage verging denn auch dieser für Georg von Drebkau, ein Tag, fast noch öder als die Wochentage, an denen einem die Unterrichtsstunden über die einsamen Gedanken hinweg halfen. Und gerade heute, da sich ihm die Aussicht eröffnet hatte, daß dieser traurige Zustand ein Ende nehmen würde, empfand er die Oede, in der er dahin lebte, mit doppelter Schwere. Je später es wurde, je näher der Augenblick heranrückte, da der Hamster zurückkehren würde, um so mehr wuchs seine Aufregung. Die Mauern der Anstalt wurden ihm nun wirklich zu Gefängnißmauern; wenn jetzt die Freiheit nicht kam, in die er verstohlen hinausgeblickt hatte, dann würde er wirklich ersticken, dann war es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende, dann würde er nicht mehr können! So war ihm zu Muth. Wie eine Schicksals- und Lebensfrage empfand er es, ob die unbekannte Frau, die Mutter seines Freundes, ihn würde kommen lassen oder nicht. Und mögen Erwachsene, in dem Hochmuth des Unverstandes, mit dem Erwachsene Kindern gegenüber zu stehen pflegen, darüber lächeln, daß der Junge eine in ihren Augen so unbedeutende Sache so leidenschaftlich empfand — Erwachsene sollten bedenken, daß Schicksal kein allgemeiner Begriff, sondern etwas ist, dessen Gewicht je nach dem Seelenvermögen dessen empfunden wird, den es betrifft. Um die Blume zu zerschlagen, bedarf es freilich nicht des Orkans, der den Baum umreißt; aber die schwächere Unheilsmacht ist ebenso verderblich für jene, wie die stärkere für diesen, und die Vernichtung fühlt die Blume so gut wie der Baum.

Der Abend war gekommen, die Beurlaubten kehrten zurück, einer nach dem andern. Auf dem langen Flur, der an der Zimmerreihe entlang lief, ging Georg von Drebkau auf und ab. Kam der Hamster noch immer nicht? Oder war er schon gekommen und hatte er ihn bei dem trüben Lampenlicht im Flur übersehen? Undenkbar, der Hamster würde sich doch auch seinerseits nach ihm umgesehen haben. Die Stunde, wo zum Schlafsaal hinaufgegangen wurde, stand unmittelbar bevor.

„Ist Carstein noch nicht wiedergekommen?“ fragte er, da er seine Ungeduld nicht mehr zu bezwingen vermochte, einen Cadetten, den er aus des Hamsters Stube heraus treten sah.

„Carstein? Ist ja seit einer halben Stunde wieder da,“ lautete die Antwort.

Dem Jungen versagte beinahe der Herzschlag. Seit einer halben Stunde wieder zurück — und hatte ihn nicht aufgesucht? Was hatte das zu bedeuten? Daß er sein Versprechen vergessen hatte? Daran war natürlich nicht zu denken. Also was konnte es bedeuten? Was anders, als daß die Mutter nicht gewollt hatte? Und jetzt getraute der Hamster sich nicht, ihm das zu sagen. Ob er einmal zu ihm hineingehen, sich von ihm Gewißheit holen sollte? Nur das nicht! Wenn der Hamster nicht von selber kam, würde er ihn gewiß nicht fragen. Die stolze, scheue Seele in dem Knaben bebte vor dem Gedanken an eine Aufdringlichkeit zurück, als wenn man ihm zugemuthet hätte, mit bloßen Fingern glühendes Eisen zu berühren. Lautlos, mit einem dumpfen Brausen in den Ohren und einem Gefühl im Herzen, das ihn beinahe zerknickte, wandte er sich ab. Das Signal ertönte, auf welches hin die Stubengenossenschaften zusammenzutreten hatten, um in geschlossenem Marsche auf den Schlafsaal hinauf geführt zu werden. Mechanisch stellte er sich in Reih und Glied, machte die Wendungen, die ihn das Commandowort des Stubenältesten machen hieß, und setzte sich mit den Anderen in Bewegung. Und ebenso mechanisch, fast ohne zu wissen, was er that, legte er auf dem Schlafsaal droben die Kleider ab und streckte sich auf das harte Bett. Ein wüstes, kaltes, ödes Gefühl erdrückte ihm alle Fähigkeit zum Denken. All' die freudige Aufregung, die diese ganze Woche lang in ihm gelodert hatte, erlosch wie ein qualmender Lichtstumpf, und das Bewußtsein, daß kein Mensch, kein Mensch etwas von ihm wissen wollte, lagerte sich wie eine zermalmende Last in der Seele des unglücklichen Kindes.

Der Schlafsaal war ein weitläuftiger, viereckiger Raum, an dessen Seiten die Betten der Knaben aufgestellt waren, eines neben dem anderen, durch Holzverschläge von einander getrennt. Quer durch den Raum hin stand der lange, mit Zinkblech beschlagene Waschtisch, an dem des Morgens die allgemeine Abwaschung stattfand. Ueber dem Waschtische hingen die wenigen Lampen, die den geräumigen Saal mit dämmerndem Licht erfüllten.

Vom Augenblick an, da der Schlafsaal betreten wurde, hatte jeder Lärm zu verstummen; die Hausordnung verbot jedes lautere Wort, jede Unterhaltung überhaupt. Ein Jeder hatte sich schweigend niederzulegen und schlafend auszuharren, bis ihn am nächsten Morgen der Commandoruf „Aufstehen!" zu neuer Thätigkeit erweckte. Wer nicht schlief, der hatte alsdann Gelegenheit, die tiefe, nur vom verschiedenartigen Geräusch des Schlummers durchtönte Stille zu belauschen.

Und einer, der heute, gegen all' seine sonstige Gewohnheit, keinen Schlaf fand, war Hans von Carstein, der Hamster. Der Gedanke an seinen Freund, dem er die Einladung seiner Mutter zu überbringen versprochen hatte und nicht überbracht hatte, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Was mochte in dessen Seele heute Abend vorgegangen sein? Was mußte er von ihm denken?

Der dröhnende Schlag der großen Anstaltsuhr hatte schon vor geraumer Zeit Mitternacht verkündet; die Officiere, die ebenfalls, in besonderen, durch spanische Wände von dem allgemeinen Raum abgesonderten Verschlägen, auf dem Saale schliefen, waren sämmtlich erschienen und in ihren Kojen ver-

schwunden. Der Hamster hatte sie vorübergehen sehen, einen nach dem anderen. Ein Ertapptwerden war nicht mehr zu befürchten. Nun duldete es ihn nicht länger.

Unhörbar glitt er von seinem Lager und über die Breite des Schlafsaales, dahin, wo, wie er wußte, das Bett Georg von Drebkau's stand.

Daß auch dieser nicht schlafen würde, hatte er sich wohl gedacht. Und es war so; ja es sah so aus, als hätte er erwartet, daß der Andere noch kommen würde; denn wachend, die Arme unter dem Kopfe verschränkt, lag er in seinem schmalen Bett, die dunklen, großen Augen mit starrem, trostlosem Blick in das dämmrige Licht des Raumes gerichtet. Als er den Hamster erscheinen sah, veränderte er seine Haltung nicht, rührte sich überhaupt nicht, nur die Augen schloß er einmal langsam und öffnete sie dann wieder, und das sah aus, als hätte er sagen wollen: „ich weiß ja Alles und hatte es mir gedacht." Auf den Schemel zu Häupten des Bettes, auf dem die Knaben ihre Kleidung niederlegten, hockte sich der Hamster, so daß er neben dem Gesichte Georg von Drebkau's saß, dann beugte er sich zu dessen Ohr.

„Ich habe ja noch heute Abend zu Dir kommen wollen," wisperte er kaum vernehmbar, „aber ich habe nicht gewußt, wie ich's Dir sagen sollte." Er unterbrach sich, er schien auch jetzt noch nicht zu wissen, wie er seinem armen Freunde die böse Nachricht beibringen sollte. „Es war so merkwürdig," fuhr er dann fort, „ich werde aus meiner Alten selber gar nicht klug. Ich habe ihr Alles ganz genau gesagt, und erst hat sie auch gesagt, sie wollte, daß Du kommen solltest, und dann mit einem Mal wieder hat sie gesagt, nein, sie wollte nicht." Er unterbrach sich abermals, er beugte sich noch tiefer, als vorher, als wenn er den vor ihm Liegenden umarmen wollte, er sah etwas, was er noch nie gesehen hatte: Georg von Drebkau weinte. Die starren Augen, die bisher bei allem Leid, das er auszustehen gehabt hatte, trocken geblieben waren, wurden feucht, füllten sich, und wie stumme Zeugen allzubitteren Wehs rollten zwei dicke, schwere Thränen über die schmalen Wangen des schönen Gesichts.

Ganz benommen blickte der Hamster darauf hin. Wenn er sonst Jungen weinen sah, hatte er gesehen, wie sie den Mund aufrissen und das Gesicht verzogen — dieser Mund blieb fest geschlossen, die Züge des Gesichtes da verzerrten und verzogen sich nicht. Wie ein Wachslicht, das unter dem Feuer schmilzt und an dem die Tropfen herunter laufen, so sah der Knabe in seinem lautlosen Weinen aus, und obschon der Hamster gerade keine Begabung zu dichterischen Bildern besaß, kam ihm doch eine Empfindung, als schmölze und verginge da etwas unter einer Qual, die es nicht mehr zu ertragen vermochte.

„Weine doch nicht," fing er nach einiger Zeit wieder an, „weine doch nicht so." Aber sein Trostwort war leer; und wenn er selbst es empfand, so fühlte es der Andere noch stärker. Mit einer plötzlichen, verzweifelten Bewegung warf er den Körper im Bette herum, so daß er mit dem Gesicht auf das Kopfkissen zu liegen kam, und nun schluchzte er in das Kopfkissen, immer lautlos, ohne einen Ton von sich zu geben, wie vorher, aber so heftig, daß der Hamster seinen Körper unter der Bettdecke auf- und niederfliegen sah.

Noch ein ganzes Weilchen saß der Hamster auf seinem Fleck und wartete, ob der Sturm sich legen, ob der Andere sich wieder herumdrehen und seinem Zuspruche zugänglich werden würde. Aber er wartete vergebens. Und da ihm außerdem wohl bekannt war, daß nächtliche Besuche solcher Art durchaus unerlaubt waren und, wenn sie entdeckt wurden, Strafe mit sich brachten, so entschloß er sich endlich, seinen unnützen und zugleich gefährlichen Posten aufzugeben, und huschte zu seiner Lagerstatt zurück.

Am nächsten Tage mußte erzählt und erklärt werden, und das war ein saures Stück Arbeit für den Hamster. Erst nachdem er längere Zeit stumm neben dem Anderen hergegangen war, vermochte er nothdürftig anzufangen, aber auch dann kam die Erzählung nur mühsam, stoßweise, als wenn er sie Stück für Stück aus seiner Erinnerung losbrechen müßte, heraus. Es war auch wirklich sonderbar, was er da zu Hause mit seiner Mutter erlebt hatte, und das Schlimmste war, daß er gar nicht Alles wiedergeben durfte, was sie bei der Gelegenheit gesagt hatte.

Anfänglich, als er ihr, ganz Feuer und Flamme, erzählt hatte, daß er einen Freund gefunden, war auch die Mutter ganz Feuer und Flamme geworden. „Na, Junge, sieh mal an! Wie hat sich denn das gemacht?"

Der Wahrheit gemäß hatte er ihr darauf den ganzen Hergang erzählt, von dem Augenblick an, wo er Georg von Trebkau vor dem Getauchtwerden beschützt hatte, bis zu der Mus- und Buttersemmel und dem mathematischen Extemporale, das er von seinem Freunde abgeschrieben hatte.

Da hatte sie, als sie das hörte, „riesig" gelacht; „denn weißt Du, meine Alte kann kolossal ulkig sein," hatte ihm mit allen fünf Fingern ins Haar gegriffen, seinen Kopf geschüttelt und gesagt: „Na, hör' mal, Hamster" — denn daß ihr Junge mit Spitznamen so hieß, war ihr natürlich bekannt — „solch einen Freund, den kannst Du aber brauchen. Den hat Dir wahrhaftig Gott beschert!"

Na — und als er nun gefragt hatte, ob er seinen Freund, der Niemanden hätte, zu dem er auf Urlaub gehen könnte, zu ihr mitbringen dürfte, hatte sie „aber natürlich doch," gesagt! „Daß er hier keinen Schnepfenbraten und Schnepfendreck zu essen kriegt, das hast Du ihm doch hoffentlich gesagt?"

Ja gewiß, das hatte er seinem Freunde gesagt, und darauf hatte der gemeint, daß es ihm darauf ja ganz und gar nicht ankäme. Und alsdann hatte sie sich auf die Chaiselongue gelegt, auf der sie Nachmittags immer ein Weilchen zu liegen pflegte, und hatte noch vor dem Eindrusseln gesagt: „Na, dann ist also Alles abgemacht, und von nächstem Sonntag an bring' Du Deinen Freund nur mit."

Und somit war ja nun Alles abgemacht gewesen und Alles gut, so gut, daß der Hamster in der Freude seines Herzens, weil er gerade zu Füßen des Ruhebettes saß, auf dem die Mutter lag, ihre wunderhübschen, kleinen Füße, die in ganz abgetragenen, alten Sammetpantoffeln steckten, in die Hände genommen und geküßt und „ach Mammi, Du bist gut", gesagt hatte, „Du bist wirklich gut!"

Nachher aber war sie wieder aufgestanden und dann — es ging schon auf den Abend — hatte sie mit einem Mal ganz von selbst zu lachen angefangen und gemeint: „Na, wir sind aber wirklich gut — ich nicht minder als Du — bei alledem weiß ich noch nicht einmal, wie Dein neuer Freund nun eigentlich heißt?"

„Hab' ich denn wirklich vergessen," hatte der Hamster darauf erwidert, „Dir das zu sagen? Na, er heißt Drebkau, Georg von Drebkau."

Und wie er das kaum 'raus gehabt hatte, da war die Geschichte gekommen, das heißt, da war seine Alte mit einem Mal rein anders, rein wie umgewandelt gewesen. „Bumsstill" war sie mit einem Mal geworden, und kein Gedanke mehr an Lachen, sondern im Gegentheil, als wenn sie mitten in Eiswasser drin gestanden hätte, bis an den Hals, solch ein Gesicht hatte sie gemacht.

„Dreb-kau?" hatte sie gesagt; „was ist denn sein Vater? Officier?" Ja, allerdings war sein Vater Officier, ein sehr hoher sogar.

„Beim Generalstab?" Ja — beim Generalstab; das wußte der Hamster für gewiß.

„Am Rhein in Garnison?" Das hatte der Hamster nicht genau anzugeben vermocht, aber er glaubte, so etwas gehört zu haben.

„Aber beim Generalstab? das ist gewiß?" Das war gewiß. Und darauf hatte sie mit einem Male den Kopf geschüttelt und gesagt: „Nein! dann geht's nicht! dann bringst Du mir den nicht ins Haus!"

Und als der Hamster ganz verblüfft „aber — Mammi" — angefangen hatte, war sie durchs ganze Zimmer gelaufen, „rein, als wenn sie rappelig geworden wäre" und hatte noch einmal „Nein! Nein! Nein!" geschrieen.

Darauf hatte dann der Hamster nichts mehr zu sagen gewußt, hatte es auch gar nicht erst unternommen, noch irgend etwas zu sagen. „Denn das kenne ich. Für gewöhnlich ist meine Alte gut, sehr gut sogar, aber dazwischen hat sie Anfälle, da geht sie rein aus dem Häuschen. Da ist nichts mit ihr anzufangen, aber auch gar nichts, da muß man einfach still sein und sie machen lassen."

Und als der Hamster dies gesagt hatte, verstummte er und wurde wieder bis über beide Ohren roth. Denn nun kam noch Etwas, was die Mutter gesagt hatte, und das durfte er seinem Freunde nicht wiedersagen. Unter keiner Bedingung.

„Solch ein Judenbengel soll mir nicht ins Haus," hatte sie gesagt.

Beinah einen Familienconflict zwischen Mutter und Sohn hatte es gegeben, und davon durfte der Hamster dem Anderen auch wieder nichts erzählen. Nur weil er mit seinem Gelde prahlen wollte, so hatte die Mutter behauptet, hätte jener dem Hamster die Semmel mit Butter und Mus schmieren lassen. Darauf hatte der Hamster äußerst energisch widersprochen, und darauf wieder war sie immer leidenschaftlicher geworden.

„Hätte ich gewußt, daß Du mit dem Freundschaft machen wolltest, hätt' ich's Dir überhaupt gar nicht erlaubt. Verboten hätt' ich's Dir. Es paßt mir nicht, daß Du mit so einem gehst! Du bist ein armer Junge, und es

paßt mir nicht, daß Du Dich an solch einen reichen, hochnäsigen Bengel hängst!“

Das hatte dann wieder den Hamster fürchterlich verschnupft, und er hatte nachdrücklichst erklärt, daß davon, daß er sich an Georg von Trebkau gehängt haben sollte, keine Rede sei, und daß, wenn seine Mutter das behauptete, das nur ein Zeichen wäre, daß sie nicht aufgepaßt hätte, als er ihr erzählte, wie er mit jenem zusammengekommen sei.

Und so hatte ein Wort das andere gegeben, und schließlich hatte die Mutter, indem sie immer wieder auf das zurückkam, was sie gesagt hatte, nochmals erklärt, daß ihr die Freundschaft des Hamsters mit dem Anderen nicht passe, „denn Du bist ein armer Junge, aber Dein Vater war ein braver, anständiger Mann, und die Mutter von dem war ein Judenschickſel, und sein Vater ist ein“ — und nun hatte der Hamster nicht mehr genau verstanden, denn bei diesen Worten hatte die Mutter angefangen zu weinen. Aber es war ihm, als hätte er verstanden: „sein Vater ist ein schlechter Kerl.“

Und indem sie das sagte, war sie aus dem Zimmer gegangen, „eigentlich schon mehr gelaufen“, und hatte die Thür hinter sich zugeworfen, war auch nicht wieder gekommen, sondern hatte den Hamster sich selbst überlassen, so daß dieser, einsam am Tische sitzend, die Klappstullen, die sie ihm zurecht gemacht hatte, schweigend für sich verzehren mußte. Und alsdann, weil die Zeit heranrückte, da er in der Anstalt sein mußte, war er aufgestanden und davongegangen. Und so war ihm etwas begegnet, was ihm noch nie geschehen war, daß er ohne Abschiedskuß von seiner Mammi davongegangen war. Und als er im Cadettencorps ankam, merkte er, daß er eine halbe Stunde früher zurückgekommen war, als er zu kommen nöthig gehabt hätte. Das war ihm auch noch nie begegnet und gereichte ihm ebenfalls zu herbem Kummer.

Und so war aus dem Tage, auf den er sich so gefreut hatte, nichts geworden, als Enttäuschung und Verdruß. Darum hatte er sich, als er in die Anstalt zurückgekehrt war, still auf seine Stube begeben; denn in seinem Kopfe und seinem Herzen war ein solches Durcheinander von Gedanken und Empfindungen, daß es ihm ganz unmöglich gewesen wäre, ruhig und vernünftig mit Georg von Trebkau zu sprechen und ihm Dinge zu erklären, die er sich selbst nicht zu erklären vermochte. Als er aber dann in der Nacht aufgestanden war und den schönen, traurigen Jungen vor sich hatte liegen und lautlos in die Nacht hinaus weinen sehen, ohne daß sich die Züge des edlen Gesichts verzogen und verzerrten, da hatte er gefühlt, daß an dem, was die Mutter gesagt hatte, irgend etwas nicht in Ordnung, daß es nicht gerecht gewesen sei, und da hatte er für sich beschlossen, Allem zum Trotz, und auch wenn es seiner eigenen Mutter nicht paßte, dennoch der Freund von diesem da zu sein und zu bleiben.

Noch lange aber, nachdem der Hamster wieder in seine Behausung zurückgekehrt war, und auch später noch, zu der Stunde, als er sich vom Lager erhob, um zu dem Bette seines Freundes hinüber zu schleichen, bis tief in die Nacht hinein brannte in der stillen Hoditz-Straße, in dem Zimmer, dessen

Thür sich so jählings vor der Nase des Jungen geschlossen hatte, das Licht. Die Thür hatte sich seit seinem Fortgehen noch nicht ein einziges Mal wieder geöffnet, lag noch immer, wie in einer Art von Verbissenheit geschlossen, denn hinter der Thür, in einer engen Stube, an einem schmalen Schreibtische, bei einer dürftigen Petroleumlampe, saß eine Frau, eine leidenschaftlich erregte, die Majorswittwe von Carstein, die Mutter des Hamsters, die in ihrer Erregung völlig vergessen hatte, daß da nebenan ihr Junge auf den Abschiedskuß wartete. Vergessen, weil die Gewalt über sie gekommen war, die es dem Menschen unmöglich macht, Theil zu nehmen an Anderen, eifersüchtige Leidenschaft. Was in der Mutter vorgegangen war, als sie in Thränen ausbrechend, hinausgegangen, „schon mehr gelaufen" war und die Thür hinter sich zugeworfen hatte, das konnte der gute, dicke Junge freilich nicht verstehen, hätte es auch wohl kaum verstanden, wenn es ihm erklärt worden wäre. Denn der naive, kindliche Egoismus läßt dem Kinde das Schicksal der Mutter und alle ihre Interessen als untrennbar von seinen eigenen erscheinen. Daß die Mutter daneben auch noch für sich, als Mensch, als Frau, fühlen und denken könne, das wird einem in gesunden Familienverhältnissen aufgewachsenen Kinde niemals einleuchten.

Eine solche Stunde aber war für die Frau gekommen, eine Stunde des Erinnerns, der Erinnerung an vergangene Zeit, eine Zeit, als es noch keinen Hamster, auch noch nicht einmal den Vater des Hamsters, den Hauptmann, späteren Major von Carstein, in ihrem Leben gegeben hatte, sondern einen Anderen, und nur diesen allein, den Mann, dessen Namen sie da eben von den ahnungslosen Lippen vernommen hatte, der sich genannt hatte, wie jetzt sein Sohn sich nannte, Georg von Drebkau.

Fünfzehn Jahre Ruhe waren mit einem Schlage vernichtet, fünfzehn Jahre resignirten Vergessenwollens durch das plötzliche, unvermuthete, unerwartete Wiederaufklingen des Namens in leidenschaftliches, qualvolles, wüthendes Erinnern verwandelt.

Unter Thränen war die Erinnerung wieder hervorgebrochen, und jetzt, in dem verschlossenen Zimmer, an dem schmalen Schreibtisch, bei der dürftigen Lampe, arbeitete sie in den Händen der Frau fort, in den fliegenden Händen, die mit zitternder Hast Schubfach auf Schubfach des Schreibtisches aufzogen und Papiere daraus hervorrissen, in Paketen zusammengebunden, mit vergilbten, vertrockneten, vermorschten Blumen durchsteckt, Briefe, Briefe und Briefe!

Briefe, die sie seiner Zeit von dem schönen, glänzenden Officier erhalten hatte, dem Georg von Drebkau, dem inbrünstig geliebten, ersehnten, treulosen Mann, dem „schlechten Kerl", die sie hundertmal hatte vernichten, ihm hatte zurückschicken wollen, als sie später den „braven, anständigen" Hauptmann von Carstein geheirathet hatte, und die sie doch nicht vernichtet, doch nicht zurückgeschickt hatte, weil sie sich davon nicht trennen konnte. Nicht konnte!

Und nun lagen sie da vor ihr, all' die Schriftstücke, mit seiner Handschrift bedeckt, seiner klaren, siegreichen und siegesgewissen Handschrift — ja freilich, der hatte immer ganz genau gewußt, wo er hinaus, was er erreichen und erringen wollte, der Streber — lagen vor ihr, wie Steine, die man auf ein

Grab wälzt, wie erloschene Augen. Unter den Steinen aber zuckte es, ein Mensch lag darunter begraben, das war sie selbst; ein Herz, das war ihr Herz; und dieses Herz, das fünfzehn Jahre lang im Vergessenwollen gelegen hatte, war jählings wieder aufgewacht. Die erloschenen Augen bekamen wieder Licht, sahen sie an, und aus ihnen sah die alte Zeit sie wieder an, die hundert Mal verwünschte, hunderttausend Mal zurückgewünschte, thörichte, dumme, selige, reiche Zeit, die mit trügerischen, lügnerischen Hoffnungen gefüllt, doch besser gewesen war als die spätere, vernünftige, mit Wahrheit und Wirklichkeit bis zum Ekel vollgepfropfte Zeit, die Zeit, als sie noch nicht Frau Hauptmann von Carstein, sondern noch Käthe gewesen war, die Tochter des alten Obersten a. D., von Pehle, Käthe von Pehle, sonst weiter nichts — ja — doch noch etwas: „die schöne Käthe".

Ob es da in den gelb gewordenen Briefbogen geschrieben stand, dieses Wort? Oder lag es, wie die Seele all' dieser Briefe, gleich einem alten, süßen Dufte darüber? So daß es, wie ein längst verklungenes Echo, ihr ans Ohr hämmerte: „schöne Käthe — schöne Käthe". Mit einem Griff hob sie die Lampe auf und trat vor den dürftigen, über dem dürftigen Sopha angebrachten, elliptischen Spiegel und beleuchtete ihr Spiegelbild. Und als ihr aus dem Spiegel nicht Käthe von Pehle mehr, sondern die Wittwe des armen „braven, anständigen" Majors von Carstein entgegensah, setzte sie die Lampe wieder auf den Schreibtisch zurück, mit einem Stoße, daß die Glocke aufhüpfte, und ihre Lippen murmelten etwas, das ihr dicker Junge, der Hamster, wahrscheinlich wieder nicht genau verstanden haben würde, und das so ungefähr wie „alte Närrin — alte Närrin" klang.

Vor dem Schreibtische setzte sie sich nieder; auf die Briefe, die vor ihr ausgestreut lagen, wie auf ein Polster, stützte sie beide Ellbogen auf, in die Hände senkte sie das Haupt, so daß die Finger sich von beiden Seiten in das Haar wirrten und das blonde, schwere, noch kaum von einem grauen Faden durchzogene Haar sich langsam, langsam zu lösen und zu beiden Seiten des Gesichts herabzufließen begann. Und so, von ihrer alten, einstigen Schönheit wie von einem Schleier umwoben, der sie loslöste und trennte von der grauen, wirklichen Gegenwart, saß sie in der einsamen Nacht, Stunden lang, Stunden lang, und die Tage zogen an ihr vorüber, die Monde, die Jahre, die anfänglich so jauchzend gelacht, dann gelächelt, später ernst und schließlich grämlich und finster geblickt hatten, die schönen, bösen, betrügerischen Tage der Jugend, die so Unermeßliches versprochen und so Winziges gegeben, die ihr den blauen Himmel mit all' seiner strahlenden Herrlichkeit vorgespiegelt, und ihr schließlich ein armseliges Kämmerchen gegönnt hatten, in das man sie einführte mit den Worten: „Das ist das Leben", in dem statt aller Beleuchtung eine einsame Kerze brannte, ein elend armseliges Talglicht — Resignation, Resignation.

Die „schöne Käthe" — wäre sie nur daneben, wenn auch nicht gerade die „reiche", doch wenigstens die „wohlhabende" Käthe gewesen! Aber die Tochter eines alten preußischen Obersten a. D., du allmächtiger Gott! Aber wer hatte damals Gedanken für so etwas gehabt?

Damals, als jeder neu erstehende Tag wie ein Strom über sie dahin ging, über ihren jungen, schönen Leib, wie eine Welle des Glücks über ihre junge, freudige Seele. O, die Bäume von Sanssouci, vom Neuen Garten beim Marmorpalais, die Rosenlauben von Charlottenhof, wenn sie hätten sprechen und erzählen können von den Nachmittagsfesten im Sommer, wenn der Hof die Potsdamer Gesellschaft um sich versammelte! Wenn sie hätten als Zeugen auftreten und Antwort geben können auf die Frage, wer war die Schönste? Einstimmig würden sie einen Namen genannt haben: Käthe von Pehle, die schöne Käthe. Kostbarere Kleiderstoffe umrauschten ja so manche der schönen Frauengestalten, die an solchen Nachmittagen wie wandelnde Blumen in den Baumgängen sich bewegten, kostbarere Sonnenschirme wiegten sich über manchem Haupt, Brillantbrochen funkelten bei Anderen da, wo bei Käthe von Pehle nur eine frisch gebrochene Rose über dem jungen Busen lachte; aber was fragten die jungen Officiere nach den reicheren oder weniger reichen Kleidern, wenn sie auf die Glieder blickten, die sich in den Kleidern bargen. Gerade weil ihr Kleid so viel einfacher war, ließ es sich ja um so viel leichter aufnehmen und schürzen, wenn sie beim Zecklaufen oder bei anderen ländlichen Spielen über den Rasen am Neuen Palais oder im Park von Babelsberg dahin flog, mit flatternden Locken, auf reizenden Füßen, die Potsdamer Atalante, wie einer dieser jungen Officiere, der glänzendste von allen, sie genannt hatte, der, dem seiner körperlichen Vorzüge und geistigen Ueberlegenheit wegen eine besondere Carrière prophezeit wurde, der Oberleutnant, oder wie es damals noch hieß, Premierlieutenant der Garde-Kavallerie, Georg von Drebkau. Wo ein Fest gefeiert wurde, da war Käthe von Pehle; wo Käthe von Pehle war, da war der Leutnant von Drebkau; und wenn bei Tänzen, Lauf- und Fangspielen die schöne Käthe als das „schneidigste“ der jungen Mädchen Allen voran und voraus war, so war Georg von Drebkau als der „schneidigste“ von all' den jungen Officieren neben ihr und hinter ihr drein.

O, die Stunde und der Tag, als ihr zum ersten Male das Bewußtsein aufging, daß sie es war, auf welche dieser Abgott aller Potsdamer jungen Mädchen die Augen gelenkt hatte! Und nicht die Augen nur, sondern auch die Gedanken, diese allen seinen Kameraden so überlegenen Gedanken. Denn nicht allein, daß er ein flotter Tänzer, ein prachtvoller Reiter war, er war auch „kolossal gebildet und bedeutend“. Das Abiturientenexamen hatte er gemacht und sogar ein Jahr noch studirt, bevor er Soldat wurde. Und dieser Held, dem die glänzende Zukunft geradezu wie mit Goldbuchstaben auf die Stirn geschrieben stand, wandte sich ihr zu! Denn daß er es that, das merkten an den äußerlichen Zeichen, an denen man so etwas merkt, eben Alle; sie aber fühlte es, in ihrem jungen, wie mit heißen Lippen aufjubelnden Herzen fühlte sie das. Und in ihrem jungen, einfältigen Herzen stand als Antwort etwas auf, das wie mit sehnenden Armen zu dem Mann hinüberlangte, eine mächtige, ihr ganzes Wesen dahin nehmende Liebe, eine Liebe, der sie sich hingab, so völlig und ohne Rücksicht, wie es der Mensch eben thut, so lange er jung und thöricht im Kopf und weise im Herzen ist, so lange er die dumme, enge, gemeine Klugheit noch nicht gelernt hat, die das Leben später einen Jeden lehrt.

Die enge Potsdamer Schnürbrust, die das schwellende, junge Herz umschloß, wie sie weit wurde unter dem gährenden Drange des Frühlings, der da drinnen aufstürmte! Der beschränkte Potsdamer Gesichtskreis, wie er sich zum großen Horizonte auswuchs, wenn ihre Gedanken ihr eine Zukunft an der Seite des Mannes vorphantasirten, dessen Zukunft sicherlich nicht an den Exercierplatz auf dem „Bornstedter Feld", im „Lustgarten" und „Langen Stall" gebunden bleiben würde. Denn einige Monate nach diesem ersten sommerlichen Bekanntwerden trat ja bereits die erste, verheißungsvolle Wandlung in seinem Leben ein: er wurde nach Berlin zur Kriegsakademie commandirt. Mitten unter Festen der Gesellschaft, während er seinem Dienste pünktlich nachging, hatte er Zeit gefunden, sich zu dem Examen vorzubereiten, das als Vorbedingung zur Aufnahme in die Akademie abgelegt werden mußte. Glänzend hatte er es bestanden. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch ganz Potsdam. Niemand hatte bezweifelt, daß es so und nicht anders ausfallen würde, und dennoch, als die Bestätigung kam, war Alles helles, lichtes Erstaunen, denn Niemand hätte zu sagen gewußt, wann er eigentlich gearbeitet hatte. Aber er setzte eben durch, was er sich vorgenommen hatte, dieser „bedeutende Mann", wie die Freunde und Käthe von Pehle, dieser „Streber", wie Feinde und Neider und jetzt die Majorswittwe Käthe von Carstein, geborene von Pehle, sagten.

Er hatte es durchgesetzt, er ging nach Berlin, und als er mit gemessenen Worten und heißen Augen von ihr Abschied nahm, sah dieser Abschied wie ein Versprechen aus, das über die augenblicklich bevorstehende Trennung hinweg auf eine Zeit hinüber deutete, wo Wiederfinden sein und aus dem Wiederfinden Zusammenbleiben und dauernde Vereinigung werden würde.

Und aus dieser, für liebende Menschen so schmerzlich-süßen Zeit der Trennung stammten nun die Briefe her, die jetzt wie verwelkte Blätter, wie Schuttbrocken eines Palastes vor der einsamen Frau lagen. Nicht der Herbst hatte diese Blätter im gemächlichen Schicksalsgange der Zeit vergilben lassen – der Frost hatte sie verbrannt; der Palast, der da in Trümmern vor ihr lag, war nie unter Dach gekommen, war eingestürzt, ehe er fertig war. Täuschung und Enttäuschung — das war es, was aus diesen Blättern wie mit dumpfer, klagender, beinahe heulender Stimme ihr entgegentönte, was ihre Hände mit krallenden Fingern ins Haar greifen ließ und die Thränen vergiftete, die auf die Blätter fielen. So viel ersehnt, erwartet, erhofft — und nichts daraus geworden! Nicht das Mindeste! Nichts!

Wie der Mann zu schreiben gewußt hatte! Wie diese ersten Briefe klangen, die ihr damals von Berlin zugegangen waren! Noch heute, indem sie die längst verhallten Worte wieder las, war es ihr, als käme der Rausch über sie daher gefahren, so daß ihr alt gewordenes, vergrämtes, verbittertes Herz zu zittern begann, als könnte es den Ueberschwall des Glücks nicht mehr ertragen. Und nach den ersten Briefen die folgenden, alle wie jene, funkelnd von Geist, sprühend von Leben und athmend von Sehnsucht und Liebe, wie Küsse, unter denen man wie unter Blumenduft erstickt.

Dann aber, noch kaum mit Gedanken begriffen, nur wie eine Ahnung kommenden Unheils mit zagendem Gefühl empfunden, das erste Anzeichen, daß etwas sich vorbereitete, etwas Böses: die erste längere Pause im Schreiben. Gleichzeitig damit ein anderer Ton in den Briefen, ein Ton, der an das Flügelschlagen eines flügelgelähmten Vogels erinnerte, ein Versuchen, sich zu der einstigen Wärme und Lebendigkeit wieder aufzuschwingen, ein Versuchen und Nichtmehrkönnen, ein Erkalten, ein Erlahmen und Dahinsinken von einem zum anderen Mal. Dazu die Briefe immer kürzer, die Pausen immer länger.

Und nun wie das halb verblaßte Bild eines bösen Traumes, der uns einstmals gequält hat, stieg die Erinnerung an die Zeit wieder auf, die schlimme Zeit, als sie das alles zu bemerken, als sie zu fühlen begonnen hatte, daß sich ein Wolkenschatten vor die Sonne in ihrem Herzen schob, als sich der Wolkenschatten zum Gewölk ballte, zu der Ahnung, daß in ihrem Leben etwas anders kommen könnte, als sie geglaubt hatte, als die Ahnung zum Bewußtsein, das Bewußtsein zur Gewißheit wurde, daß Alles anders, daß statt Freuden und Glückseligkeit Kummer und Verzweiflung kommen würde. Der schreckliche Augenblick alsdann, als die Briefe plötzlich ganz verstummten; der noch schrecklichere, als auch keine Antwort mehr kam, auf ihre angstvollen, flehenden, beinahe bettelnden Briefe keine Antwort mehr. Und dann endlich die furchtbare Kunde, der Donnerschlag, der auf sie herab fiel und ihr Leib und Seele zertrümmern zu wollen schien, die Nachricht: Georg von Drebkau hat sich verlobt!

Noch jetzt, indem sie daran zurückdachte, trieb es die einsame Frau in der nächtlichen Stube vom Sitze empor, daß sie stöhnend, wie eine Rasende, im Zimmer hin und her ging, in das Kleid greifend, als wollte sie es aufreißen, um Luft zu bekommen, Luft.

Verlobt! Und mit wem verlobt? Mit einem reichen Mädchen! Einer Jüdin! Mit der Tochter eines jüdischen Bankiers in Berlin! Daß sie das damals ertragen hatte, daß sie nicht gestorben und zu Grunde daran gegangen war, darüber wunderte sie sich noch heute, wunderte sich — und beklagte es beinahe. Ja, armer, „braver, anständiger“ Hauptmann von Carstein, es muß gesagt sein, beklagte es! So also sah er in Wirklichkeit aus, der strahlende Held, der „schneidige, bedeutende Mann“, der elende Streber, der „schlechte, schlechte Kerl“, der Georg von Drebkau. Für so eine war sie dran gegeben und vertauscht worden, sie, das adlige Mädchen, für die Tochter eines Halsabschneiders, ein jüdisches Schicksel! All die liebende Gluth in ihrem Herzen, ihre herrlichen Glieder, ihr schönes Gesicht und leuchtendes Haar, dahin geworfen wie ein Haufen Kehricht für ein schmutziges Bündel schmutziger, stinkender Bankactien!

O, die Thränen, die sie damals geweint hatte, die schrecklichen, die so schrecklich waren, weil nicht der Schmerz allein sie erpreßte, sondern der wüthende Ekel, der Ekel darüber, daß sie nichts war als ein armes Mädchen. Das hatte er aus ihr gemacht, daß sie, die sich wie eine Königin vorgekommen war, wie eine Göttin, sich an sich selbst ärgerte, an sich selbst verzweifelte, weil alles das, worauf sie bisher stolz gewesen war, ihr zusammen-

schrumpfte zu einem lächerlichen Nichts! So ganz mit Leib und Seele hatte sie sich dem Manne in Gedanken hingegeben, daß sie sich jetzt, da er nichts mehr von ihr wissen wollte, wie geschändet vorkam, wie ein werthloses Stück Waare, das man in den Winkel stellt, irgend wohin, bis daß vielleicht ein anderer Käufer kommt, an den man es losschlägt, verschachert um jeden Preis.

Und ein Anderer war denn auch gekommen; freilich nicht gleich, aber doch nach einiger Zeit, nachdem sich das Schicksal der „schönen Käthe" herum gesprochen hatte; freilich kein Käufer, sondern ein armer, aber „braver, anständiger" Mann, der aus wahrer, wahrhaftiger Liebe kam, der Lehrer an der Potsdamer Kriegsschule, Hauptmann in einem Linienregiment, von Carstein.

Leutnant der Garde-Cavallerie, und Hauptmann von der Linie — der ganze Unterschied zwischen einst und jetzt war in diesen zwei für ein Potsdamer Mädchenohr so bezeichnenden Worten ausgesprochen. So lange der glänzende Falter die Blume umgaukelte, hatte er sich zurückgehalten – „sich nicht heran getraut", wie ihr verbittertes Gemüth es nannte — jetzt, da die Bahn frei geworden war, kam er. Und dieser Vorgang eben, in dem sich der ganze Himmelssturz ihrer Hoffnungen und Träume widerspiegelte, hatte sie anfänglich zu einem wüthenden, widerstrebenden „nein" getrieben. Aber er ließ sich nicht abschrecken. Er liebte das schöne Geschöpf aufrichtig und ernst. Vielleicht war er zu früh gekommen — er würde später wiederkommen. Und er kam wieder. Und er hatte richtig gerechnet. Als er das zweite Mal wiederkam, war die Verzweiflung in ihr kalt geworden, und in der Zwischenzeit war noch etwas hinzugekommen: das öde Angstgefühl vor dem „Sitzenbleiben". Wie viel solcher Töchter verabschiedeter Officiere und Beamten hatte sie da in Potsdam umhergehen sehen, sah sie täglich noch umhergehen, die schön gewesen waren, wie sie selbst, und arm wie sie, die keinen Mann gefunden hatten, sitzen geblieben waren, und jetzt in Altjungferthum verwelkend, wie verkörperte Gallenblasen durch das Leben gingen, den Ihrigen eine Last, und die, weil sie nicht bloß Ballast sein wollten, die Hauswirthschaft an sich rissen und die Ihrigen tyrannisirten.

Wollte sie auch eine solche werden? Nur das nicht! Sollte ihr ganzes Lebensglück fortan auch darin bestehen, daß sie hier und da einmal von einer mitleidigen Seele zum Nachmittagskaffee eingeladen wurde, wo sie als ewiges „junges Mädchen" hinter jeder, wenn auch viel jüngeren, verheiratheten Frau respectvoll zurückzutreten hatte? Wo sie sich mit ihren Schicksalsgenossinnen zusammensetzen und die Jüngeren, Glücklicheren, die sich verlobten, verheiratheten, kritisiren, bespötteln, durchhecheln konnte? Solch ein unglücklich unseliges Wesen, dem die giftige Krankheit, der Neid, zu einem dauernden Zustand, zu einer zweiten Natur geworden war, ohne die es nicht mehr leben konnte? Wollte sie das? Nein. Alles, nur das nicht! Darum, als der Hauptmann von der Linie zum zweiten Male kam, biß sie die Zähne zusammen und sagte „ja".

Sehr laut mochte das „Ja", das hinter zusammengebissenen Zähnen heraus kam, nicht gerade gewesen sein, und mit freudigen Gefühlen wurde sie gewiß nicht Frau Hauptmann von Carstein. Aber nachdem sie es geworden

war und nachdem sie erkannt hatte, daß er wirklich ein „braver, anständiger“ Mann war, wurde auch sie ihm eine brave Frau. Denn wenn sie von dem alten preußischen Oberst a. D., ihrem Vater, auch kein Geld geerbt hatte, so hatte sie doch etwas Anderes von ihm überkommen, ein kerniges, trotziges, nicht wankendes Pflichtgefühl.

Darum, als sie dem von Carstein vor dem Altar die Hand reichte, hatte sie im Geiste die Augen zugedrückt, die bis dahin immer noch dahin geschielt hatten, wo der Andere seinen glänzenden Strebergang verfolgte. „Von nun an ist der p. von Drebkau nicht mehr vorhanden“: das war der stumme Treuschwur gewesen, den sie im Innern dem „lauten und deutlichen“ Ja hinzufügte, das der Geistliche von ihr verlangt hatte.

Und dies war nun das Leben, das das Schicksal der „schönen Käthe“ zugedacht und bereitet hatte, das pflichttreue, arme, einförmige Leben, in das von Zeit zu Zeit, wie der Glanz aus einer anderen Welt, Nachrichten kamen von einem neuen Avancement, einer neuen Ordensverleihung, einer neuen Glücksstufe, die der Andere, der Streber, der p. von Drebkau erlangt und „ergattert“ hatte.

Nicht, daß sie um solche Nachrichten sich bemüht hätte.

Aber Zeitungen kommen schließlich in jedes Haus, und als echtes Potsdamer Soldatenkind verschlang sie alle Nachrichten über die Armee wie Angelegenheiten, die sie persönlich angingen.

Für ihre Liebe war er nicht mehr vorhanden, wohl aber noch für ihren Haß und dazu, daß sie mit eifersüchtiger Wuth seine Laufbahn mit der ihrigen, das heißt mit der ihres Mannes verglich, mit der sie doch nun verheirathet, von der sie ein Bestandtheil geworden war. Und freilich, der Vergleich war nicht dazu angethan, ihre aufgestachelte Seele zu beruhigen und ihr Frieden und vergebende Empfindungen einzuflößen. Wiedergesehen hatte sie ihn niemals, daß er aber gleich nach erledigter Kriegsakademie in den Generalstab versetzt worden war, das hatte sie erfahren. Daß ihm nun der Weg geöffnet war, ein „großes Thier“ zu werden, das wußte sie, und daß er alsdann wirklich ein „großes Thier“ wurde, das erfuhr sie. Schritt nach Schritt und Schlag auf Schlag erfuhr sie es aus den Zeitungen, die sie jedes Mal, so oft sie es las, zu einer formlosen Masse zusammengeknüllt, in die Stubenecke feuerte, die sie dann jedes Mal noch ein Mal hervorholte, glättete, noch ein Mal durchlas und dann endgültig zerriß. Da ging er, dieser Mensch seinen Siegergang — und hier ging ihr „braver, anständiger“ Carstein seinen Schneckenschritt, seine „Ochsentour“, wie der Ausdruck dafür in ihren Kreisen lautete, voller Mühsal, Treue und Pflichterfüllung an jedem Tage, ohne Orden, ohne Auszeichnung, immer langsam dem Vordermanne nach, während jener in Sprüngen über so und so viel Köpfe hinwegsetzte.

Soviel Glück und Reichthum und Glanz auf der einen, so viel Armuth, Entbehrung, Lichtlosigkeit und Unbedanktheit auf der anderen Seite! O Leben! O Schicksal! O, arme schöne Käthe, in deren einst so leuchtende Stirn sich die Spuren des bitteren Lebens eingruben, die Falten, die bösen, tiefen Falten.

Und so wurde sie nun vom Leben an die große Pforte geführt, die das Dasein des Weibes in zwei Hälften trennt, in die es, wenn auch vermählt, doch gewissermaßen noch als Mädchen eintritt, und aus der es sodann, des Blumenkranzes endgültig entledigt, der die Jungfrau überduftete, mit dem schweren Schmuckgürtel der Frau, der Mutterschaft, umkleidet, wieder hervorgeht. Käthe von Carstein wurde Mutter, Mutter eines kleinen, dicken, runden Jungen.

Die Gestalt hatte er vom Vater, der nicht, wie jener von der Garde-Cavallerie, schlank und hoch aufgeschossen, sondern untersetzt und eher klein als groß war. Auch nachdem sich bei dem kleinen, beinahe unförmlichen Geschöpf das Gesicht zu entwickeln angefangen hatte, wurde die Aehnlichkeit mit dem Vater unverkennbar: dieselben, etwas puffigen Backen, der kleine, beinahe spitze Mund dazwischen, die gleichen, etwas geschlitzten, kleinen Augen. Kein Wunder an Schönheit, eher das Gegentheil; aber in den Augen die ganze, gute, ehrliche, treue Seele des Mannes; der ganze, kleine, unscheinbare Kerl, wie in ein Prachtgewand, in die zärtliche Liebe des Vaters gewickelt, der sich wie unsinnig vor Freude zeigte, und schließlich und vor Allem ihr Kind, ihr unter Schmerzen geborenes Kind.

Uebermäßig kostbar waren die Geschenke ja nicht, die der Gatte ihr im Ueberschwang seiner Empfindungen auf das Kindbett legte, aber sie wußte, daß er nicht mehr geben konnte. Jede der bescheidenen Gaben war wie eine streichelnde, bittende Hand: „ich möchte ja so gern mehr geben, aber ich kann nicht — sei zufrieden."

Und sie war zufrieden. Sie wußte, wie es mit seinen und ihren Vermögensverhältnissen stand, und daß Alles, was ihr hier dargebracht wurde, losgerungen war mit Mühe und Noth von dem dürftigen Gehalt. Thöricht war sie wohl gewesen, aber nie albern und nicht einen Augenblick schlecht oder gemein. Die Thränen, die ihr flossen, als sie den Mann umarmte, der an der Seite ihres Bettes kniete, als sie lange, still und stumm in das schon etwas spärliche Haar hinein weinte, das seinen großen, runden, ehrlichen Kopf bedeckte, waren freilich keine Thränen der Glückseligkeit, aber es waren doch bessere, als jene, die sie geweint hatte, als sie hörte, „Georg von Trebkau hat sich verlobt".

So wie sie dem Hauptmann von Carstein eine pflichttreue Frau geworden war, so wurde sie nun auch dem kleinen Carstein, ihrem Hans, dem Hamsterchen, eine brave Mutter. Und eine liebevolle Mutter blieb sie ihm auch, als und obschon sie bemerkte, daß die geheime Hoffnung, die sie im verborgensten Winkel ihres Herzens genährt hatte und die, ohne daß der Junge es ahnte, mit ihm emporwuchs, nicht in Erfüllung gehen wollte, gar nicht. Denn es war in ihr ein geheimes, beinahe gespanntes Erwarten gewesen, ob sich der Kleine nicht vielleicht zu etwas Besonderem, Glänzendem entwickeln würde. Worauf sich diese Erwartung eigentlich gründete? — Vielleicht nur auf ihren verlangenden Wunsch, nur auf die halb verblichene Erinnerung, daß einmal etwas Leuchtendes und die Anwartschaft auf künftigen Glanz in ihrem Leben gewesen war.

Von dem Allen aber, wie gesagt, erfüllte sich nichts. Der kleine, dicke Hans wurde weder körperlich noch geistig ein Licht, sondern ein regelrechtes Menschenexemplar vom mittleren Durchschnitt. Hinsichtlich der geistigen Begabung eher noch darunter, als darüber.

Das einzige Gegengeschenk, das er der Mutter zu bringen hatte, war die zärtliche Liebe, mit der er an seiner „Mammi“ hing. Und diese Liebe verdoppelte sich, als er später nicht Mutter und Vater mehr, sondern nur noch die Mutter besaß, als der Hauptmann von Carstein, nachdem er eben Major geworden war und als er mit dem Regiment ins Feld rücken sollte, sich am Typhus niederlegte und starb.

Das war der äußerste Faustschlag gewesen, den das bösartige Schicksal nach dem Haupte der armen Frau führte, an dem sie merkte, daß es für sie wirklich kein Glück und keinen Stern im Leben geben sollte, sondern nur eines: Resignation.

„Solch ein Pech!“ — Das waren beinahe die letzten verständlichen Worte ihres Mannes gewesen, als er sich auf das Lager niederstreckte, als die Krankheit ihm die schwere Decke der Bewußtlosigkeit über den Kopf zu ziehen begann. Und — „solch ein Pech“, das war der eine und einzige Gedanke, der in der Frau wühlte und quirlte, unabläßig, als wollte er ein Loch in ihr Gemüth wühlen, so wie man in Felsen Löcher findet, Gletschertöpfe genannt, die dadurch entstanden sind, daß die unermeßliche Last eines Gletschers mit Jahrtausende langer Langsamkeit über die Felsen dahin gerutscht ist und einen Stein, der sich unter der Eismasse befand, in den Felsen hinein gedrückt und darin herumgequirlt hat, immer und immerfort, bis daß ein rundes Loch entstanden ist. Nach jahrelangem Aushalten und Warten endlich Major geworden, von den Kameraden beglückwünscht, doppelt beglückwünscht, weil gleichzeitig damit die Mobilmachung seines Regiments erfolgt war, und nun, da die Trommeln ins Feld riefen, da statt des ewigen staubigen Einerleis des Friedensdienstes die bunte, farbige Wildheit des Krieges kommen sollte, da der erste Augenblick des wirklichen Berufs erschien, auf den er sich Jahrzehnte lang im Scheinberufe vorbereitet hatte, nun nach Haus gehen und sich hinlegen müssen und sterben, langsam, in greulicher, elender, jammervoller Haus- und Friedenskrankheit!

Sie hätte nicht ein preußisches Soldatenkind, nicht im Bannkreis des preußischen Soldatenbewußtseins aufgewachsen sein müssen, wenn sie nicht die Schwere eines solchen Schicksals mit aller Gewalt empfunden hätte. Wie sie aufgelebt, wie die Armseligkeit ihres Daseins von ihr genommen gewesen wäre, wenn ihr Carstein, ihr Mann, da mit draußen gewesen wäre mit den Anderen im Felde! Im Kriege gibt es keinen Unterschied zwischen Garde und Linie, Arm und Reich, Vornehm und Gering, all' dieser gemeine, häßliche, hochmüthige innerliche Krieg, den die träge Sumpfluft der Unthätigkeit im Friedenssoldaten erzeugt, weggeblasen ist er und dahin, sobald der wirkliche Krieg gegen wirklichen Feind sein heldenhaftes Haupt erhebt; im Angesichte der Gefahr gibt es nur Brüder und Kameraden. Solch ein Held neben anderen Helden würde auch ihr Mann gewesen sein. Und wenn sie sich auch

um ihn gesorgt und gebangt, wenn sie auch mit beklommener Hand nach der Zeitung gegriffen und mit Zittern und Zagen die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, insbesondere aber die Verlustlisten, studirt hätte, so wäre das Alles doch ein großes Gefühl, keine gemeine, sondern eine erhabene Sorge gewesen, ein Leid und eine Gesinnung, die sie mit Anderen theilte, mit all' den Frauen, die sich in gleicher Lage befanden wie sie selbst. Denn in diesen preußischen Officiersfrauen lebt ein starkes, vielfach sogar ein mächtiges Vaterlandsgefühl; dieses in Friedenszeiten vielfach so dürftige Geschlecht verwandelt sich unter der Gewitterluft des Krieges in eine andere, starke, stolze, Sorge, Noth und Kummer mit stillem Heldenmuth ertragende Art von Frauen. In den bescheidenen vier Wänden, in denen diese Frauen wohnen, und aus denen, wenn die großen Schlachten geschlagen und die Kriegsfanfaren durch die Welt ertönt sind, so oft, so unzählig oft schwarz gekleidete Wittwengestalten heraus treten, spielen sich zu solcher Zeit Tragödien ab, von denen nur das thränen-durchfeuchtete nächtliche Kopfkissen, nur das Auge Gottes etwas weiß, das in die schweigenden Herzen herab sieht.

Und statt all' dieser großen, gemeinsamen Empfindungen nun der elende, einsame Jammer; statt des tragischen Unglücks, das sie vielleicht betroffen hätte, wenn der Mann im Felde draußen fiel, das erbärmliche Pech, daß er sich bei einer Winterübung mit seinen Kriegsschülern erkälten mußte, daß aus der Erkältung, weil er sie nicht beachtete, das Fieber und aus dem Fieber endlich der Typhus wurde. Draußen, in Schleswig da droben, ging sein Regiment von Gefecht zu Gefecht — und hier, im dürftigen Schlafzimmer, auf dürftigem Bette, fern von seinem Regiment und seinen Kameraden, lag er, ein kranker, ein sterbender Mann. Draußen, da, wo die Thaten vollbracht und die Siege errungen wurden, wo Ehre und Ruhm und Alles blühte, was das Herz eines Soldaten ersehnt, da war der Andere, der Glückliche, der, an den sie nicht mehr denken wollte und dessen Bild sich ihr doch immer wieder in die Seele drängte wie der verkörperte Gegensatz zu dem trostlosen Bilde, das da vor ihr lag. Denn daß er gleich zu Beginn des Krieges als Generalstabsofficier in das Hauptquartier des Armeecommandos versetzt worden war, das hatte sie in der Zeitung gelesen. Und eigentlich hätte sie es gar nicht erst zu lesen gebraucht; denn daß der an der Stelle war, wo das Glück war, das verstand sich ja von selbst. Zu all' den Qualen, die sie in sich hinab würgte, wenn sie die langen Tage bei herabgelassenen Gardinen und die endlosen Nächte bei grün verschirmter Nachtlampe am Lager ihres Mannes saß, gesellte sich noch eine andere, noch bitterere, vielleicht die bitterste Qual: daß es immer wieder da war, das Gesicht, das für sie nicht mehr da sein sollte, daß er da unvermuthet immer wieder vor ihr stand, der Spitzbube, der Dieb, den sie tausendmal mit Allem, was Wille, Vernunft und ehrliches Gefühl in ihr war, hinaus gestoßen und verjagt hatte, und den ihre verwünschte Phantasie, die ihm nachlief wie ein kupplerisches Weib, immer wieder vor sie hinzauberte, vom schleswigschen Winterwind mit strahlendem Leben umhaucht, umflattert vom Triumph, ein Sinnbild des Sieges und der preußischen Soldatenherrlichkeit.

Diese langen Tage, diese endlosen Nächte, in denen nicht geweint, sondern Schlimmeres gethan wurde als das, in denen Thränen über Thränen verschluckt wurden, die wie ein bitterer Regen auf das vergrämte Herz herab fielen, sie waren es, die aus der „schönen Käthe“ die alte Käthe machten, obschon sie an Jahren noch gar nicht alt war. In der Stunde, als dort im dürftigen Schlafzimmer endlich Alles zum Ende kam, als der letzte Seufzer vom Bette her ertönte, und sie, das Hamsterchen an ihrer Seite, bei dem armen, braven Manne niederkniete, in der Stunde fühlte sie das. Der Spiegel, in den sie hinein blickte wie ein Kranker, der den Grad der Zerstörung an sich beobachten will, die die Krankheit in ihm bewirkt hat, bestätigte ihr, daß sie recht gefühlt hatte. Und in der Stunde damals brach noch einmal und zum letzten Mal der ganze aufgehäufte Jammer dieser Zeit in einer furchtbaren Explosion aus ihr hervor. Sie warf sich auf ihr Bett, wühlte Kopf und Gesicht in die Kissen des Bettes und weinte verzweifelte, wüthende, tobende Thränen.

Da, nebenan, in der Sterbestube, auf dem schmalen Bette, da lag es nun wie ein zusammengefallener Haufen Unglück, das, woran sie angebunden gewesen, an dessen Seite sie verblüht und verwelkt war in gemeinschaftlicher Armuth, Freudlosigkeit und Noth! Nicht, daß sie dem Manne Groll und Haß nachgetragen hätte, von dem sie ja wußte, wie treu, beinahe hundetreu er sie geliebt hatte — aber gegen das Leben bäumte sie sich auf, das sie neben ihm, mit ihm hatte führen müssen, gegen das, was sie ein Leben nennen sollte und was doch kein Leben gewesen war. Hatte sie denn in all' der Zeit auch nur einmal einen Trunk aus der tiefen, süßen Fluth thun dürfen, die durch eine Minute des Rausches ein ganzes Jahr voller Entbehrungen vergessen läßt, die man die Liebe nennt? Nein, um ihre Liebe war sie betrogen und bestohlen worden. Das, was sie für den da nebenan gefühlt hatte, was war es denn gewesen? Mitleid. Aber wird man vom Mitleid satt? Mitleid, vom Pflichtgefühl zusammengehalten wie ein schlecht sitzender Rock, dem man durch eine Schnalle nachhilft, daß er etwas fester den Leib umschließt. Und nun, nach all' diesen Jahren der Verkümmerung, der Leere, des Schattendaseins ein letzter brutaler Stoß, beinahe ein Fußtritt des Schicksals: Hinaus mit Dir! Hinaus — und wo denn hin? Aus der Einsamkeit in die völlige Verlassenheit, aus der Dürftigkeit in die Armuth, in das Dasein einer Frau, die von einer Wittwenpension zu leben und davon auch noch ihren Jungen, ihren dicken, hungrigen Jungen satt zu machen hatte.

Als aber dieses Bewußtsein wie eine eiserne Wand vor der Frau aufstand, war es, als würde in ihr selbst etwas eisern und hart. Sie weinte nicht mehr. Der Verzweiflungsanfall, der sie geschüttelt hatte, als ihr Mann starb, war der letzte gewesen, es folgte kein weiterer danach. Sie wurde eine stille Frau. Durchs Leben kommen, sie selbst, und durchs Leben bringen das, was noch an ihr hing, den Jungen — das war es, worauf ihre Augen sich richteten, woran ihre Gedanken dachten, und daneben nichts. Eine Wohnung miethete sie sich, in der gerade Raum genug war für sie selbst und, wenn der Hamster auf Urlaub kam, allenfalls auch noch für den. Eine Aufwartefrau,

die jeden Tag für ein paar Stunden kam; den Jungen ins Cadettencorps gegeben — nun war das neue Leben fertig, und so war's gut. Nun war sie eine einsame Frau, eine arme, eine alte Frau, die vom Leben nichts mehr verlangte, der das Leben nichts mehr anhaben konnte. Darum, abgestreift nun Alles, was noch da war von Erinnerungen an vergangene Zeit, an Schönheit, Erwartung und Hoffnung. Daß sie noch immer Käthe hieß, das konnte sie eben nicht ändern — sonst aber war zwischen ihr und jener Käthe von einstmals nichts mehr gemein. Abgestreift nun, endgültig und für immer, die Erinnerung an den Menschen, der sich wider ihren Willen immer wieder in ihr Bewußtsein gedrängt hatte. Und merkwürdig — es gelang, gelang besser als zu der Zeit, da ihr Mann noch lebte. Georg von Drebkau's Erscheinung verblaßte in ihr, sie fing an, ihn zu vergessen. Mochte es mit ihm vorwärts gehen, wie und wohin es wollte — gleichgültig ihr. Jetzt brauchte sie seine Carrière nicht mehr mit der ihrigen zu vergleichen. Mochte er commandirender General, mochte er Feldmarschall werden — sie spielte nicht mehr mit, sie war jetzt Wittwe auf Pension. Indem sie das für sich dachte, geschah es zum ersten Male, daß sie wieder lachte; und das Lachen klang nicht einmal bitter, nur hart.

Auch als das Jahr 1866 mit seinem großen Kriege kam, dessen Ereignisse sie, wenn auch ohne die fieberhafte Spannung früherer Zeit, so doch mit Aufmerksamkeit verfolgte, und als sie aus der Zeitung erfuhr, daß Georg von Drebkau sich durch einen Recognoscirungsritt ausgezeichnet hatte, durch den er die Stellung der österreichischen Armee bei Königgrätz erkundschaftet und das Gelingen der Schlacht für Preußen ganz wesentlich befördert hatte, las sie das beinahe mit völliger Gemüthsruhe. Nicht wie ehedem flog diesmal das Zeitungsblatt zerknüllt und zerknautscht in eine Ecke des Zimmers, es blieb glatt, und gelassen blieb auch sie, als sie in dem Berichte weiter las, wie furchtbar die Gefahren gewesen waren, die der wagemuthige Mann auf seinem Ritte bestanden hatte: feindliche Cavallerie hatte ihn erspäht und Jagd auf ihn gemacht; eine Hatz auf Leben und Tod war entstanden, und nur dem Umstande, daß er ein prachtvolles Pferd ritt, das trotz aller Ermüdung doch noch schneller war als die Pferde seiner Verfolger, hatte er es zu verdanken gehabt, daß er mit dem Leben davon gekommen war.

Gleichmüthig, beinahe als wenn sie etwas Selbstverständliches gelesen hätte, legte sie die Zeitung aus der Hand. Daß der ein guter Reiter war und immer die besten Pferde ritt, das hatte sie ja schon früher gewußt, und daß Noth und Tod dem nichts anhaben konnten, daß er nun einmal immer und überall Glück hatte, das war ihr ja auch von früher schon bekannt. Also mochte es so sein, aufzuregen brauchte sie sich jetzt nicht mehr darum. Für sie gab es kein Glück mehr, das er ihr fortnehmen, für sie kein Licht mehr, in das er sich ihr stellen konnte; seitdem sie in ihrer stillen Wohnung in der stillen Straße wohnte, fühlte sie sich wie ausgelöscht aus der Welt. Da aber, wo kein Licht mehr brennt, im Dunkel, schläft man am besten ein; darum schlief denn allmählich Alles in ihr ein, Verzweiflung, Haß und Eifersucht, der ganze heiße Mensch, der einstmals in ihr gewesen war, und es blieb nichts übrig als

eine Frau, die nur noch in den Spiegel sah, wenn sie sich die Haare machte, sonst aber nicht mehr fragte, wie sie im Uebrigen aussah, weil es ja ganz gleichgültig war; die sich nur noch auf den Sonntag freute, weil da ihr Hamster auf Urlaub zu ihr kam, die sich auch nicht einmal mehr grämte, wenn der Junge ihr, wie es meistens geschah, zum Jahresschluß eine schlechte Censur nach Haus brachte. Es war ja ihr Junge und seines Vaters Sohn, also hatte er Pech und kam nicht vorwärts; das verstand sich ja ganz von selbst. Sollte sie ihm deshalb Vorwürfe machen? Konnte er etwas dafür? Im Gegentheil, eher hätte sie ihm abbitten müssen. Und der Gedanke kam ihr dann wieder spaßhaft vor, so daß sie laut auflachte und dem Hamster mit allen fünf Fingern ins Haar griff und seinen guten, runden, dummen Kopf herüber und hinüber zog. Der Hamster aber, der sich wegen der schlechten Censur heimlich gefürchtet hatte, war glückselig, daß seine „Mammi" die Sache so „ulkig" aufnahm, stürzte sich über sie her und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, und nicht ihr Gesicht nur, sondern auch ihre Füße, die er immer so gern küßte, weil sie „so mollig" waren, „so mollig".

So war es geworden, so war es geblieben, die Jahre lang, bis heute, wo ihr aus dem Munde ihres Jungen der Name Georg von Drebkau wieder kam. Nicht der Name allein war es gewesen, was sie so schwer erregt hatte — den hatte sie ja zwischendurch immer wieder einmal in der Zeitung zu Gesicht bekommen — aber daß ihr Sohn, ihr Fleisch und Blut, ahnungslos mit dem Sohne des Mannes Freundschaft geschlossen hatte, und die Art, wie diese Freundschaft entstanden war, diese Art, in der sich das ganze Verhältniß wiederholte, wie es zwischen Carstein dem Vater und Drebkau dem Vater gewesen war, wo der Eine immer oben, der Andere unten, der Eine im Licht, der andere immer im Dunkel gestanden hatte, das war es, was wie ein jäher Windstoß über sie hereinbrach, was die Dumpfheit und Stumpfheit auseinander fegte, die sich ihr in Kopf und Herz gelagert hatte.

Die Vergangenheit stand auf, das Schicksal klopfte wieder an die Thür.

Wie war's? Wie hatte der Junge erzählt, daß er mit jenem bekannt geworden war? Eine Semmel hatte er ihm schmieren lassen mit Butter und Mus. Und die hatte ihr Junge von ihm angenommen. Natürlich. Er war ihr Junge, darum hatte er nur ein trockenes Stück Brod, während dem Anderen, dem Judenjungen, das süße Mus nur so an den Mundwinkeln herunter lief! An den Mundwinkeln — ihre Gedanken hatten einen anderen Ausdruck gebraucht: „an den Lefzen". Und das hatte den armen, kleinen, hungrigen Kerl gelockt! Darum hatte er es angenommen, hatte sich von ihm beschenken lassen wie ein Bettler, der ein Almosen annimmt von einem reichen Wanst! Carstein der arme Teufel, und Drebkau der reiche Mann. Natürlich. Es kam eben wieder, wie es gewesen war. Daß die Mus- und Buttersemmel nicht als Gnadengeschenk, sondern als Dankentgelt für die Dienste gespendet war, die der Hamster dem Anderen auf der Schwimmanstalt geleistet hatte, daran dachte sie nicht mehr, das war ihr völlig verloren gegangen in dem Sturm der Leidenschaft, der sie durchbrauste. Wenn man ihr gesagt hätte, daß eine Mus- und Buttersemmel eigentlich nichts Großes bedeutete, so würde sie das mit

einem „Papperlappap“ zurückgewiesen haben. Für sie bedeutete es etwas Großes. Leidenschaft hat Vergrößerungsgläser in den Augen. Der Vorgang war für sie symbolisch: Drebkau immer oben, Carstein immer unten. Und — bedeutete nichts Großes? So? Fliegen lockt man mit einem Tropfen Honig, Wölfe mit einem angebundenen Schwein; erwachsene Männer besticht man mit einem Bündel Actien, Jungen mit einer Mus- und Butterstulle! Alles nach seiner Art, Alles nach seinem Verhältniß — aber Bestechung ist Bestechung!

Dann aber kam noch das Zweite hinzu, das noch schlimmer war als das Erste, daß jener ihren Hamster sein Extemporale hatte abschreiben lassen und daß der Hamster daraufhin „vorzüglich“ bekommen hatte. Anfänglich hatte es ihr Spaß gemacht, daß ihr Junge solch einen hülfreichen Nebenmann gefunden hatte — jetzt, da sie wußte, wer der Nebenmann war, von wem ihr Junge abgeschrieben hatte, brachte es sie in Verzweiflung. Ihr Stolz erhob sich wie ein geharnischter Mann. Daß der Andere mehr Geld hatte, sich mehr Leckerbissen vom Leben erhandeln konnte als ihr Junge, das hätte sie schließlich noch ertragen. Adlige Armuth fühlt sich dem protzigen Reichthum doch immer überlegen und verachtet ihn im Stillen, weil sie sich im Besitz von Eigenschaften weiß, die jener mit all' seinem Mammon doch nicht kaufen und sich aneignen kann. Jetzt aber mußte sie erfahren, daß Jener nicht nur mehr Geld hatte als ihr Junge, sondern auch mehr Verstand, daß er nicht nur reicher war am Beutel, sondern auch an dem, was sich mit dem Geldbeutel nicht erkaufen läßt, an Begabung. Denn mit geschwellten Posaunenbacken der Begeisterung hatte ihr der Hamster ja geschildert, was für ein „Hecht“ der Andere in der Classe wäre, der Georg von Drebkau, während er selbst, das wußten Mutter und Sohn nur zu gut, durchaus kein Hecht, eher das Gegentheil von einem solchen war.

Auch in dieser Beziehung also Alles wieder, wie es gewesen war! Auch hier wieder der verwünschte Ring, in dem das Schicksal sie umkreiste, in dem es sie fing, wie man einen armen Käfer in einem Kreis von glühenden Kohlen fängt, die man um ihn her legt. Drebkau der Ueberlegene — Carstein der Unbedeutende. Denn daß Georg von Drebkau, der Drebkau, den sie meinte, nicht nur die Pferde, die Gardelitzen und das Portemonnaie vor ihrem „braven, anständigen“ Carstein voraus gehabt hatte, mußte sie sich das sagen? Und wenn sie es wirklich vergessen hätte, hätten es ihr die Briefe nicht gesagt, die sie heute, nach jahrelanger Vergrabenheit, wieder heraus gerissen hatte, die da vor ihr lagen, in denen sie gelesen hatte, hatte lesen müssen, obschon sie nicht mehr hatte lesen wollen, diese Briefe, nach denen sie gegriffen, wie ein Morphiumsüchtiger wieder nach dem Morphium greift, von dem er sich bereits entwöhnt hatte, weil er sich erinnert, was für himmlische Empfindungen das Höllengift bereitet?

Ob ihr Carstein solche Briefe hätte schreiben können? Beinahe gelacht hätte sie, indem sie das dachte. Aber das Lachen kam nicht zu Wege; mit grimmiger Entschlossenheit erhob sie sich von dem Schreibtische, an dem sie noch immer saß, mit hastigem Griff schob sie die Blätter zusammen, die sich

auf der Tischplatte ausgebreitet hatten; die Schubfächer, aus denen sie entnommen worden waren und in denen sie wieder verschwanden, flogen mit krachendem Stoße zurück. Die Lampe, die ihr geleuchtet hatte, fing an zu schwälen, das Petroleum war verbraucht — so lange hatte sie gesessen. Ohne sich zu besinnen, blies sie in die Lampe hinein, daß sie vollends erlosch. Wozu brauchte sie Licht? Sie fand auch im Dunkel ihre Lagerstatt. Es that ihr beinahe wohl, als die rabenschwarze Nacht sie umgab. Sie brauchte kein Licht, wollte keines mehr, an das Dunkel hatte sie sich gewöhnt, im Dunkel sollte ihr Leben weitergehen. Verwünscht das Licht, das heute wie eine Stichflamme in ihr Dasein hereingeleckt und ihr vernarbte Schmerzen erneuert hatte! Unter solchen Gedanken legte sie sich in ihr Bett, ihr einsames, hageres Wittwenbett. Die grollenden Gedanken gingen mit ihr, legten sich zu ihr, auf sie, so daß kein Zugang für den Schlaf blieb, als er an sie heran kommen wollte.

Zwischen den Erwachsenen war abgerechnet, war es still geworden, todtenstill — zwischen dem neuen Geschlecht, den Kindern, sollte Alles wieder aufleben und von vorn anfangen? Das fügte das Schicksal so, weil es ihm eben so beliebte? Was war denn das eigentlich für eine Macht, dieses sogenannte Schicksal, dieses infame Ding, daß es so mit dem ernsten, vernünftigen Willen vernünftiger Menschen umspringen durfte? Endlich, nach jahrelangem Kämpfen und Quälen war sie ihn los geworden, den Menschen, los geworden aus ihrem Leben, in dem sie alles Licht ausgelöscht hatte, so daß er sie nicht mehr finden konnte, los geworden aus ihrer Erinnerung, über die sie eine Eiskruste hatte wachsen lassen, daß er nicht mehr hinein blicken konnte mit seinen süßen, schönen, falschen, betrügerischen Augen — und jetzt, da sie endlich, endlich, endlich zur Ruhe gelangt war, mußte der Sohn dieses Menschen kommen, der Judenjunge, den ihm das Judenschicksel geboren hatte, mußte sich mit prahlerisch-gönnerhafter Großthuerei an ihren Jungen heran drängen und mußte ihm auch gleich so zu imponiren wissen, daß der gute, dumme Kerl Feuer und Flamme für ihn wurde und nur einen Gedanken im Kopfe, seinen Namen im Munde hatte, Georg von Drebkau? Und „Drebkau über Dir," das sollte also wirklich, allem Widerstande zum Trotz, die Losung sein, die über ihrem Leben geschrieben stand? O Schicksal — das schlaflose Weib wälzte sich im harten, hageren Bett. An das Schicksal kann der Mensch nicht heran, das ist ein ungreifbarer Begriff, — aber an den Menschen kann er es mit seinem Haß. Und wie ein glühender Eisenarm reckte sich ihr Haß nach dem Knaben aus, dem Sohne jenes Menschen, dem prahlerischen, widerwärtigen Judenjungen. Wenn sie ihn hier gehabt hätte, im Bereich ihrer Hände — wahrhaftig — aber was fiel ihr da plötzlich ein? Hatte sie denn in der Raserei ihrer Leidenschaft alles überhört und vergessen, was ihr Junge ihr gesagt hatte? Er wollte ja zu ihr kommen, der Andere. Daß er sie hatte bestimmen wollen, seinen Freund auf Urlaub mitbringen zu dürfen, das war es ja gewesen, was dem Hamster überhaupt Veranlassung gegeben hatte, von ihm zu sprechen.

Tolle Geschichten: hier in ihrem Bette lag sie in solchen Gedanken, und draußen stand er vor ihrer Thür und bettelte „laß mich ein." Hast denn Du eine Ahnung, aufdringlicher Bengel Du, was Dir geschehen würde, wenn Du

herein kämest? Unwillkürlich lachte sie laut auf, in das dunkle Schweigen hinaus, das sie umgab. Sie hatte daran gedacht, wie sie dem Hamster in die Haare griff und seinen dicken Kopf hin und her schwenkte — wenn sie den Anderen bei den Haaren packte, dann würde das etwas anders ausfallen — wahrhaftig — etwas weniger zärtlich!

Dann hörte sie wieder auf zu lachen. Ein Trebkau bettelnd vor ihrer Thür! Sieh' — sieh' — sieh' — wie rund die Welt ist, wie sie sich dreht! An der Thür der Bettlerin als Bettler der Sohn des reichen Mannes, und die Bettlerin wirft ihm die Thür vor der Nase zu „bleib' Du, wo Du bist!"

Was wollte er denn nur bei ihr? Ausschnüffeln und spioniren, wie es bei ihr aussähe? Wahrscheinlich, wahrscheinlich. Damit er sich am nächsten Tage hinsetzen und an seine Frau Mama schreiben könnte: „Gestern bin ich bei der v. Carstein gewesen — Du weißt ja — habe mir einmal angesehen, wie es bei der steht. Und ich kann Dir nur sagen, es sieht scheußlich bei ihr aus."

Das also war der Dank dafür, daß sie ihn aufgenommen hatte bei sich? Daß er das schrieb? Daß das Judenweib nachher im parfümirten Boudoir sitzen und vor Schadenfreude grinsen konnte, indem sie es las? Aber — es schien, als wenn der Schlaf dennoch einen Zugang zu ihrem fiebernden Hirn gefunden hätte — ihre Gedanken verwirrten sich ja, sie hatte ihn ja gar nicht aufgenommen. Und — an seine Mutter schreiben? Hatte ihr der Hamster denn nicht erzählt —? Ja freilich hatte er ihr erzählt, seine Mutter war ja gar nicht mehr da, war ja gestorben. Gestorben. Die Frau war todt. — War es ein Seufzer, der aus ihr emporstieg? Oder war es ein Luftzug, der über sie dahin ging? Etwas Kühles, Kühlendes, Gliederlösendes hauchte sie an. Ihr Haupt sank in die Kissen, ihre Glieder, die wie im Krampf erstarrt gewesen waren, wurden weich, und sie schlief ein.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Verhandlungen in Tilsit (1807).

## Briefwechsel König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise.

Veröffentlicht
von
**Paul Bailleu.**

[Nachdruck untersagt.]

## II.

### Nr. 11. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Picktupöhnen, le 28 juin 1807.

L'armistice est réglé, et les différends se trouvent aplanis[1]). On m'attend aujourd'hui en ville. J'y vais à midi, mais je compte être de retour ici vers le soir. Non-obstant je conserverai mon quartier en ville et mes sentinelles en permanence, comme étant censé d'y être à demeure. Demain, un bataillon de mes troupes doit y entrer. Apparemment que je dînerai aujourd'hui chez mon petit ami; jugez de ma joie? Avec cela, j'aurai le honheur de voir manœuvrer aujourd'hui le corps du maréchal Davout, comme les gardes ont fait hier soir devant l'Empereur de Russie. Pendant ce temps, je me trouvais en deçà de la rivière et devant le front des Baskirs qui me régalèrent de leur musique. Quel contraste!!! Cette musique consiste dans un tuyau de fer blanc, de la longueur et épaisseur d'une petite canne, avec trois ou quatre trous pour y appliquer les doigts. Deux autres accompagnent cet instrument de leur chant, qui sort du gosier ou plutôt, je crois, du ventre et ressemble parfaitement à la musique de la valinga ou Dudelsack, Bockpfeife. J'ai été faire ma visite hier à l'Attaman à son bivouac. C'est un très digne et respectable vieillard, qui me plaît infiniment et que l'on aime et respecte généralement. Il m'a régalé avec du vin du Don et du thé avec du rac[2]). La plupart des chefs des différents régiments qui composent son corps, s'y réunirent. Il a 13 régiments de cosaques avec lui, le régiment de Pawlograd-hussards et le premier de

---

[1]) Vergl. den article additionnel vom 27. Juni zum Waffenstillstandsvertrag vom 25. Juni, Hardenberg, Bd. III, S. 483.

[2]) Rac = arack.

chasseurs, le même qui a passé Schwedt[1]), qui a infiniment perdu du monde, mais qui s'est toujours particulièrement distingué. L'Attaman a fait ranger toutes les troupes, devant lesquelles je passais, devant le front de leur bivouac, les Cosaques, le bonnet ôté, ce qui est une très grande distinction, les Baskirs et les Kalmouks se trouvaient également ainsi; mais ce serait en vain que de vouloir essayer de vous faire une description d'un aspect pareil; l'on croit absolument que c'est une farce grotesque. Pour que vous puissiez vous en faire une idée, j'ai prié l'Attaman d'envoyer quelques hommes de ces différents corps extraordinaires à Memel, afin que vous puissiez les voir.

Avant-hier, à l'arrivée de l'Empereur à Tilsit, Bonaparte l'a reçu à la tête de ses troupes, des gardes c'est-à-dire, qui se trouvaient placées en parade des deux côtés de la grande rue. Ensuite ils ont dîné ensemble avec le grand-duc, le grand-duc de Berg[2]) et Duroc. Grand Dieu! quelle réunion! Je ne sais d'où je prendrai les forces nécessaires pour faire face à tant de scènes qui révoltent mein ganzes Innere! Adieu, il faut que je me prépare pour entrer en ville. Je bénirai Dieu, quand je serai de retour dans ma chétive maison d'école de village[3]), où je demeure fort misérablement à la vérité, mais que je préfère à tous les palais où je dois rencontrer le fléau humain. Avant-hier, j'ai encore eu le chagrin d'avoir dû me présenter à lui avec les marques de sa légion infernale. Kannst Du Dir meinen Zustand bei allem diesem denken? Nein, es ist zu viel! J'ai cru qu'une seule entrevue serait tout ce qui aurait pu nous attendre, mais à ceci je ne me serais pas attendu en vérité. Adieu, adieu!

F. G.

## Nr. 12. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, ce 29 juin 1807.

C'est aujourd'hui le jour de naissance de notre bon petit Charles[4]). Le meilleur souhait qu'on puisse faire à ce cher enfant, est de ne jamais connaître les maux qui oppressent le cœur de ses parents dans ce moment de tristesse et de chagrin, et surtout de ne lui faire jamais connaître une situation qui ressemble à la vôtre. Grand Dieu! Que de réflexions tristes ce jour ne nous donne-t-il pas! Il y a six ans que, paisiblement établis à Charlottenbourg, la naissance heureuse de ce cher enfant était seulement un accroît de bonheur, au lieu qu'aujourd'hui, à Memel, éloignés de tout ce qui nous est cher, séparés de tout ce que nous aimons, réunis à ce qu'il y a de plus détestable sur la terre, nous ne connaissons plus le bonheur que de nom! —

[1]) Im März 1806 hatten König und Königin durchziehende russische Truppen in Schwedt und in Stettin besichtigt.

[2]) Murat.

[3]) Eine Abbildung dieses Hauses, nach einem Aquarell G. Richter's im Hohenzollern-Museum, im Hohenzollern-Jahrbuch 1899, S. 224.

[4]) 29. Juni 1801, Geburt des Prinzen Karl.

Votre lettre du 27 m'est arrivée hier après-dîner, et vous sentez tout l'effet qu'elle a produit sur moi. Notre sort est des plus cruels que je connaisse. Vos souffrances personnelles me désolent, et ce qui pis est, c'est qu'on n'ose pas même parler des causes de ces souffrances, la cause étant trop près, trop puissante et trop malfaisante. Ses mauvaises intentions pour nous ne m'étonnent pas, je n'en ai jamais douté, il n'y a que Lombard et Haugwitz qui en doutèrent pendant quelque temps. Ce que vous me dites de Hardenberg et du caractère vindicatif de son ennemi, me met réellement au désespoir, ne connaissant personne, mais personne pour le remplacer. Comme N. se dit vindicatif, déclarez-vous entêté comme une mule, et on verra ce qui en deviendra. Je ne sais que penser de ses intentions, mais je crois ou qu'il voudra vous réincorporer dans vos états et vous rendre tributaire comme les charmants Rois de sa fabrique, ou vous chasser tout uniment de votre royaume et en faire cadeau au charmant Murat et Jérôme. Eh bien, s'il veut nous chasser, que ce soit en montrant au monde toute l'infamie du monstre qui le commande. Je vous conjure, mon cher ami, ne cédez pas Hardenberg. Est-ce que l'Empereur ne pourrait donc pas se déclarer pour lui avec force? ne pourrait-on pas jouer là une comédie pour faire réussir la chose? L'Empereur ne pourrait-il pas déclarer qu'il voulait absolument qu'il reste, comme c'était un homme qui possédait sa confiance? Budberg ne pourrait-il faire mine de quitter, ne pouvant, par ordre de son maître, ne traiter qu'avec Hardenberg sur la paix? Enfin, je vous conjure, mettez tout en œuvre, parlez avec l'Empereur confidentiellement; c'est donc le seul ami que nous ayons. Laß alle Minen sprengen!

Les enfants iront à la Nehrung, je le leur ai dit en votre nom; ils sont fous de joie, mais ils ont encore une prière, si vous leur permettriez peut-être d'aller au corps de L'Estocq voir ce bon corps pour se faire une idée de ce que c'est en même temps. Vous pouvez compter que je me donnerai toute la peine imaginable pour vous procurer la marche du régiment Polotzk. Les hautbois des gardes sont très bons et se donnent beaucoup de peine; à onze heures tous les jours ils jouent sous mes fenêtres, et des pièces même difficiles, dont on s'apercevait encore que cela leur paraît tel aussi. Le tambour qui accompagne les marches au moment où ils défilent, fait très bien, et je suis sûre que surtout la marche mélancolique vous fera grand effet. Elle ne manque pas de m'attrister, pour mille raisons à vous connues.

Les gardes à cheval et les gardes du corps réunies pour vaincre le monstre m'auraient enchantée; mais pour honorer pour ainsi dire Tercaléon, cela ne peut que me faire de la peine. Les manières peu polies de sa part ne m'étonnent pas, car il y a deux raisons pour cela: manque de bonne volonté ou manque de savoir vivre et de connaître les usages de cour. Car comment voulez-vous que cet être infernal, qui s'est aus dem Koth emporgeschwungen, sache ce qu'il doit aux Rois? Enfin, mon cher ami, je suis plus morte que vive. J'approuve fort que vous ne vouliez

pas demeurer à Tilsit, comme cela vous sera plus agréable, pourvu que cela ne vous éloigne pas trop de l'Empereur und eurer Vertraulichkeit et que les mauvais-intentionnés profitent de cela pour faire du mal. Je vous dis tout ce qui me passe par la tête, et ce n'est que vous qui pouvez juger des effets, étant sur les lieux. La ratification de l'armistice est encore une de ces choses que j'aime infiniment! so ganz wieder in des Infamen Geist. Beyme est désolé, hurle et pleure; Köckritz clabaude, c'est-à-dire il ne peut se taire; Rüchel, que je fais inviter tous les jours à dîner — Du hattest angefangen, et on m'en prie tous les jours de continuer — a complètement la fièvre chaude, mais la tête assez froide encore, mais désolé que nous n'ayons plus de force et sourtout pas celle de battre le monstre, la vomique de l'Enfer, comme vous dites si bien.

Les enfants sont à vos pieds. Je crois que, si vous donnez 5 louis d'or à Charles, cela lui fera grand plaisir; on ne peut rien avoir ici.

Le manque de politesse et d'égard même que N. a pour vous, me mettent dans un état de colère, je l'avoue. Ces chiffres N. et A. au pavillon, sans le vôtre, l'invitation de l'Empereur à dîner sans vous, tout cela sont de véritables grossièretés faites à plaisir. D'abord le Memel vous appartient, pourquoi donc omettre le chiffre du possesseur du pays, et, après avoir fait votre connaissance, pourquoi ne pas vous inviter aussi? Nun, es lebt doch noch ein Gott, der wird ihm schon den Lohn geben, den er verdient. Est-ce qu'il vous a parlé à vous de Hardenberg? Et à qui a-t-il tenu le propos du plan qu'il avait eu de se réserver la Prusse pour faire la guerre à la Russie? Non, c'est trop fort en vérité, et je n'ai rien vu qui ressemble à cet indigne, infame assassin. Je suis sûre que vous avez senti vivement, si même vous ne l'avez pas dit, ce que dit Marie Stuart en voyant Élisabeth d'Angleterre: In dieser Brust wohnt kein Herz![1]). J'étais sûre que l'estampe de Fritz était ressemblante, car je n'en ai jamais vu qui m'ait fait un plus désagréable effet.

Je vous rends mille et mille fois grâces des détails que vous m'avez donnés de cette entrevue et du spectacle des Kirguis et Kalmouks. Je pourrais faire des voyages pour voir ces figures. Embrassez l'Attaman de ma part. L'infernal Bennigsen y est-il encole? C'est à lui, à son savoir-faire que nous devons tout ceci. Il y a des personnes ici qui croient que le grand-duc sera récompensé de ses offices par votre et autres Polognes; j'avoue que ce serait une récompense que je désirerais à **l'un et l'autre**. Lui mérite un tel pays, et le pays, pour leur bonne manière de se conduire, **un tel maître**.

J'ai bien des excuses à vous faire de ce que le paquet ci-joint est ouvert; mais le bas-officier qui l'a apporté, m'a assuré que c'était pour moi, malgré l'adresse. Il a été ici à trois reprises, et la quatrième fois, l'ayant ouvert, il est venu criant et gluant, ayant appris son erreur. Pour

---

[1]) Die Königin meint die Worte: „Aus diesen Zügen spricht kein Herz."

le sauver d'une lavasse, je l'ai soigné pour que Kessel[1]) ne vît pas le cachet rompu.

Adieu, mon cher ami, mes vœux sont tous pour vous, pour votre bonheur et pour votre royaume. N'oubliez pas, je vous prie, de vous déclarer bien entêté, c'est un moyen à essayer. Tout à vous.

Louise.

## Nr. 13. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Picktupöhnen, le 29 juin 1807.

Sans doute que vos raisonnements dans vos deux lettres des 27 et 28 sont fort justes, mais la pratique en est devenue d'autant plus difficile et en partie impossible, depuis que l'on semble décidé à embrasser un nouveau système en politique entièrement opposé à l'ancien. — Jusqu'à présent je n'ai point cédé encore sur l'article de Hardenberg, mais lui-même sent, comme déjà en 1805[2]), que, si on devait insister davantage sur ce point, ses services devenant alors inutiles et même préjudiciables à l'État, il serait nécessaire qu'il se retirât. On emploiera en attendant le vert et le sec pour ne pas être obligé de venir jusque là. Mais vous savez que ni le vert ni le sec n'opèrent sur une tête comme celle de celui, von dem jetzt unser Wohl und Wehe abhängt, et qu'il faut absolument tâcher de gagner par toutes sortes de moyens. Voilà le système embrassé par la Russie, et vous sentez bien qu'il faut nécessairement que j'aille de pair avec celle-ci.

J'en viens à présent au récit de la manière dont la journée d'hier s'est passée. Arrivé à cheval au bord du Memel, le bac qui devait m'attendre, se trouvait exactement sur la rive opposée; je pris donc le parti de passer d'un autre côté avec le pont volant où 24 gardes du corps se trouvaient déjà embarquées. On ne m'attendait pas de ce côté, de façon qu'il n'y avait que peu de Français, réunis par curiosité, sur la rive opposée du fleuve. M'étant mis à cheval, je rencontrais l'Empereur de Russie à pied, venant au-devant de moi. Je me rendis de suite chez lui, où il m'épanchait son cœur sur les tourments que sa situation lui suggérait, et me développait les différents plans insidieux que N. avait mis sur le tapis[3]). Sur ces entrefaites le maréchal Bessières arriva en grand galop avec une escorte des chasseurs à cheval de la garde pour me conduire chez moi. Il avait voulu me recevoir au bord de l'eau et avait manqué le point de l'abordage.

---

[1]) G. F. v. Kessel, 1807 Commandeur der Gardetruppen in Memel, zuletzt Commandant des Invalidenhauses in Berlin, der über die damaligen Ereignisse Tagebuch-Aufzeichnungen hinterlassen hat.

[2]) Der König meint 1806, wo Hardenberg zum ersten Male vor Napoleon's Unwillen zurücktrat.

[3]) Vergl. das Schreiben Alexander's an Friedrich Wilhelm über Napoleon's Vorschlag zu einer Theilung der Türkei, 27. Juni 1807. Bailleu, Briefwechsel Friedrich Wilhelm's, Nr. 145.

Beaucoup de compliments réciproques, le prince Murat m'attendant chez moi pour me complimenter de la part de B. [Bonaparte]. Je m'y rendis avec l'escorte. Le prince Murat, en grand costume de maréchal de l'Empire, était extraordinairement poli et a tout à fait la tournure d'un homme qui aime le bruit (comme disait son fameux plénipotentiaire) et la gaieté. D'ici je me rendis à cheval chez l'Empereur. On m'avait amené un cheval de monture de l'Empereur, mais je le déclinais, ayant mes propres chevaux avec moi. N. me reçut dans la rue, me fit passer le premier et paraissait infiniment mieux disposé et plus à son aise que la première fois. Notre entretien dura près d'une heure. On repassa les événements passés, mais sans y mettre de l'astuce ou de l'aigreur, me demanda si je ne désirais pas revoir bientôt Berlin, étant absent depuis si longtemps, me demanda de vos nouvelles, de celui [sic] de l'enfant malade [1]), et me dit qu'il savait que vous ne l'aimiez pas, et si vous ne vouliez pas également faire votre paix avec lui etc. etc. Sur tout cela j'ai répondu convenablement, et j'avoue que je n'étais nullement embarrassé avec lui cette fois-ci. En sortant il répara son incongruité de l'autre jour et me présenta les personnes les plus marquantes qui se trouvaient dans l'antichambre, entre autres le ministre Talleyrand, dont l'aspect est repoussant. Tout le monde était en gala. Il me reconduisit jusque dans la rue, et je m'en retournais chez moi. Mes troupes, hormis les gardes du corps, ne se trouvant point en ville encore, ma demeure étant dans le quartier de la ville assigné aux Russes, l'Empereur de Russie avait fait placer une garde du régiment de Préobrashenski avant ma maison. Vers 5 heures N. vint me rendre sa visite, il ne s'arrêta que peu de moments et m'invita fort poliment à dîner et me proposa d'assister à la revue. Ensuite il alla prendre l'Empereur, et nous sortîmes avec un nombreux et brillant cortège. N. court communément ventre à terre. Le corps du maréchal Davout (qui a quelque chose du gros Hake et de Perponcher [2])] se trouva rangé sur deux lignes, rendant les honneurs militaires. On passa les deux lignes composées de 32 bataillons en partie au galop. La tenue était meilleure que je ne me l'étais imaginé, mais du reste à peu près comme toujours. On fit quelques mouvements, formation en colonnes, changements de front etc., et finalement tout le corps défila au pas précipité. Les tambours bons, la musique turque assez passable et le pas bien observé. On retourna au grand galop et mit pied à terre chez N., où le dîner fut servi aussitôt. La table ressemblait parfaitement à ces banquets de théâtre. Un côté libre. Moi à la droite de l'Empereur Alexandre, N. à sa gauche, Murat à côté de moi, sur le flanc de la table; vis-à-vis de celui-ci le grand-duc, qui est bras dessus bras dessous et déjà tout-à-fait camarade avec Murat etc. Duroc fonctionnant

[1]) Prinzessin Friederike (oben Brief Nr. 2) oder die im Mai schwer erkrankte Prinzessin Alexandrine, Tochter des Königs.

[2]) Hake, damals Major und Adjutant des Prinzen Heinrich, der spätere Kriegsminister. Perponcher, Premierleutnant, später holländischer General.

debout et placé vis-à-vis. Le fameux Rustan[1], le mamelouk, me servait: j'avoue que jamais je n'avais aspiré à un honneur pareil. La table était richement servie. Aucun domestique ne servait, il n'y avait que des Offizianten en habits brodés, l'épée au côté, qui en faisaient la fonction. Ce soi-disant dîner, commencé à 8 heures du soir, ne dura qu'environ 3/4 d'heures. Pendant le repas, imaginez, N. s'est levé, a pris un verre de vin de champagne, en disant: „A la santé de la Reine de Prusse!" Il a donc aussi fallu boire à la sienne. Que dites-vous de cette galanterie de sa part? Peu après, nous nous sommes retirés. L'Empereur de Russie m'ayant dit qu'il irait faire une visite à Murat, j'ai été charmé d'avoir pu m'y associer, und das wäre auch abgemacht. Wie aber alles übrige abgemacht werden wird, das weiß Gott! Après, j'ai repassé le fleuve, comme j'ai respiré librement alors, et je suis revenu ici à 10 heures et 3/4. Je dois rentrer en ville aujourd'hui, mais je ne sais pas à quelle heure cela aura lieu, attendant là-dessus un avis de Kalckreuth. Il m'a écrit une lettre aujourd'hui sur le contenu de laquelle je me propose encore de m'entretenir avec lui, mais comme elle vous concerne particulièrement, je vous l'envoie pour savoir vos intentions sur un point qui devra, sans doute, vous être des plus désagréables[2].

Adieu, je vous embrasse bien tendrement. Au nom de Dieu, ménagez vos propos dans la crise actuelle et prescrivez à votre cour d'en faire autant. Von nun an ist gar kein anderer Ausweg mehr, seitdem auch Rußland sein System geändert, nothgedrungen (was man uns sonst immer zum Verbrechen gemacht) geändert hat. Adieu. F. G.

J'ai oublié de vous dire que j'ai vu hier une chose pour la première fois en réalité que je n'avais vue jusque là qu'en estampes, c'est le maréchal Davout en grand costume, le bâton de commandement en main, à cheval.

## Nr. 14. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, ce 30 juin 1807.

Le jour de naissance de Charles a été célébré à merveille. A 11 heures, je suis allée à pied avec tous mes enfants chez lui[3], où nous lui avons offert tous à la fois nos dons. La joie fut des plus grandes. Chocolat et gâteau de jour de naissance remplirent la matinée. A dîner, ils restèrent ensemble chez Charles, et à 6 heures grande collation au jardin d'Argelander où je fus de la partie. La joie présida aux plaisirs des en-

---

[1] Von Roustam hat die „Revue rétrospective" (1888) Erinnerungen veröffentlicht, in denen auch die Zusammenkunft in Tilsit erwähnt wird.

[2] Es ist das Schreiben vom 28. Juni, in welchem Kalckreuth die Reise der Königin nach Tilsit empfiehlt. Abgedruckt bei Bailleu, Preußen und Frankreich, Bd. II, S. 589.

[3] Die Königin wohnte mit den jüngsten Kindern bei Kaufmann Consentius, die älteren Kinder bei Kaufmann Argelander. Ueber Argelander's Beziehungen zur königlichen Familie, insbesondere zu Prinz (Kaiser) Wilhelm, s. „Katalog der Ausstellung zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm den Großen", 1897, S. 9 und 34.

fants, la réflexion interrompit souvent la mienne. Aujourd'hui, il fait un temps des dieux, les aînés sont à Schwarzort[1], et moi je donne un déjeuner dînatoire à la holländische Mütze[2]. Les princesses, grandes et petites, quelques étrangers, Rüchel et jusqu'au vieux Köckritz sont de la partie et s'en réjouissent. **Das ist viel.**

Et vous? Où êtes-vous! Hélas! cette idée gâte tout, et je pourrais hurler de vous savoir malheureux dans un moment où toute la nature invite au bonheur, à la jouissance de ses beautés et au plaisir. Non, mon cher ami, jamais vous ne vous ferez une idée juste de ce que je souffre pour vous! J'ai de violents maux de tête, je ne suis pas contente de ma santé. Le sang me porte à la tête et je crains une saignée. Enfin, l'état dans lequel je me trouve est une peine et une punition de plus. Je dois les mériter comme Dieu me les envoie, et je ne murmure pas. Pourvu que je donne le jour à un enfant qui contribue un jour à votre bonheur et qui **mérite les bénédictions du meilleur père!**

Je vous recommande encore une fois Hardenberg, au nom de Dieu ne cédez pas, ce serait le premier pas vers l'esclavage. Je suis sûre que N. veut essayer s'il peut derechef tout vouloir et tout entreprendre. Adieu, e n'en puis plus, à force de maux de tête. Votre fidèle amie

Louise.

Les tambours des nouveaux bataillons sont infames. Wenn sie die Vergatterung schlagen sollen, so schlagen sie den Zapfenstreich.

## Nr. 15. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Picktupönen, le 30 juin 1807.

J'ai eu le plaisir de recevoir, ce matin, votre lettre du 29 [nº 12]. Ne me serai-je pas bien exprimé au sujet des propos rares, tenus par Napoléon, relatifs à Hardenberg et à l'emploi occasionnel de la Prusse contre la Russie? C'est à l'Empereur, c'est à moi directement qu'il les a tenus. Je crois que cela caractérise assez avec quel homme nous avons à faire, c'est-à-dire à un homme qui ne croit plus avoir le moindre ménagement à garder, pour qui que ce soit, se croyant appuyé assez par la force de ses moyens. L'Empereur de Russie, qui souffre mort et martyre dans la position personnelle où il se trouve, m'a dit hier qu'il n'avançait pas beaucoup avec lui. En dernière analyse, Bonaparte s'est désisté de la Silésie qu'il avait l'intention de donner à Jérome, mais il demande la Prusse méridionale et la nouvelle [Prusse] orientale pour la Saxe en sus. Il ne s'est pas désisté non plus de toutes les provinces prussiennes au delà de l'Elbe, en accordant cependant la somme ronde de 600 000 âmes à restituer de ces différents districts y situés. Voilà jusqu'où la négociation, qui se discute toujours de bouche et qui dure souvent trois à quatre heures dans une haleine jusque bien en avant dans la nuit, en est venue.

[1]) Dorf auf der Nehrung, wo russische Truppen lagerten. — [2]) Anhöhe bei Memel.

Vers le soir on a été voir l'artillerie légère (reitende) des gardes, qui consiste en 24 pièces et qui ensuite a manœuvré devant nous. Une chose à la possibilité de laquelle je n'aurais jamais cru, si on me l'eût dit, c'est de dîner au mois de juin à la bougie; car tel a été bien notre cas. Que dites-vous de ceci par exemple? Comme cela vous accommoderait, n'est-ce pas? Les Cosaques, Baskirs et Kalmouks arriveront demain au soir à Memel. On a choisi les trois virtuosi des Baskirs, croyant vous faire plaisir par là. Aujourd'hui, l'Attaman m'a fait cadeau de trois des ses chevaux de selle, parmi lesquels son cheval favori se trouve. Je l'ai invité chez moi à dîner pour demain. Je dîne ordinairement à midi et demi, et à 3 et 1/2 j'entre en ville pour rester au courant de la marche des affaires, et je soupe en dînant chez votre cher ami.

C'est le prince Murat qui a parlé dans le sens contenu dans la lettre que vous avez reçue hier[1]). J'ai dit à K. [Kalckreuth] qu'à moins que N. n'en témoignât le désir, je ne voyais pas comment cela s'arrangerait convenablement.

Caressez mille fois le petit Charles de ma part. Je ne sais ce que cet enfant doit faire avec de l'argent; faites-lui plutôt faire un habit neuf ou quelque chose dans ce genre, mais comme vous voudrez. Adieu, chère amie, le dîner m'attend. F. G.

Je vous informe encore que les Baskirs sont Mahométans, les Kalmouks, du régiment régulier c'est-à-dire, idolâtres, les autres tous chrétiens.

---

## Nr. 16. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, ce 1er juillet 1807.

Votre lettre avec l'incluse de K. [Kalckreuth] m'arriva hier soir tard. L'effet de son contenu a été tel que vous l'avez prévu. Cependant mon parti a été pris au même moment. Je viens, je vole à Tilsit, si vous le désirez, si vous croyez que je puisse faire quelque bien, mais il faut que mon arrivée soit motivée sur quelque base décente. Je vous demande pourquoi je me rendrais à Tilsit si quelqu'un de la société couronnée n'en exprimait le désir? L'Empereur de Russie a assez témoigné qu'il ne voulait point de rapprochement avec moi pour les raisons à vous connues, et en disant que pour traiter d'affaires, les femmes ne devaient point être présentes. Autant que je sais, vous ne vous occupez tous que d'affaires, et cela des plus conséquentes. Ce n'est donc pas du tout de mon ressort, et je ne puis y venir qu'autant que Napoléon, en termes très honnêtes, vous en prie, ou du moins vous fasse connaître ses désirs là-dessus en personne. Si, alors, vous le voulez, je serai chez vous aussitôt que possible.

Le système changé de la Russie m'étonne, mais plus que tout ceci l'admission que vous faites de nothgedrungen. D'abord la Russie n'a

[1]) Murat hatte mit Kalckreuth wegen der Reise der Königin nach Tilsit gesprochen.

pas perdu un pouce de terrain, elle n'a pas payé un sou à ses troupes, comme c'est de notre argent qu'elles sont payées. Les vivres ne commencent qu'à présent à venir de la Russie, et je sais de source sûre qu'il y a des ressources immenses de ce côté-là. De belles réserves sont en route, et l'armée peut être renforcée de 60 mille homme sous peu, ainsi je ne vois pas la nécessité de faire la patte de velours et cajoler et de démordre de sa grandeur, tandis qu'on a de quoi imposer et de quoi donner des lois au lieu d'en recevoir. Mais il est sûr que le général Bennigsen n'est pas l'homme ni le général qui peut par ses capacités en imposer à Napoléon.

Je reçois dans ce moment votre lettre d'hier, et je suis bien charmée de voir que mes idées par rapport à mon apparition à Tilsit sont absolument analogues aux vôtres. J'attends l'issue de tout ceci avec de vives inquiétudes; au reste je puis vous dire que ma cour se conduit très bien, nommément à mon grand étonnement la M.[1]).

Les négociations ne sont pas très brillantes jusqu'à présent et je crois que la Russie a fait un faux pas en étant trop douce, en flattant là où elle aurait dû sans outrance montrer de la grandeur et de la fermeté. Je vous suis infiniment obligée des Baskirs et Kalmouks que vous me promettez, jusqu'à présent je n'ai rien entendu de leur arrivée. Mais plus encore je vous remercie des descriptions que vous continuez à me faire de vos journées, diners, réceptions, entretiens avec mon ami. Il l'est sûrement ayant bu à ma santé, je ne puis plus en douter. Cette paix qu'il veut que je fasse avec lui n'a pas le sens commun et je suis décidée à lui dire que je lui pardonne celle qu'il ma faite dans le Moniteur et dans le Télégraphe[2]). Je vous supplie de continuer à me donner des nouvelles de tout ce que vous faites personnellement jusqu'à ce que je paraisse moi-même sur la scène. Je prie en attendant Hardenberg de préparer un rôle pour moi que j'apprendrai par cœur et que je réciterai aussi bien que je pourrai[3]), car de cœur il serait difficile de parler à l'ami de l'homme. Je trouve que vous faites des progrès inconcevables dans la réalité vers l'élégance, il n'y a que les expressions que vous ne choisissez pas encore bien. Par ex. de dire que vous dinez à midi et demi, c'est très commun, ajoutez-y: à la fourchette, et vous etes à la crême de l'élégance. Que je plains cet excellent Empereur Alexandre. Je suis sûre que son cœur est ulcéré qu'avec tant de bonne volonté il n'a pu et ne peut rien pour vous voir aussi heureux, aussi puissant qu'il le désirerait. Dieu soit loué que la Silésie est sauvée des griffes, mais nos chers pays Kern-Provinzen, ach Gott!

[1]) Gräfin Moltke, Hofdame der Königin, später Frau von der Marwitz.

[2]) Der von C. J. Lange-Davidson herausgegebene „Telegraph“; vergl. Hardenberg, Bd. III, S. 263.

[3]) In der That hat Hardenberg einige Tage später der Königin eine Art Instruction für die Unterredung mit Napoleon aufgezeichnet; mitgetheilt bei Ranke-Hardenberg, Bd. III, S. 499.

Nous sommes allés par terre et revenus par mer hier[1]), la partie n'a pas aussi bien réussi que je le croyais, c'est-à-dire mon âme n'était pas à la gaîté, elle était tout au chagrin dont elle est oppressée. C'était donc à vous-même et à l'Empereur qu'il a tenu ces jolis discours de Hardenberg et de vindicativité et de la guerre contre la Russie avec la Prusse, ceci, ma foi, est pousser à toute outrance l'insolence.

Adieu, mon cher ami, j'attends votre première lettre avec quelques battements de cœur, je l'avoue. Adieu, je vous aime du fond de mon âme.

Louise.

Bien de tendres complimentes au bon et cher Empereur. A Murat, l'homme du bruit, et son compagnon de débauche [Constantin] **rien.**

Davout avec son bâton m'a beaucoup amusé; c'est lui qui a dit des horreurs de moi à Zieten. Les banquets doivent être charmants.

J'ai donné à Charles un habit neuf, un petit cachet, de petites fourchettes et cuillers et trois louis. Il faut attendre Berlin pour lui donner quelque chose de solide. Qu'avez-vous répondu à N. à la question si vous ne désiriez pas revoir bientôt Berlin après une si longue absence. Je vous prie de me le dire.

Les enfants sont retournés à 9 et demie de Schwarzort[2]). La marche est commandée et dès qu'elle sera écrite, les Russes l'auront. Fritz a fait la commission. . . .

Mon affabilité tant vantée par K. [Kalckreuth] pourrait bien échouer ici. Car comment voulez-vous que je sois gaie, aimable quand mon cœur est déchiré par le même homme que je verrai?

## Nr. 17. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Picktupöhnen, le 1er juillet 1807.

Vous m'exhortez encore dans votre dernière lettre d'hier de tenir ferme et de ne point céder à N. On peut très facilement tenir ce langage, mais il est inexécutable, depuis que la Russie a précisément adopté la marche opposée à un système pareil. N. va nous leurrer tous les deux, ou je me trompe fort, et la Prusse va être la dupe et la victime de ses perfides desseins.

Comme tous les partis se réunissaient à me demander avec instance d'ouvrir mon cœur à Bonaparte, d'en appeler au sien et, en général, de le courtiser davantage, quoique j'avais cru jusqu'ici n'avoir rien négligé dans tout ceci, je pris le parti de demander à lui faire ma visite hier vers le soir. Il me reçut comme la première fois, mais il paraissait avoir l'air plus préoccupé qu'alors et d'avoir des humeurs. Aussi eus-je beau en appeler à son cœur, à sa magnanimité et à débiter toutes les belles

[1]) Nämlich zur „holländischen Mütze", wo im Freien gespeist wurde; vergl. Brief Nr. 14.

[2]) Schwarzort, vergl. oben Brief Nr. 14.

phrases et toutes les belles promesses que ma faible éloquence me dictait, tâchant même autant et aussi souvent que possible d'entrer dans des détails sur ses projets futurs, mais en vain, il ne me répondit que par des lieux communs, en restant toujours dans le vague et en évitant de s'expliquer sur rien, hormis qu'il me dit une fois: „Mais il me semble que V. M. était déjà d'accord avec moi sur la frontière de l'Elbe.“ (!!!) En tâchant d'amener la conversation sur la Pologne, il me dit: „Il faut voir de trouver à y placer quelqu'un qui ne porte ombrage ni à la Russie ni à l'Autriche.“ Voilà donc des expectorations bien consolantes. La conversation fut interrompue par un messager du maréchal de Bessières, qui fit annoncer que les grenadiers à cheval que l'on devait passer en revue se trouvaient prêts. Là-dessus nous allâmes prendre l'Empereur de Russie, et on se rendit à la revue. Ce corps est composé de 6 escadrons bien tenus, mais d'une tournure très désavantageuse. On exécuta quelques évolutions qui se firent avec de la précision, mais très lentement. On m'avait soufflé aussi de me tenir plus près de Napoléon, puisqu'il aimerait à m'adresser plus souvent la parole. Eh bien, je n'ai pas plus quitté ce poste qu'un Wachtmeister de cavalerie. Croyez-vous qu'il m'ait adressé la parole? Pas une seule fois. Moi, je tâchais, aussi souvent que j'en trouvais l'occasion, de le faire. Alors il me répondit poliment, mais brièvement, et tout ce qu'il m'a dit, ce fut de me demander si Tilsit était une ancienne ville. Je m'étonne qu'il ne m'ait demandé des détails sur son histoire et son origine, car il est questionneur — mais comment? L'Empereur de Russie a été questionné hier avant, pendant et après le souper wie ein Schulknabe sur l'état financier de la Russie, avec tous les détails qui s'y rapportent, jusqu'à demander à quoi s'élevait l'imposition sur le sucre, pour combien il vendait annuellement de pelleteries, en combien le taux du commerce était en sa faveur ou non, et une foule de questions semblables. C'est inouï en vérité ce que l'Empereur en souffre. Avant-hier il l'avait examiné également à table sur des matières de religion, comme on ferait vis-à-vis d'un catéchumène, sur les dogmes de la religion grecque, avec tous les détails imaginables. Pour surcroît d'agrément, j'ai la satisfaction de rencontrer presque toujours dans l'antichambre de N. le prince de Hohenzollern[1]), celui qui avait le rang et l'uniforme de lieutenant-colonel chez nous, en uniforme des chasseurs à cheval, et le comte Krasinsky en uniforme d'uhlans[2]). De ceux-ci, par conséquent des rebelles et pour la plupart anciens soldats prussiens, j'en vois souvent, mais chaque fois, par indignation, je détourne la tête et fais semblant de ne pas les remarquer. Quelles infamies que tout ceci, et quelle vue pour moi! quelle sensation des objets pareils doivent faire sur moi, je vous laisse à juger.

---

[1]) Fürst Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, preußischer Oberstleutnant von der Armee, später französischer Oberst und Adjutant des Kriegsministers Clarke.

[2]) Graf Vincenz v. Krasinski, er war mit einer Radziwill vermählt.

Je suis charmé d'apprendre que vous passez votre temps mieux que moi, et je désire principalement que votre santé s'en trouve mieux, afin qu'elle se fortifie de nouveau. Les Baskirs etc. n'arriveront que demain à Memel. Brinckmännchen [1]) est ici, il doit aider à dorer la pilule que son maître doit avaler. Adieu, je vous embrasse mille fois. F. G.

N'oubliez pas, je vous prie, la broderie du collet et parements à commander à Pétersbourg. J'espère que vous savez que le régiment de Polotzk, dont je désire la marche, est placé près Schwarzort. Quand vous l'aurez, faites l'essayer, afin que ce soit bien la même qu'ils ont jouée en défilant à Kœnigsberg.

J'ai oublié de vous dire que N. a déclaré hier qu'il avait fait coucher sur le papier ses idées (volontés) et qu'il les communiquerait aujourd'hui à l'Empereur de Russie. Sans doute que ce sera le sine qua non. Je crois cet infame Talleyrand presque pire que son maître. Hier, les gardes françaises ont donné une fête aux soldats et officiers russes et prussiens formant la garnison de Tilsit; hier aussi le premier bataillon du régiment de Henri [2]) y a fait son entrée.

## Nr. 18. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, ce 2 juin [so!] 1807.

Mes lettres ne peuvent pas être d'un très grand intérêt, mais je connais par expérience que tout ce qui peut nous distraire pour un moment seulement des occupations désagréables qui nous oppressent, est un bien. C'est cette idée qui me fait écrire quand même.

J'ai des maux de tête et de cœur comme une malheureuse. Hier la journée a été extrêmement belle et chaude, j'ai passé la matinée chez moi, en ne sortant qu'un moment par pure raison, me sentant fort lasse et fatiguée de la précédente journée, passée dans le bois. Je voulais bien me dorloter et avais refusé d'aller à la frégate [3]), lorsque le capitaine Dambor m'invita avec instance, me disant que sûrement je ne serai pas malade, le calme étant parfait et ne répondant pas pour les journées suivantes. J'acceptais donc et me suis conduite à merveille. Un malaise est tout ce qui m'est arrivé. Le trajet fut court et agréable. Dans la cabine se trouvait une table à thé absolument servie à l'anglaise. Les tasses entre autres sont d'une grandeur comme de petites écuelles chez nous et le tout était fort propre et élégant. Notre retour fut très beau aussi, et à 10 heures j'étais chez moi et au lit une demi-heure après. Si vous pouviez donc voir cela au lieu de la face du diable, anstatt diesen Zügen ohne Herz. Je souffre mort et martyre et me flatte que la mauvaise humeur étant revenue derechef, ma chétive personne sera oubliée. Parlez-en donc, je vous prie, à l'Empereur, ce qu'il en pense au cas que N. m'invite, si je dois accepter

[1]) Der schwedische Gesandte Brinckmann; vergl. unten S. 217.
[2]) Das preußische Regiment Prinz Heinrich (Nr. 35).
[3]) Die in Brief Nr. 9 erwähnte englische Fregatte „Adrastea".

ou non. Je me ferais malade, je fermerai mes volets et resterai au lit 8 jours si vous et lui le désirez. La convalescence après une telle maladie sera longue, et alors je pourrais m'en défaire, si vous et lui ne désirez pas mon arrivée et ma présence.

Mon réveil fut encore agréablement marqué par l'arrivée de votre lettre [nº 17]. Le contenu me fait peine. D'avoir recours au cœur de celui qui n'en a pas, qui a pu donner ce conseil? Le pauvre Empereur, comme il doit souffrir! Je crois qu'il n'est pas accoutumé qu'on le traite et l'examine à la catéchumène chez lui. Je ne puis vous dire ce que [je] souffre de voir les rôles que vous jouez tous les deux. Vous vous rappellerez que je vous ai d'abord dit que vous seriez les dupes de l'engeance, et surtout le Famulus[1]) est si supérieur au vôtre que l'idée de se réunir est malheureuse. Les idées (volontés) de N. ne m'étonneront pas du tout. On vous rognera tant que peut se faire, l'alliance sera proposée et acceptée, et nous serons les esclaves de M. N. Monsieur Laforest[2]) ou consorts, préfet de Berlin, et vous le premier commis. Und man bleibt leben bei solcher horreur! La Russie a mal fait de changer son système de politique, elle n'aura plus la force de vous soutenir, da sie selbst kriecht.

Les enfants sont à vos pieds et vous remercient beaucoup du plaisir que vous leur avez procuré par vos ordres d'aller à Schwarzort. Ils ont vu exercer les Russes et en sont enchantés. La broderie pour votre habit des gardes est commandée à Pétersbourg depuis que je suis ici, ainsi que la plaque de l'ordre.

L'aspect des rebelles avec lequel on vous rafraîchit tous les jours est une attention de plus. Enfin, le calice veut être vidé jusqu'au fond, et nous buvons de toutes nos forces, voilà ce qui est sûr. Je ferai jouer la marche dès que je l'aurai. Le colonel Schröder du régiment Tobolsk a dîné avec moi hier et un M. de Wolzogen[3]) qui était autrefois dans les gardes du corps de S. M. Wurttembergeoise, mais qui a quitté son grade de commandeur, pour servir la bonne cause dans vos troupes, abhorrant celle de son précédent maitre. La conduite de cet être[4]) protégé de N. est infernal et surtout envers le pauvre prince Hohenlohe qui est à Oehringen comme prisonnier d'état de S. M. W. Comment trouvez-vous cela? Adieu, mon cher ami. Amusez-vous bien, consolez-vous si vous pouvez. Moi, je suis si à bas, que je ne puis plus même lire. Votre tendre amie et fidèle

Louise.

Mes compliments pleins d'amitié à notre cher et bon Empereur. Ne l'oubliez pas. Rien au grand-duc et à M. [Murat] qui aime le bruit, peut-être que celui-ci désire mon arrivée pour me faire la cour, le bruit n'étant pas grand à Memel. J'aime beaucoup le traitement des Français donné aux Russes et aux Prussiens.

---

[1]) Vergl. oben Brief Nr. 9.

[2]) Vergl. oben Brief Nr. 8.

[3]) Ludwig v. Wolzogen, der spätere preußische General; vergl. seine Memoiren, S. 44.

[4]) König Friedrich II. von Württemberg, der den Prinzen von Hohenlohe nach der Capitulation von Prenzlau auf Verlangen Napoleons in Oehringen internirte.

## Nr. 19. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Picktupöhnen, le 2 juillet 1807.

J'ai reçu ce matin la lettre [nº 16] dans laquelle vous m'annoncez le parti héroïque que vous venez de prendre en consentant à sacrifier votre personnel pour le bien de l'État. Je désire que ce dernier but soit obtenu ou du moins favorisé par la démarche que vous êtes résolue de faire. Ici du moins tout le monde est entièrement persuadé qu'une apparition de votre part pourrait amener des résultats des plus salutaires. Hardenberg surtout se prononce dans ce sens-là [1]), et il me prie de ne pas perdre un instant pour accélérer votre voyage, les moments étant précieux. et ce qui peut s'opérer pour le bien, doit s'opérer vite. Aussitôt que vous le pourrez, je vous prie de vous mettre en route et de vous rendre ici où on vous préparera un logement passable chez le curé du village, où l'Empereur a demeuré [2]). Comment on arrangera le reste, il faudra le voir. Il n'y a aucune apparence que N. vienne de ce côté-ci vous faire sa visite, mais je suppose qu'il vous invitera à dîner, où alors vous pourrez mettre pied à terre dans la maison que je suis censé d'occuper et qui est proche de la rivière. Kalckreuth m'a dit hier soir, à la hâte, que Berthier, qui également s'intéresse beaucoup à cette affaire et qui me paraît un homme bien pensant, avait dit à lui qu'il en avait parlé à l'Empereur N., en lui annonçant, comme une nouvelle qui se débitait, que l'on vous attendait chez moi. A quoi il doit avoir répliqué: „Oh, d'autant mieux!“ Armez-vous de courage, et ne songez plus à des chances qui ne peuvent être réalisées, mais bien à la nécessité dans laquelle la Prusse *du moins* se trouve, quand la Russie a pris son parti.

Le projet couché par écrit dont je vous ai parlé hier, n'a point paru encore. J'ai trouvé hier N. chez l'Empereur A. Son humeur était infiniment meilleure que la veille; il a entretenu l'Empereur de son administration intérieure, en entrant dans tous les détails qui s'y rapportent, et des motifs qui ont fait naître les différents établissements dans l'intérieur de son vaste empire. Tout ce qu'il a dit à ce sujet. était fort sage et intéressant. En général, quelle tête bien organisée! et comme j'ai dit si souvent. s'il voulait l'employer au bien. Lui, avec ses moyens, il pourrait être le bienfaiteur du genre humain, comme il en a été le fléau jusqu'ici par ses vues ambitieuses et démesurées. Six escadrons des chasseurs à cheval de ses gardes ont manœuvré hier au soir. La troupe est belle, mais le maintien et le costume détestables. Buxhöwden [3]) vient d'arriver; on assure qu'il va prendre le commandement de l'armée et que Bennigsen se retire, mais je n'en sais rien de plus. Les troupes russes ont beaucoup

---

[1]) In seinen Memoiren (Bd. III, S. 498) wirft Hardenberg alle Schuld auf Kalckreuth und drückt sich aus, als sei er gegen die Reise der Königin gewesen.

[2]) Eine Zeichnung dieses Pfarrhauses von Picktupöhnen mit einer Aufschrift Kaiser Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum, reproducirt Hohenzollern-Jahrbuch 1899, S. 229.

[3]) Graf F. F. Buxhöwden, russischer General.

diminué dans ces contrées, la plus grande partie se trouve disloquée en Russie. Toute l'avant-garde de l'armée, sous le prince Bagration, qui bivouaquait sur la droite et la gauche du grand chemin de Tilsit, s'est aussi portée en arrière depuis deux ou trois jours, et il ne reste plus que le quartier général et le général Platow avec les Cosaques, qui bordent la rive du Memel. Le corps du prince Gortschakow se trouve disloqué dans les villages des environs et le comte Kamenskoy se trouve encore entre lui et l'Estocq.

Vous me dites que les garçons désirent voir le corps de l'Estocq, mais je ne sais comment ils feraient, tout ce corps se trouvant disloqué fort au large, ils ne verraient donc rien. Ce corps a perdu malheureusement beaucoup de monde durant sa retraite, principalement par fatigue, mais en grande partie aussi par la désertion des cantonistes, qui sont retournés chez les leurs. Cette indignité gagne comme un ulcère, il faudra aviser, à l'avenir, à des remèdes extraordinaires pour mettre des bornes à une telle lâcheté. En mon particulier, j'ai eu le plaisir de perdre, pas de cette manière, mais devant l'ennemi, et cela sans rime ni raison, une cinquantaine de gardes du corps.

Je reçois dans cet instant le billet ci-joint du maréchal K.[1]; il vient à l'appui de tout ce que je viens de vous dire déjà à ce sujet, et je ne perds plus [un] instant pour vous expédier ma lettre. Adieu, au plaisir de vous revoir. F. G.

## Nr. 20. Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III.

Memel, ce 3 juin [so] 1807.

J'ai reçu votre lettre, effrayée, je l'avoue, de la manière dont je dois arriver, n'étant pas invitée de la part du maître du monde, et ne sachant pas si mon arrivée sera agréable à l'Empereur Alexandre, mais enfin je viens parce que vous le trouvez bon et que vous et Hardenberg paraissez le désirer. Je pars demain et serai à la fin du jour à Picktupöhnen, tremblante de déplaire à l'Empereur Alexandre. Pour le reste, je ne me flatte de rien.

Adieu. Je vous écris de chez Guillaume où il y a un déjeuner pour sa fête[2]). Je ne puis vous donner une plus grande preuve de mon amour et de mon dévouement pour le pays auquel je tiens que d'arriver là où je ne voudrais pas être enterrée. Votre amie Louise.

## Nr. 21. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise.

Picktupöhnen, le 3 juillet 1807.

Napoléon a été extrêmement occupé hier et a surtout beaucoup travaillé avec Talleyrand, qui, par ceci, est resté invisible au maréchal

[1]) Schreiben Kalckreuth's vom 2. Juli, in welchem er abermals die Reise der Königin nach Tilsit dringend empfiehlt.

[2]) 3. Juli, Geburtstag des Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs.

Kalckreuth, ainsi qu'au comte Goltz[1]). L'Empereur de Russie croit avoir des données que ce travail regardait principalement le partage projeté de la Porte Ottomane, qui semble être devenu une idée favorite de N., de laquelle il entretient consécutivement l'Empereur Alexandre, ayant été avant-hier jusqu'à l'heure de la nuit chez lui. Quel fardeau pour notre pauvre Empereur! il en est exténué, mais ne fait pas bonne, mais très et trop beaucoup trop bonne grâce à mauvais jeu, qui cependant n'est pas tout aussi mauvais pour la Russie, puisqu'elle s'attend à un immense morceau de la Turquie européenne, projet extrêmement favorisé par la révolution survenue à Constantinople, qui a coûté le trône et puis la vie au Sultan[2]). Pour nous autres, on va nous éplucher de la bonne manière, plus de Pologne, plus de Westphalie, plus de Franconie pour nous. — Cependant, le plan qui devait paraître incessamment, n'a pas paru encore.

L'Empereur de Russie s'inquiète pour vous et sur la manière dont on voudra arranger votre visite à Tilsit. Les petits détails militaires de l'armée française l'intéressent beaucoup, pas moins les jolies demoiselles de Tilsit. Quand un homme tel que N. tient des propos lestes, ce qui arrive souvent, et parle de jolies femmes etc., vous n'avez pas d'idée quelle impression cela me fait. Il a fait cadeau à l'Empereur Alexandre d'un tout petit cheval arabe. L'Empereur en est au désespoir, vous connaissez son antipathie pour les petits bidets. Nous avons assisté hier soir à la revue d'un régiment de dragons des gardes, fort de 3 escadrons. Ce régiment était ce que j'ai vu de mieux dans ce genre. Le grand-duc Constantin est parfaitement à son aise au milieu de tout ce monde et s'amuse et s'occupe, comme de coutume, infiniment de toutes les minuties de ce service. Avant-hier au soir, après le soi-disant dîner, il s'est mis à répéter dans l'antichambre, au milieu de tout ce qui compose la suite innombrable de N. et à haute voix, les commandements à la française, de manière à ce que S. M. I. a pu l'entendre très distinctement; à propos de quoi l'Empereur Alexandre dit à N.: „Il me semble que mon frère et le grand-duc de Berg sont déjà parfaitement liés d'amitié ensemble.“ O tempora, o mores! Hier le dîner a commencé à 9 heures précises du soir. J'ai été de retour à 11 et 1/4. Les Baskirs et les Kalmouks ont changé leur bivouac; il faut actuellement passer leur camp, quand on va à Tilsit. Hier, en le passant sur mon retour, je n'ai pas été bien à mon aise, ich glaubte in der Menschenfresser ihrem Lager zu sein. Est-ce que cela me ressemble peut-être? Allemal athme ich freier, wenn ich den Fluß hinter mir habe. Envoyez-moi quelqu'un d'avance pour me faire savoir au juste le jour et à peu près l'heure où vous comptez arriver, ici s'entend. Il me semble vous avoir déjà écrit une fois que j'entre régulièrement à

[1]) Graf A. F. F. v. d. Goltz, bisher preußischer Gesandter in Rußland, zum Nachfolger Hardenberg's bestimmt und dem Marschall Kalckreuth für die Verhandlungen beigegeben.

[2]) Sultan Selim, der Verbündete Napoleon's, war Ende Mai durch einen Janitscharenaufstand gestürzt.

3 heures de l'après-midi en ville et que j'en reviens ordinairement après 11 heures.

Adieu, je vous embrasse. Mille remerciements pour les détails que renferme votre lettre du 2. Tout à vous. F. G.

---

## Nr. 22. König Friedrich Wilhelm III. an Königin Luise[1]).

Picktupöhnen, le 4 juillet 1807.

Hier encore N. était de la plus méchante humeur. Je le trouvais chez l'Empereur de Russie. Dans ma présence, il ne fut question que de choses assez indifférentes; mais l'Empereur, qui est exténué du terrible rôle qu'il juge à propos de jouer, me confia ensuite que N. était redevenu de nouveau récalcitrant au sujet des 600 000 âmes qu'il avait accordé à prendre sur mes provinces transalbines, assurant qu'il n'avait jamais eu l'intention de m'accorder autant que cela etc. Nous voilà donc bien avancés. Ce serait en vain de vouloir espérer que l'Empereur Alexandre parlera jamais avec énergie à N. Tout ce qu'il pourra obtenir pour moi par manière de conversation, il le fera, il n'y a aucun doute; mais aussi rien de plus, je vous en réponds. Dans ce sens-là, toute espèce d'énergie a disparu du côté de la Russie. On semble se résigner, comme on dit, à la nécessité, et on tâchera d'accaparer quelque chose sur la Porte, et nous autres serons rognés ou plutôt disséqués, selon le bon plaisir de celui qui ne se trouve entravé par rien. Hier il a dit à Dönhoff[2]) que j'avais envoyé chez lui, selon l'usage établi, demander de ses nouvelles: qu'aussi longtemps que je verrais Hardenberg et qu'il n'eût quitté son poste, la négociation n'avancerait pas d'un pas. Et là-dessus il a donc commencé à se déchainer contre celui-ci et contre Rüchel, en ajoutant qu'il ferait dans le traité un article exprès relatif à cet objet. Il a donc fallu prendre un parti, et, autant qu'il m'en coûte, il a fallu me séparer, pour la seconde fois, de Hardenberg. Le comte Goltz gérera par intérim les affaires qui ont rapport à l'étranger, et je fais venir Beyme pour prendre le fil des affaires intérieures.

Deux escadrons de la gendarmerie d'élite ont été produits hier au soir. Ils ont manœuvré de la manière du monde la plus maussade. C'est une troupe destinée proprement à faire le métier de police de l'armée. De beaux hommes et de bons chevaux, mais la tournure désavantageuse des soldats, qui caractérise si singulièrement le militaire français et surtout la cavalerie, ne fait pas la moindre impression favorable sur le spectateur.

Talleyrand n'a pas reçu hier non plus ni Kalckreuth ni Goltz. N. a dit à Dönhoff qu'il ignorait absolument la personne de Goltz, lorsque Dönhoff en faisait mention pour prouver à N. que j'avais fait ce choix dans

[1]) Die Königin erhielt obigen Brief auf der Fahrt nach Tilsit; vergl. Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre, S. 305.

[2]) Graf August Dönhoff-Friedrichstein, Flügeladjutant des Königs.

l'espérance qu'il lui serait agréable, N. ayant observé que l'Empereur Alexandre avait écarté Budberg[1]) des affaires et choisi le prince Kurakin pour traiter avec lui, tandis que moi je n'avais rien fait pour l'obliger. Goltz se trouve depuis quatre ou cinq jours à Tilsit, avec une lettre de créance, mais c'est en vain qu'il frappe à toutes les portes. C'est la précipitation incompréhensible et inconsidérée de la Russie qui a tout gâté. L'Empereur ne traite pas, il est vrai, les affaires avec Budberg, quoique celui-ci soit à Tilsit. Je crois qu'il ne consulte que le prince Labanoff, qui n'a aucune expérience dans les affaires, et qui a tout embrouillé en se laissant prendre comme un sot.

Ne croyant pas vous voir avant mon retour de Tilsit, j'ai voulu vous informer préalablement de la situation présente des choses. J'ai dit à Hardenberg de vous en entretenir encore ce soir, et vous le consulterez sur le rôle qui se prépare pour vous. Il part demain. Si votre présence peut devenir utile, elle doit, selon moi, ne pas être prolongée au delà d'un ou deux jours tout au plus. Je crains ne pas vous voir du tout aujourd'hui, sans doute que vous dormirez déjà, avant que je ne sois de retour de la ville; en tout cas, je passerai devant votre porte, puisque je ne loge pas avec vous dans la même maison, et vous me ferez bien savoir alors si encore vous voulez de moi ou non. Adieu, mes compliments à ceux qui vous accompagnent. F. G.

Mit diesem Schreiben König Friedrich Wilhelm's III. schließt, wie schon erwähnt, für 1807 der Briefwechsel des erlauchten Fürstenpaares; erst aus dem Jahre 1810 sind wieder einige Briefe erhalten.

Ueber die Reise der Königin Luise nach Picktupöhnen und ihre Zusammenkunft mit Napoleon in Tilsit (6. u. 7. Juli) habe ich im „Hohenzollern-Jahrbuch" von 1899 die leider nur fragmentarische Aufzeichnung der Königin und ein ausführliches Schreiben der Prinzessin Luise Radziwill publicirt. Hier sei es gestattet, zum Abschluß der vorstehenden Veröffentlichung den mir erst kürzlich bekannt gewordenen Bericht mitzutheilen, den der schwedische Gesandte Brinckmann über die Zusammenkunft in Tilsit seinem König erstattet hat. Karl Gustav von Brinckmann (oder Brinkman), unter dem Namen Selmar auch als Verfasser deutscher Gedichte bekannt, war seit 1794 mit Unterbrechungen Geschäftsträger in Berlin, wo er trotz der Zerwürfnisse zwischen Preußen und Schweden am Hofe und in der Gesellschaft eine höchst angesehene Stellung behauptete. Seine im Folgenden abgedruckten Mittheilungen beruhen auf Erzählungen der Königin selbst und stimmen vortrefflich zu den bisher bekannten Berichten, die dadurch in erwünschter Weise vervollständigt werden.

[1]) Freiherr A. J. Budberg, 1806 und 1807 russischer Minister des Auswärtigen. Fürst A. B. Kurakin, vorher russischer Gesandter in Wien.

Brinckmann also berichtet (in französischer Sprache) aus Picktupöhnen, 10. Juli 1807:

... Da ich voraussehe, wie viele falsche oder übertriebene Gerüchte sich bald über diese Zusammenkunft verbreiten werden, und da ich weiß, welchen Werth die Königin von Preußen dem unparteiischen Urtheil Euer Königl. Majestät beimißt, so beeile ich mich, Ihnen alle die interessanten Einzelheiten darüber zu übermitteln, die die Königin selbst die Gnade gehabt mir mitzutheilen, und ich halte es für meine Pflicht, dabei so viel als möglich die eigenen Ausdrücke Ihrer Majestät beizubehalten.

Es würde sehr ungerecht sein, wollte man diese Fürstin im Verdacht haben, nach einer derartigen Unterhandlung gestrebt zu haben. Eine Unterhaltung, mit der sie mich vor ihrer Abreise nach Tilsit beehrte, hat mir keinen Zweifel darüber gelassen, wie sie ihre eigene Stellung auffaßt. Ihre Majestät fand mich bei Tisch traurig und schweigsam und hatte deshalb die Gnade, mich nachher zu fragen: „Ich glaube, Ihr Schweigen verstanden zu haben. Sagen Sie mir aufrichtig: was halten Sie von dem, was sich hier vorbereitet?" „Ihre Majestät befehlen mir, aufrichtig zu antworten. Sie wollen also gnädigst verzeihen, wenn ich bekenne, daß mich im Augenblick nichts mehr bekümmert, als Ew. Majestät hier zu sehen." „Sie sind nicht der Einzige, der mir das sagt. Allein, wenn man von mir ein solches Opfer für mein Land und meine Kinder forderte, können Sie meine Resignation mißbilligen?" „Ihre Motive, Majestät, sind ebenso achtungswerth, wie Ihre Lage für ein Herz wie das Ihrige peinlich sein muß." „Sie haben ganz Recht. Ich bin erst dreißig Jahr alt, aber ich habe mich schon selbst überlebt." „Eure Majestät sind lange glücklich gewesen. Sie haben inmitten alles Unglücks so viel Seelengröße bewiesen; Ihr Charakter wird immer sich gleich bleiben. Heute besonders wird Ihre Würde dem Uebermuth Ehrfurcht gebieten." „Ja, ich schmeichle mir, daß die Würde des Unglücks Achtung einflößen wird. Was wird Ihr König dazu sagen?" „Alles, was hier geschieht, Majestät, muß eine Seele wie die seinige tief bekümmern." „Ja, ich bin völlig überzeugt, daß unser Unglück ihn aufrichtig betrüben wird."

Als Bonaparte in Tilsit bei der Königin eintrat, verließen Alle, auch der König selbst, das Zimmer Ihrer Majestät [1]. Nach den ersten Complimenten und einigen nichtssagenden Redensarten begann die Königin eine sehr ernste Unterhaltung.

„Ich lerne Ew. Majestät in einem für mich höchst peinlichen Augenblick kennen. Ich sollte vielleicht Bedenken tragen, zu Ihnen über die Interessen meines Landes zu sprechen. Sie haben mich einst angeklagt, mich zu viel in Politik zu mischen, obgleich ich wirklich nicht glaube, diesen Vorwurf je verdient zu haben."

„Seien Sie ganz überzeugt, Majestät, daß ich niemals das alles geglaubt habe, was man während unserer politischen Zwistigkeiten so indiscret verbreitet hat."

[1] In der That hat die große Unterredung der Königin mit Napoleon am 6. Juli ohne Zeugen stattgefunden, und die bekannten Bilder, die dabei Talleyrand im Hintergrunde zeigen, sind ungeschichtlich.

„Sei dem, wie ihm wolle, ich würde es mir nie vergeben, wenn ich diesen Augenblick nicht benutzte, freimüthig mit Ihnen zu sprechen, als Gattin und als Mutter. Ich schmeichle mir, daß Alle, die mich kennen, der Art Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie ich beständig die Pflichten zu erfüllen gesucht habe, die mir diese Eigenschaften auferlegen.“

„Alle Welt, Majestät, muß das zugeben.“

„Nun wohl, wäre ich dem König aufrichtig ergeben, wenn ich nicht in diesen grausamen Augenblicken seinen Kummer und seine Besorgnisse theilte? Wir haben einen unglücklichen Krieg geführt, Sie sind der Sieger, aber soll ich annehmen, daß Sie Ihren Sieg mißbrauchen wollen?“

„Eure Majestät wollen mir gestatten, freimüthig zu antworten. Warum haben Sie mich gezwungen, die Dinge aufs Aeußerste zu treiben? Wie oft habe ich Ihnen Frieden angeboten? Oesterreich, das sich ungefähr in derselben Lage befand wie Sie nach der Schlacht von Auerstedt, glaubte vernünftige Bedingungen nicht zurückweisen zu sollen, obgleich es noch zwei intacte Königreiche hatte, Sie aber haben stets jedes freundschaftliche Abkommen abgelehnt. Man hat die Vorschläge, mit denen ich Bertrand nach der Schlacht von Eylau beauftragt hatte, kaum anhören wollen“[1]).

„Was die ersten Verhandlungen nach der Schlacht von Auerstedt betrifft, so war es gewiß nicht der König, der sie abgebrochen hat, und in letzter Zeit — Sie wissen es ja besser als ich — hing es nicht mehr von uns ab, auf Sonderverhandlungen einzugehen. Doch genug, ich wage nicht, die großen politischen Interessen zu erörtern; ich spreche Ihnen nur meine Besorgnisse aus über das Schicksal meiner Familie und meiner Kinder. Die Geschichte unserer Tage stellt mir schreckliche Beispiele vor Augen, und ich könnte den Gedanken nicht ertragen, unglücklichen Wesen das Leben geschenkt zu haben. Sie haben selbst eine zahlreiche Familie und bei jeder Gelegenheit bewiesen, wie sehr Ihnen das Schicksal der Ihrigen am Herzen liegt. Müssen Ihnen die Besorgnisse einer Mutter hierüber nicht gerecht und achtungswerth erscheinen?“

„Aber Majestät glauben doch nicht etwa, daß von der Vernichtung Preußens die Rede sei?“

„Nein, aber der Friede, den man uns in Aussicht stellt, kann die Vernichtung für die Zukunft vorbereiten. Sonderinteressen könnten mit unseren Wünschen im Widerspruch stehen, aber wenn von Ihnen allein dieser Friede abhängt . . .“

„O, Sie dürfen überzeugt sein, Majestät, daß ich allein zu entscheiden habe.“

„Ich kenne Sie nur nach Ihrem Rufe, aber ich möchte Ihnen nicht das Unrecht thun, zu glauben, daß Sie unempfindlich wären gegen das Vergnügen, zu dem Glücke Derjenigen beizutragen, die man beklagen mag, aber die man nicht verachten kann. Ist die Rache Dessen würdig, der sie widerstandslos ausüben darf? Eine Frau darf Ihnen sagen, was einem Manne nicht wohl

---

[1]) Ueber die Sendung des Generals Bertrand an Friedrich Wilhelm III. im Februar 1807 vergl. Ranke, Hardenberg, Bd. III, S. 304 ff.; Bd. V, S. 430 ff.

anstehen würde. Erwerben Sie sich Rechte auf unsere Dankbarkeit, und Ihre Siege werden Ihnen doppelt Ehre machen."

„Aber haben nicht Ew. Majestät selbst meine Freundschaft für Preußen zurückgewiesen?"

„Allerdings habe ich daran nicht geglaubt in einem Augenblicke, wo Sie, der Sie uns erst gezwungen hatten, Hannover anzunehmen, allein mit England über die Rückgabe dieses Landes verhandelten. Damals habe ich vielleicht zu warm gegen Ihre Interessen oder vielmehr für die des Königs gesprochen."

„Ja, ich weiß, Sie haben damals den Irrthum Ihres Cabinets getheilt; aber ich habe nie die Absicht gehabt, den Engländern Hannover zurückzugeben."

„Gegenwärtig handelt es sich nicht mehr um dies Land, sondern nur allein um einen Zustand der Dinge, der uns nicht gerade den Frieden, den wir so sehr nöthig haben, unerträglich macht."

„Und was wünschen Sie vorzugsweise zu diesem Zwecke?"

„Ich gebe mich keiner Täuschung hin über unsere Lage. Ich weiß, daß wir Opfer bringen müssen; aber wenigstens trenne man von Preußen nicht Provinzen, die ihm seit Jahrhunderten gehören; wenigstens nehme man uns nicht Unterthanen, die wir wie Lieblingskinder lieben, und die unter jeder anderen Herrschaft unglücklich sein werden. Der Krieg ist nicht zu unserem Vortheil ausgefallen, aber er hat die Anhänglichkeit unserer Völker an uns nicht vermindert — ich rufe Sie selbst zum Zeugen auf —, und das ist ein großer Trost, der uns bleibt."

„Leider, Majestät, stehen die allgemeinen Combinationen oft den besonderen Rücksichten entgegen."

„Ich verstehe nichts von den großen politischen Combinationen; aber ich glaube der Würde einer Frau nichts zu vergeben, wenn ich den grausamen Schmerz des Königs betone, falls er einige der ältesten Provinzen seines Hauses abtreten müßte. Trotzdem Sie mir einen Vorwurf wegen der Verlängerung des Krieges gemacht haben, so kann ich mir doch nicht denken, daß Standhaftigkeit im Unglück in Ihren Augen ein Unrecht ist. Aber Sie lassen mich immer allein sprechen, ohne auf meine Hauptfrage etwas zu erwidern, und doch kostet es Sie nur ein Wort, um einen vernünftigeren Frieden zu machen."

Diese Unterhaltung, Sire, schien mir zu merkwürdig, um nicht aufbewahrt zu werden. Ich habe sie mir deshalb auch gleich nach der besonderen Unterredung, mit der die Königin mich beehrte, in meine Schreibtafel notirt und kann mich auf die Treue meines Gedächtnisses verlassen. Diese Fürstin schien sogar zu wünschen, daß Eure Majestät darüber Mittheilung erhielte.

Aber bei aller Achtung vor den Motiven, welche die Königin bestimmt haben, einen letzten Versuch für ihren König und ihr Volk zu machen, kann man sich doch nicht enthalten, Diejenigen streng zu tadeln, die Ihre Majestät so zu sagen gezwungen haben, „diesen Seelenerguß gegen ein Herz von Bronze" zu verschwenden — um mich noch eines Ausdrucks der Königin zu bedienen. Denn auf die letzten Bitten Ihrer Majestät, die aus einem tiefen Gefühl der peinlichen Rolle flossen, die sie sich auferlegt hatte, antwortete Bonaparte nur

mit der gewöhnlichsten und plattesten Galanterie: „Aber, Majestät, es wäre zu gefährlich, mit Ihnen zu verhandeln. Gegenüber so viel Anmuth, Geist und Liebenswürdigkeit verwirren sich meine politischen Gedanken, so daß ich keine vernünftige Combination mehr fassen kann. Indessen seien Sie jedenfalls überzeugt, daß ich Alles, was von mir abhängt, thun werde, um Ihnen gefällig zu sein."

Uebrigens schien die Unterhaltung mit der Königin Anfangs auf Napoleon großen Eindruck gemacht zu haben. Noch am selben Abend sagte er zu dem Kaiser (Alexander), er sei von der Art, wie Ihre Majestät sich mit ihm ausgesprochen habe, sehr betroffen gewesen; sie habe vielen Geist und Seelenadel gezeigt, und er wäre sehr geneigt, etwas für sie zu thun. Darauf beglückwünschten der Kaiser und die meisten Personen aus der Umgebung Bonaparte's im Voraus die Königin, daß sie die ältesten Provinzen ihrer Monarchie gerettet habe. Aber diese Täuschung dauerte nur bis zum nächsten Morgen, wo, wie behauptet wird, Talleyrand, Preußens besonderer Feind, intercipirte Briefe des Freiherrn von Hardenberg an die Königin zum Vorschein brachte[1]), um Bonaparte zu beweisen, daß er wohl zu edelmüthig handeln würde, wenn er seinen allgemeinen Plan um einer Fürstin willen ändern wollte, die doch nie aufhören würde, seine persönliche Feindin zu sein. Hierauf soll Bonaparte geantwortet haben: „Meiner Treu, Sie haben Recht; beinahe hätte ich mich von der Schlauheit eines Weibes fangen lassen."

Die Königin, von der ich diese Anekdote habe, versichert übrigens, daß diese Briefe wahrscheinlich erfunden sind, weil sie seit Beginn des Krieges keinen vertraulichen Briefwechsel mit Hardenberg gehabt hat; aber wie dem auch sei, gewiß ist, daß Bonaparte gerade einen Tag nach seiner Zusammenkunft mit der Königin endgültig entschieden hat, daß Preußen alle seine Provinzen jenseits der Elbe, einschließlich der Festung Magdeburg, verlieren solle.

Bei dieser Gelegenheit hat er sich auch auf das Bitterste gegen den König und die Preußen überhaupt ausgesprochen. Er sagte zu Kaiser Alexander: „Sie verlangen, daß ich mich mit einem Manne aussöhne, der selbst in diesem Augenblicke die Wuth nicht verhehlen kann, die sein Herz zerfrißt, und der diese Empfindungen allen seinen Unterthanen einflößen möchte. Alle Preußen, wie sie sind, brennen vor Begier, sich an mir persönlich zu rächen, und Sie wollen, daß ich ihnen die Mittel dazu gebe? Nein, da ich doch auf keine aufrichtige Aussöhnung rechnen kann, so muß ich es Preußen unmöglich machen, je etwas gegen die Interessen Frankreichs zu unternehmen"[2]). . . .

---

[1]) Die ungünstige Einwirkung Talleyrand's scheint am preußischen Hofe allgemein geglaubt zu sein, ist aber in keiner Weise authentisch bezeugt und an sich nicht wahrscheinlich; andererseits ist die von Talleyrand selbst in seinen Memoiren erzählte Unterredung mit der Königin gänzlich erfunden. Die Wegnahme königlicher Briefschaften durch Napoleon ist sicher und wird auch von Hardenberg erwähnt; über den Inhalt dieser Papiere aber ist Zuverlässiges bisher nicht bekannt geworden; was sich davon jetzt im Nationalarchiv zu Paris befindet (AF. IV, 1690), ist unerheblich.

[2]) Dieselben Aeußerungen Napoleon's über den Haß, den er im Auge eines jeden Preußen lese, finden sich in anderen gleichzeitigen Berichten (Prinzeß Radziwill, Jackson, Kessel).

# Zur Erinnerung an Otto Ribbeck.

Von
**A. Hausrath.**



1. Reden und Vorträge. Von Otto Ribbeck. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.
2. Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1846—1898. Mit zwei Porträts nach Zeichnungen von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1901.
3. Curt Wachsmuth, Worte zum Gedächtniß von O. Ribbeck. Publicationen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig, B. Teubner. 1898.
4. Fritz Schöll, Otto Ribbeck. Humanistisches Gymnasium. Jahrgang 1898.
5. Erinnerungen an Ernst Friedrich Gabriel Ribbeck. Von B. Ribbeck, Geh Regierungsrath. Berlin 1863.
6. Otto Crusius, Zur Erinnerung an Otto Ribbeck. Beilage zur „Allgem. Zeitung" 1898, Nr. 180.

Es ist eine alte Berliner Theologen-Familie, aus der Otto Ribbeck stammt. Der Großvater, Konrad Ribbeck, Propst zu St. Nicolai, war der Beichtvater der Königin Luise. Der Vater, E. F. G. Ribbeck, gleich geschätzt als Schulmann und praktischer Theologe, war zuletzt Wirklicher Oberconsistorialrath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten; der Oheim, Ferdinand Ribbeck, war Director des Grauen Klosters, in Gutzkow's „Erinnerungen" mit wenig Sympathie geschildert. Auch von den sechs Brüdern Ribbeck's haben mehrere in Berlin, einer als Geheimer Oberregierungsrath, einer als Gymnasialdirector einen bedeutenden Wirkungskreis gefunden.

Der Vater hatte 1814 den Krieg als Feldprediger mitgemacht, dann war er in der Zeit der heftigsten kirchlichen Kämpfe, die die sächsische und schlesische Kirche heimsuchten, Schulrath und Generalsuperintendent, erst in Erfurt, dann in Breslau, bis er schließlich zu einer stilleren Verwaltungs- und Regierungsthätigkeit nach Berlin berufen wurde. Er war eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, über deren censoria severitas schlaffe Pfarrer klagten, über dessen Strenge im Examen die Candidaten murrten; in der Familie der Patriarch, der Ehrfurcht für sich verlangte, aber auch einflößte. Durch seinen Humor, seine großen gesellschaftlichen Talente und seine poetische Begabung wußte er dennoch dem großen Familienkreise Leben und Behagen mitzutheilen,

und so war er der rechte Erzieher für eine solche Schar von tüchtigen Söhnen. In theologischer Beziehung huldigte Ribbeck, der Vater, einer gemäßigten Orthodoxie und hatte in Breslau durch eine „abgenöthigte Erklärung“ gegen Wilhelm Gaß den Standpunkt zu vertheidigen, daß durch die Union die Bekenntnisse ihre verpflichtende Bedeutung nicht verloren hätten. Von seinen Söhnen wurde nur einer Theologe, und dieser Pietist, ja er ging sogar eine Weile zu den Baptisten, kehrte aber später in die Landeskirche zurück. Der Jurist und der Schulmann galten als Stützen des conservativen Regiments. Der Fünfte in der Reihe, Otto Johannes Karl, hatte nicht gerade viel Sympathie für liberale Theologie, er ergötzte sich an Gottfried Keller's Polemik gegen Heinrich Lang im „Verlorenen Lachen“ und stimmte in Leipzig bei der Rectorwahl für Luthardt gegen den liberalen Candidaten, aber sein Humanismus und die durch Paul Heyse vermittelten Familienbeziehungen stellten ihn außerhalb dieses ganzen Interessenkreises. In Kiel war er mit Lipsius, in Heidelberg mit den dortigen liberalen Theologen befreundet, deren kirchliche Sorgen aber haben den Sohn des Generalsuperintendenten nur wenig berührt.

Geboren war Otto Ribbeck am 25. Juli 1827, in der Zeit, da der Vater Schulrath in Erfurt war. In Breslau verlebte er seine Knabenjahre und trat 1843 in Berlin in die Prima seines Oheims Ferdinand im Grauen Kloster ein. Zwei Jahre darauf legte er seine Reifeprüfung ab und studirte zunächst in Berlin. Gab ihm Böckh sofort den würdigsten Begriff von der Herrlichkeit der alten Welt und des antiken Menschen, so kamen Lachmann, Zumpt, Bopp seinem Sinn für kritische Philologie entgegen. Vor Allem aber war auch auf diesem Gebiete ihm der eigene Vater Vorbild. Trotz seiner positiven Stellung zur Kirche war der Oberconsistorialrath eifriger Humanist, und, da seine Jugend in die große Epoche unserer Dichtung fiel, auch ein Freund der neuen Literatur. Er beherrschte alle modernen Sprachen und versuchte sich unter Anderem in der Nachbildung der Dichtungen Manzoni's. Auch der Uebersetzung des Lucanus und anderer Meisterwerke der Antike widmete er seine Muße. So fand Otto an ihm einen Berather seiner Arbeiten. „In mir,“ schreibt der Sohn im Jahre 1858 an den Vater, „hast Du einen Leuchtthurm für mein ganzes Leben angezündet, der meinem armen Kähnlein unverrückt Bahn und Ziel weist und in windstillen Zeiten auch noch meine besondere Augenweide ist.“ Und darüber hinaus, in rein menschlicher Beziehung, war es des Sohnes ernster Wille, sich nach dem Vater zu formen, der ihm der Inbegriff männlicher Würde und Tüchtigkeit schien. „Der Vater,“ schreibt er einmal, „nahm das Leben, wie es kam, ohne Widerrede hin und ließ sich keine Woge über den Kopf wachsen. Nur kräftig rudern und schwimmen, leben *wollen*, weil man doch einmal leben muß,“ das war sein Princip.

Auf welchen Ton der Weisheit und Fürsorge des Vaters Verkehr mit den Söhnen gestimmt war, zeigen die „Lebensregeln“, die er schriftlich seinen Söhnen auf die Universität mitzugeben pflegte[1]). Da heißt es:

---

[1]) Vergl. die „Erinnerungen an C. F. G. Ribbeck“. S. 473. Berlin 1863.

Habe Gott vor Augen und im Herzen, daß Du in keine Sünde willigest. Achte des Vaters und der Mutter Ehre: laß Dir bange sein mehr vor ihrem Schmerz als ihrem Schelten. Denke, daß sie Alles für Dich opfern würden, damit Dich kein Uebel treffe, und wie wenig Du ihnen zu opfern hast, wenn es darauf ankommt, ihnen Schmerz und Kummer zu ersparen.

Im Gewähren und Mitmachen thut die Gemüthlichkeit sich kund; im Beharren auf dem selbstgewählten Standpunkt der Charakter. Mit Gemüthlichkeit zu Grunde gehen, ist sehr leicht; der Charakter schlägt nur bei Wenigen zum Verderben um.

In den Jahren der Abhängigkeit binde Dich durch keinen Verlobungsring und durch kein Wort, das vor dem Gewissen des Redlichen dem Ringe gleich gilt.

In Deinen Vergnügungen sei einfach. Um so später wird das Leben Dir ausgekostet sein, um so weniger wirst Du mit Geldverlegenheiten zu schaffen haben.

Als ein unverbrüchliches Gesetz stehe Dir fest, daß Du Frauenzimmer untergeordneten Standes niemals anrührst, auch nicht mit einem Finger. Es darf mit Solchen niemals scherzend geredet werden. Der theuern Gaumenweide enthalte Dich. Den Genuß des Weines spare Dir auf die späteren Lebensjahre. Gebrannte Wasser thue einmal für allemal in Bann.

An den Spieltisch setze Dich nur in Familienkreisen: mit Commilitonen spiele nicht. Lieber ungefällig scheinen als leihen, lieber darben als borgen.

Halte für besser mit wenigen vorzüglichen Menschen umzugehen als mit vielen mittelmäßigen. Wirst Du im Verkehr mit einem Anderen inne, daß Du ihm überlegen bist, so bedenke wohl, ob und wie weit es christlich schön und menschlich klug sei, ihn merken zu lassen, daß Deine Ueberlegenheit Dir zum Bewußtsein gekommen sei.

Aus dem Gelüst des Witzes kommen die meisten Händel, leicht auch Blutvergießen; aber auch das blutende Herz eines Muth- und Wehrlosen ist ein schwerer Vorwurf.

Daß der tägliche Anblick dieser geschlossenen, festen Persönlichkeit, seine geistvollen Gespräche am Familientisch, die bedeutende Stellung, die er in der Gesellschaft einnahm, für die Söhne ein Sporn war, sich selbst zusammen zu fassen, auf sich zu halten und einem geachteten Familiennamen Ehre zu machen, hat Ribbeck stets betont, wie er denn bis zum Ende mit kindlicher Pietät zu dem Vater aufschaute.

Für Otto war im Jahre 1846 die Zeit gekommen, jene Anweisungen für die Universität in Empfang zu nehmen. Bis dahin hatte er als Glied der Familie wenig studentische Freiheit genossen und nur eifrig die Vorlesungen von Böckh und Lachmann besucht. Jetzt siedelte er nach Bonn über, warm empfohlen an Friedrich Ritschl, mit dem der Vater von Erfurt her befreundet war. Der anregende Bonner Lehrer und große Gelehrte war nebst dem Vater der zweite Pädagoge, dem der wohlerzogene, damals durch die strenge Zucht im Vaterhause noch zurückhaltende und schüchterne, junge Student entscheidende Förderung verdankte. Wie dankbar er auch die begeisternden Vorträge Welcker's, des „letzten Hellenen", entgegennahm, in dessen Vorlesungen sich Archäologie, Sage, Dichtung und Kunst zu einem poetischen Ganzen verbanden: nach Ribbeck's kritischer Anlage konnte doch nur Ritschl sein eigentlicher Lehrmeister werden. Bei ihm lernte er noch mehr als bei Lachmann eine durch strenge Grundsätze geregelte Kritik und Exegese, und gewann die Sicherheit in Grammatik und Metrik, ohne die beide nicht möglich sind.

Was den jugendlichen Studenten zur Bewunderung hinriß, war das Feuer, mit dem der Lehrer sich der jeweiligen Aufgabe hingab, und die Unmittelbarkeit des scheinbar unvorbereiteten Vortrages. Die Resultate tief bohrender, genialer Forschung trug er in streng gegliederten Reihen, in sieg-

reichem Fortschritt mit dramatischer Lebendigkeit vor. Er entwickelte methodisch seine immer selbständigen Urtheile den Zuhörern, die, in die Bahn der Untersuchung mit fortgerissen, des mehr und mehr geahnten, endlich fast selbst gefundenen Zieles sich doppelt freuten. Diese Mitthätigkeit der Zuhörer, nicht das, was sie schwarz auf weiß nach Hause trugen, war nach Ribbeck's eigenem Bericht der große Gewinn der Ritschl'schen Vorlesungen. Die tägliche Aufgabe aber war die Feststellung der Ueberlieferung des Textes bis zur ältesten erreichbaren Textesgestalt und die Heilung der falsch überlieferten Stellen durch Conjectur, Aufgaben, die auch im Seminar die Seminaristen zu lösen hatten. Immer war Ritschl's Beurtheilung seiner Schüler eine scharfe, oft auch schroff in der Form, aber Ribbeck versichert, das habe ihm nicht geschadet. Der eifrig spornende und treibende Lehrer nahm bald an dem begabten und fein gebildeten Berliner Studenten ein besonderes persönliches Interesse.

Die Art, wie er und seine Gattin die Erziehung des jungen Mannes in die Hand nahmen, hat Ribbeck in einem humoristischen Geburtstagsgedichte an Ritschl besungen:

> Achtzehn Jahre nun sind's, da kam ein grünes,
> Dummes, augenbeglastes Muttersöhnchen
> Aus der prächtigen Preußenresidenze
> Ein zur rheinischen Musenstadt gewandert.
> Trieb da erst sich auf grüner Weide, Kälber-
> Mäßig wissend von gar nichts, 'rum und dachte
> Akademiker so einst zu werden.
> Ganz allmählich jedoch, mit Laug' und Hobel
> Aus dem Gröbsten herausgescheuert — fing er
> An zum Seminaristen sich zu mausern.
> Nahm amplissimus sich des jungen Sprossen
> An in Gnaden und that ihm viel zu Liebe,
> That amplissima auch beim Thee das Ihre
> Zu und stutzte das Reislein gärtnermäßig,
> Und im Winkel des Gartens wuchs es ziemlich.

Nicht zu seinem Schaden vertraute sich der Schüler diesem Lehrer völlig an, und in einem Briefe vom Juli 1854 vergleicht er den Seminarvater Ritschl dem Nil im braccio nuovo und die Seminaristen den auf Jenem herum kriechenden putti und hofft, daß dereinst auch einmal Einer frohlockend mit dem Füllhorn in der Hand den höchsten Gipfel auf des Vaters Schulter erklimmen möge. Von Ritschl erhielt er die Anleitung zu seinen Studien und Arbeiten, und in seiner zweibändigen Biographie des Lehrers nannte er Ritschl den größten Arbeitgeber der neueren Philologie. Die Energie, mit der der Meister jede Frage ergriff, stets auf Grund des gesammten Materials arbeitete, niemals Unfertiges hinausgab, wurde auch für den Schüler Grundsatz, und oft sprach er es später aus, er wolle ein Thema so bearbeiten, daß kein Anderer mehr etwas zu thun finde oder gar nicht. Am liebsten hätte er unter Ritschl's Augen auch sein philologisches Probejahr absolvirt. Aber die Eltern wollten ihn in Berlin haben. Nach den drei Semestern, in denen er auch Dahlmann, Löbell, Nitzsch, Urlichs und Schleicher gehört hatte, finden

wir ihn wieder in Berlin, wo er nun Lachmann's Vorlesungen mit größerem Nutzen besuchte, und der geistvolle G. Curtius ihn weiter förderte. Am 25. Mai 1849 promovirte er mit der Inauguraldissertation „in tragicos Romanorum poetas coniectanea“, wobei Curtius sein Opponent war. Nun erhielt er die Erlaubniß, nach Bonn zurückzukehren, wo er unter Director Schopen sein Practicantenjahr begann. Aber der Umgang mit den Bonner Schulmonarchen erquickte ihn nicht. „Wenn ich einmal so werde,“ schreibt er der Mutter, „so näht mich in einen Sack und werft mich in die Spree.“ Um so mehr förderte ihn der Verkehr mit Ritschl und Jacob Bernays. Dazu legte er sich auf seiner Stube eine „Rangencultur“ zu, die ihm viel Freude machte, indem er den Ritschl'schen Kindern Geographieunterricht ertheilte. Mit den Gymnasiasten wurde er fertig, seitdem er die ganze Classe einmal unter seiner Aufsicht von 4—½8 Uhr hatte nachsitzen lassen, „so daß sie zuletzt windelweich und kleinmüthig wurden“. Die zweite Hälfte seines Probejahres absolvirte er am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin, indem er zu Ende des Sommersemesters 1850 in das Elternhaus zurückkehrte. Aber die übergroßen Anstrengungen hatten seine Gesundheit erschüttert; es zeigten sich Spuren eines Herzleidens und ein ständiger Luftröhrenkatarrh ließ einen Aufenthalt im Süden wünschenswerth erscheinen. Auch Paul Heyse, sein drei Jahre jüngerer, von ihm schwärmerisch geliebter Jugendfreund, sollte aus gleichem Grunde nach Italien. Nach damaliger patriarchalischer Verwaltung fanden die Behörden die Möglichkeit, dem Sohne des Generalsuperintendenten und dem begabten jungen Dichter zur Erfüllung ihrer Wünsche zu verhelfen. Die Berliner Akademie verwilligte auf Ritschl's Empfehlung Ribbeck eine Reiseunterstützung, um für eine große, neue Virgil-Ausgabe die Handschriften der italienischen Bibliotheken zu vergleichen. Das Ministerium aber warf für Heyse ein Stipendium von 500 Thalern aus, um provenzalische Inedita ans Licht zu ziehen.

So wurde Ribbeck das Glück zu Theil, in der ihm liebsten und anregendsten Gesellschaft ein Jahr in Italien zuzubringen, von Ritschl wohl versehen mit Aufträgen zum Collationiren und Abschreiben.

Er ging, wie es in dem Geburtstagsgedichte heißt,

> Mit Bürst' und Schwamm bewaffnet,
> Epigraphischen Honig einzutragen,
> Manuscripte zu stöbern, doch vor Allem
> Leib und Seel' gesund zu machen.

Heyse schreibt über die Verfassung Ribbeck's im Herbste 1852:

Damals hatten seine Freunde wenig Hoffnung, daß er es zu hohen Jahren bringen werde. Man hatte ihn sogar mit Sorge die Reise nach Italien antreten sehen, da seine Constitution, insbesondere seine zarte Brust, bisher die größte Schonung erheischt hatte. Aber in dem anscheinend schwächlichen, überschlanken Körper herrschte ein energischer Geist und eine zähe Widerstandskraft. Ein ähnlicher Gegensatz von Zartheit und Festigkeit erschien auch in seinem geistigen und sittlichen Wesen: eine fast mädchenhafte Reinheit und Jungfräulichkeit der Empfindung, ohne eine Spur von moralisirender Prüderie, weil das Gemeine weit hinter ihm lag, und dabei eine so mannhafte Rüstigkeit des Willens, oft bis zur Schroffheit gesteigert, daß er sich nicht besann, Menschen, die er gering achtete oder auch nur unsympathisch fand, mit verletzender Schärfe abzu-

stoßen. Wen er aber liebte, den umfaßte und hegte er mit einer Innigkeit des Gemüths, einer Zartsinnigkeit des Ausdrucks, die unwiderstehlich waren [1]).

Die Reisegemeinschaft löste die Freundschaft der beiden Jünglinge nicht, sondern befestigte sie.

„Paul," schreibt Ribbeck den Eltern, „vertritt Vaterstelle an mir, und ich Mutterstelle an ihm, und so stoppeln wir uns ein gemeinschaftliches Elternpaar zusammen, das Gewalt die Fülle, aber keine Autorität besitzt. Dafür trägt aber Jeder noch allerhand Reminiscenzen von Hause als Reisenecessaire mit sich herum, denn wir sind noch nicht sehr in italienische Bestialität eingetaucht."

Der Luftwechsel bekam beiden Patienten gut, und Ribbeck meldet der Mutter: „Von Husten habe ich nur schwache Reminiscenzen, wie alte Regierungsräthe vom Griechischen." Auch hütete Heyse den Freund mit löblicher Sorgfalt, und als in Rom Weihnachten gemeinsam gefeiert wurde, lag auf Ribbeck's Platz ein prächtiger grauer Plaid mit Heyse's Vers:

Dieweil Deine liebe Frau Mutter Dich
Mir auf die Seele gebunden,
Sei nun mit Wolle mütterlich
Dir Leib und Seele umwunden.
Nun möge, da sich Jedermann
Muß nach der Decke strecken,
Sich Deine petite santé fortan
Bequem in dieser recken.

Das päpstliche Rom hatte noch immer etwas von jenem Wunderort, der durch Goethe und Corinna als Wahrheit gewordenes Märchen der Romantik in der Phantasie der Besten lebte. Nie hat es Ribbeck verschmerzen können, daß über dieses Italien, das einst ein seltener Geheimbesitz eines kleinen, erwählten Kreises gewesen, Marseille—Ventimiglia und Semmeringbahn, Montcenis- und Gotthardttunnel in vier Strömen einen solchen ungezählten Reisepöbel ausschütteten, und wenn man andächtig im capitolinischen Museum vor dem sterbenden Fechter stand, plötzlich eine schrille Stimme aus der Heimath die geweihte Stimmung durch die geschmackvolle Bemerkung unterbrechen konnte: „Den sieht man hier in allen Läden". Scheinbar in zornigem Ernste konnte er dann verlangen, man solle wenigstens am Gotthardttunnel ein Abiturientenexamen einführen und alle zurückweisen, die nicht zum mindesten über Goethe's italienische Reise genauen Bescheid geben könnten.

War der Besuch der Museen für ihn höchster Genuß, so nicht minder die Arbeit in der päpstlichen Bibliothek. Heyse, dessen Auftrag, Handschriften abzuschreiben, gegen die regolamenti verstieß, und dem deshalb der Zulaß bald wieder entzogen wurde, berichtet über die gemeinsame Thätigkeit in dem hohen Arbeitssaal der Vaticana:

Freund Otto saß nahe bei mir über einer großen Virgil-Handschrift: ein paar andere deutsche Gelehrte hatten uns bewillkommnet, es war eine behaglich feierliche Stimmung in dem stillen Gemach, über das der wortkarge, aber höfliche Custode Monsignor Martinucci die Aufsicht führte.

---

[1]) P. Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. S. 113 ff.

Ribbeck fand reiches Material und konnte darüber seinem Bonner Gönner die erfreulichsten Mittheilungen machen. Auch dem Vater meldet er:

Mein schöner Eifer für die Wissenschaft wird hier köstlich belohnt. Die Monsignori machen sich ein Vergnügen daraus, mir ihre Bibliotheken, Autographensammlungen, Postillen berühmter Männer zu zeigen und mir Pforten zu öffnen, die der vilis plebecula verschlossen sind.

Sie müssen sich hier immer mühsam überzeugen, daß man Keiner von den Ihrigen ist, das heißt kein ladro und birbone ist, ehe sie einen als un bravo giovane honett und einigermaßen liberal behandeln. So weit hätte ich es nun jetzt gebracht; ich wünschte, es könnte einer diesen guten Leumund erben.

Den „kapitolinischen Großmächten“ des Instituts zu nahe zu kommen, war Heyse von Burkhardt gewarnt worden, doch fanden die Freunde die Herren Henzen, Brunn und Braun alle gleich entgegenkommend, und als ein großes Glück betrachteten sie es, ihren alten Lehrer Welcker hier vorzufinden, der mit jugendlicher Rüstigkeit nun ihre Ausflüge, und nicht minder ihre Feste mitmachte. In Ribbeck's Wohnung nahm er eine Abschiedsfeier an, und bei gutem Orvieto, einem Gallinaccio und römischem Salat blieb der geistsprühende Alte bis nach Mitternacht bei den jungen Leuten sitzen.

Ueber die ragazzi des Archäologischen Instituts dagegen, die alle Weisheit mit Löffeln gegessen hatten, verfehlten die auf eigene Faust Arbeitenden nicht sich lustig zu machen und sie beschlossen, „dem archäologischen Dünkel, der in Rom grassierte“, einen Dämpfer aufzusetzen.

„Wir verabredeten,“ schreibt Heyse, „daß ich ein Gedicht in elegischem Versmaß schreiben und Muhr (der Maler), ohne den Inhalt zu kennen, Zeichnungen nach Art antiker Vasenbilder entwerfen sollte. Ribbeck hatte dann die Aufgabe, eine gelehrte Abhandlung zu schreiben, in der er nachwies, daß jene Vasenbilder sich unzweifelhaft nur auf diese Dichtung beziehen konnten.

Die Arbeit kam aber nicht über die Einleitung hinaus, da Ribbeck fand, daß er Nöthigeres zu thun habe. Auf den römischen Aufenthalt folgte ein nicht minder genußreicher in Neapel; doch war Ribbeck der Erste, der in Rom seine Arbeit wieder aufnahm. Im Juni 1853 war das Pensum erledigt und die Zeit für den römischen Aufenthalt abgelaufen. An einem regnerischen Morgen nahmen die Freunde trüb gestimmt von der ewigen Stadt Abschied.

In Florenz brachte die Laurenziana Ribbeck vielfach um den Genuß der Kunstwerke, da ihre officiellen Stunden sich mit denen der Museen deckten. Auch in Verona war es der Virgilpalimpsest, der ihn bei stechender Julihitze festhielt, sowie das Copiren der vorhandenen Inschriften.

„Ribbeck,“ schreibt Heyse, „lag es neben seinen Virgil-Collationen ob, sich um die Inschriftenkunde verdient zu machen, da er die wichtigsten, noch unedirten, von denen ihm eine Liste mitgegeben worden war, mit angefeuchteten, großen Blättern eines starken Löschpapiers abzuklatschen und, sobald sie getrocknet waren, abzulösen hatte. Von solchen genau abgedruckten authentischen Klätschen, wie wir sie nannten, führten wir eine ansehnliche Zahl in einem Blechtubus unter unserem Gepäck mit uns, zum argwöhnischen Erstaunen der Doganieri an jeder Grenze. Eine frühere Collection war schon von Rom aus heimgeschickt worden.“

Ein antik-modernes Vergnügen war es dagegen, in der Arena am Abende Comödie spielen zu sehen, einmal Alfieri's „Oreste“, wobei sich die Freunde an der Andacht des Publicums mehr als an den Leistungen der Schauspieler erbauten.

In Venedig war die Ausbeute für Virgil gering, so daß die Reisegefährten, zu denen sich inzwischen auch Levin Goldschmidt, der spätere Handelsrechtslehrer, gesellt hatte, ganz dem Genuß der märchenhaften Lagunenstadt nachgehen konnten. Bei Ribbeck's Beschreibung im Brief an die Eltern: „Das schmale Gäßchen vor unserem Fenster, das auf das Wasser ausläuft, ist todtenstill", erinnert man sich sofort an die Scenerie in Heyse's „Andrea Delfin", und Heyse bekennt sich dazu, dieselbe dorther geholt zu haben. Ribbeck aber war es später ein großer Genuß, die Spuren des gemeinsam Gesehenen und Erlebten durch die Dichtungen des Freundes zu verfolgen und namentlich dem Original der Wittwe von Pisa hat er ein treues Andenken bewahrt.

Am 26. August war denn auch der venetianische Aufenthalt zu Ende, und neugekräftigt und mit den schönsten Eindrücken für das ganze Leben reichlich ausgestattet, traf Ribbeck im Herbst 1853 im Vaterhause wieder ein.

Zunächst blieb er in Berlin, indem er im Böckh'schen Seminar für gelehrte Schulen sich seiner Ausbildung für den Gymnasialdienst widmete und fleißig der Bearbeitung seines in Italien gesammelten Materials oblag.

Durch seinen Freund Heyse wurde er in diesem Winter mit dem Kreise bekannt, in dem er die Gefährtin finden sollte, die das reiche Glück seines Lebens bildete.

Um den Theetisch von Frau Klara Kugler versammelte sich ein Kreis junger Poeten und Gelehrten, den Fontane in der „Deutschen Rundschau" anmuthig geschildert hat[1]). Noch immer übte die geistvolle Gattin des würdigen Vaters der Kunstgeschichte und Tochter von E. Hitzig durch ihre ernste Schönheit und die weibliche Milde ihres Wesens einen sanften Zauber, wie ihn E. Geibel in der Widmung seiner Gedichte beschreibt:

Du aber wandelst durch den Garten
In stiller Anmuth lächelnd hin[2]).

Ihre nicht minder schöne Schwester war dem Gatten früh entrissen worden und Kuglers lebten mit dem verwittweten Schwager, dem General Baeyer, in dem väterlichen Hitzig'schen Hause zusammen.

Als der Frühling kam, verlobte sich Ribbeck mit der zweiten Tochter des Generals. Dieser, der den Verlobten kaum kannte, fragte die Tochter: „aber hat er denn etwas gelernt?" was diese mit heiligem Ernste bejahte. In einem an Pflichten reichen Leben früh gereift, hatte die Braut bis dahin ihre jüngeren Geschwister geleitet und dabei die erzieherische Gabe bewährt, die sie ihr Leben lang an ihrer Umgebung bethätigt hat, bei der sie überall die gleiche Verehrung genoß. Wiederum trat nun Ritschl ins Mittel, um dem jungen Paare die Gründung eines Hausstandes zu ermöglichen, indem er seinen Schüler für eine Gymnasialstelle in Elberfeld empfahl.

Wer bereitete dann dem Heimgekehrten
Und dem Weibchen, das sich dazu gefunden,
Am ehrwürdigen Wupperstrande das Nestlein?

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVII, S. 106 ff.: „Der Tunnel über der Spree". Von Theodor Fontane.

[2]) Vergl. P. Heyse, „Jugenderinnerungen". S. 78.

heißt es in jenem Geburtstagsgedichte. So sah sich der mit großen Plänen Heimgekehrte wieder in die Schulstube versetzt. Der Unterricht in der Prima gab dem jungen eifrigen Philologen auch volle Befriedigung. Leicht nahm er sein Amt nicht, wie wir aus seinem späteren Briefe aus Kiel erfahren, in dem er dem Bruder Woldemar, der auch Gymnasiallehrer geworden war, schreibt:

Vorige Woche besuchte mich einer meiner Elberfelder Primaner, jetzt Rector an der Realschule zu Sonderburg, der mir mit großem Behagen die Blutbäder ins Gedächtniß zurückrief, die ich zu seiner Zeit über ihre Hefte ausgegossen habe. „Vom lateinischen Stil hat der Verfasser keinen Begriff." — „Erubescendis vitiis scatet oratio tua". Schließlich habe er es doch mir zu verdanken, daß er beim theologischen Examen für seinen lateinischen Stil die Note „gut" erhalten habe. Dergleichen Bekenntnisse dankbarer Seelen entschädigen für viele Stunden stiller Wuth und Empörung.

Seine gelehrte Schriftstellerei hatte Ribbeck in Berlin und Elberfeld mit der Bearbeitung der Reste der lateinischen Dramatiker eröffnet: Seine „Scaenicae Romanorum poesis fragmenta" erschienen 1852 bis 1855, in bereicherter Gestalt nochmals 1871 bis 1873, und in dritter Auflage 1897 bis 1898. Er hatte die zerstreuten Bruchstücke erst zu sammeln und vielfach den handschriftlichen Apparat erst zu beschaffen, aber er that es mit eisernem Fleiße. Die traurige Verfassung, in der sich die Fragmente befinden, lassen manche ganz unverständlich erscheinen, aber der junge Gelehrte ging tapfer daran, aus der Situation, aus dem Charakter der Rolle, aus der Kenntniß des dichterischen Sprachgebrauchs das Fehlende zu ergänzen. Daß er nicht alle Fachgenossen überzeugte, lag in der Natur der Aufgabe, aber ein Beweis seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns war diese erste Arbeit, die Ritschl vollkommen würdigte und der Ribbeck seine erste Berufung verdankte. Nach einer solchen schaute er bald sehnsüchtig aus, wie er denn an den Lehrer und Meister in Bonn schrieb, das Gymnasium sei für ihn ein Grab und nicht einmal ein mit Blumen bestreutes.

In ein persönlich angenehmes Verhältniß kam der junge Lehrer zu dem in der deutschen Literatur wohl bewanderten, burschenschaftlich und pietistisch angehauchten Director Philipp Wackernagel, und der in liberalen Traditionen lebenden reichen und liebenswürdigen Familie des Fabrikanten Simons. Aber im November 1855 griff die starke Hand, die bisher über seinem Leben gewaltet hatte, aufs Neue wohlthätig ein. Ritschl fragte an, ob Ribbeck eine Stelle an der Universität Bern und den Oberklassen des dortigen Gymnasiums annehmen würde, und so erfüllte sich ihm ein lang gehegter Wunsch.

„Ich fühle es bestimmt," schrieb er dem väterlichen Gönner, „daß ich in der Philologie mehr und Eigenthümlicheres leisten werde als in der Schulzucht und daß, was ich kann und können werde, nach dieser Seite hin steuert."

So brach schon an Pfingsten 1856 das junge Paar nach der neuen freien Heimath auf.

Die ersten Eindrücke waren die erfreulichsten. Der junge Norddeutsche berauschte sich förmlich in der Schönheit der Berner Natur. Es ist nicht zufällig, daß von Theokrit bis Hebel alle besten Idyllendichter Städter gewesen sind. Der Städter hat einen lebendigeren Natursinn als der Landmann, der das

Gewohnte wenig mehr beachtet. So entzückte sich der aus der preußischen Hauptstadt gekommene Geschichtschreiber der bukolischen Dichtung an der großartigen Schönheit der Alpenwelt, und es war einer seiner liebenswürdigsten Züge, wie er bei seinem reichen innern Leben und den Kopf stets voll von philologischen und historischen Problemen doch empfänglich geblieben war für jeden Faltenwurf der Erscheinung, und kein spielendes Licht, kein zerfließender Schatten seinem Auge entging.

Sein schöner Essay über Theokrit stammt zwar erst aus der Heidelberger Zeit, aber die dort verwertheten Eindrücke aus der Alpenwelt, aus dem Leben des Rinderhirten und Gaisbuben, der Geruch von Erica und Thymian, der das ganze Büchlein durchzieht, weist überall auf die Berner Zeit zurück.

Auch die Luft der Freiheit zu athmen war ihm nach der Enge des Wupperthals in der Zeit der dumpfesten preußischen Reaction eine Wonne. „Ich werde“, schreibt er dem Vater am 7. März 1858, „immer mehr des Segens der Selbstregierung, den wir hier genießen, mir bewußt. An ein deutsches Gymnasium möchte ich um keinen Preis zurück, nachdem ich hier die edle Freiheit in Worten und Thaten so unumschränkt genossen habe.“

Auch in den Briefen an Ritschl wird er nicht müde, sein gnädiges Geschick, das ihn „aus dem Elberfelder Verließ hinweg gehoben hat, aus vollem, demüthigem Herzen zu preisen.“

Das Fell der jungen Berner Mutzen, die er abrichten sollte, fand er freilich etwas dicker, als die Haut seiner Primaner in Elberfeld. Dennoch wollte er die Hoffnung nicht aufgeben, „sich durch die etwas dicke, zähe Kruste des Herzens mit der Zeit hindurchzunagen; die äußersten Spitzen gucken schon wie hoffnungsvolle Spargelköpfe heraus.“ Die Kehrseite der Freiheit erfuhr er freilich, als seine freien schweizerischen Jünglinge „eine verwarnende Plenarvorstellung“ an ihn ergehen ließen, er solle sie standesgemäßer behandeln. Auch hielten sie sich bei Ausbruch der Neuenburger Fehde ihrer Schulpflichten im Dienste des Vaterlands für ziemlich entbunden.

An der Universität war seine Thätigkeit noch eine begrenzte, doch erwarb er sich das Verdienst, zuerst ein philologisches Seminar einzurichten, das dann von seinem Nachfolger Usener weiter geführt wurde und noch besteht. Daß er in den textkritischen Arbeiten, die zuerst seinen gelehrten Ruf begründet hatten, nicht aufging, bewies sein Programm im Jahre 1860: „Euripides und seine Zeit“, das bereits den umfassenden literarhistorischen Standpunkt seiner späteren Arbeiten einnimmt, und nach Weise von Johann Gustav Droysen's schönen Didaskalien die Beziehungen der einzelnen euripideischen Stücke zu der jeweiligen politischen Lage Athens geistvoll nachweist.

Eine ebenso verdienstliche Gründung Ribbecks wie die des philologischen Seminars in Bern war die des „neuen Schweizer Museums“, das er mit seinem Züricher Collegen Köchly gemeinsam herausgab, und das für die humanistischen Studien in der Schweiz einen literarischen Zusammenhang schaffen sollte. Eröffnet wurde die Zeitschrift mit der Studie Ribbeck's über „M. Porcius Cato Censorius als Schriftsteller.“ Ein Bauernphilosoph gleich Carlyle oder Tolstoi, ist der ältere Cato ein erbitterter Gegner der

Hellenen, ohne deren Vorbilder er es doch nie zum wirksamen Schriftsteller gebracht hätte. Seine rauhe Größe glänzt mehr durch Grobheit als durch Anmuth. Die Gegner nennen seine ungeschorenen Haare roth und seine Augen grün; er wird uralt, da selbst Proserpina das Ungeheuer nicht im Hades haben will. Nicht weniger als vierundvierzig Processe haben die von ihm geplagten Patricier dem Censor allmählich angehängt, die er aber mit seinem keulenmäßigen Witze alle niederschlug, während er fortfuhr, „die Staatsdiebe in Gold und Purpur" mit seinen Anklagen zu verfolgen. Dabei war er dem Volke nicht milder als dem Adel. Eine Rede gegen die Kornaustheilungen beginnt er mit den Worten: „Gegen die Kornaustheilungen zu euch zu reden ist schwer, da der Bauch keine Ohren hat." In seiner Geschichte der Kriege gegen Karthago nennt er nur einen Kämpfer mit Namen, den Elephanten Surus, einen einzelnen Soldaten herauszuheben, scheint ihm nicht republicanisch. Dennoch sagt er es den Quiriten ins Angesicht, daß das Volk Cato mehr verdanke, als Cato dem Volke; eine Statue will er aber nicht haben, denn es sei besser, sie fragten, warum er keine habe, als warum er eine habe? In Sitten und Vorurtheilen ein Bauer, versichert er seinen Sohn allen Ernstes, die Griechen sendeten die vielen Aerzte dazu nach Italien, um die Römer zu vergiften, und das hohe Honorar forderten diese nur, um ihren eigentlichen Zweck besser zu verbergen. Griechischer Sophistenunterricht sei gleichfalls Trug. „Die Sache halte fest, die Worte werden folgen." Die Schule des Isokrates aber läßt ihre Schüler grau werden, als ob sie erst bei Minos im Hades zu plaidiren hätten. Ribbeck's Bild dieses altrömischen Originals ist prächtig herausgekommen und bei der Art, wie er den alten Polterer stets selbst reden läßt, scheiden wir mit dem Eindruck, ihn persönlich zu kennen, nicht bloß sein geschickt gezeichnetes Bild. Man ist ordentlich froh, ihn los zu sein, so überwältigend wirken in Ribbeck's Darstellung seine Grobheiten.

An persönlichen Beziehungen blieb Ribbeck's Berner Verkehr, verglichen mit der späteren geselligen Bedeutung seines Hauses, arm. Der Schwager Ritschl's, der Nationalökonom Hildebrand, hatte sich sofort aufs Wärmste seiner angenommen, und Vogt, der Bruder des Zoologen, der eine bedeutende politische Stellung im Canton inne hatte, trat in freundliche Beziehungen mit ihm. Eine reizende Bereicherung seines häuslichen Lebens war die jüngere Schwester seiner Frau, die bildschöne Jeanette Baeyer, deren Lob als des „reizendsten Backfischs Berlins" Fontane in der „Deutschen Rundschau" seiner Zeit verkündet hat und die auch in Bern ihr Schicksal, Männerherzen zu brechen, verfolgte. Sie blieb unverheirathet, und das Leben ist ihr nicht immer leicht gewesen. „Sie hätten sie in ihren guten Tagen kennen sollen!" schrieb mir Ribbeck nach ihrem Tode. „Ein Geschöpf, wie für Sonne und Glanz bestimmt, beflügelt und begeistert, für helle Freude und für Ernst gleich gestimmt, ein warmes Herz, dem sich andere Herzen wie durch Zauber öffneten."

Außerhalb des eigenen Hauses fand das junge Paar wenig Anregung, und Ribbeck bespricht die über sie hereingebrochene gesellschaftliche Hungersnoth

mit jener feinen Ironie, die das romantische Berlin für die dem Weisen am Besten anstehende Stimmung erklärte, weil sie allein uns lehrt „des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen".

Seinen Arbeiten kam allerdings dieser Mangel an Verkehr zu gute, und in Bern begann er 1859 seine kritische Ausgabe Virgil's mit den Bucolica und Georgica, denen dann in Basel 1862 die Aeneis in zwei Bänden folgte. An oft benützten Handschriften fehlte es nicht, aber Ribbeck ließ sich die Arbeit der nochmaligen Vergleichung derselben und der Prüfung ihres Verhältnisses zu einander nicht verdrießen, um über ihren Werth selbständig ins Klare zu kommen. Die Citate bei andern Schriftstellern, deren Zahl Legion ist, waren zu sammeln und zu verwerthen. Auch die Nachahmer waren darauf anzusehen, welcher Text ihnen vorgelegen hatte. So suchte er die Geschichte des Textes festzustellen und bis zur frühesten urkundlich vorliegenden Gestalt hinauf zu verfolgen. Seine Versuche, die Schäden der Ueberlieferung zu heilen, waren oft kühn und einschneidend, aber Lachmann, Haupt und Ritschl waren in ähnlicher Weise vorangegangen, und erst später regte sich eine schärfere Opposition gegen diese souveräne Methode, mit der Ribbeck, im Vertrauen auf Exegese, Kritik, Metrik und eigene Divination, sich den Text zurechtstellte. Es gibt auch für die gelehrte Arbeit tapfere und feige Zeitalter, und die Epoche, in der die Tübinger Schule so stolz und selbstherrlich ihre Kritik der altchristlichen Literatur nach inneren Merkmalen übte, war auch für die Philologie das heroische Zeitalter. Erst allmählich brach sich die Erkenntniß Bahn, daß die Schäden der Texte in so frühe Zeiten zurückreichen, daß zur Vergleichung und damit zur sichern Richtigstellung das Material fehlt. Dann aber braucht nicht Alles, was uns als Schönheitsfehler erscheint, darum späterer Zusatz oder Verschlimmbesserung zu sein, da wir nicht wissen können, ob der Verfasser selbst sich stets auf gleicher Höhe gehalten hat und nicht das Hugo Grotius'sche „Interdum dormitat et bonus Homerus" Platz greift. Weil etwas unschön ist, braucht es darum noch nicht unecht zu sein [1]).

Die Lichtpunkte in geselliger Beziehung waren in dieser durch Gymnasium, Universität und Schriftstellerei fast übermäßig arbeitsreichen Zeit die jeweiligen Zusammenkünfte der Schweizer Universitätsprofessoren in Olten, die auch für Ribbeck's Zukunft wichtig wurden; denn bei dieser Gelegenheit entdeckten ihn die Basler Professoren Gerlach, Roth, Merian, Wölfflin und der Züricher Flüchtling Köchly, der ihn später nach Heidelberg zog, wie ihn schon 1861 die Basler für ihr Gymnasium und ihre Hochschule gewannen.

Was ihm den Abschied von Bern trotz seiner Freude an der Berner Natur und goldenen Freiheit erleichterte, war ein Erlebniß, bei dem er die Schattenseiten der Demokratie recht empfindlich kennen lernte. Hildebrand, Ritschl's Schwager, hatte als Vorstand des Verwaltungsraths der Ostwestbahn sich in gewagte Geschäfte verstrickt. Als eine Krisis eintrat, stürmte Alles auf ihn ein, er verlor die Besonnenheit und unfähig, die täglichen Aufregungen und schlaflosen Nächte länger zu ertragen, ging er in die Berge, ohne sein Reise-

[1]) Vergl. Wachsmuth a. a. O.

ziel anzugeben, um so vor Briefen und Telegrammen sicher zu sein. Alsbald entstand das Gerede, er sei entflohen, und die Regierung schickte einen Steckbrief hinter ihm her. Als er nun zurückkehrte, nahm ihn sofort bei seiner Ankunft der Landjäger in Empfang und führte ihn dem Richter vor. Frau Ribbeck holte in dieser bösen Zeit die gemiedene Gattin Hildebrand's täglich zum Spaziergang ab und patrouillirte, von den zornigen Blicken der Berner geleitet, auf der Schanze. Die Rechtfertigung des Verdächtigten blieb nicht aus, aber die Presse fuhr fort, gegen die Deutschen zu hetzen. Als nun gleichzeitig das bekannte Unglück mit dem in den Bärenzwinger gerathenen Engländer, um den weder der Wärter noch die benachbarte Polizeistation sich rechtzeitig kümmerten, die grenzenlose Sorglosigkeit der Verwaltung ans Licht stellte, ward Ribbeck's Stimmung gegen das zuerst so gepriesene Bern eine sehr gereizte. Er schreibt, die Trennung sei ihm erwünscht: „das ganze Bern sieht mich an wie eine Höhle von Bestien".

Im September 1861 siedelte er denn auch nach Basel über, wo mildere Lüfte ihn empfingen. War Basel auch nicht mehr die Stadt, wo die Concilien gehalten wurden, so stand es doch mit den deutschen Universitäten in regerem Verkehr als das in seinen Bergen abgeschlossene Bern. Mit den benachbarten Philologen Bücheler in Freiburg, Köchly in Zürich und Usener in Bern entwickelte sich ein freundschaftlicher Verkehr. Bei der Universität selbst schloß Ribbeck sich eng an Jakob Burckhardt, den Freund des Kugler'schen Hauses, an, der mit ihm seine Pläne einer griechischen Culturgeschichte gern berieth. Am Gymnasium hatte er eine wohl vorbereitete Prima, die ihm viele Freude machte, dazu weniger Lehrstunden, was den Vorlesungen und Studien zu gute kam.

Anwachsen freilich konnte er in Basel nicht, denn schon im Sommersemester 1862 kamen zwei Berufungen, eine nach Marburg, eine nach Kiel. Wäre nicht an sich schon die Rückkehr ins Vaterland maßgebend gewesen, so hätte die Aussicht auf eine reine Universitätsstelle ohne Schulstunden den Ausschlag gegeben. Doch zog Ribbeck den dänischen Landesvater „dem guten König Alkinous in Kassel" noch immer vor. In Kiel sollte er nun zehn Jahre vor Anker liegen und von 1862—1872 die bewegte Zeit durchleben, die sich aus der Schleswig-Holstein'schen Schicksalsfrage entwickelte. Er selbst hat alle Stadien derselben handelnd und leidend mit durchlebt und die „Reden und Vorträge" zeigen, mit welchem inneren Antheil er die politische Entwicklung verfolgte. Mit den andern Professoren lehnte er die Anerkennung des neuen Dänenkönigs ab, auf die Gefahr hin „von Neuem auf den Markt gesetzt zu werden". Anfänglich war er, wie die Collegen, gut augustenburgisch, trat aber nach der gefallenen Entscheidung auf die preußische Seite, obwohl er dadurch manchen particularistischen Freund für immer verlor. Sein näherer Kreis waren Weinhold, Gutschmid, Junghans und Fräulein Hegewisch, die Tochter des bekannten Patrioten und Mediziners. Aber es dauerte lange, ehe sich die Verhältnisse wieder ruhig ordneten.

„Die gesellschaftliche Physiognomie," schreibt Ribbeck im Februar 1866, „hat sich hier sehr verändert. Wer mit an einer politischen Stange hält, geräth in einen Wirbel, so daß er Tag

für Tag diniren, soupiren, tanzen oder Komödie spielen muß," wer dagegen aus dem politischen Treiben ausschied, verfiel der Isolirung. In den Julitagen heißt es dann: „Die Geselligkeit hat natürlich ganz aufgehört, und wenn auch, was sehr zu wünschen, eine definitive Ordnung unseres Verhältnisses zu Preußen bald erfolgen sollte, so wird diese beklagenswerthe Spaltung in socialer Beziehung sich noch lange geltend machen. Was wir an guten Freunden unter den Augustenburgern einbüßten, ersetzen uns unsere Preußenfreunde nicht, von denen uns nur Wenige persönlich zusagen."

Dann kam Treitschke, und wie ein Meteor erleuchtete der Liebling der Götter in seiner kurzen, glänzenden Lehrthätigkeit die trüben Tage. Er sammelte die Unitarier, gab den Verzagten und Verstimmten Freudigkeit und Hoffnung auf die Zukunft wieder und sah um seinen Lehrstuhl Studenten, Officiere und Bürger dicht geschart. „Die Zuhörer," schreibt Ribbeck, „standen neulich, als ich hospitirte, bis weit auf den Flur hinaus, der Oberpräsident, der General von Rosenberg, die ganze Regierung, viele Professoren u. s. w. waren da." Mit Ribbeck verband ihn eine achtungsvolle Freundschaft, die sich in Heidelberg fortsetzte.

Allmählich bereicherte sich dann der Kreis noch weiter durch Dove, Dilthey, Lipsius, Klaus Groth, allein die alte Unbefangenheit im gesellschaftlichen Verkehr zwischen „den Blauen" und „den Stachelschweinen" wollte nicht wiederkehren, so daß selbst die großen Tage von 1870 nicht mit einmüthiger Freude begangen werden konnten. Von persönlicher Bedeutung waren diese politischen Zerwürfnisse für Ribbeck auch deshalb, weil er nach Kiel nicht nur als Philologe, sondern auch als Professor eloquentiae berufen war, und nun an den officiellen Tagen der Corporation die Festreden zu halten hatte. Feinsinnig verstand er seine der alten Welt entnommenen Themata in Beziehung zu setzen mit der Gegenwart, und so entstanden die geistvollen „Reden und Vorträge" [1]), deren jede ein Stadium der politischen Entwicklung des Redners bezeichnet, und in denen die eigenartige Persönlichkeit des Verfassers naturgemäß mehr hervortritt als in den gelehrten Arbeiten. Es gehörte aber sein sicherer Tact und seine echte Vornehmheit dazu, in dieser schwierigen Lage stets das Wort zu finden, das seiner Ueberzeugung gerecht ward, ohne die Andersgesinnten unbillig zu verletzen.

Als er am 6. Juli 1864 die Rede über die „Hybris" hielt, war er, wie wir alle damals, gut augustenburgisch, und in ein Hoch auf den angestammten Herzog läuft sie aus. Worauf das Thema von Hybris und Nemesis zielte, konnte am Tage, da der Dänentrotz gebrochen war, Niemandem zweifelhaft sein; aber außerordentlich fein hat der geistvolle Redner mit dem Ausdruck der politischen Stimmung, den der Tag gebieterisch verlangte, die Erörterung eines Begriffs verbunden, der für das Verständniß der antiken Ethik hochwichtig ist. Man kann bei jedem Satze an die Dänen denken und wird doch zugleich über Hellas belehrt. Das goldene Zeitalter hat nach Hesiod die Hybris nicht gekannt, aber im ehernen Zeitalter erhebt sich ein Geschlecht, das weder Schranken des Rechts noch der Scham kennt. Typhon, die Centauren, Lapithen und Cyclopen, die sich viel stärker als die seligen Götter dünken, mußten erst

[1]) Teubner. Leipzig 1899.

durch die Pfeile des Apollo und die Blitze des Zeus unter die Gesetze gebeugt oder ausgerottet werden. Von da an herrschen Dike, das Recht, und Aidos, die heilige Scheu, doch immer regt sich von Zeit zu Zeit wieder die Hybris der Tyrannen, der Kraftmenschen und Ueberstarken. So spricht bei Hesiod der Habicht zur Lerche, die er mit seinen Krallen zerfleischt: „Seltsame, was schreist Du? Es hält Dich jetzt der viel Stärkere, und wenn ich Lust habe, werde ich Dich mir zum Schmause bereiten oder loslassen". Die Odyssee bietet ein Beispiel der Hybris in den Freiern, die so lange auf Telemach's Kosten prassen wollen, bis Penelope sich entschließen wird, einen von ihnen zu heirathen. Theognis von Megara schildert die Hybris als die Krankheit, die die Götter einem Staatswesen schicken, das sie vernichten wollen. Herodot zeigt ihr Wesen an dem Regimente des Kambyses, Xenophon an Alkibiades. So wird der Begriff verfolgt bis zu den Tragikern, und wir bewundern in gleicher Weise die Gelehrsamkeit, die die gesammte hellenische Literatur mühelos überschaut, wie den antiken Faltenwurf der akademischen Rede und die Feinheit, mit der der Redner das ganze Material unter den gegebenen Gesichtspunkten zu ordnen weiß. In der folgenden Rede vom 22. März 1862 hat der Professor eloquentiae nicht mehr dem Herzog von Augustenburg, sondern dem neuen Landesherrn, König Wilhelm, pflichtmäßig den Zoll der akademischen Huldigung darzubringen, und er löst diese heikle Aufgabe, indem er in einer Parallele „Griechenland und Deutschland" mit großem Freimuth die seitherigen Gedankengänge der Collegen bekennt. „Aber Männern geziemt es allewege, Ueberlebtes hinter sich zu lassen und auf der neu geöffneten Bahn dem größeren Ziele getrost entgegen zu gehen." Der Rede, daß die Kleinstaaterei der Cultur förderlich sei, widerspricht er, indem er in einer geistvollen Skizze zeigt, wie die griechische Cultur, mit der man die deutsche so gern vergleicht, gerade am Particularismus zu Grunde ging. Das Verhältniß von Sparta zu Athen entspricht auf ein Haar dem von Oesterreich zu Preußen, und wir erfahren, wie Sparta ganz mit denselben schlechten Künsten gearbeitet hat wie die Wiener Hofburg:

Schlau benützten die Spartaner die Stammesantipathie der Dorier gegen die ionische Art, die Parteileidenschaft der Aristokraten gegen die Demokraten, den instinctiven Widerwillen geistiger Beschränktheit gegen überlegene Naturen, den autonomen Freiheitsschwindel mancher selbstgenügsamen Gemeinde, die nun auf einmal die engherzige, despotische, aller freisinnigen Entwicklung geradezu feindselige Politik Spartas vergessen hatte.

Unter allen seinen Reden war diese, eben weil es galt, Farbe zu bekennen, die am meisten kriegerische, und ohne Zweifel für viele Schleswig-Holsteiner von 1867 auch eine harte Rede, die Niemand hören mochte. Die Moral aber spricht Ribbeck in einem gleichzeitigen Briefe aus: „Wir haben mit der Nachahmung der Hellenen wenig Glück gehabt, wir wollen es einmal mit der Nachahmung der Römer versuchen!"

Bei dem nächsten dies academicus benützt er in ähnlicher Weise die Vergleichung zwischen der königlichen Geburtstagsfeier und dem römischen Kaisercultus, um das religionsgeschichtlich interessante Thema: „Dämon und Genius" zu besprechen, und am 22. März 1869 ist es die Entstehung des

Begriffes der „Majestät“ bei den Römern, die er durch ihre Stadien verfolgt. Im Januar 1871, als unsere Jugend drüben in Frankreich lag, hielt er den schönen Vortrag über die „Poesie des Krieges im Epos der Griechen“, in dem er die ganze Bilderwelt der Ilias vor den Zurückgebliebenen aufrollte, um zu zeigen, daß schon im Alterthum der Krieg nicht bloß Barbarei war, sondern eine Schule der Kraft, in der, was schwach ist, versinkt, alles Gute und Große der Menschennatur aber sich um so herrlicher bethätigt.

Die gehobene Stimmung des Jahres 1871 athmet die officielle Rede in der Aula: „von der Gesundheit des Staats“, in der er in Cäsar's Galliern die Franzosen Mac Mahon's und in den Germanen des Tacitus den Landwehrmann Scharnhorst's und Moltke's wiedererkennt, während er auf die dümmste Erfindung des Jahrhunderts, den Parlamentarismus, das Wort Plato's anwendet, „wenn ein Zimmermann die Arbeit eines Schusters unternimmt, oder der Schuster die Arbeit des Zimmermanns oder auch Einer beides, so möchte dem Staat noch kein großer Schaden geschehen. Aber wenn ein Handwerker oder ein Anderer, der von Natur zur Erwerbsthätigkeit berufen ist, das Amt des Staatsraths durch die Menge übertragen erhält, dann wirst du zugeben, daß dieser Umtausch ein Verderben für den Staat ist.“ Auch die auf die Principien des Kuhhandels aufgebaute Parteiwirthschaft (der Athener natürlich) erfährt eine ähnliche satirische Beleuchtung. Wie sehr ihn in jenen Jahren das politische Treiben innerlich beschäftigte, zeigt auch die letzte Kieler Rede vom Jahre 1872, in der er in den „politischen Anweisungen“ Plutarch's alle Spielarten des Politikers, den Patrioten und den Streber, den Fractionstyrannen und den Flaumacher oder professionsmäßigen Vermittler, den Schönredner und den Dauerredner, den Einpeitscher und den zu Gegenanträgen Abkommandirten, der sich schließlich überzeugen läßt, den Staatsmann wider Willen und den Geschäftsparlamentarier nachzuweisen versteht, die sich in der minder dichten Bekleidung der antiken Agora noch viel typischer ausnehmen als im Gesellschaftsanzug unserer Parlamente. Ein feiner Hauch von Ironie und satirischer Anzüglichkeit durchzieht die ganze Darstellung und ist man zu Ende, so hat man viel gelacht und viel gelernt.

Umfang des Wissens, Feinheit des Geistes und Grazie des Ausdrucks sind die Signatur dieser Reden, denen die akademische Eloquenz nicht viel Gleichwerthiges an die Seite zu setzen hat. Auch insofern sind sie lehrreich für das Verständniß des Alterthums, als der Redner nie allbekannte, abgegriffene, sondern stets überraschende Citate bietet, am liebsten solche, in denen die Mischung von Pathos und Naivetät, die dem antiken Menschen eignet, uns fühlbar macht, wie weit der moderne Mensch, mit seiner Reflexion und Zurückhaltung, sich von jener Unmittelbarkeit der Empfindung entfernt hat. Die Vornehmheit dieser Beredtsamkeit aber besteht in der Zurückhaltung, die alles Laute und Grelle vermeidet und doch jeden, der Stimmung gemäßen, Ton zu finden weiß. Daß bei seiner sensitiven Natur Ebbe und Fluth des politischen Lebens auch in seinen Reden nachwirkte, begreift sich. Die von den großen Ereignissen des Jahres 1864 und 1871 getragenen schlagen einen ganz anderen Ton an, als die der gedrückten Jahre, die dazwischen liegen.

An gelehrten Leistungen sind die Kieler Jahre gleichfalls reich. Als Nachtrieb der Berner Publicationen erschienen 1866 die Prolegomena zu Virgil ausgedehnte Untersuchungen über die Handschriften und Commentatoren des Dichters, und der Nachtrag zu der großen Virgilausgabe, der die kleinen Schriften enthält, die den Namen Virgil's mit zweifelhaftem Rechte oder unzweifelhaftem Unrecht tragen[1]. Schon in Bern hatte er 1859 eine Juvenalausgabe erscheinen lassen, der nun in Kiel 1865 die streitbare Schrift: „Der echte und der unechte Juvenal" folgte. Nur Satire I—IX und XI ließ er als echt gelten, den ganzen Rest wies er einem Rhetor zu, da sie nicht echte juvenalische Satire, sondern hohle, moralische Declamationen darbieten. Im Jahre 1869 erschien seine Ausgabe des Horaz, deren Einleitung und kritische Bemerkungen vor Allem über die Episteln und die ars poetica ein ähnliches Gericht ergehen ließen, das dieses Mal weniger in Ausscheidungen als in Umstellung des Textes bestand. Als Vorsitzender der in Kiel 1869 tagenden Philologenversammlung gab er ein Referat, das als „Beiträge zur Lehre von den lateinischen Partikeln" veröffentlicht wurde.

So war das gesellschaftliche Stillleben den Arbeiten Ribbeck's zu gute gekommen, aber den Geschmack an den von politischen Gegensätzen beherrschten Kieler Universitätsverhältnissen verlor er immer mehr, und so gab er im Herbste 1872 dem Wunsche des inzwischen nach Heidelberg übergesiedelten Freundes Köchly Gehör, mit ihm die Erneuerung der dortigen philologischen Schule zu wagen, die arg in Verfall gerathen war. Das Mißbehagen an den neuen Zuständen erleichterte Ribbeck diesen Entschluß. „Es ist mir beinahe so zu Muthe," schrieb er seinem Bruder, „wie damals, als ich aus der Kerkerhaft Elberfeld's in die Schweiz entkam." Er meinte, auch jetzt gehe es aus der **Knechtschaft in die Freiheit.**

In der That machte ihm das officielle Baden einen sehr sympathischen Eindruck. An den Schwiegervater Baeyer schreibt er nach der ersten Audienz, die er in Karlsruhe gehabt hatte: „Der Großherzog vereinigt wirklich in der liebenswürdigsten Weise eine sozusagen jünglingsmäßige Bescheidenheit mit angeborener Vornehmheit, die sich aber in reiner Güte harmonisch verbunden hat. Jolly und der Ministerialrath Nokk waren entgegenkommend, eingehend und einsichtig." Auch er hatte auf Jolly einen sehr günstigen Eindruck gemacht; Jolly rühmte seine echte Vornehmheit und Sachlichkeit und trat in allen späteren Conflicten Ribbeck's regelmäßig auf seine Seite. Zunächst freilich ließ sich in Heidelberg Alles aufs Beste an. Mit Treitschke, der im Herbst 1867 nach Heidelberg übergesiedelt war, hatte Ribbeck sich schon bei dem kurzen Zusammensein in Kiel befreundet, und wenn auch der Abgehende Ribbeck's Antrag, ihm Kugler, den Sohn, zum Nachfolger zu geben, zu Fall gebracht hatte, freuten sich doch beide der Wiedervereinigung. Gleichzeitig kehrte der einst von den Theologen aus Heidelberg vertriebene Kuno Fischer dorthin zurück. So war die humanistische Section der philosophischen Facultät in einer der naturwissenschaftlichen ebenbürtigen Weise besetzt, und auch für Ribbeck stand eine umfassendere Wirksamkeit in Aussicht.

[1] Vergl. Wachsmuth, Worte zum Gedächtniß von O. Ribbeck.

Das Ehepaar bezog im Vangerow'schen Hause eine der schönen, alten Wohnungen aus Heidelberg's großer Zeit, vor sich einen Garten mit blühenden Herbstblumen und zerfallenden Sandsteinfiguren und darüber in der Ferne die Aussicht auf das Schloß. Es war das Erste, was angenehm an dem neuen Collegen auffiel, daß er für die Schönheit der Landschaft, wie Wenige, empfänglich war und sich dankbar zeigte, wenn man ihn neue Wege führte, die er noch nicht entdeckt hatte. Im Sommer hatte ich so die Freude, ihn in die Pfalz nach dem Trifels und der Madenburg zu begleiten und die Honneurs der mir von Kindheit an vertrauten Burgen und Waldwege zu machen. Dieser Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur entsprach die geistige Beweglichkeit, der im Gespräche keine Pointe entging, bei der er über lustige Geschichten so herzlich lachen konnte, und die auch der zerfahrensten Unterhaltung eine geistvolle Wendung zu geben verstand. Die neueren literarischen Erscheinungen nahm er mit mehr Nachsicht auf, als man bei einem so strengen Kritiker erwartete. Auf Einwendungen gegen die letzten Bücher von Freytag, Dahn, Dove, erwiderte er stets nur: „Die Leute sind verwöhnt, sie sollen froh sein, daß überhaupt noch etwas gemacht wird". Behandelte sein Freund Heyse die Dilettanten als Tempelschänder, so sah Ribbeck in ihnen den dankbarsten Leserkreis, der doch noch ein Echo gebe. Es lag eben in seinem Wesen viel echte Bescheidenheit, die die Leistungen der Andern nicht an denen der größten Meister maß, sondern an dem eigenen Vermögen, während gerade die unfähigsten Schulmeister immer die absprechendsten Kritiker sind. Ueber seine Unterhaltung war stets ein Schimmer liebenswürdiger Ironie ausgebreitet, mit der er die Melancholie bekämpfte, die den Grundaccord seines Lebens bildete, denn er war eigentlich eine elegische Natur. Als Ritschl nicht eben leise den Finger auf diese Wunde legte, erwiderte er, daß er allerdings die Anlage habe, den Schatten vor dem Lichte zu sehen und sich sogar auf Stunden hineinzusetzen, aber deshalb mache er doch die Augen nicht zu, noch stecke er den Kopf zwischen die Beine. Seine Stimmung war auch in Heidelberg anfänglich eine gedrückte, die eines Reconvalescenten; denn er hatte in der letzten Zeit schwere Krankheiten durchgemacht und die Collegen schüttelten die weisen Häupter, als er in einer Rede bei dem ersten Feste, das er in seinem eigenen Hause gab, sich einem welken Blatte verglich, das der Nordwind in dieses schöne Thal getragen; habe er doch geglaubt, das Leben liege bereits hinter ihm. Einstweilen war er doch erst fünfundvierzig Jahre alt, also noch grün genug, aber er nahm es mit dem Anfang immer schwer, weil er wußte, wie viel in diesem Handwerk der Anfang bedeutet. Schreibt er doch noch von Leipzig aus der Mutter, bei Semesteranfang habe der Professor immer eine Art von Ballfieber. Doch das ging vorüber, und Heidelberg sollte bald erfahren, daß er mit seiner Kraft noch nicht zu Ende war. Die Zahl der Philologen nahm mit jedem Semester zu und in die alten kam ein neuer Geist. Er machte den Studenten die Seminarübungen nicht leicht, aber seine Vorlesungen entzückten sie. Er las namentlich wunderbar vor und gab lebendige und drastische Uebersetzungen.

Eine Probe davon für das weitere Publicum war sein öffentlicher Vortrag über „die bukolische Dichtung der Griechen", der in erweiterter

Gestalt unter dem Titel: „Die Idyllen des Theokrit“ in seine kleinen Schriften aufgenommen wurde. Der Bukolos, der dem beschaulichen Geschäfte des Rinderhütens obliegt, ist der Erfinder der bukolischen Dichtung, und seine Kämpfe mit dem in üblem Geruche stehenden Gaisbuben der ursprüngliche Inhalt der bukolischen Gesänge. Aus diesem dankbaren Stoffe schüttete der Redner eine solche Fülle idyllischer Bilder über die aufmerksamen Zuhörer aus, daß diese den Eindruck mitnahmen, die Zeit der philologischen Dürre ist vorüber und nun wird, wie in den Tagen von Voß und Creuzer, auch die Poesie des Alterthums wieder zu ihrem Rechte kommen. Auch das Erscheinen seines allseitig mit Achtung aufgenommenen Werkes „Die römische Tragödie im Zeitalter der Republik“ vermehrte den Respect der Collegen und Schüler. Mit scharfsinniger Kritik und poetischer Intuition unternahm es Ribbeck in diesem Buche, die Bruchstücke, die von dieser Literatur übrig geblieben sind, zu dem ursprünglichen Zusammenhange wieder herzustellen.

Aber der anfänglich so heitere Himmel trübte sich bald. Mit dem republikanisch lauten und allzeit pathetischen Köchly zusammenzuwirken, war die bis zur Empfindlichkeit zarte Natur Ribbeck's an sich wenig geeignet, und bald stellten sich starke Gegensätze in der Auffassung der Aufgaben des Seminars zwischen ihnen ein, das sie gemeinsam leiten sollten. Köchly hatte ein „alleinseligmachendes Statut“ entworfen, auf das er Ribbeck verpflichten wollte, aber diesem schien das ein Studienplan für Oberprima, allenfalls eine Abrichtung zu einem leidlichen Examen, aber nicht eine Anleitung zum Studium der alten Literatur.

Köchlys Methode war vielleicht für den durchschnittlichen Brodstudenten ganz richtig, aber Ribbeck hätte dabei das Beste, was er zu geben hatte, nicht geben können und das ewige Schulehalten war ihm eine Pein. Nach langer, erbitterter Korrespondenz riefen beide Theile die Entscheidung des Ministers an, und Jolly fällte das salomonische Urtheil: im einen Jahre leitet der Eine nach seinem Recepte das Unterseminar und im folgenden hat er die nach seiner Façon Vorbereiteten im Oberseminar, während gleichzeitig der Andere im Unterseminar seinen Curs beginnt. So wurde abgewechselt, und die Wahl, nach welcher Methode sie unterrichtet werden wollten, blieb den Studenten. Von Jolly's und Nokk's Einsicht und sorgfältigem Eingehen auf die Frage war übrigens Ribbeck bei seiner Rückkehr aus Karlsruhe des Lobes voll.

Kaum aber war dieser Streit, der ihn tief erregte, beigelegt, so entspann sich ein zweiter, in dem er es mit der philosophischen Facultät selbst zu thun bekam. Diese umfaßte damals noch die naturwissenschaftliche und historisch-philologische Section, bei den so sehr divergirenden Interessen eine schlechte Einrichtung. Die einsichtigeren Mitglieder hatten schon längst die Trennung gewünscht und deuteten das bekannte Schleiermacher'sche Räthsel: „getrennt mir heilig, geeint abscheulich“, nicht auf „Meineid“, sondern auf ihre philosophisch-naturwissenschaftliche Facultät. Jedenfalls ließ sich die Einrichtung nur aufrecht erhalten, wenn beide Sectionen sich hüteten, jede der anderen in ihre Angelegenheiten hinein zu reden. Allein an der Universität hatten sich in Folge des Kriegs von 1866 eine erbitterte großdeutsche Gruppe und eine pro-

pagandistisch gestimmte preußische gebildet, die ihre gegenseitige Abneigung in den Universitätsangelegenheiten aneinander ausließen. Dafür bot denn die so verkehrt construirte philosophische Facultät das gelegenste Schlachtfeld. Der Streit war bereits im besten Gange, und über die Mediatisirung der Bibliotheksverwaltung unter den Senat war es zu höchst persönlichen Zänkereien gekommen, als Ribbeck Decan wurde. Ihn regten diese Unannehmlichkeiten mehr auf als nöthig, so daß er das Decanat bald wieder niederlegte und sogar den Entschluß erwog, Heidelberg zu verlassen. In der Sache, in der man ihn angriff, hatte er vollkommen Recht. Der Oberbibliothekar wollte über Paläographie lesen, und Ribbeck, der das Colleg selbst las, und den Schein vermeiden mußte, als ob er sich eine Concurrenz vom Halse halten wolle, befürwortete dessen Bitte im Senat, der die vorgesetzte Stelle des Bibliothekars war, und ohne dessen Erlaubniß die Sache ohnehin hinfällig gewesen wäre. Da zudem der Senat bei Besetzung der Bibliothekstelle ausdrücklich Werth darauf gelegt hatte, daß die Bibliothek nicht im Nebenamte von einem Professor verwaltet werden solle, war es durchaus correct, diese principielle Frage zuerst zum Austrag zu bringen. Ob der Betreffende (übrigens einer der ersten Epigraphiker Deutschlands) befähigt sei, das Colleg zu lesen, das mochte die philosophische Facultät dann entscheiden, wenn die Vorfrage erledigt war. Aber nun machte ein Chemiker in der Facultät Lärm, da diese zuerst hätte gefragt werden müssen, und erklärte, dieses Verfahren sei ihm denn doch „zu bukolisch“. Ribbeck protestirte gegen diese Angriffe in einem Umlaufschreiben, das etwas scharf ausgefallen zu sein scheint, wie ich denn schon bei früheren schriftlichen Voten, die er mir vorlas, ihm nicht verhehlte, daß mir für die Acten das genus tenue empfehlenswerther scheine. Jedenfalls verlangten die Gegner, sein Schreiben müsse ihm als ungehörig zurückgegeben werden. Einige Collegen vermittelten dann dahin, daß die Majorität zugab, dasselbe solle bei den Acten bleiben, aber mit dem Vermerk des Prodecans, daß es nicht zu den Acten gehöre. Allein trotz dieser Vermittlung, die jedem ökumenischen Concile Ehre gemacht hätte, ließ sich Ribbeck nunmehr durch das Ministerium vom Decanat entbinden. Ruhe bekam er darum dennoch nicht. Die Gegner beanstandeten die Wahl seines Assistenten, mäkelten an der Remuneration für seinen Senior, bekrittelten seine Kostenzettel für die Revision der Seminarbibliothek, und wenn auch das Ministerium regelmäßig für ihn entschied, so hatte er doch den Eindruck, daß die Gegner ihn wegärgern wollten. Verhandlungen mit Jena zeigten, daß er einen Wechsel der Universität vorbereite, in einer Zeit, in der ohnehin eine große Auswanderung nach Berlin im Gange war. Dieser sich anzuschließen hatte Ribbeck keine Gelegenheit, denn an den preußischen Universitäten regte sich eine starke Opposition gegen die Art, wie Ritschl seine Schüler versorgte, und so erklärt es sich, daß Ribbeck im Laufe seines Lebens zwar Rufe nach Bern, Basel, Kiel, Marburg, Heidelberg, Jena und Leipzig erhielt, aber nie einen in seine preußische Heimath. In Berlin hatte eben die Gegenpartei das Heft in der Hand. Als er nun schwankte, ob er an Nipperdey's Stelle nach Jena übersiedeln wolle, trat Jolly ins Mittel. Das Ministerium gab ihm den Beweis, welchen Werth die Re-

gierung auf sein Verbleiben lege und daß er auf sichern amtlichen Rückhalt zu rechnen habe. Ihm machte denn das auch wieder neuen Muth, und wir bemühten uns, ihm die Fülle der Komik zum Bewußtsein zu bringen, die diese täglichen Scaenicae poesis fragmenta enthielten. Brachte der Krieg um Nichts dann wieder eine neue Ueberraschung, so konnte er so herzlich lachen, daß man sah, er habe seine Pläne der Auswanderung aufgegeben. Wer hätte auch ernsthaft bleiben können, wenn Köchly die Frösche des Aristophanes mit Chorgesängen auf seine chemischen Gegner bereicherte, und der bejahrte Knies den Streit der Oekonomiekommission in homerischen Hexametern verherrlichte. Ein Ausgleich war bei dem Mangel eines greifbaren Streitobjects zunächst undenkbar, das mußte man eben ertragen und ertrug es in dem Bewußtsein, daß der Ausfall des Streits für das Heil der Welt völlig gleichgültig sei. In dieser Stimmung schrieb Ribbeck am 20. Februar 1876 an den Germanisten **Karl Weinhold in Kiel:**

> Gesellig hat sich unser Leben ganz angenehm gestaltet: man geht gemeinsam spazieren, um bei irgend einem angenehmen Schoppen Anker zu werfen. Musik wird viel gemacht und gute auf mannigfachen Instrumenten, sogar neu erfundenen. Es gibt Sonntagsmatinén und musikalische Soirén vor und nach dem Essen, Komödien, Singspiele, was Sie wollen. In diesem unserem „Engeren" kennt man die Rache nicht, vergißt die Schrecken der „Majorität" und die ohnmächtigen Zuckungen überwundener Drachen.

Eine Uebersiedelung Ribbeck's nach Jena wäre für Heidelberg eine moralische Niederlage gewesen, weil sie besagte, daß die Heidelberger Zustände unerträgliche seien für Leute seiner Art, und darum erklärte Jolly mit Entschiedenheit, er dulde es nicht, daß eine Partei die andere wegtreibe.

Anders lagen die Dinge, als Ribbeck einen Ruf annahm, den er auch bei völlig friedlichen Verhältnissen angenommen hätte, weil er ihn annehmen mußte, den an die Stelle des 1877 gestorbenen Schulhauptes Ritschl. Trotz aller Kämpfe war es doch ein schönes Quinquennium gewesen, in dem wir damals mit Treitschke, Gaß, Hofmeister, Windscheid, Herrmann und so manchem anderen auch menschlich hervorragenden Collegen treulich zusammenhielten. Unter den geselligen Freuden leben die Lesabende, in denen Ribbecks seltene Gabe des Vortrags zur Geltung kam und die musikalischen Sonntagnachmittage in seinen schönen Räumen in besonders freundlicher Erinnerung fort. Er selbst gedenkt in seinen Briefen des in Anselm Feuerbach's Gegenwart von unsern Kindern aufgeführten, von Frau Feuerbach gedichteten Kinderschauspiels: „Rumpelstilzchen" mit Genugthuung. Die Regie hatte er freilich an Frau Feuerbach abgeben müssen, da das Rumpelstilzchen, an den Seminarernst zu wenig gewöhnt, schon in der ersten Probe in heiße Thränen ausbrach. Im Herbst 1876 erhielt Ribbeck die Nachricht von Ritschl's Tod. Er eilte nach Leipzig, wo er im Namen der Schüler dem Meister bewegte, tief ergreifende Worte ins Grab nachrief. Von da an wußten wir, daß wir ihn verlieren würden. In den Leuten, die ihm Heidelberg entleidet hatten, regte sich jetzt etwas wie Neigung zum Ausgleich. Aber es war zu spät. Er nahm kein allgemeines Abschiedsfest an, sondern in dem engeren Kreise wurde sein Abschied recht philologisch gefeiert. Die Festrede war griechisch, an den Glanzstellen von einem lebhaften *Εὖ, Εὖ* der Zuhörer unterbrochen. Dann wurde Latein

geredet; als dabei aber wir Freunde aus der Barbarenwelt all zu still wurden, ging man zu Küchenlatein über, in dem diese dann recht Ergötzliches leisteten.

Bald darauf standen wir am Perron des Bahnhofs, wo das Ehepaar zum Abschied das Versprechen gab, jedes Jahr ein paar Wochen in Baden zubringen zu wollen, um die durch fünf Jahre treu gehaltene Freundschaft weiter zu pflegen. Auch hielt Ribbeck Wort. Zu Ostern in Baden, in den Herbstferien in der Schweiz verlebten wir stets einige schöne Wochen in sorglosem, fröhlichem Austausch des Erlebten, und namentlich Ribbeck's Nachfolger, Erwin Rohde, war es, der in diese halbjährlich verabredeten Erholungstage geistige Anregung brachte. Es ist ein durchaus treues Bild, das Ribbeck von dem Schüler und Freunde, dem Jugendgenossen Nietzsche's und Günstling Richard Wagner's, entwirft, an dessen schroffen und paradoxen Seiten sich viele Kollegen stießen, zumal er selbst mit Menschen, die ihm nicht zusagten, nicht viel Federlesens machte. Auch Ritschl hatte allerlei Einwendungen gegen ihn erhoben, aber Ribbeck antwortete:

Ich habe einen Zug zu einsamen, stolzen Menschen, und dies paßt auf Rohde, den ich nehme wie er ist, als einen sui generis, der mich mehr interessirt als eine ganze Horde sogenannter liebenswürdiger, kieselglatter Weltmenschen. Nicht als ob ich in seine rauhen oder schroffen Kanten gerade vorzugsweise verliebt wäre — aber ich tolerire sie als natürliche Krystallisationen seines edeln, gediegenen Kerns, und sein verborgenes Feuer wärmt mich. Es ist aber immer ein großer Fehler, daß er es nicht verstanden zu haben scheint, Dir die genießbarere Seite seiner Persönlichkeit zu zeigen. Hättest Du ihn nicht in Leipzig, sondern gleichsam unter vier Augen wie ich in Kiel kennen gelernt, so würdest Du auch anders über ihn denken. Auf den Geschmack der sogenannten Gesellschaft gebe ich gar nichts. Als ich von dort abfuhr, standen ihm im Gefühl völliger Vereinsamung die hellen Thränen im Auge.

Manchmal freilich kamen die philologischen Majestäten auch scharf hintereinander, und dann mußte ich zwischen ihnen den Pufferstaat abgeben, und es geschah wohl, daß ich, ich mochte es einrichten wie ich wollte, bei den Spaziergängen mich immer in der Mitte fand, so sehr das meine Bescheidenheit incommodirte. Aber solche Verstimmungen hielten nie lange vor. Rohde's Tod traf Ribbeck schwer, und wie bei dem frühen Tode seines Lieblingsschülers Karl Buresch empfand er es als theilweise Vereitlung seines eigenen Lebenswerks, daß die durch ihn zu so schöner Wirksamkeit Angeregten sich vor ihm zur Ruhe legten, während er in ihnen fortzuleben gehofft hatte.

Nachgetragen hat Ribbeck Heidelberg übrigens nichts. Er nahm die Einladung zum Jubiläum 1886 an, verkehrte als mein Gast auch mit denen, die ihn damals bekämpft hatten, aufs Freundlichste und freute sich herzlich, daß das Fest einen so über alles Erwarten schönen Verlauf nahm.

Seine erste academische Rede in Leipzig, mit der er sich der Corporation vorstellte, war eine Gedächtnißrede auf Ritschl, dessen ganzes geistiges Leben und Streben er durch drei Decennien getheilt hatte. Daß Ritschl's Bedeutung hauptsächlich in seiner Methode und in der persönlichen Anregung bestand, ließ sich freilich einem Publicum nicht andemonstriren, das sie nicht erfahren, und so nahmen manche Collegen den Eindruck mit, daß der große Ruhm des Mannes in keinem Verhältniß stehe zu der Bedeutung der Restauration des Plautus, von der Ribbeck der Versammlung berichtete. Erst 1887,

in seiner Prorectoratsrede „über die Aufgaben und Ziele einer antiken Literaturgeschichte“, konnte Ribbeck die Bedeutung dieser kritischen Kleinarbeit demselben Kreise eindringlicher zu Gemüth führen:

Wir graben auf einem Trümmerfeld, und weil wir von der alten Herrlichkeit so viel als möglich wieder aufbauen möchten, so dürfen wir das Einzelne und Kleine nicht verwerfen, weil wir nicht wissen können, welche Lücke auch das unscheinbarste Steinchen einmal auszufüllen vermöchte. Die Philologie darf sich der bescheidenen Sorgfalt einer sparsamen Verwalterin nicht schämen, welche nichts umkommen läßt, ohne darum im Kehricht zu versinken.

Immerhin sah er sich an der neuen Universität in eine apologetische Stellung zurückgeworfen, da eben damals auch in Sachsen der Ansturm auf das humanistische Gymnasium begann. Seine Briefe gingen darum zunächst sehr aus Moll. Mit Iphigenien's Worten schrieb er mir: „Es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.“ Auch in einem gleichzeitigen Briefe an Rohde hieß es: „Es kommt mir noch vor, als wäre ich auf einer weiten beschwerlichen Reise in ein schönes Land begriffen, aber unterwegs in einem unwirthlichen Gasthofe eingekehrt. Ich erscheine mir noch immer wie einer der Meßfremden, über die man stolpert.“ Leipzig wurde in der That der Meßplatz, wo er seine Vorlesungen mit Vortheil absetzte; statt der zwanzig Zuhörer in Kiel und Heidelberg hatte er zweihundert, die Gewandhausconcerte und das Theater gaben ihm Zerstreuung und Anregung, die vornehme, kühle Ruhe des Universitätsverkehrs störte seine Arbeit nicht, aber auf den Ferien ruhte jetzt die Arsis des Lebensverses. War das Semester zu Ende, so zog er sammt seinen Büchern nach Süden. Selbst in Griechenland und auf dem Rückwege in Italien ist er 1889 als Einundsiebzigjähriger gewesen. Sein intimster Verkehr waren jetzt seine Schüler, von denen die begabteren seine eigentliche Familie bildeten, der er sich rückhaltlos hingab. Für den frühvollendeten Karl Buresch, der im Jahre 1886 die von Ribbeck gestellte Preisaufgabe einer kritischen Geschichte der griechischen und römischen Trostschriften löste, empfand er die Zärtlichkeit eines Vaters, und sogar die Reise nach Griechenland hatte den Zweck, für den geliebten Schüler den Freiwerber zu machen. Trotz dieses Wanderlebens und der eifrigen Lehrthätigkeit sind literarisch gerade diese Jahre die fruchtbarsten gewesen. Seit 1876 war er Mitredacteur des „Rheinischen Museums“, das er nach Ritschl's Tode gemeinschaftlich mit Bücheler herausgab. Für eine Geschichte der römischen Dichtung hatte er sein ganzes Leben lang den Stoff gesammelt und in den Vorlesungen besprochen. So wurde es ihm leicht, denselben nun in einer zusammenhängenden Darstellung zu gestalten. In den Jahren 1889—1892 erschienen die drei Bände „Geschichte der römischen Dichtung“, die eine lang beklagte Lücke unserer alten Literaturgeschichte glänzend ausfüllten. Der Entwicklungsgang der römischen Dichtung wird in dem Werke mit sicherer Hand gezeichnet und die einzelnen Gestalten, Terenz, Plautus, Horaz, Ovid, Virgil, Catull, Ausonius werden mit dem Feinsinn charakterisirt, der schon Ribbeck's Kieler Reden auszeichnete. Es ist ein schön geschriebenes Buch, das nicht so leicht durch eine andere Literaturgeschichte wird verdrängt werden. Meine Bedenken, ob es nicht dem Genusse der Lectüre Eintrag thue, daß er den Lehrer zwinge, auch die kleinsten Seitengassen des literarischen Gebietes mit ihm abzusuchen, setzte er die Erklärung entgegen,

er wolle den Stoff so behandeln, daß ihm keine Lücke vorgeworfen werden könne. Andere Auseinandersetzungen über die einzelnen Bände übergehe ich, da sie in den gedruckten Briefen vorliegen.

Eine interessante Reihe von kleinen Schriften, die am besten den Titel „Typen“ tragen würden, sind die im Anschluß an Theophrast's „Charaktere“ publicirten ethologischen Studien. „Der Eiron“, der ironische Selbstverkleinerer, der „Alazon“, der Prahlhans, der „Kolax“, der Schmarotzer und der „Agroikos“ der Rüpel, werden uns in den Ausgestaltungen vorgeführt, die diese Figuren in der alten Literatur gefunden haben, und es ist außerordentlich belehrend, zu sehen, wie diese in jeder Zeit vorhandenen Spielarten sich im antiken Gewande darstellen und wie sie von den Alten selbst beurtheilt wurden. Ribbeck's eigene Neigung zu ironischer Auffassung der menschlichen Dinge kommt gerade in dieser Serie von Schriften zu höchst behaglichem Ausdruck. Ein Denkmal seiner Pietät endlich ist die zweibändige Biographie Ritschl's, die zugleich eine Geschichte der Philologie im neunzehnten Jahrhundert gibt, um auch den Laien über den Entwicklungsgang, den diese Studien bis heute genommen haben, mit Vollständigkeit und Klarheit zu orientiren. Den bekannten Streit Ritschl's mit Jahn, der Ritschlianer und Jahnitscharen, stellt die Biographie natürlich vom Gesichtspunkte ihres Helden aus dar. Ich erlaubte mir einige Einwendungen, ob es nöthig gewesen sei, die Dinge so tragisch zu nehmen; er aber erwiderte kategorisch: „Nach meiner Empfindung hätte Ritschl von Holz oder Stein sein müssen, wenn er eine Mißhandlung, wie die Berufung eines nächsten Mitarbeiters hinter seinem Rücken, sich hätte gefallen lassen sollen. An der Zweckmäßigkeit einzelner seiner Schritte kann man gewiß zweifeln und mäkeln, aber daß er berechtigt war, sich schwer gekränkt, mit Undank belohnt zu fühlen, das, meine ich, sollte jedem unbefangenen Leser unzweifelhaft sein.“ Man kann dem zustimmen, aber daß die betreffende Partie des Buchs peinlich wirkt, weil sie von den hohen Regionen der akademischen Arbeit herabsteigt zu den Regionen der Professorenintriguen, das werden die unbefangenen Leser bestätigen.

Ueber diesen Arbeiten war auf leisen Sohlen das Greisenalter über ihn gekommen, er aber fuhr in straffer Pflichterfüllung fort, wie er das vom Vater her gewohnt war. Gicht, nervöse Magenbeschwerden, bösartige Katarrhe, schließlich Verengerung der Aorta lösten sich ab, er aber erklärte, er fühlte sich kräftiger als in seiner Jugend. In der That trug er die Lasten eines besonders bewegten Prorectorats 1888 ohne sichtliche Uebermüdung. In bitterer Winterkälte mußte er sich, nicht im Pelzrock, sondern im leichten Talar, an der Beerdigung Kaiser Wilhelm's betheiligen. Er selbst berichtete: „statt der heiteren Himmelssonne, welche des Kaisers Ehren- und Glückstage so oft freundlich verklärt hatte, sah man umflorte Flammen und finstere Rauchwolken, die ein schwerer, eisiger Hauch auf den winterlichen Boden herabdrückte, als ob der Hades seine Herrschaft bezeugen wolle.“ Aber schon am 22. März hielt er gesund und frisch die Gedächtnißrede auf den Gestorbenen, „die wie gedämpfter Trommelklang“ auf die Hörer wirkte. Auch die Feier der Grundsteinlegung des Reichsgerichts fiel noch in sein Prorectorat. Er aber schrieb mir mit bestem Humor: „So ist es gekommen, daß mein überlanges Amtsjahr

durch den Kaiserbesuch und das Reichsfest einen glänzenden Abschluß gefunden hat, daß ich mich fast einen ganzen Tag lang in voller Rectoratspracht, profanen Augen zum Gespött, im offenen Wagen auf Bahnhöfen, auf dem Festplatz, zur Seite des Kaiserzeltes und beim Dejeuner habe herum treiben müssen." Im folgenden Herbste hatte er als zweiter Vorsitzender der Dresdner allgemeinen Philologenversammlung zu präsidiren. Als Secretär der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften hielt er 1896 die Festrede zu deren fünfzigjähriger Jubelfeier, und wie diese in hohem Maße befriedigte, so nahm er an den jährlichen Sitzungen der Commission der „Thesaurier" mit Eifer und Frische Theil. Es war wesentlich sein Verdienst, daß das sächsische Cultusministerium die Mittel gewährt hatte, die die Gesellschaft in den Stand setzten, in gemeinsamer Arbeit mit den Akademien von Berlin, München, Wien und Göttingen sich an der Herausgabe des „Thesaurus linguae latinae" zu betheiligen. Nach seinem Plane sollte dieses Werk in 12 Bänden ein getreues und sorgfältiges Bild des lateinischen Sprachschatzes von den ältesten Zeiten bis zum 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geben und Allen zu Gut kommen, die auf das Verständniß der lateinischen Sprache in irgend welchen Arbeiten angewiesen sind. Die leitende Stellung, die Ribbeck auch hier errang, war ein Beweis der Autorität, die ihm nun Niemand mehr streitig machte.

Das Einzige, worüber er in den Briefen der letzten Jahre fast regelmäßig klagte, war der Rückgang des Interesses an seiner Wissenschaft in der Nation selbst und die sich steigernde Opposition gegen das humanistische Gymnasium. Er suchte die Schuld zum Theil darin, daß so wenige Lehrer mehr es verständen, sich auf einen väterlichen Ton mit ihrer Jugend zu stimmen und daß der zunehmende Casernenton die Knaben widerwillig mache und verhärte. Auch darüber verblendete er sich nicht, daß viele Gymnasien über dem Formalismus nicht dazu kämen, wirkliche Freude am Alterthume zu wecken, und daß aller Gymnasialunterricht vergeblich gewesen sei, wenn der Abiturient nicht Begeisterung für die römischen Dichter und griechischen Tragiker ins Leben mitnehme. Daß die Art der Vorbereitung der Philologen auf der Universität daran eine Hauptschuld trägt, ist schwer zu leugnen. Er selbst freilich war gar nicht der Meinung, daß kritische Flohjagden die geeignetsten Vorübungen für künftige Pädagogen seien, sondern er vermied in seinen Seminaraufgaben alle Specialitäten. Seine Themata gingen stets auf ein Ganzes, damit seine Schüler lernen sollten, größere Gebiete zu bewältigen und weite Zusammenhänge zu überschauen. Die schönen Arbeiten seines Schülers Rohde über den griechischen Roman, von Buresch über die Trostdecrete, von Petersen über die Composition des platonischen „Sophistes" sind durchaus bezeichnend für Ribbeck's Art der Anleitung. Auch rühmt der Lieblingsschüler Ritschl's dennoch dessen Antipoden Jahn, daß er die Archäologie, wie Welcker, nur im Zusammenhang mit der Literatur betrieben habe und streng philologische Durchforschung beider zu vereinigen wußte, „ein Geschlecht, das leider wieder auszusterben beginnt." Die Einen graben aus und die Anderen heilen Texte, aber deren, die das Ganze beherrschen, sind es nur noch Wenige.

„Was Sie über die durchschnittliche Seelenlosigkeit der heutigen Wissenschaft sagen," schrieb er Rohde, „unterschreibe ich: aber ihr beizukommen ist schwer, weil wir durch exacte und kritische

Methode jede Naivetät des Denkens und Empfindens verloren haben, gegen alles Pathos, auch das reinste, mißtrauisch und der Philosophie gegenüber noch mehr als skeptisch, nämlich verneinend und wegwerfend sind. Kommt uns Einer mit Gedanken, so fragt man vor Allem, wo er sie her hat, und nachdem er classificirt und in allen Taschen nach neuen Resultaten untersucht ist, reponirt man ihn. Der Mangel an universal gebildeten, begeisternden Kathederphilosophen macht sich eben geltend . . . Es geht leider mit der Ernte bedeutender wissenschaftlicher Köpfe auf dem Felde historisch=philologischer Studien in Deutschland bedenklich abwärts. Nur die Technik der Methode hält uns noch etwas über dem Wasser."

Die Ueberschätzung der Kleinmeisterei hatte Leute herangezogen, deren Jeder sein Zwergkönigreich beherrschte, während er jenseits der Grenzen desselben nicht selten ein Idiot war, und man mußte nun doch wieder anfangen, nicht die ausgezeichnete Dissertation, sondern den ganzen Mann vor seiner Berufung ins Auge zu fassen. Für die Gymnasien waren diese Gelehrten vollends nicht zu brauchen. Eine „seelenlose Wissenschaft" konnte Niemand beseelen, und so war die ständige Klage Ribbeck's in seinen letzten Jahren, daß Schüler und Studenten nicht mehr dasselbe leisteten wie früher, es sei wie ein Nachlaß der Natur; auch bei den Gebildeten sei keine Wissenschaft so in Ungnade wie die seine. Seine Prorectoratsrede 1887 begann darum mit einem geharnischten Proteste gegen die banausischen Verächter der classischen Studien und die in die Luft bauenden Weltverbesserer. Wenn die classischen Studien unleugbar viel von ihrer früheren Anziehungskraft verloren hatten, so lag das eben an der neuen Art des Betriebs. Heyne, Wolf, Voß, Creuzer, G. Hermann, Welcker hatten die Theilnahme der ganzen Nation geweckt, während die neuere Philologie eine Unterhaltung der Herren unter einander geworden war, in die sich Niemand mischte. Der nicht sowohl auf Kenntniß des Alterthums, als auf Sicherheit in der Grammatik abzielende Unterricht auf den Gymnasien erweckte den Widerwillen der Eltern und Kinder. Die Klagen über die Ueberlastung mochten vielfach übertrieben sein, der letzte Grund war eben, daß es die Eltern verdroß, wenn der Gymnasialunterricht zum philologischen Sport wurde, wer den höchsten Record im color latinus und griechischen Scriptum erziele, während die Freude unserer Alten an Horaz und Sophokles zum Märchen geworden war. Ueber den Erfolg des Pamphlets „Rembrandt als Erzieher" war Ribbeck entrüstet, aber die linkisch geschriebenen Erwiderungen freuten ihn noch weniger, zumal sie des besten Theils des Humanismus, der Humanität, in ganz bedenklichem Grade ermangelten. Hätten die Anderen so wie er den letzten idealen Zweck alles Studiums im Auge behalten, der Ansturm auf das humanistische Gymnasium wäre niemals so allgemein geworden. So aber durfte man allerdings, als der Freund am 18. Juli 1898 zu Leipzig sein klares und gütiges Auge für immer schloß, mit seinen Gedächtnißrednern sagen, er war nicht der letzte große Philologe, aber unter den Philologen war er der letzte große Humanist. Die künftige Gestaltung des humanistischen Gymnasiums, dem Ribbeck einen so großen Theil seiner Arbeit gewidmet hat, ist heute mehr als je ein im Himmel versiegeltes Geheimniß, und er hatte ganz recht, wenn er sagte, die Gegner wüßten selbst nicht, was sie wollten; aber daß dasselbe in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht mehr lange dauern wird, scheint dennoch im Rathe der Götter beschlossen.

---

# Staatsbeamtenthum und Staatswissenschaft.

## Betrachtungen über die wissenschaftliche Vorbildung des höheren preußischen Beamtenthums.

Von

**Gustav Cohn.**



### I.

In der „Deutschen Rundschau" ist vor bald siebzehn Jahren ein Aufsatz über „Politik und Staatswissenschaft" von mir veröffentlicht (1885, Bd. XLIII, S. 351 ff.), welcher einleitende Betrachtungen zum Beginne meiner Vorlesungen für die Göttinger Universität wiedergab[1]). Diese wollten den Werth eines wissenschaftlichen Studiums der öffentlichen Angelegenheiten gegenüber verbreiteten Zweifeln und Anfeindungen vertheidigen und zumal gegenüber einer eben damals gefallenen Aeußerung des Fürsten Bismarck, die als ein einzelnes Wort von ihm weniger zu bedeuten gehabt hätte, wenn sie nicht so durchaus seiner ganzen Ueberzeugung entsprochen, ja wenn der Gedankenkreis, dem sie entsprungen, nicht so unwiderstehlich die Ansichten der damaligen Zeit beherrscht hätte.

Darauf beruht ja die Macht einer solchen Persönlichkeit, daß sie nicht bloß von ihren Thaten zehrt, von der innigen Dankbarkeit einer Nation für ein unvergeßliches Werk, sondern daß sie mit ihren Vorurtheilen und Irrthümern, mit ihren Widersprüchen und Zusammenhangslosigkeiten ein gesteigerter Typus der Volksart selber ist, daß sie einer Menge ihrer Zeit- und Landesgenossen mit bestrickendem Reize das Wort von den Lippen nimmt, heute im hohen Tone patriotischer Ideale, morgen in den hundert offenherzigen Alltäglichkeiten bis herab zu dem Lobe des Branntweintrinkens.

Allerdings hat der große Staatsmann auch an dem uns hier beschäftigenden Punkte, wo er so völlig die Stimmung der Volksseele getroffen und so eifrige Nachtreter gefunden hat, an denen das Reich und Preußen bis zur Stunde schwer zu tragen haben — er hat auch hierin, wie so oft, sich selber widersprochen, wenn er gelegentlich und so noch, da er zum letzten

---

[1]) Vergl. auch meine „Nationalökonomischen Studien". S. 1 ff., Stuttgart 1886.

Male (1893) in Göttingen auf der Durchreise begrüßt wurde, mit Wehmuth der verlorenen Studienzeit gedachte.

Ja, wie denkwürdig war das Ende seiner politischen Herrschaft für eben diesen Gedankengang. Auf das Innigste verknüpft mit dem erschütternden Ereigniß war der immer hartnäckiger gewordene Widerstand gegen Reformen der Social= und Steuerpolitik, für welche andere Staatsmänner eintreten mußten, die unserer Wissenschaft nahe befreundet waren und deren Forderungen zu vollstrecken berufen wurden.

Warum das Einsetzen der ganzen genialen Kraft für die neue beispiellose Institution der Reichsarbeiterversicherung mitsammt der „Kaiserlichen Botschaft“, welche Bismarck's eigenstes Werk war und die eigensten Gedanken der deutschen Wissenschaft in den Amtsstil des „Reichsanzeigers“ übersetzte — und darauf dann der zähe Widerspruch gegen die Fortbildung der anderen Socialgesetze, die bereits das Gemeingut der Culturvölker geworden waren? Warum die weitblickenden Reformpläne für das Finanzsystem des Reiches, an deren Schwierigkeiten selbst diese Riesenkraft sich brach, wie sie andererseits dem tiefsten Einklange mit den Lehren unserer Finanzwissenschaft entsprungen waren — und dann der eigensinnige Widerstand gegen die Reform des Systems der direkten Steuern, dessen Gebrechen mehr und mehr ein öffentliches Aergerniß geworden waren, das zu offenbaren es keiner Gelehrsamkeit bedurfte?

Das Unberechenbare, Unvermittelte, Abgebrochene in dieser Art der Politik ist kennzeichnend für den genialen Empiriker. Und der Verlauf der Dinge beweist, daß es selbst dem Jupiter nicht gestattet ist, ungestraft die Staats= angelegenheiten auf diese Art zu behandeln.

Es bedarf für den Lehrer der Staatswissenschaft hoffentlich keiner Ent= schuldigung, daß er mit dem Maßstabe, der nun einmal seinen Beruf aus= macht, selbst den Heros mißt. Hat er es doch zu einer Zeit gethan, da das Wenige thaten.

Wenn aber Jupiter sich solches gefallen lassen muß von der Wissenschaft, die für das Recht der Wissenschaft eintritt, wie viel mehr müssen es die — gewöhnlichen Sterblichen sich gefallen lassen!

## II.

In jenen Jahren, da die Machtfülle des ersten Reichskanzlers ihrem Ende entgegenging, hat der „Verein für Socialpolitik“ nach seiner Gewohnheit einen Band von Gutachten veröffentlicht, welcher die „Vorbildung zum höheren Ver= waltungsdienste in den deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich“ zum Gegenstande hatte[1]). Bei dem engen Zusammenhange der Vorbildung für den höheren Verwaltungsdienst mit dem juristischen Staatsdienste und der Vor= bereitung zu diesem wurde diese Sammlung ganz von selber eine vergleichende Ueberschau über die Vorbildung des höheren Staatsbeamtenthums in den verschiedenen Staaten, zumal denen des Deutschen Reiches.

Das Ergebniß war merkwürdig. Die Zeugnisse über die Einrichtungen der hauptsächlichen kleineren deutschen Staaten — Bayern, Württemberg,

[1]) Schriften des Vereins für Socialpolitik. Bd. XXXIV. Leipzig, Duncker & Humblot. 1887.

Baden, Königreich Sachsen — athmen wohlthuende Zufriedenheit: im auffallenden Gegensatze zu den Berichten über die Zustände in Preußen und in der Reichsverwaltung. Dies gilt zumal von der Art der wissenschaftlichen Ausbildung der Beamten, von der Stellung der Wissenschaft zu dem ihnen zugemutheten Grade von Tüchtigkeit für den staatlichen Beruf.

Der Bericht über das Königreich Bayern sagt:

Der bayerische Examenmodus sichert nicht nur eine möglichst allseitige Berücksichtigung der Fächer, sondern er weist auch auf eine gründliche Durchbildung hin: derselbe entfremdet den Schüler nicht dem wissenschaftlichen Lehrer, sondern zwingt ihn wohl oder übel den wissenschaftlichen Gang mit zu machen, die historische und dogmatische Seite des Gegenstandes zu beachten und sich nicht mit der oberflächlichsten Kenntniß zu begnügen.

Aus Württemberg wird ein gesetzlicher Zustand geschildert, der die gemeinsamen Ueberzeugungen der Tübinger Facultäten und der Staatsregierung zusammengefaßt hat; es wird von dem großen Fleiße berichtet, der die württembergischen Studirenden auszeichnet.

Ueber Baden heißt es:

In den geltenden Vorschriften sind alle Anforderungen erfüllt, welche heute im Interesse einer guten Ausbildung des Richterstandes und der höheren Verwaltungsbeamten, so weit darauf Prüfungsvorschriften einwirken können, gestellt werden: die Erfahrungen, die man mit ihnen gemacht, sind durchaus günstige, man ist mit der bestehenden Einrichtung allseitig zufrieden.

Und wie lauten die Zeugnisse über Preußen?

Es gibt deren in dem Sammelbande des „Vereins für Socialpolitik" mehrere: aber außerdem in Broschüren, Büchern, Reden, zumal im Hinblick auf die Zustände des juristischen Studiums und dessen Bedeutung für den ganzen höheren Staatsdienst, eine Fülle. Doch kein einziges in all der Mannigfaltigkeit, das irgend etwas wie Zufriedenheit athmete! Hier ein paar Beispiele.

Rudolf Gneist, der zumal in seinen späteren Jahren sich gewöhnt hatte, mit übertriebener Milde die vorhandenen Mißstände zu beurtheilen, schrieb im Jahre 1887 von dem Referendarexamen Preußens, es schwebe darüber die böse Tradition, daß es Jeder bestehen könne, mag er zu der Klasse der Studenten, der Halbstudenten oder der Nichtstudenten gehören.

Ein anderer hervorragender Rechtslehrer der Berliner Universität, L. Goldschmidt, schrieb einen dicken Band („Rechtsstudium und Prüfungsordnung. Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte." Stuttgart 1887), der von der ersten bis zur letzten Seite ein entrüsteter Protest gegen die bestehenden Einrichtungen und Zustände war.

Den lebhaftesten Ausdruck aber fand der Tadel in der Rectoratsrede des (damaligen Marburger) Strafrechtslehrers Franz von Liszt. Darin hieß es unter Anderem:

Ohne alle gründlichen Fachkenntnisse, mit den kümmerlichen Resten der vom Gymnasium herüber geretteten allgemeinen Bildung; ohne jede Liebe zur Wissenschaft, auf die sie als graue, im Examen nur hinderliche Theorie herab blicken: ohne jede Anhänglichkeit an den Lehrer, den sie vielleicht nur zweimal im Semester, bei der Ueberreichung des Anmeldebuches, zu Gesicht bekommen haben: ohne Verständniß und darum auch ohne jede Begeisterung für die großen, unser Volk bewegenden Zeitfragen, Philister trotz des dreifarbigen Bandes, dem Handwerkergeiste rettungslos anheim gefallen — so verlaßt die Mehrzahl unserer jungen Juristen den

Tempel der Wissenschaft, den sie, lediglich um ein dürftiges Examen bemüht, zur Krämerbude gemacht haben. Das ist der Stoff, aus dem Preußen seine Richter, seine Verwaltungsbeamten machen, das sind die Männer, aus welchen das deutsche Volk die künftigen Führer in den Kämpfen des öffentlichen Lebens entnehmen soll!

Eine ernsthafte Vertheidigung des Bestehenden so vernichtenden Angriffen gegenüber ist niemals erfolgt; denn sie war nicht möglich. Es war keine ernsthafte Vertheidigung, wenn vor einer dazu geeigneten Zuhörerschaft der damalige Justizminister im Hause der Abgeordneten unter „stürmischer Heiterkeit“ erzählte (1. Februar 1887), der selige Stahl habe sich gerühmt, er sei als Student viel fauler gewesen als die Studenten, die bei ihm hörten, und er habe erklärt, das sei das einzig Richtige.

## III.

Heute, nach anderthalb Jahrzehnten ist der Contrast zwischen Preußen und den andern deutschen Staaten im Wesentlichen immer noch der gleiche, Ernst und Dauer des Universitätsstudiums, Art der Staatsprüfung, Umkreis der wissenschaftlichen Prüfungsfächer, Betonung der wissenschaftlichen Ausbildung gegenüber der bloßen praktischen Einübung, dann namentlich Ausdehnung des Studiums auf die Fächer des öffentlichen Rechtes und der Verwaltung oder selbständige Betonung der staatswissenschaftlichen Fächer neben den rechtswissenschaftlichen Disciplinen — alle diese Momente stellen die mittleren deutschen Staaten hoch über das große Preußen und das an Preußen sich anschließende Reich.

Indessen der gute Wille zur Besserung hat sich wenigstens an einzelnen Punkten gezeigt. Die Prüfungscommission für das Referendarexamen hat seit 1. April 1891, statt wie bisher Einen akademischen Rechtslehrer, deren zwei als nothwendige Bestandtheile erhalten, in der augenscheinlichen Absicht, das wissenschaftliche Element zu verstärken, nachdem man durch eine Reihe von Jahren die Erfahrung gemacht hatte, daß die Beimischung bloß eines Professors zu der Commission von Oberlandesgerichtsräthen auch den unwissendsten Prüflingen nicht hatte gefährlich werden können [1]).

Es ist ferner in den letzten Jahren im Zusammenhange mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches in die Judicatur des Deutschen Reiches und den dafür berechneten Universitätsvorlesungen ein System von praktischen Uebungen (Practicis) obligatorisch gemacht worden für die Fächer des bürgerlichen Rechts und des Civilprocesses, welches dazu bestimmt ist, schon während der Studienzeit einen Zwang und eine Controle über das Studium zu üben.

Endlich ist der bisherige Mißbrauch, daß die im Militärdienste zugebrachten zwei akademischen Semester auf das Triennium des Juristen angerechnet wurden,

---

[1]) Eine Vorstellung von dem älteren Zustande, da die Oberlandesgerichte eine ungemischte Commission für die Prüfung der Referendare hergaben, kann man aus Mittheilungen entnehmen, wie sie unter Anderen Goldschmidt, Rechtsstudium und Prüfungsordnung, S. 267, macht: „Ich erlebte bei meiner Referendariatsprüfung (in Marienwerder), daß mein Examinator, ein sehr würdiger und tüchtiger preußischer Praktiker, der erste Appellationsgerichtsrath, welchen ich kennen lernte, mich bei der vorgeschriebenen Exegese durch seine Unkenntniß des römischen Rechts in peinliches Erstaunen setzte.“

neuerdings wohl so ziemlich beseitigt. Es ist freilich lehrreich, daß zu diesem Zwecke erst besondere Verfügungen und Maßnahmen erforderlich waren, während bei allen andern Universitätsstudien die sachliche Unmöglichkeit einem derartigen Mißbrauche im Wege stand.

Es mag nun auch anerkannt werden, daß diese neueren amtlichen Reformen oder sonstige Ursachen (?) einen günstigen Einfluß auf die Besserung des Bestehenden ausgeübt haben. Jedoch ist unter den Sachverständigen keinerlei Zweifel darüber, daß wir noch sehr weit vom Ziele entfernt sind. Dazu waren auch die Mißstände viel zu große, viel zu tief eingewurzelte, als daß sie in einigen Jahren und mit einigen so wenig einschneidenden Maßregeln hätten beseitigt werden können. Ja, es scheint nicht einmal das Wenige erreicht zu sein, was von den neuen Reformen an amtlicher Stelle hat erwartet werden können.

So ist kürzlich an das Tageslicht gekommen, was von kundigen Männern vorausgesagt wurde, daß die Controle des Studienfleißes vermittelst der für die praktischen Uebungen gelieferten Aufsätze zu einem Scheinwesen führen müsse, solange die Docenten nicht eine wirkliche persönliche Kenntniß ihrer Zöglinge besäßen, d. h. so lange die Zahl der an jedem Practicum theilnehmenden Studirenden nicht entsprechend eingeschränkt wäre. Thatsächlich ist in Folge des amtlichen Zwanges die Zahl gerade dieser Kategorie von Theilnehmern überaus groß und dadurch für eine ernsthafte Controle unzugänglich geworden. Es ist nicht möglich, daß ein einzelner Docent hundert, ja mehrere hundert Theilnehmer controlirt. Hier wird durch entsprechende Aenderung der Vorschriften abzuhelfen sein.

Das Referendarexamen, über dessen einstmaligen Zustand, weil er als überwunden gilt, heute Alle einig sind, Praktiker und Theoretiker (noch letzthin hat der frühere Unterrichtsminister Bosse in der Kreuzzeitung sich auf das Wegwerfendste darüber geäußert) — das Referendarexamen scheint sich gegenwärtig von der früheren Beschaffenheit dadurch zu unterscheiden, daß bei dem ersten Male ein etwas größerer Theil der Candidaten durchfällt als früher, dagegen zum zweiten Male früher Niemand, jetzt sehr selten Einer.

Für den Erfolg sorgt heute wie früher die entscheidende Kraft des juristischen Studiums in Preußen der — Einpauker. Dieser Kraft bedienten sich, wie Ludwig Bamberger in seinen „Erinnerungen“ erzählt, in der Zeit seiner Studentenjahre nur die „dümmsten und faulsten Subjecte“. Seitdem ist sie mehr und mehr in den Vordergrund getreten und auf sie zu verzichten wagen nur die Begabtesten und Muthigsten.

## IV.

Dieser Zustand der juristischen Studien in Preußen, im Unterschiede zu den Studien der anderen Fächer auf deutschen Hochschulen und im Unterschiede zu den übrigen deutschen Staaten, muß seine eigenthümlichen Gründe haben. Ich glaube, daß dieselben keine verborgenen sind.

Zunächst ruht der psychologische Zusammenhang der juristischen Studien mit den Neigungen der sich dafür entscheidenden Jünglinge auf anderen Grundlagen als diejenigen sind, welche für die sonstigen Studien die Brücke zwischen

Schule und Hochschule bilden. Der Philolog, Theolog, Mathematiker, Mediciner, Techniker bringt eine zwar im Einzelnen fehlbare, aber im Ganzen doch regelmäßig vorhandene Empfindung von der Art seiner Begabung und der darauf zu bauenden Fachstudien mit. Es muß in den Anlagen des jüngeren Mannes etwas vorhanden sein; er muß schon von der Schule Erlebnisse, Erkenntnisse über seine Begabung, Fortschritte in der Richtung bestimmter Wissenschaften mitgebracht haben, um sich für das eine oder das andere jener Wissensgebiete als berufsmäßiger für sein künftiges Leben zu entscheiden. Wer in seinem jungen Geiste gar nicht bemerkt hat, was ihn dafür geeignet macht, wer in dem Gymnasium keinerlei darauf gerichtete Bestrebungen des Lernens und der Kenntnisse gezeigt hat, dem wird es verständiger Weise auch nicht einfallen, eines jener Berufsfächer zu wählen. Mindestens gehören die Fälle dieser Art zu den Ausnahmen und führen bald durch den inneren Zwang der Umstände zur Umkehr.

Wie anders steht es mit dem Studium der Jurisprudenz!

Ist irgend etwas in den geistigen Anlagen oder in den Schulfächern des Primaners, was ihn auf das Studium der Rechtswissenschaft hinleitet? Es müßten etwa die Reden des Cicero sein, die in römischen Staatsprocessen gehalten worden sind, gegen Verres, gegen Catilina, für den König Dejotarus u. s. w. Wie viele unter den Tausenden und Abertausenden von deutschen Gymnasiasten mögen es im Ernst gewesen sein, die einen solchen Einfluß in sich gespürt haben? Oder gibt es sonst etwas in dem Unterricht unserer Schulen, welches mehr geeignet wäre, dazu hinüber zu leiten?

Mir scheint, es ist nicht der Mühe werth, danach zu fragen. Jeder Pädagog und jeder Universitätslehrer wird es besser wissen. Die wirklichen Ursachen liegen auf einem ganz anderen Gebiete. Auch bei den übrigen Berufsstudien spielen andere Ursachen mit hinein als die wegweisende Kraft der Schulfächer und die Anregung, welche ihr Unterricht gibt, zu der Selbsterkenntniß der Anlagen für die einen oder die anderen Studien. Die Philologen, Theologen, Mathematiker, Techniker, Mediciner haben nicht allein darum ihr Fach erwählt, weil sie gerade für dieses eine ausschließliche innere Bestimmung in sich entdeckt haben. Es wirken äußere Ursachen der Berufswahl mit: das Beispiel des Vaters, die Tradition der Familie, namentlich aber die wechselnden Aussichten jedes einzelnen Berufsstandes, je nach den Schwankungen des Bedarfs an neuen Kräften und des Angebots derselben. Die Universitäts-Statistik zeigt auf das Deutlichste nicht nur das Auf- und Absteigen der Frequenz an Studirenden der verschiedenen Facultäten und Fächer von Jahr zu Jahr, sondern auch den Zusammenhang desselben mit dem Mangel oder dem Ueberfluß an vorhandenen studirten Kräften in jedem Fache. Ja, dieses Moment spielt — caeteris paribus — eine um so größere Rolle, als die Widerstandskraft gegen ungünstige Aussichten auf Versorgung im Amte gering ist, d. h. als die Wohlstandsverhältnisse der betreffenden Bevölkerungsgruppe bescheidene sind.

Indessen solche äußeren Beweggründe sind doch immer nur die begleitenden Umstände in diesen Fächern und den dazu führenden Studien. Sie sind nicht die ausschließlichen und souveränen Kräfte, welche allein den Ausschlag für das Studium geben. Sie treten in die mitbestimmenden Einflüsse der geistigen Begabung und Richtung hinein, meist ohne ihnen eigentlich zu widersprechen.

Sie modificiren die Berufswahl nur, die doch in der Hauptsache auf der inneren Begabung beruht. So etwa, wenn der mathematisch und naturwissenschaftlich angelegte Studirende, bei abstoßenden Aussichten des Lehrerberufs, sich den technischen oder medicinischen Studien zuwendet, der Philolog unter ähnlichen Einflüssen dem theologischen Studium und umgekehrt.

Das ist nun doch bei dem juristischen Studium meistens sehr anders. Hier treten die äußeren Gründe ganz und gar in den Vordergrund, und im Hintergrunde ist von den inneren Gründen wenig zu entdecken. Ja, die Art der äußeren Gründe ist abermals eine verschiedene von denen, welche die anderen Studien bestimmen. Oder zum Mindesten treten andere wesentliche Gründe von außen mit hinein. Das juristische Studium ist herkömmlich das Studium der oberen Gesellschaftsclassen, und dieses wiederum ist es deshalb, weil es — wenigstens nach seinem Zustande auf den norddeutschen Universitäten und nach den Ordnungen der norddeutschen Staaten, zumal Preußens — ein Theil des Compromisses ist, den der alte ständische Staat mit dem berufsmäßigen, juristisch geschulten Beamtenthum geschlossen hat. Wenn das gelehrte Richterthum seit der Reception des römischen Rechtes als eine unentbehrliche Kraft des Fürstenstaates gegenüber der ständischen Gewalt sich Raum erobert hat, so hat die Zähigkeit des letzteren Elementes sich inmitten des heutigen Rechtsstaates zu behaupten vermocht, indem stillschweigend ein Friede geschlossen wurde, welcher für den Rechtsstaat zwar die einheitliche Norm der vorschriftsmäßigen Staatsprüfungen und Studienjahre forderte, dagegen auf der anderen Seite für die Tradition des Ständestaates eine derartige Handhabung, ja eine derartige Laxheit in der Durchführung jener Vorschriften gewährte, daß dem alten thatsächlichen Zustande ein behaglicher Raum in dem neuen Rechtszustande zugesichert blieb. Dieses nun wiederum in mannigfaltigen Abstufungen, die sich danach bemessen, wie mächtig in den einzelnen Kategorien das traditionelle Moment der ständischen Einflüsse ist. Und mit dem Erfolge, daß bei dem Maximum dieses Einflusses das Element des Rechtsstaates sich bis zum Nullpunkt verflüchtigt, doch so, daß auch für diejenigen Gruppen, welche am wenigsten an den herkömmlichen socialen Vorzügen Theil haben, ein freundlicher Abglanz dieses aus Macht und Recht gemischten Zustandes übrig bleibt.

Das ist es, worin ich den stärksten und tiefsten Anlaß der merkwürdigen Lücken sehe, durch welche sich die wissenschaftliche Ausbildung für den höheren Staatsdienst in Preußen so unvortheilhaft von den anderen Universitätsstudien abhebt.

Mit diesem Grunde ist ein anderer nahe verwebt. Es ist die vorwaltende Wohlhabenheit und die gestiegene Wohlhabenheit derjenigen Gruppen, welche sich (oder ihre Söhne) den juristischen Studien zuwenden. In dem allgemeinen Gedränge nach oben, das wir in der heutigen Gesellschaft beobachten, in dem Hinaufstreben nach höherem Range und höherer Ehre, die ihrerseits auf den erhöhten Wohlstand sich aufbauen, ist es verständlich, daß die Richtung auf die studirten Berufe sich vorzugsweise diesen Einen auserkoren hat, der mehr als die anderen Rang und Ehre im Sinne der staatlichen Traditionen darbietet. Für die wachsende Masse des Wohlstandes, die sich hinter die

juristischen Studien in unserer heutigen Gesellschaft lagert, ist kennzeichnend die Widerstandskraft gegen die Ueberfülle an bereits vorhandenen jungen Kräften, die auffallende Beharrlichkeit des Anwachsens der Zahl juristischer Studirender — im Unterschied von den Studirenden jener anderen Fächer, deren bescheidenere Vermögenslage sie so viel abhängiger und ungeduldiger macht gegenüber der ökonomischen Versorgung in dem studirten Berufe.

Nun ist aber dieses Element des vorwaltenden Wohlstandes nach der Gewohnheit aller Zeitalter, zumal des gegenwärtigen, einem herzhaften Lebensgenusse zugethan. Und die Sitte der deutschen Universitäten hat für ihre Jugend von lange her die Stätte eigenartigen Lebensgenusses bereitet. Wo immer entschiedene geistige Begabung, ein ernsthaftes Bestreben für das wissenschaftliche Lernen vorhanden sind, wo eine strenge Zucht und strenge Prüfungen bestehen, da wird sich der berechtigte Zug zum Lebensgenusse in den jungen Jahren einen angemessenen Platz erwählen, um für dasjenige genügenden Raum übrig zu lassen, was doch einmal die Hauptsache bei den Studien sein soll — nämlich die Studien. Wo diese Bedingungen fehlen, da drängt sich breit und bunt der Lebensgenuß in den Vordergrund und erstickt jede ernsthafte Möglichkeit für wissenschaftliches Lernen.

Es ist so oft über die Verschiedenheit der alten englischen Universitäten von unseren deutschen geredet worden. In einem Charakterzuge zeigen sie eine auffallende Aehnlichkeit. Es ist der Vorrang des körperlichen jungen Menschen in den Beschäftigungen, die ihn absorbiren, sofern dieser junge Mensch ein Mitglied der höheren Gesellschaftskreise ist. Er trinkt, ißt, reitet, fechtet, treibt sonstigen „Sport", wie solcher jetzt mehr und mehr von England nach Deutschland herüber kommt (und wenn er nur an die Stelle des Trinkens und des carbolisirten Blutvergießens tritt, in diesem Zusammenhang noch ein Culturfortschritt ist) — bis dann endlich diese Herrlichkeit der körperlichen Genüsse ein Ende nehmen muß und der Geist in sein Recht tritt, dort drüben vermittelst der Handhabe des „Tutor", bei uns vermittelst des „Einpaukers". Schon die Länge des für Jedes zugemessenen Zeitraumes ist beweisend für die relative Größe der körperlichen und der geistigen Studien.

Warum ist das nun gerade in Preußen so und nicht in den anderen deutschen Staaten? Die Antwort auf diese Frage gibt uns den Fingerzeig für die Reform des Bestehenden, wie sie denn im Allgemeinen auf der Wahrheit beruht, daß alles Historische zuletzt einem Fortschritt unterthan ist.

Das, was wir in Preußen haben, zeigt uns die Schwierigkeiten des Zustandes; das, was die anderen Staaten haben, zeigt uns, daß man diese Schwierigkeiten — die dort freilich geringer sein mögen als bei uns — überwinden kann.

## V.

Das Hauptproblem für eine Reform des Zustandes, in dem sich gegenwärtig und herkömmlich bei uns die wissenschaftliche Vorbildung der Juristen und Verwaltungsmänner des höheren Staatsdienstes befindet, beruht auf dem berechtigten oder unberechtigten, aber nun einmal nicht zu ändernden Anspruche der Jugend unserer oberen (oder wohlhabenderen) Classen auf einen aus-

giebigen Lebensgenuß, wie er sich mit den Sitten unserer Universitäten verquickt und durch den neueren Aufschwung des Wohlstandes mehr und mehr gesteigert hat.

Mir scheint, dieses Problem muß gerade deshalb betont werden, weil es bisher zu wenig als das Haupthinderniß einer Besserung der Zustände begriffen oder doch jedenfalls offen anerkannt worden ist.

Auch in den übrigen Universitätsstudien ist etwas Verwandtes zu bemerken; auch der Theolog, der Philolog, der Mathematiker, der Mediciner u. s. w. will Theil an dem akademischen Lebensgenusse und seinen geheiligten Formen haben; auch für diese hat die Entwicklung unserer Gesellschaft, unserer Volkswirthschaft ähnliche Einflüsse geübt, oder aber für diese wie für die Anderen ist ein gewisses Maß der für das Studium verlorenen Semester als alter Brauch von der Vergangenheit der Gegenwart überliefert worden. Indessen der große Unterschied, das eigentlich Entscheidende für das Problem liegt bei allen diesen Fächern darin, daß, wer immer dem akademischen Lebensgenusse und nur diesem mehrere Semester widmet, ipso facto die Folgerung zieht, daß nur diejenigen Semester für seine Studien zählen, in denen er wirklich und wahrhaft studirt, nicht bloß die leere Form eines äußeren Studienverhältnisses erfüllt hat. Ein Philolog, ein Mathematiker weiß heutzutage ohnehin schon, daß die vorschriftsmäßigen sechs Semester seines Universitätsstudiums thatsächlich selbst dann nicht ausreichen, das ganze Maß der erforderlichen wissenschaftlichen Ausbildung zu gewinnen, wenn er vom ersten bis zum sechsten Semester ein fleißiger Student gewesen ist. Es hat sich daher geradezu die Gewohnheit befestigt, daß über die gesetzliche Anforderung hinaus das Universitätsstudium sich auf acht bis zehn Semester verlängert, auf thatsächliche Studien von dieser Dauer. Sowie daher ein Studirender dieser Fächer außerdem etliche Semester dem Lebensgenusse, dem Fechtboden, der Kneipe widmet, so treten diese zu der Summe der erforderlichen ernsthaften Studiensemester hinzu, und es werden zehn bis zwölf Semester daraus.

Mit allen diesen verglichen, besteht der abnorme Zustand der juristischen Studien darin, daß umgekehrt es so zu sagen ein gutes Recht ist, die Semester des Lebensgenusses auf das Triennium angerechnet zu erhalten, daß die Anforderungen der juristischen Staatsprüfung entsprechend eingerichtet sind, um dieses gute Recht mit demjenigen Wohlwollen zu respectiren, welches der Structur einer Gesellschaft und eines Staatswesens entspricht, in dem die oberen Classen den entscheidenden Einfluß haben. Der abnorme Zustand besteht darin, daß jenen anderen Studirenden aus der Kraft der an sie gestellten wissenschaftlichen Anforderungen eine erhebliche Verlängerung der Studiensemester selbst bei ernsthaftem Gebrauche der Zeit unentbehrlich ist, daß dagegen den Studirenden der Rechtswissenschaft ein Minimum an wissenschaftlicher Bildung abverlangt wird, welches mit einem Minimum wirklicher Studienzeit vereinbar ist. Der abnorme Zustand besteht darin, daß die Interessenten jenes „guten Rechtes“ ebenso weitherzig in der Ausmessung der für das Nichtstudiren bestimmten Studiensemester gestimmt sind, wie sie engherzig, wie sie empfindlich sind für ein einziges oder gar ein zweites Studiensemester, welches dem auf

die herkömmliche Art verwendeten Triennium hinzugefügt werden soll, in dem sehr begründeten Bestreben, ein wenig mehr Spielraum für das wirkliche Studiren des Rechtsstudenten zu gewinnen.

Die neueren Bewegungen der übrigen studirten Berufsstände, der Oberlehrer, der Techniker u. s. w. versteht man nicht ganz, wenn man die kränkende Empfindung dieses abnormen Zustandes außer Acht läßt. Eine Empfindung, in der sich das Selbstgefühl des studirten Mannes mit den ständischen Unterschieden und Gegensätzen unserer heutigen Gesellschaft vermischt. Bei allen Uebertreibungen, die etwa in den Aeußerungen jener Bewegungen neuerdings hervortreten mögen, ist dieses Moment für die Beschwerdeführenden eine starke Waffe, für die Angegriffenen ein sehr wunder Punkt.

Wir erwähnten vorhin die Aehnlichkeit der englischen Universitäten, der Art und Weise wie der junge Gentleman in Oxford und Cambridge in den Rahmen des Studiums den standesgemäßen Lebensgenuß fügt. Aber man ist consequenter in England als bei uns. In der That soll in Oxford und Cambridge der Sohn der höheren Klassen nur zu einem Gentleman mit der angemessenen allgemeinen Schulbildung erzogen werden; er studirt gar keine Wissenschaft, keinerlei Fach; dasjenige, wozu der Tutor ihn drillt, ist gleichzusetzen der Maturität unserer Gymnasien, und mit dem Baccalaureus artium (B. A.) ist seine Bildung, soweit sie aus den Büchern und von den Lehrern kommt, abgeschlossen. Man schmückt sich nicht mit dem Scheine eines Studiums irgend einer Wissenschaft.

Es wäre viel geholfen, wenn bei uns eine solche offenherzige Unterscheidung erreicht werden könnte.

## VI.

Dazu ist nun aber wohl keine Aussicht. Es ist einmal so geworden, daß je näher den Spitzen unserer Gesellschaft die Schichten liegen, aus denen sich die Studirenden der Universitäten rekrutiren, diese desto mehr die Umgebung, die Formen, die Sitten der akademischen Welt erborgen, um Dinge zu treiben, die mit Studium und Wissenschaft nichts zu schaffen haben. Vielmehr sind die für den Lebensgenuß, die Fechtübungen, das Trinken u. s. w. bestehenden Organisationen wenn nicht planmäßig, so doch thatsächlich darauf eingerichtet, die ganze Zeit, jeden Tag und jede Woche des Studiensemesters, mit einem Netze von Pflichten zu bedecken, in welchem keine Masche offen bleibt für irgend welch' ernsthaftes Studium. Es ist bekannt, daß in der neuesten Zeit gelegentlich, zufolge irgend welcher Einwirkung, Bekundungen einer Art von gutem Willen zur Besserung aus diesen Regionen gezeigt worden sind. Es lag aber in der Nothwendigkeit der Sache, daß diese Regungen über ein ganz oberflächliches Scheinwesen nicht hinaus gekommen sind. Sie konnten nicht darüber hinauskommen, weil jenes Netz ein für alle Mal straff gezogen ist und nur in der Richtung der Straffheit Fortschritte machen konnte.

Wenn man nun theils gegen die Bedürfnisse des Lebensgenusses und der körperlichen Uebungen — von den freilich nicht zu billigenden Excessen abgesehen — an sich gar nichts einzuwenden hat, sofern dadurch nur größere Interessen nicht verletzt werden; theils die Aussichtslosigkeit von Bestrebungen

sieht, welche die bestehenden Zustände verändern wollen: so bleibt eben nichts Anderes übrig, als derartige Institutionen zu schaffen, welche stark genug sind, neben dem unabänderlichen Zeitraume des nominellen Studiums für die wirklichen wissenschaftlichen Studien der Juristen einen ausreichenden Raum zu gewinnen.

Dieses kann nur in der Weise geschehen, daß dem wissenschaftlichen Inhalt des akademischen Rechtsstudiums so viel Charakter, so viel Rückgrat gegeben wird, um denselben Zustand der Studien herbeizuführen, der, wie wir bemerkt haben, für die anderen Berufsstudien längst besteht. Es mag in Gottes Namen ein Studirender den akademischen Genüssen, dem Sport u. s. w. leben; aber das muß die unweigerliche Folge haben, daß die auf solche Art verlebten Semester unbrauchbar sind, als Studiensemester zu gelten. Dieses wiederum nicht vermöge einer — nun doch einmal auf deutschen und zumal norddeutschen Universitäten schwerlich einzubürgernden — Controle, sondern als unmittelbare Folge, die sich aus dem Maße der wissenschaftlichen Anforderungen ergibt, welche an jeden Candidaten des höheren Staatsdienstes herantreten.

Also eine einschneidende Reform des staatlich geordneten Prüfungswesens.

Hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo die Einrichtungen der süddeutschen Staaten uns eine Musterkarte von Vorbildern liefern, die ja unter einander sehr verschieden, jedoch im Ganzen ein unzweifelhaftes Stück des Vorsprunges gegenüber den zurückgebliebenen Einrichtungen des preußischen Staates zeigen.

Man sollte sich doch darüber klar sein, daß der mehr und mehr zur unentbehrlichen Institution bei uns herangewachsene Repititor (Einpauker) das Zerrbild ist, welches den Examinator, etwas entstellt, aber dennoch treffend, im Spiegel zeigt. Die Frage: Warum ist der Einpauker mehr und mehr bei uns zu der Hauptperson für unsere juristischen Staatsprüfungen geworden? warum ist das so im Gegensatze zu den anderen deutschen Staaten? — diese Frage verwandelt sich von selber in die andere Frage: Warum sind unsere Prüfungen so beschaffen, daß ihnen gegenüber der Einpauker eine solche Bedeutung hat gewinnen können? und warum ist das so in Preußen und nicht in Bayern, Baden, Württemberg u. s. w.?

Es kommt also auf eine R e f o r m des P r ü f u n g s w e s e n s an.

Prüfungen sind immer ein Uebel, aber leider ein unentbehrliches in allen den Fällen, da andere Mittel für zutreffende Beurtheilung der Kenntnisse eines Candidaten fehlen. Andere Mittel sind vorhanden in dem jahrelangen Unterricht des Gymnasiums, der den Lehrern Gelegenheit gibt, die Candidaten kennen zu lernen, auch ohne Prüfung. Jeder Tag des Unterrichts ist ein Tag der Prüfung.

Ein gleiches oder ähnliches Mittel gewähren die Universitäten in ihren Seminarien. Aber im großen Unterschiede zu den Gymnasien gewähren sie ein solches Mittel nicht für die Gesammtheit der Studirenden, sondern nur für eine Elite. Oder aber, was uns wieder die eigenthümlichen Mißstände des uns hier beschäftigenden Berufsstudiums vor Augen führt: für die anderen Fachstudien — Theologie, Philologie, Mathematik u. s. w. — bestehen Seminarien, welche einigermaßen etwas Aehnliches, wie der Schulunterricht und seine Controle der Leistungen der einzelnen Studirenden, möglich machen; dagegen für die Rechts- und Staatswissenschaften ist das Gleiche nur aus der

freiwilligen Bethätigung einer kleinen Minderzahl erreichbar; für die Mehrzahl oder die Gesammtheit besteht Aehnliches nicht, oder aber die Versuche, die neuerdings zugleich mit der Neuordnung der juristischen Studien in Preußen aus Anlaß der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs gemacht worden sind, etwas Aehnliches zwangsweise zu erreichen, indem man die Theilnahme an den praktischen Uebungen über bürgerliches Recht und bürgerlichen Proceß obligatorisch erklärte — diese Versuche sind abermals nur für eine bessere Minderzahl gelungen, da (wie sich allmählich aus einem Wissen der engeren Kreise in immer weitere Kreise verbreitet hat) die Theilnehmerzahl dieser praktischen Uebungen regelmäßig viel zu groß ist, als daß der leitende Docent im Stande wäre, eine Controle über den wirklichen Studienfleiß des Einzelnen, über die Selbständigkeit der vorschriftsmäßig eingelieferten Arbeiten auszuüben.

Wenn dem nun so ist, wenn schulmäßige Controlen, die mechanisch aufgezwungen werden, nicht nur den Studirenden zum Schüler, den Professor zum Schulmeister herabdrücken, sondern auch mit der Schulbank die Täuschungsmittel der Schulbank zurückführen, — so wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, als zu dem nun einmal nothwendigen Uebel des Examens als einzigem Mittel seine Zuflucht zu nehmen.

Worauf es ankommt, ist: das Examen muß so gestaltet, die Prüfungscommission muß derart zusammengesetzt sein, daß dieser Apparat stark genug ist, die ganze Last zu tragen, die ihm zugemuthet wird, wenn man einerseits sich genöthigt sieht, auf andere Mittel der Controle zu verzichten, wenn man anderseits einen ernsthaften Einblick in die wissenschaftliche Schulung oder Nichtschulung des Candidaten gewinnen will.

Eine Direktive für das, was zur Besserung des bestehenden Zustandes zu leisten ist, ließe sich darin finden, daß man es als Ziel der Examinatoren hinstellte, durch die Art der Prüfung die jetzt im Vordergrunde stehende Kraft des Einpaukers in den Hintergrund zu drängen oder gänzlich lahm zu legen. Es müßte jedem an der Prüfung theilnehmenden Mitgliede der Commission als Ehrenpflicht vorschweben, daß er die Prüfung in einer Weise gestaltet, welche das bloß gedächtnißmäßige Einlernen des Prüfungsstoffes unzureichend macht, daß die Art des Gedankenaustausches zwischen dem Prüfenden und dem Geprüften auf die Fähigkeit selbständigen und klaren Denkens in erster Reihe, auf bloß gedächtnißmäßig Gelerntes nur in zweiter Reihe eingeht. Je lebendiger, freier, ausgiebiger die Fragen, je mehr sie dem ganzen Umkreise des Prüfungsfaches entnommen sind, um so schwerer muß es werden, daß ein mechanisches Repetitorium an die Stelle des Studiums tritt, ja die Quintessenz des Studiums in sich aufnimmt. Also ein Wettkampf zwischen Wissenschaft, zwischen wissenschaftlicher Haltung des Examens und seinem Zerrbild, dem mechanischen Abdruck typischer Fragen und Antworten. Ein Wettkampf, den zu gewinnen Pflicht und Ehre des Examinators gebieten.

Nun kann allerdings Niemand zu Größerem verpflichtet werden, als wozu seine Kräfte ausreichen. Es wird daher die Frage sein, welche andere Zusammensetzung die Prüfungs-Commissionen erhalten sollen, ob die juristischen Praktiker, welche in dem bestehenden System der wissenschaftlichen Ausbildung

für ihren Beruf herangewachsen sind, dasjenige Maß von wissenschaftlicher Freiheit, Denkfähigkeit, Selbständigkeit, Vielseitigkeit besitzen, das dazu erforderlich ist, jenen Wettkampf mit Erfolg aufzunehmen; ob ferner nicht auch für die Universitätslehrer gewisse Unterscheidungen, etwa Altersgrenzen nach oben hin u. dgl. m. zweckmäßiger Weise zu machen sind.

Die bisherigen Reformen der juristischen Prüfungs-Commissionen sind, wie wir wissen, bereits in der Richtung gegangen, daß zuerst ein Universitätslehrer, dann zwei derselben den ausschließlich aus Oberlandesgerichtsräthen bestehenden Commissionen beigemischt wurden. Wahrscheinlich wird jede Besserung des Bestehenden auf dieser Bahn weiter gehen müssen.

## VII.

Das bisher Gesagte würde die große Reformbedürftigkeit des Bestehenden selbst dann zeigen, wenn es sich für den gesammten höheren Staatsdienst überhaupt nur darum handeln dürfte, eine Kenntniß des bürgerlichen Rechts zu erwerben. Bekanntlich setzt sich aber das Ganze der Rechtswissenschaft aus einer Reihe von Fächern zusammen, von denen das Privatrecht nur eines ist: Strafrecht, Strafproceß, Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Kirchenrecht, Völkerrecht, sammt den historischen und philosophischen Unterlagen dieser Disciplinen, — alles das gehört ebenso mit dazu wie das Privatrecht; ja in diesen mannigfaltigen Fächern entfaltet sich erst in erhöhtem Grade der Reiz wissenschaftlicher Probleme, der dem Privatrecht nur in beschränkterem Maße eigen ist. Und noch mehr: dasjenige Gebiet der Wissenschaft, das durch die Entwicklung der heutigen Gesellschaft, durch die Forderungen der Gesetzgebung und der Verwaltung von Tag zu Tag immer mehr in den Vordergrund gerückt ist, das daher die ganze Einsicht, die ganze Tüchtigkeit unseres höheren Beamtenthums herausfordert — das Gebiet der durch einen bedeutsamen Sprachgebrauch vorzugsweise sogenannten Staatswissenschaften, d. h. der Wirthschaftswissenschaften, geht bei der Einrichtung der wissenschaftlichen Vorbildung unseres Staatsbeamtenthums so gut wie völlig leer aus!

Was zunächst jene Mannigfaltigkeit der Rechtsdisciplinen neben dem bürgerlichen Recht betrifft, so spielen sie trotz aller Beschwerden der wissenschaftlichen Vertreter des öffentlichen Rechts, wie wir sie aus dem Munde und den Schriften von Rudolf Gneist seit einem halben Jahrhundert kennen, fortdauernd eine kümmerliche Rolle in der bestehenden Staatsprüfung. Für das Privatrecht wird eine Besserung des früheren Zustandes seit den Einrichtungen für das Bürgerliche Gesetzbuch wenigstens behauptet; für die übrigen Theile der Rechtswissenschaft und Rechtsausbildung behauptet sie Niemand. Der Klageruf, der letzthin durch die Zeitungen ging, der Klageruf eines activen Staatssecretärs der Reichsverwaltung über die mangelhafte Ausbildung unserer jungen Juristen, daß sie keine volkswirthschaftlichen Kenntnisse besitzen, ja daß sie nicht einmal die Reichsverfassung kennen, ist buchstäblich begründet. Die vollendete Ignoranz im öffentlichen Recht ist (nach Fällen, die mir vorliegen) bei leidlichen Kenntnissen im bürgerlichen Recht kein Hinderniß für das Bestehen der Prüfung, weil der Zuschnitt der Prüfung und die

herrschende Ueberzeugung der Examinatoren dem bürgerlichen Recht das entsprechende Uebergewicht verleihen.

Eine fernere Hülfe in der gleichen Richtung bietet die äußerst liberale Veranstaltung zu Gunsten der Candidaten, daß sie, nachdem sie bereits einen Termin zur Prüfung erhalten haben, denselben ohne alle Schwierigkeiten (auch ohne Einbuße an Gebühren — dieses Letztere zu Lasten der Staatskasse) frustriren dürfen, sobald die Zusammensetzung der Commission ihren Wünschen nicht zusagt: neben der weiteren Möglichkeit, dreimal die Prüfung zu versuchen, das dritte Mal mit ministerieller Genehmigung.

Aus diesem Zustande entspringt eine Reihe unbefriedigter Desiderien, deren Befriedigung nach der einen Seite hin reichlichen Stoff gewährt für die Ausfüllung von sechs Studiensemestern mit wirklichem Studium im Gegensatze zu dem bestehenden Zustande — nach der anderen Seite den Raum verrammelt für Forderungen, die zu Gunsten der „Staatswissenschaften" (Wirthschaftswissenschaften) gestellt werden wollen und gestellt werden müssen. In der That sind Angesichts dieser Verlegenheit ernsthafte Freunde der unentbehrlichen Ausbildung in volkswirthschaftlicher Richtung längst auf den Ausweg verfallen, diese letztere überhaupt von der Verkoppelung mit der juristischen Bildung loszulösen, um ihr Luft und Lebensraum zu verschaffen.

Die Aussichten für einen solchen Weg sind nun thatsächlich sehr gering, und man wird seine Reformgedanken geduldig an jenes Gedränge der Wünsche und Bedürfnisse anhängen müssen.

Aber liegt hier nicht ein bequemerer Ausweg offen? Kann man dieses Gedränge der Ansprüche an Gelehrsamkeit nicht auf einfachere Weise beseitigen? Ist es nicht beängstigend, was alles so ein junger Mensch lernen soll? Ist das nicht bloße Professorenweisheit und bloßes Professorenvorurtheil, daß so viel Gelehrsamkeit nothwendig sei für den Staatsdienst?

Hierauf ist zu entgegnen:

Zunächst mit einer anderen Frage: worauf stützt sich denn eigentlich das Wesen des *höheren* Staatsbeamtenthums im Unterschiede von dem niederen Staatsbeamtenthum, von den Subalternen und den Unterbeamten? Auf seine moralischen Eigenschaften? Glücklicher Weise nur zum geringen Theile: wir halten unsere Gerichtsdiener, unsere Briefträger im Ganzen für ebenso ehrliche, pflichttreue, vaterlandsliebende Männer wie unsere Landrichter, Staatsanwälte und Regierungspräsidenten. Oder auf seine Herkunft? Die Bejahung dieser Frage würde zum großen Theile den Thatsachen und sie würde für Alle dem geltenden Recht widersprechen. Was bleibt also wohl übrig, wenn nicht der höhere Grad der wissenschaftlichen, der höheren Stufe der geistigen Arbeitsleistung entsprechenden Bildung, neben den der bloßen Amtsroutine entsprechenden Diensten des Subalternen oder des Unterbeamten?

Es ist nun im Grunde keiner unserer höheren Beamten im Zweifel darüber, daß seine Stellung im Staate auf der wissenschaftlichen Bildung beruht. Dieses Bewußtsein leidet nur unter der Einschränkung, daß es nach unten hin ein sehr lebendiges ist, dagegen nach oben hin die Empfindung dessen, was man nicht besitzt, sich als Abneigung gegen die „bloße Theorie" darstellt. Diese

subjective Norm kann natürlich kein ernsthafter Maßstab sein. Sie kommt darauf hinaus, daß Alles, was der Einzelne an wissenschaftlicher Bildung nicht besitzt, für überflüssig erachtet wird, und nur Dasjenige für nothwendig, was sich gerade — wie wenig es auch sei — in seinem Besitz befindet. Je tiefer man abwärts geht in den Aeußerungen der Volksseele, um so breiter wird die Masse des Mißbehagens über die „bloße Theorie". Wie es denn auf der anderen Seite sehr lehrreich ist, daß es in jedem Zweige der Staats- und Gemeindeverwaltung regelmäßig die Tüchtigsten sind, diejenigen Persönlichkeiten, welche an der einen oder anderen Stelle sich gerade als Praktiker bemerklich machen, die auch zu der Wissenschaft ein Verhältniß der Zuneigung und Pietät, wo nicht der activen Betheiligung haben.

## VIII.

Alles das, was ich hier gesagt habe, wird in ähnlicher Weise seit lange, keineswegs bloß in den Kreisen unserer Universitäten, sondern namentlich auch in den höheren Staatsbehörden empfunden und hier am lebhaftesten naturgemäß von den besten Köpfen, von denen, auf deren Einsicht und Thatkraft die Hoffnung der von uns empfohlenen Reformen beruht.

Der Unterschied liegt nur etwa darin, daß der Fortschritt der rein juristischen Ausbildung für die Praxis des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches, der in den letzten Jahren gemacht sein soll, ein wenig überschätzt wird, wogegen man sich nicht im Mindesten verschließen kann vor den klaffenden Lücken in der Ausbildung für die Fächer des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften i. e. S. (Wirthschaftswissenschaften).

In letzterer Hinsicht sind freilich die Lücken so groß, daß eine Meinungsverschiedenheit darüber kaum möglich ist. Es sind namentlich die hierher gehörigen Beschwerden, welche bereits den Ausgangspunkt jener früher erwähnten Gutachten-Sammlung des „Vereins für Socialpolitik" aus dem Jahre 1887 bildeten, und welche eine so lehrreiche Beleuchtung in deren übereinstimmendem Inhalte fanden, lehrreich zumal durch den Contrast zwischen den Einrichtungen Preußens und der übrigen deutschen Staaten. Es sind, tiefer gefaßt, die Beschwerden, denen Robert von Mohl vor mehr als einem halben Jahrhundert Ausdruck verliehen hat in den Worten:

> Alles Pandektenwissen der Welt wird das große Räthsel einer Versorgung und Beherrschung der Proletarier nicht lösen: die juristisch untadelhafte Handhabung der Zunftgesetze wird keine die Zukunft sicher stellende Organisation der Arbeit schaffen, auch nicht wissen, wie und wo ein Schutzzoll aufzulegen sein möchte: in Novellen und Landrecht steht nicht, wie es anzufangen ist, um eine Uebervolkerung zu verhuten, und wenn mit allem juristischen Wissen und Sinnen aus einander gesetzt würde, welcherlei Rechtsverhältnisse aus der Auswanderung eines Familienvaters oder eines Haussohnes entspringen, so ist damit noch kein Wink gegeben, wie der Staat fur das Unterkommen seiner auswandernden Söhne zu sorgen hat. In allen diesen Fragen ist der Rechtspunkt nur Kleinkram im Vergleiche mit der socialen und staatlichen Bedeutung.

Und das hat Mohl damals schon aus einer staatlichen Umgebung heraus gesagt, wo seine Forderung im Gegensatze zu der Mehrzahl der anderen Staaten bereits erfüllt war, — aus Württemberg, wo zu Anfang des neunzehnten

Jahrhunderts eine selbständige „staatswirthschaftliche Fakultät“ innerhalb der Universität Tübingen geschaffen war.

Ja, was Preußen anbelangt, so hat Friedrich Wilhelm I. in der Schaffung der cameralistischen Professuren bei den Universitäten Halle und Frankfurt auf seine Weise Bahn gebrochen: in seinem Verwaltungsdienst konnte sich ein Candidat wenig Beförderung versprechen, wenn er nicht ein Zeugniß über fleißigen Besuch der ökonomischen Collegia vorzuweisen im Stande war. Indessen die Beschwerden, die wir in den Schriften des um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts am meisten hervorragenden deutschen Cameralisten Justi finden, sind um nichts weniger ein Reflex des alten Zustandes der einseitig juristischen Ausbildung für den Staatsdienst, eines Zustandes, der bei uns bis zur heutigen Stunde sich mit erstaunlicher Zähigkeit behauptet hat.

„Die Zeiten,“ sagt Justi, „da die Rechtsgelehrten zu allen Bedienungen des Staates brauchbar waren, sind nicht mehr vorhanden. Die ganze Gestalt der Sachen hat sich geändert. Es sind zehnmal mehr Bedienungen vorhanden, dazu eine Kenntniß in Cameral-, Polizei-, Commercien- und Oekonomiesachen erfordert wird. Folgt wohl hieraus, daß die Rechtsgelehrten Ursache haben, sich zu beklagen? Nein, keineswegs! sondern, daß sie diejenigen Wissenschaften gleichfalls erlernen müssen, die in den Bedienungen des Staates am meisten brauchbar sind.“

Wie steht es nun heute bei uns im Einzelnen damit?

Während für die Fächer des öffentlichen Rechts wenigstens die gesetzlichen Vorschriften eine Art von Gleichstellung neben dem bürgerlichen Recht durch die Prüfungsfächer des Referendarexamens und durch die Einsetzung von Examinatoren für diese Fächer beabsichtigen — eine Gleichstellung, von welcher wir freilich wissen, daß sie thatsächlich das Gegentheil ist, die indessen eine relative Bedeutung dieser Disciplinen neben den bevorzugten Schwestern zur Folge hat, die zwar verkümmert, aber doch nun einmal vorhanden und von Fall zu Fall sich geltend zu machen vermag, ja in den verschiedenen Prüfungs-Commissionen bei den verschiedenen Oberlandesgerichten je nach der Gunst der Umgebung und der Persönlichkeiten hier und da eine höhere Geltung erlangen kann: während also für die Fächer des öffentlichen Rechts immerhin etwas geschehen ist, sind die Staatswissenschaften so gut wie völlig leer ausgegangen, wenn wir nach den gesetzlichen Vorschriften und gar nach der Praxis fragen. Nur ein dürftiger Niederschlag aus mancherlei Verhandlungen und guten Vorsätzen, ein äußerst bescheidener Fingerzeig auf das, was jetzt nicht möglich war und in Zukunft vielleicht einmal kommen sollte, ist in der Bestimmung für die erste juristische Prüfung enthalten, welche Kenntniß von den „Grundlagen der Staatswissenschaften“ (laut Gesetz vom 6. Mai 1869) verlangt. Das Kopfzerbrechen über den Gehalt dieser Bestimmung, über das, was man sich Alles unter diesem Namen denken kann, wird auf die einfachste Weise von der Welt erledigt, da für diese Materie noch niemals ein Examinator bestellt worden ist und es lediglich dem Zufall (dem seltenen Zufall!) anheimgegeben ist, ob sich etwa einmal ein weißer Rabe unter den juristischen Examinatoren findet, der im Stande ist und es wagen darf, eine Frage aus diesem Gebiete zu stellen.

Es leuchtet hiernach ein, daß bei der uns bekannten mühseligen Lage des juristischen Studiums für den preußischen Staatsdienst die Prüfungs-

vorschriften auf jeden ernsthaften Einfluß in der Richtung der Staatswissenschaften Verzicht leisten und jedes etwa trotz dieser schwierigen Lage gedeihende Universitätsstudium der betreffenden Fächer als eine mit Dank zu begrüßende Ausnahme, nicht als die zu erwartende Regel betrachtet werden darf.

Weil nun die zweite Staatsprüfung für den höheren Justizdienst (Gerichtsassessor-Examen) vollends den gleichen Charakter juristischer Exclusivität an sich trägt wie das Referendarexamen, so bleiben die Staatswissenschaften bei der vorschriftsmäßigen Ausbildung der höheren juristischen Beamten völlig außer Betracht. Dieses bedeutet aber nicht bloß die Gesammtheit der Justizbeamten, (Richter, Staatsanwälte, Notare, Rechtsanwälte), sondern auch einen ansehnlichen Theil der höheren Verwaltungsbeamten, weil große Gebiete der Staatsverwaltung Preußens und des Reichs sich durchaus mit der Qualification des Gerichtsassessors für ihre eigenen Zwecke begnügen. So namentlich das preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten für den weiten Bereich seiner Verwaltung (Staatsbahnverwaltung). Ja, in der neuesten Zeit ist im Gegensatze zu früheren Jahrzehnten eine besondere Eckigkeit verschiedener Verwaltungsbehörden herausgekehrt worden, indem sie die Qualification des Gerichtsassessors für Aemter und Arbeiten zur entscheidenden Bedingung machten, die mit juristischen Fertigkeiten und Kenntnissen überhaupt nichts zu schaffen haben; wogegen man desto nachsichtiger gegen den Mangel derjenigen wissenschaftlichen Ausbildung ist, die zu dem Amte gehört.

Aus diesen Erlebnissen heraus und freilich noch mehr aus den Beobachtungen derer, welche unter den Folgen als Object der Staatsverwaltung zu leiden hatten, ist die immer größere Entrüstung über den „Assessorismus“ bei uns entstanden. Wenn der Gerichtsassessor Alles kann, warum, so hat man beispielshalber gefragt, soll dann nicht auch der Major und vollends der General Alles können?

Nun ist die starre Consequenz zu Gunsten des Gerichtsassessors, der Alles kann, in der preußischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung (trotz öfterer Neigungen, die sich gerade in den hohen Staatsbehörden gezeigt haben) doch nicht gezogen. Wir haben in Preußen ein Gesetz vom 11. März 1879 „betreffend die Befähigung für den höheren Verwaltungsdienst“. Dieses schreibt vor ein mindestens dreijähriges Studium der Rechte und der Staatswissenschaften auf einer Universität und die Ablegung zweier Prüfungen. Die erste ist die erste juristische; die zweite ist bei der Prüfungscommission für höhere Verwaltungsbeamte abzulegen, und das Bestehen derselben bedingt die Ernennung zum „Regierungsassessor“. Zu dieser letzteren Prüfung ist eine praktische Vorbereitung von wenigstens zwei Jahren bei den Gerichtsbehörden und von wenigstens zwei Jahren bei den Verwaltungsbehörden erforderlich. Die Prüfung ist eine mündliche und eine schriftliche; sie erstreckt sich auf das in Preußen geltende öffentliche und bürgerliche Recht, insbesondere auf das Verfassungs- und Verwaltungsrecht, sowie auf die Volkswirthschafts- und Finanzpolitik.

Die Motive der Regierung zu dem Gesetzentwurf vom 15. Januar 1875 (aus dem das Gesetz vom 11. März 1879 hervorgegangen), heben ausdrücklich

hervor „in Festhaltung an den guten Traditionen der preußischen Verwaltung", daß das Studium der Volkswirthschaft und Finanzwissenschaft für die wissenschaftliche Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten „ein Lebenselement bleibe". Im Gegensatze zu der Ansicht, daß die gemeinsame juristische Vorbildung auch für den künftigen Verwaltungsbeamten genüge, wird in den Motiven der Regierung betont, daß eine gründliche Kenntniß der Volkswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft zur befriedigenden Wahrnehmung der Pflichten der Verwaltungsbeamten unerläßlich, aber nur durch früh beginnendes ernstes Studium zu erlangen sei, nicht erst im Laufe der praktischen Vorbildung.

Letztere Aeußerung hat damals im Abgeordnetenhause (und im Herrenhause) so lebhafte Zustimmung gefunden, daß die Commission des Abgeordnetenhauses, die sich im Jahre 1876 mit dem Entwurf beschäftigte, das Studium der Staatswissenschaften auch für die Juristen vorschreiben und hierdurch die nebelhaften „Grundlagen der Staatswissenschaften" des Gesetzes von 1869 wirksam fortbilden wollte. Es lag freilich nahe, ja es war eine unmittelbare Folge, daß — in beiden Häusern des Landtages — die Einführung eines vierjährigen Universitätsstudiums verlangt wurde; diese Forderung blieb aber in der Minderheit. Und nicht nur diese, sondern auch die Fortbildung jenes Nebelfleckes, der „Grundlagen der Staatswissenschaften."

Der gesetzliche Zustand ist nun der, daß — im Widerspruche mit den Regierungsmotiven des Gesetzes — die gemeinsame erste juristische Prüfung den Schlußstein des Universitätsstudiums bildet, welches nach seiner quantitativen und qualitativen Beschaffenheit, wie wir wissen, regelmäßig keinen Platz übrig läßt für die von der Staatsregierung als unerläßlich bezeichneten „früh beginnenden ernsten Studien der Volkswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft".

Der Unterschied gegenüber den Juristen liegt nur etwa darin, daß durch die Aussicht auf die zweite, vier bis fünf Jahre später folgende Prüfung zum höheren Verwaltungsdienste Denen, welche die Absicht auf den Eintritt in den höheren Verwaltungsdienst hegen, eine leise Mahnung gegeben ist, diese Fächer schon früher, schon während der Universitätsstudien einer gewissen Aufmerksamkeit zu würdigen.

In gleicher Richtung haben einige ministerielle Rescripte gewirkt — Angesichts des nun einmal gegebenen thatsächlichen Zustandes, in äußerst bescheidener Weise. So bestimmt das Rescript der Minister des Innern und der Finanzen vom 25. Mai 1882 mit bemerkenswerther Vorsicht: das Universitätsstudium der Staatswissenschaften ist insoweit als unerläßliche Bedingung für die Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst anzusehen, daß ein Gerichtsreferendarius, welcher sich während der Universitätszeit lediglich auf das Studium der Rechtswissenschaften beschränkt hat, als Regierungsreferendarius nicht wird angenommen werden dürfen. Andererseits ergibt sich aus dem Wortlaut und der Entstehungsgeschichte des Gesetzes von 1879, daß keineswegs der Besuch bestimmter Collegien hat vorgeschrieben werden sollen. Sofern daher nur im Allgemeinen, insbesondere durch den Besuch einzelner staatswissenschaftlicher Collegien, der Nachweis eines Universitätsstudiums der Staats=

wissenschaften geführt worden ist, erscheint es nicht ausgeschlossen, daß bezüglich einzelner Disciplinen auch noch nachträglich das Studium derselben durch sonstige Zeugnisse nachgewiesen wird.

Dazu ist am 30. November 1883 noch das Regulativ erlassen, welches erklärt: das Studium der Staatswissenschaften im Sinne des Gesetzes umfaßt die Volks- und Staatswirthschaftslehre (Nationalökonomie und Finanzwissenschaft), sowie das Staats- und Verwaltungsrecht.

Der Erfolg dieser Bestimmungen ist jetzt einfach dieser (und zwar unverändert seit zwei Jahrzehnten): es wird der Ausweis darüber verlangt, daß gewisse Vorlesungen über staatswissenschaftliche Fächer auf der Universität belegt und bei den betreffenden Docenten an- und abgemeldet worden sind. Ob man das Zwangscollegien nennt oder nicht, ob man die Zwangscollegien deshalb verwirft, weil sie zu einem äußeren Formenwesen ohne inneren Erfolg führen — es ist ganz gleich: hier ist der Zwang vorhanden und der Zwang allein für diese äußere Form vorhanden.

Ja, ein Surrogat ist durch die Praxis noch hinzugekommen — man weiß nicht recht, ob eine Erleichterung oder eine Erschwerung. Da nämlich in dem Gedränge dessen, was man auf preußischen Universitäten das Studium des „stud. jur. et cam." nennt, zumal für jenes ständische Element, welches sich vorzugsweise für den höheren Verwaltungsdienst bestimmt, öfter nicht einmal die Zeit gefunden wird, die erforderlichen Collegien zu belegen oder die Kenntniß der bestehenden Vorschriften über die zu belegenden Collegien rechtzeitig zu erwerben, so ist dem zur Verwaltungslaufbahn sich meldenden Gerichtsreferendar der Ausweg gegeben, mangels des vorschriftsmäßigen Zeugnisses über das sog. Universitätsstudium der Staatswissenschaften ein Zeugniß über einige Kenntnisse in denselben vermittelst einer Prüfung bei einem Universitätslehrer dieser Fächer zu erwerben und dieses dem Regierungspräsidenten statt des Universitätszeugnisses vorzulegen — vorausgesetzt, daß der Referendar einen Universitätslehrer findet, der zu einer solchen Prüfung sich geneigt zeigt.

Eine Bürgschaft für ernstes Studium der Staatswissenschaften ist mit diesen Kleinigkeiten natürlich nicht gegeben. Merkwürdiger Weise findet man aber, je weiter im 19. Jahrhundert man zurückgeht, desto öfter in den Verordnungen der preußischen Verwaltung das Verlangen nach ernsthaften Studien in diesen Fächern. So verlangte die Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-, Polizei- und Finanzbehörden vom 26. December 1808 und die Instruktion zur Geschäftsführung der Regierungen vom 23. October 1817 von den bei der Regierung eintretenden Referendaren gründliche Kenntniß in den Staatswissenschaften und deren Hülfsdisciplinen.

## IX.

Den im Voraufgehenden dargestellten Zustand der preußischen Gesetzgebung und Praxis muß man nun in Verbindung bringen mit demjenigen, was wir zuvor über das „ständische" Element in unserem juristischen Universitätsstudium gesagt haben. Denn wenn die Bemerkungen darüber überhaupt zu-

treffende waren, so gelten sie vor allen Dingen für jene Schichten, welche ganz vorzugsweise sich für die höhere Verwaltung (und nicht für den Gerichtsdienst) bestimmen. Der höhere Gerichtsdienst unterscheidet sich im Hinblick auf unsere Fragen sehr wesentlich von dem höheren Verwaltungsdienst, ja er ist gleichsam ein gesteigertes Abbild desjenigen eigenartigen Verhältnisses, in dem sich die übrigen Berufsstudien unserer Universitäten nach unserer früheren Darlegung zu den juristischen Berufsstudien verhalten. Was immer man auch von diesen letzteren zu sagen hat (wie wir es zu sagen gehabt haben), — es ist doch so viel gewiß, daß es immer ein Jurist sein muß, der die Aemter der staatlichen Rechtspflege bekleidet, und je höher hinauf in der Aemterorganisation der Justiz, um so entschiedener muß es ein Jurist sein. Selbst in England, wo jeder, gleichviel wie, Vorgebildete thatsächlich jedes Ministerium inne haben kann, wird für die Justiz zu deren Gunsten eine Ausnahme gemacht, und vollends ist es so bei uns. Das ist eben die Macht, die ein Jahrtausende altes gelehrtes Handwerk ausübt, das so unwiderstehlich auf die Gestaltung des modernen Staatswesens eingewirkt hat.

Wie anders bei der höheren Verwaltung! Je höher das Amt, um so mehr hat es sich — auch bei uns, und je länger je mehr, gerade bei uns, in Preußen und im Reiche — von so pedantischen Voraussetzungen losgemacht.

Der höchste Beamte der Justiz ist jederzeit ein Mann, der sein Lebtage nichts Anderes getrieben hat als Rechtspflege und wohl auch ein wenig Rechtswissenschaft, in analoger Weise, wie man gegenüber den straffen Anforderungen des Militärwesens bei uns nicht daran denkt, eine andere Persönlichkeit an die Spitze des Kriegsministeriums zu stellen als einen General. Aber für die weitverzweigten Gebiete der „höheren Verwaltung“ ist Alles möglich, je mehr es sich um die Besetzung der leitenden Stellen handelt [1]). Die auffallendste Beweglichkeit des Talentes wird diesen Männern zugemuthet, mit ausschließlichem Vertrauen zu ihren Fähigkeiten als „Verwaltungsmann“ oder „Staatsmann“, ohne jede Sorge um den Inhalt dessen, *was* sie verwalten sollen. Ein General oder Diplomat besitzt hiernach eo ipso die geeignete Kraft, alle Fragen der Wirthschaftspolitik, Socialpolitik, Handelspolitik zu beherrschen. Die Interessentenkreise in unserer Gesellschaft sind ihrerseits naiv genug, diese Fiction ernsthaft zu nehmen, indem sie jedes Mal eine große Wißbegier verrathen, welches die Ansichten irgend eines neugekommenen Mannes über alle möglichen Fragen sind, die ihm alle mit einander bisher gänzlich fern gelegen haben.

---

[1]) Das Obige war längst niedergeschrieben, als ich die Aeußerungen des Seehandlungs-Präsidenten a. D. Freiherrn *von Zedlitz-Neukirch* (Mitglied des Abgeordnetenhauses) in der „Zeitschrift für Socialwissenschaft“, Bd. IV, Heft 11, 1901, fand, die vielfach mit meinen hier dargelegten Ansichten übereinstimmen, so namentlich über das „ungebührliche Gewicht, das auf Familie, Vermögen und sonstige sociale Vorzüge von manchem Regierungspräsidenten bei der Auswahl gelegt wird“ ... „Die alte preußische Tradition, daß gerade die besten Männer, gleichviel welcher socialen Schicht sie entstammen, gut genug für den Verwaltungsdienst sind, muß für die Folge wieder in vollem Umfange für die Annahme zum Regierungsreferendar maßgebend sein.“ Aehnlich bemerkenswerthe Uebereinstimmung in der Beurtheilung der gegenwärtigen Beschaffenheit der Prüfungs-Commission für höhere Verwaltungsbeamte.

Jeder Mensch, der überhaupt ein Fach zur Aufgabe seines Studiums oder seines Wirkens gemacht hat, sieht diese Art von Berufsthätigkeiten mit einem Gemisch von Bewunderung und Verwunderung an.

Unterhalb der höchsten Spitze der Amtshierarchie liegen die nächst hohen Stellen der Verwaltung, Präsidien und zumal Oberpräsidien, tiefer unten die Landrathsposten, deren ständische Besetzung vermöge einer Kreuzung von feudalen Resten im heutigen Staate und von neueren Ideen der Selbstverwaltung sich fortbehauptet oder neues Leben erhalten hat — welche aber alle mit einander und im Einklange mit den obersten Aemtern den Stoff hergeben zu einer Besetzung der Verwaltungsämter, die das Gegentheil ist von einer berufsmäßigen wissenschaftlichen Vorbildung, d. h. einer planmäßigen Erwerbung derjenigen fachwissenschaftlichen Kenntnisse und derjenigen fachwissenschaftlichen Logik, auf welche sich eine richtige Praxis der Staatsverwaltung in einem cultivirten Gemeinwesen aufbauen soll.

Und wenn wir uns nun den Zustand unserer Studien für den Verwaltungsdienst zurückrufen, wenn wir diese mit dem Zustande unseres Verwaltungsämterwesens zusammenhalten, so tritt uns mit desto größerer Deutlichkeit dasjenige entgegen, was wir als das ständische Element und den ständischen Lebensgenuß gegenüber dem wissenschaftlichen Lernen unserer Universitäten bezeichnet haben. Hier springt uns der offenbare Zusammenhang der socialen Herrschaftsverhältnisse und der politischen Traditionen des preußischen Staatswesens mit den Hemmungen berufsmäßiger wissenschaftlicher Schulung entgegen. Hier zeigt sich auch die Ursache der auffallenden Contraste zwischen dem, was wir in Preußen (und im Reichsdienst) finden, was sich hier mit solcher Zähigkeit behauptet, und dem, was uns die süddeutschen Staaten aufweisen.

Wer wird es aber wohl den Angehörigen der in der ständischen Herrschaft erbberechtigten Familien verdenken, wenn sie ihre glückliche Jugend genießen und dem Staate dankbar sind, der sie durch seine Studien- und Prüfungseinrichtungen in dem Genusse nicht stört.

> — — Und wer nicht denkt,
> Dem wird es geschenkt,
> Der hat es ohne Sorgen.

## X.

Das alles könnte nun manchem Ohre leicht so klingen, als ob es ein moroser Professor geschrieben hätte, der seinem Unmuth über die in langjähriger Langweiligkeit wohlverdienten leeren Bänke seines Hörsaales Luft machen will.

Es ist doch nicht ganz so. Denn das Merkwürdigste an der Sachlage, die wir geschildert haben, ist das: die Studien der Staatswissenschaften auf preußischen wie auf anderen deutschen Universitäten blühen, sie blühen von Jahr zu Jahr fröhlicher — wo nicht in dem Grade und in der Intensität, die an sich zu wünschen wäre, zumal für die Ausbildung der höheren Staatsbeamten, so doch eben in der Art, die einem Universitätslehrer am ange-

nehmsten ist: zahlreiche Zuhörerschaft, die nicht examinirt zu werden braucht, Zuhörer, die nicht durch „praktische Uebungen“ die Zeit des Professors mit der Last des Schulmeisters beladen, aber Zuhörer, die weit überwiegend durch die Lust an dem Gegenstande und seiner Behandlung aus freier Neigung angezogen, nicht durch Einrichtungen des Zwanges dazu angehalten werden.

Wie reimt sich nun das Eine zu dem Anderen?

Zunächst liegt der Grund darin, daß eben diese losere, ich möchte sagen, unverantwortlichere Art des Studiums zwar einem gewissen Grade von Interesse an dem Gegenstande entspricht, dagegen für ein ernstes Eindringen in die Wissenschaft nicht ausreicht. Es ist die weitaus bequemste Form des Studiums für Universitätslehrer wie für die Zuhörer. Sie ist eben darum ein bloß äußerliches Anfühlen, Anempfinden der Wissenschaft; es ist kein Lernen, kein Eindringen in den Gegenstand.

Zweitens, wie eine reiche Obstbaumblüthe durch eine Fülle von Blüthen hindurch zu oft nur einer bescheidenen Ernte an Früchten führt, so gibt es hier von der Blüthe bis zur reifen Frucht gar manche Abstufungen, und es gibt auch manche Bäume und manche Jahrgänge ganz und gar ohne Blüthen. Es gibt manchen Würdenträger in Staat und Reich, der in seiner Universitätszeit den Obstbäumen glich, die nicht einmal eine Blüthe trieben. Selbst das vorschriftsmäßige Minimum eines urkundlichen Ausweises über die belegten Vorlesungen, das Zeugniß zum Beginne und zum Schlusse des Semesters, war ihm eine kaum erfüllbare Zumuthung. Andere leisteten dieses Minimum (das Einzige, worüber ein amtlicher Nachweis gegeben wird) und beschränkten sich darauf. Noch andere leisten mehr: sie besuchen ab und zu die Vorlesung. Indessen von der Fülle der Blüthen bleibt, nachdem eine Menge abgefallen, immer noch eine Anzahl solcher übrig, die wirklich fleißig hören.

Drittens und namentlich: es haben sich — eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung — neben der Staatslaufbahn, neben der Krüppelexistenz, welche die Staatswissenschaften führen, soweit sie eingezwängt sind in das officielle preußische Rechtsstudium, andere Bahnen aufgethan Dank jenen bahnbrechenden Kräften, welche aus dem Zeitalter, aus dem Zuge der modernen Volkswirthschaft und ihrer Interessen, aus den Organisationen und Verbänden entspringen, die unabhängig von den staatlichen Einrichtungen für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse Sorge tragen. Es hat sich eine eigene volkswirthschaftliche Laufbahn von studirten Beamten für den Dienst von Interessenverbänden in den letzten Jahrzehnten entwickelt, für Handelskammern, Gewerbekammern, Landwirthschaftskammern, für Centralstellen dieser Organisationen, für statistische Aemter. Es hat sich parallel damit die so wünschenswerthe Ausbildung in den volkswirthschaftlichen und staatswissenschaftlichen Fächern für den journalistischen Beruf mehr und mehr gehoben. Es ist ferner allmählich zum Bewußtsein der Familien von großem Besitze, der Großindustriellen, Großkaufleute u. s. w. gekommen, daß nicht nur die angemessene Ausfüllung eines solchen Besitzes in der Gesellschaft und im Staate ein entsprechendes Maß von wissenschaftlicher Bildung verlangt, sondern daß auch der Rang und Einfluß in dem heutigen Interessenkampfe zwischen altem und neuem Vermögen er=

worben werden muß durch die dazu gehörigen geistigen Qualitäten. Der viel beneidete Vorsprung der Bureaukratie und des Adels kann nur dadurch eingeholt werden, daß man sich nicht begnügt, die zu deren Gunsten bestehenden Vorurtheile anzuklagen, sondern daß man eine höhere geistige Cultur erklimmt, von der aus man ihnen die Spitze bietet.

Diese und ähnliche Gründe haben in der neuesten Zeit dem Studium der Staatswissenschaften immer mehr junge Kräfte zugeführt und werden aller Wahrscheinlichkeit nach es ferner in noch höherem Maße thun.

Schon gegenwärtig hat sich nun ein sehr bemerkenswerther Contrast herausgebildet. Für den Beruf des preußischen Staatsdienstes und des Reichsdienstes gibt es keine staatswissenschaftliche Ausbildung — abgesehen von den ausnahmsweisen Fällen, da unabhängig von amtlichen Regulativen einzelne tüchtige und strebsame Leute mit freiem Wissensdrange sich eine solche Bildung verschaffen. Für den Dienst jener Interessengruppen dagegen haben wir heute bereits eine stattliche Schar fachmäßig geschulter Männer. Sie sind regelmäßig, mit den höheren Staatsbeamten verglichen, den kürzeren Weg auf das Ziel losgegangen, den Weg eines zusammengefaßten ernsthaften Universitätsstudiums und der Promotion auf Grund einer wissenschaftlichen Abhandlung, der dann sehr bald, oft mit glänzendem Erfolge in jene praktischen Lebensstellungen geführt hat. Sie sind die geistigen Hülfskräfte der Interessenverbände, die an die Staatsverwaltung und die Gesetzgebung herantreten, mit ihr discutiren, an sie Wünsche richten, ihr Gutachten geben. Und es ist nun eine wunderliche Situation, wenn als Organe der Staatsgewalt die Früchte des ständischen Lebensgenusses ihnen gegenüber treten, die jetzt Farbe zu bekennen haben über eben jene Kenntnisse, jene wissenschaftliche Bildung, welche die Anderen besitzen.

Das Leben hat sich hier sein Recht geholt, das Recht, das ihm unsere Staatseinrichtungen bisher nicht haben geben wollen. Wie die alten Gegner des Staatsbetriebes immer behaupten, daß nur der Privatbetrieb fähig sei, dem schnellen Fortschritte der Technik zu folgen, der Staatsbetrieb erst langsam hinterdrein komme, so ist es in diesem Falle wirklich gegangen. Der Staat ist taub geblieben für die Fortschritte des neuen Zeitalters, für die neuen Bedürfnisse an Wissenschaft, Bildung, geistiger Kraft in der Staatsverwaltung. Das Gehör, das dem Staate gefehlt hat, haben jene privaten Sphären ihm voraus gehabt. Nun wenigstens ist es für das Staatsbeamtenthum an der Zeit, ihnen zu folgen.

## XI.

Durch diese thatsächlichen Entwicklungen der neuen Epoche wird auch eine Ansicht widerlegt, die gelegentlich — mit Uebertreibung einer relativen Wahrheit — geäußert worden ist, von der Unreife des jugendlichen Alters der üblichen Universitätszeit für die staatswissenschaftlichen Studien.

Es ist neuerdings an das offene Sendschreiben erinnert worden, welches im Jahre 1887 der vormalige hannoversche Staatsminister (dann lange in Göttingen lebende) Bacmeister an den zu jener Zeit im Reichsamt des

Innern als Abtheilungsdirektor thätigen (späteren Cultusminister) Bosse gerichtet hat. Und zwar hat dieser letztere selbst es gethan in den früher bereits erwähnten Artikeln der Kreuz-Zeitung (Mai 1901). Ja er hat gerade auf die uns an dieser Stelle interessirende Aeußerung Bacmeister's hingewiesen. Was die Autorität der angerufenen Persönlichkeit betrifft, so vermag ich dem Lobe, das ihr Bosse zollt, hinzuzufügen, daß in dem Werke „Bismarck am Bundestag" ein Schreiben Bismarck's sich findet, das ihn als die hervorragendste Kraft unter den damaligen Staatsmännern Hannovers bezeichnet, und — was noch mehr sagt — daß Hanssen meine Andeutung, den also Gerühmten an dem abendlichen Stammtische auf die Aeußerung Bismarck's aufmerksam zu machen, mit der Bemerkung ablehnte, es sei ihm sehr zweifelhaft, ob Bacmeister sich nicht als den größeren von den beiden B.'s betrachte.

Bacmeister also hat in seinem Sendschreiben an Bosse Folgendes gesagt: Daß die Staats- und Volkswirthschaft auf den Universitäten gelehrt werden müsse, räumt er ein, da sie eben eine Wissenschaft sei; aber er fürchtet, daß bei Weitem die Mehrzahl der Studirenden noch nicht reif dafür sei. Ihr mangeln die Kenntnisse des Objekts, um das es sich handelt; sie wisse weder mit den abstracten Lehren noch mit den concreten Nutzanwendungen etwas anzufangen. Wie solle die Jugend von Bodenrente, Arbeitslohn, Werth und Preis u. s. w. etwas verstehen? Von gerechter Veranlagung der Steuern, ausgiebiger Nutzbarmachung der Domänen und Regalien? Alles dieses komme erst zu deutlicher Anschauung, wenn man eine Zeit lang im Leben gestanden, gewirkt und vielleicht vielfach geirrt habe. Er habe es an sich selber erfahren. Als Student habe er 1826 bei Professor Sartorius Politik und Finanzwissenschaft durchaus fleißig, aber ohne allen Nutzen gehört; dann 1854 als pensionirter Minister bei Hanssen in Göttingen Nationalökonomie und Finanzen und habe erst damals sich mit dem Gegenstande vertraut machen können, dann 1866 wieder bei Helfferich und etwas später Einzelnes bei Hanssen. „Ich glaube," fügt Bacmeister hinzu, „nicht ganz ohne Nutzen; aber dennoch bin ich nicht zur völligen Klarheit gelangt, und noch heute stehe ich der Socialpolitik unsicher gegenüber und weiß nicht, ob ich die menschenfreundlichen socialpolitischen Bestrebungen der Regierung gut heißen, oder ob ich sie, als nur Ansprüche und Begierden erweckend aber nie völlig befriedigend, verwerfen soll."

Hieraus folgert dann Bacmeister — und wird damit ein Anwalt unserer bestehenden Einrichtungen, ja er geht noch darüber hinaus —, daß er das Studium dieser Wissenschaft für die Juristen auf der Universität nicht obligatorisch machen und im Referendarexamen nationalökonomische Kenntnisse nicht verlangt sehen möchte. Er will vielmehr in einem viel späteren Stadium der Ausbildung und durch eine andersartige Organisation für dieses Fach Vorsorge treffen. Unbeschadet dieses letzteren Gedankens (auf den wir weiterhin zu sprechen kommen) leidet die Darlegung Bacmeister's an einer offenbaren Uebertreibung, die in den eigenen Worten die Widerlegung enthält.

Wenn das ein Einwand gegen die wissenschaftliche Beschäftigung mit unserem Gegenstande sein soll, daß ein achtzigjähriger Staatsmann noch in

seinem hohen Alter und nach Anhören aller möglichen Vorlesungen nicht zu einem sichern Urtheil über die Principienfragen der Reichssocialgesetzgebung gelangt ist und geneigt scheint, sie darum zu verwerfen, weil sie die Begierden „nie völlig befriedigt" — so ist das ein Argument nicht gegen das Studium des Faches durch zwanzigjährige junge Männer, sondern gegen alles Studium desselben in einem noch so hohen Lebensalter und durch noch so erfahrene Köpfe! Ja, was vielleicht ein noch stärkerer Einwand ist: die Thatsache, daß sich hoch betagte Autoritäten der Wissenschaft über dieselbe Frage gegenüber standen mit entgegengesetzten Ansichten oder wohl gar viele Andere im Zweifel verharrten, wie Bacmeister selber — das hätte erst recht ein klägliches Zeugniß für die Erreichbarkeit der Wahrheit auf diesem Gebiete ausstellen müssen. Und abgesehen von dieser einen Frage ist das Bekenntniß, „nicht zur völligen Klarheit gelangt" zu sein, nicht etwa ein Vorwurf für die Wissenschaft dieses Einen Faches. Es ist überhaupt so: zur völligen Klarheit gelangt ist der Landrath mit dem agrarischen Programm, das aus einigen einfältigen Schlagworten besteht; zur völligen Klarheit gelangt der Dilettant, der gar nicht weiß, was eine Wissenschaft ist; zur völligen Klarheit gelangt kein Mensch in dem Maße, als er in einer Wissenschaft lebt. Die Probleme werden ihm immer neu und werden immer größer.

Es ist in diesem Falle (wie so oft) von einem außerhalb der Wissenschaft stehenden Manne ein Maßstab an das, was die Wissenschaft leisten kann, angelegt, der ihr niemals gerecht werden kann. In meinem älteren Aufsatze über „Politik und Staatswissenschaft" habe ich darüber Manches gesagt — über das, was eine Wissenschaft vom öffentlichen Leben niemals leisten kann und über das, was sie dennoch kann. Gewiß sind die Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches klarer und sicherer als die Antworten auf die großen Principienfragen der Socialpolitik. Denn die ersteren sind positive Vorschriften, die anderen sind theoretische Versuche; die einen sind Thatsachen, die anderen sind Gründe der Thatsachen. Sowie man nach den wissenschaftlichen Gedanken fragt, die den Paragraphen des Bürgerlichen Rechts zu Grunde liegen, stößt man auch hier auf lauter Wahrheiten, die von der völligen Sicherheit und Klarheit weit entfernt sind. Und je tiefer die Gedanken gehen, je mehr sie auf den Grund gehen, um so geringer wird die Sicherheit und Klarheit.

Meint man nun im Ernst, darum dem Zwanzigjährigen ein Studium der Staatswissenschaften als fruchtlos, dem Dreißigjährigen als fruchtbar bezeichnen zu sollen? oder wird es nicht vielmehr auch für den Fünfzigjährigen fruchtlos bleiben? Denn es wird immer so sein, daß der Paragraph eines Gesetzbuches positiv, also sicher ist, die großen Gründe der socialen Reform unsicher und unklar.

Da ist es tröstlich, daß die Besorgnisse des achtzigjährigen Freundes der Wissenschaft unsere akademische Jugend nicht irre machen, daß diese eben in der neuesten Zeit ein immer lebendigeres Interesse dem staatswissenschaftlichen Studium zuwendet und an den oben erwähnten sichtbaren Früchten beweist, wie fruchtbar dieselben für unser gegenwärtiges Leben werden können.

# Herder und die Herzogin Louise.

Von
**Eleonore von Bojanowski.**



## II.

Die folgenden Jahre brachten der Herzogin neue Aufgaben und neue Kämpfe. In stetem Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung erfuhr die Fürstin die ganze Schwere eines Geschickes, das ihr mit der einen Hand raubte, was die andere gegeben zu haben schien. Der Sonnenschein ungetrübten Besitzes, der allein der Existenz eine ruhige Sicherheit verleiht, blieb ihr versagt. Nicht mit der kindlichen Frömmigkeit gläubiger Seelen, sondern mit all' den aufsteigenden Fragen eines starken Geistes, der sich eines Ausnahmeschicksals mit Bitterkeit bewußt wird, trug sie solche Prüfungen. „Die Wege der Vorsehung sind sonderbar; Sie sagen, wir müssen sie gut heißen und gut finden," schreibt sie einmal an Karoline Herder. Von vorne herein ermangelte ihre zum Ernste neigende Natur des Optimismus, der die Schläge des Geschicks auszugleichen sucht; in diesen Jahren aber vertiefte sich der Schatten der Melancholie, der ihrem jugendlichen Bilde seinen Zauber gab, zu einer herben Falte innerer Unbefriedigtheit, die wohl die edle Hoheit ihrer Erscheinung nicht beeinträchtigte, aber doch in ihrer Lebensauffassung dann und wann als tiefe Verstimmung zum Ausdruck kommt. Diese sich allmählich vollziehende Wandlung lassen in all' ihren feinen Abtönungen ihre Briefe aus diesen Jahren verfolgen; auch die an Herder spiegeln sie wider.

Die Sommermonate des Jahres 1784 verbrachte die Herzogin in Wilhelmsthal bei Eisenach. Das liebliche Waldthal mit der Stille seiner grünen, von hohem Bergwald umsäumten Wiesenflächen blieb von da ab ein Lieblingsaufenthalt der Fürstin, die auch in den Briefen an ihren Bruder, den Prinzen Christian von Hessen, die Schönheit dieses „beau vallon de Guillaume" rühmt. Noch ehe sie dorthin aufgebrochen, waren auf der Reise nach Karlsbad die beiden Grafen Stolberg mit ihren Gemahlinnen zu einem kurzen Besuch in Weimar eingekehrt, und wie dies Zusammensein die Vergangenheit neu aufleben ließ, so knüpfte auch die Gegenwart neue Fäden. Zwischen der Gemahlin

Leopold's, des älteren der beiden Brüder, einer geborenen Reventlow, und der Herzogin schien sich schnell ein gegenseitiges Verständniß anzubahnen, dessen auch der folgende Brief Louisens aus Wilhelmsthal vom 11. Juni 1784 gedenkt [1]):

Ich schreibe Ihnen, lieber Herder, aus dem schönen, stillen Wilhelmsthal, wo mir's wohl ist. In langer Zeit habe ich keinen so ruhigen Ort gesehen, nichts stört seine Stille, und sie scheint auch hier unzerstörbar zu sein. Die Berge mit dem schönsten Grün bewachsen: der See, das Abgesonderte von der ganzen Welt! Das alles hat einen Reiz, den ich nicht beschreiben kann. Mit einem Wort, ich bin ruhig und wünschte mir, die ganze Zeit unseres Aufenthaltes im Lande an diesem Ort zuzubringen. Die ganze Gegend um Eisenach ist wirklich, was man Großes und Schönes sehen kann: insonderheit die Wartburg. Ich will aber nichts darüber sagen, denn sie ist so schön, so erhaben, daß sie ganz unbeschreiblich ist. Ich wünsche Sie oft bei mir, wenn ich so glücklich bin, die unendliche Größe zu sehen und zu fühlen. Sie würden gewiß manchen guten Augenblick haben, er würde aber auch sogleich erlöschen, wenn Sie wieder in die Stadt und unter die race von Menschen kämen. Die Freundschaft der Stolberge freut mich ungemein und insonderheit die von der älteren Gräfin. So unempfindlich, so verschlossen ich leider jetzt den besten Eindrücken und Gefühlen bin — so hat diese Frau doch einen Eindruck auf mich gemacht, der gewiß nie erlöschen wird, und sie ist mir gar lieb und werth geworden. Gedenken Sie meiner manchmal mit Liebe, meine beiden, lieben Freunde. Die Einsamkeit soll Balsam für meine Seele sein und Gefühle erwecken, die gewiß nicht todt, aber nur verschleiert sind. Lieben Sie mich beide und leben Sie aufs Beste wohl. L.

Nicht so schnell, als man gehofft haben mochte, stellte sich die angegriffene Gesundheit der Herzogin in Wilhelmsthal wieder her; in ihren Briefen an Frau von Stein, auch in einem an Herder finden sich Klagen darüber. Einen seltenen Einblick in ihr Innenleben eröffnet eben dieser Brief an Herder [2]), dem im Laufe des Sommers eine Berufung nach Göttingen zugegangen war.

8. Juli 1784.

Ich hatte schon vor acht Tagen angefangen, Ihren zweiten Brief zu beantworten, wurde aber immer gestört und mußte ihn endlich liegen lassen. Ich danke Ihnen beiden unendlich für Ihren liebevollen Antheil an meiner Gesundheit . . . Ich bin fest überzeugt, daß ich nichts Gutes zu erwarten habe, und daß mir ein ähnlicher Unfall wie jener am Ende des vorigen Jahres bevorsteht. Genug, ich bin gefaßt, und die Hoffnung und ich kennen uns ja schon lange nicht mehr . . . Auch das Glück fühle ich, von Ihnen beiden geliebt zu sein! Halten Sie's hinter Ihrer dunkeln Kirche so lange aus, wie Sie nur können; es wird sich vielleicht Manches in ein besseres Licht zeigen. Bei uns sind sich zwar die besten Menschen wenig: aber sie wirken doch unsichtbar auf einander. Wie oft hat doch bloß der Anblick eines Guten mich glücklich gemacht, mir die ganze Würde der Menschheit fühlen lassen. Begnügen wir uns indessen mit diesem geheimnißvollen Eindruck und warten bessere Zeiten ab. Leben Sie aufs Beste wohl, lieber Herder, und trauen ewig auf meine Freundschaft.

Dies Gefühl bitterer Resignation erfuhr abermals eine Steigerung, als sie am 27. Februar 1785 von einem schönen, aber schwächlichen Knaben entbunden wurde, der schon einige Stunden nach der Geburt starb. Zur Herstellung ihrer Gesundheit geleitete sie der Herzog im Sommer dieses Jahres nach Pyrmont. Die körperlichen Leiden, die durch eine solche Kur wohl gebessert, aber nicht gänzlich gehoben werden konnten, mochten das Ihre zu der schmerzlich-resignirten Stimmung beitragen. Auch als ihr nach langem Harren, das ihre Umgebung schier ungeduldig werden ließ, am 18. Juli 1786 ein gesundes Töchterchen, die Prinzessin Karoline, geboren wurde, hellte sich ihre Gemüthsstimmung nicht auf.

[1]) und [2]) Original im Herder'schen Nachlaß: im Besitz der Königl. Bibliothek Berlin.

Wie sich nach einem sonnigen Morgen, der einen herrlichen Tag verhieß, um Mittag wohl feine, graue Dunstschleier vor die Sonne ziehen und die ausgebreitete Landschaft ihren heiteren Glanz verlieren lassen, so erscheint auch Louisens Leben, ehe es noch seine Mittagshöhe erreicht hatte, des Alles verklärenden Sonnenstrahls, der Hoffnung beraubt, lichtlos und umschleiert. Den Werth ihres weimarer Lebens erkannte sie, wie aus den Worten ihres Briefes an Herder hervorgeht, in dem Verkehr mit guten, mit bedeutenden Menschen. Und eben der Mangel an äußerer Lebensfreudigkeit verstärkte ihr Bedürfniß nach edelster geistiger Nahrung. Diese suchte und fand sie stets, während längerer und kürzerer Abwesenheiten ihres Gemahls sich selber überlassen, abseits von dem geräuschvollen Treiben des Hofes in dem kleinen Kreise der ihr so warm und aufrichtig ergebenen Freunde. Daß der Gedankenaustausch dieses kleinen Kreises in seinem häufigen Zusammensein sich auf der geistigen Höhe behauptete, wie sie die allem Kleinlichen abgeneigte Individualität der Fürstin verlangte, dafür sorgten Goethe und Herder, und auch Knebel's feinfühlige Natur trug das Ihrige dazu bei. Näher und näher hatte sich die Herzogin mit Frau von Stein befreundet, der die geistige Gemeinschaft mit Goethe etwas von der Weite und Größe seines eigenen Geistes mitgetheilt haben mochte; aber auch Karoline Herder, die geistige Färbung ihres Gatten widerspiegelnd, blieb unter den ihr Nahestehenden. Goethe's Abreise nach Italien hatte, wenn auch für Louise nicht direct fühlbar, den ersten Riß in jene gedämpfte Harmonie gebracht. Für sie lag nach wie vor das Schwergewicht ihres geistigen Lebens im Verkehr mit Herder. Ihre Freundschaft wußte mit feinem Verständniß für seine so leicht verletzbare, mißtrauische Natur, unter deren Reizbarkeit sie ja selbst auch mitunter zu leiden hatte, die durch seine Empfindlichkeit herauf beschworenen Trübungen zu verscheuchen, den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen.

Dieser freundschaftliche Antheil der Herzogin findet einen liebenswürdigen Ausdruck in ihren zahlreichen Billetten an das Herder'sche Ehepaar. Aus den vergilbten Blättern mit den festen Zügen ihrer schön geschwungenen Handschrift weht uns, wie der matte, feine Duft welker Blumen, ein Hauch jener Vergangenheit als Gegenwart entgegen. Zwischen die Mittheilungen kleiner Tagesereignisse, Bemerkungen über die ihr vorliegende Lectüre schieben sich die Erkundigungen nach Herder's oder Karolinens Gesundheit, oder die Herzogin, selbst körperlich zart und vielfach leidend, fragt wohl auch gelegentlich bei Aussprüchen ihrer Aerzte nach Herder's eigener, auf seine ersten, medicinischen Studien gegründeten Ansicht oder erbittet sich vertraulich den in eigener Erfahrung erworbenen weiblichen Rath Karolinens. Wie sie den häufigen Verstimmungen des Herder'schen Paares anmuthig die Spitze abzubrechen weiß, illustriren die nachfolgenden Zeilen an Karoline, die, undatirt wie die meisten dieser Billette, aus der ersten Hälfte der achtziger Jahre zu stammen scheinen[1]).

[1]) Original im Herder'schen Nachlaß: im Besitz der Königl. Bibliothek Berlin.

Ich habe bei der Waldner vor einigen Tagen einen Zettel von Ihnen gesehen, der mit Piquen gegen mich angefüllt ist, und wo Sie recht grimmig sind! Es bleibt mir also nichts übrig, als mich mit Ihnen zu erklären. Glauben Sie ja, daß es mir sehr leid thut, Sie in so langer Zeit nicht gesehen zu haben. — Fremde, die fast unaufhörlich hier waren, haben mich viel Zeit davon abgehalten, und jetzt will ich es nicht wagen wegen der Blattern[1]. Seien Sie also wieder gut, liebe Herdern, und mir hold und günstig und bilden sich ein andermal nicht mehr ein, man hat Ihrer vergessen, wenn man an nichts weniger in der Welt denkt als an das und daran denken wird. Leben Sie recht wohl und finden sich selbst curios. L.

Die zartfühlige Weise, in die sie ihre freundschaftlichen Aufmerksamkeiten einzukleiden verstand, beleuchtet ein anderes kleines Billet[2]:

Erlauben Sie, liebe Herdern, daß ich Sie bitte, Ihren altmodischen Muff wegzuwerfen, und an dessen Statt diesen anzunehmen, der zwar nicht so schön ausgefallen ist, als ich es gewünscht hätte, aber doch noch der beste ist, den ich bekommen konnte. Ich würde mich sehr freuen, wenn er Ihnen nicht zuwider ist, und wenn Sie ihn aus Freundschaft für mich tragen wollen. L.

Und noch eine Saite berühren diese intimen Briefe, die von der sonst so klaren, mehr durch Verstand als Gefühl beherrschten Natur Louisens eigen abſticht, ihr Interesse an Träumen und deren Bedeutung. Theilt sie doch Karolinen, deren mystischen Neigungen ein solches Achten auf Zeichen nicht fremd war, und die für eine erfahrene Traumdeuterin galt, wiederholt ihre Träume mit und bittet um Auslegung.

Dies Freundschaftsverhältniß erfuhr in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre noch eine zunehmende Vertiefung. Herder's Stellung in Weimar war weder eine feste noch erschien sie ihm als eine so befriedigende, daß er nicht Berufungen nach auswärts, wie sie von Göttingen, Hamburg und anderen Orten an ihn heran traten, in Erwägung gezogen hätte. Zugleich mochte die naive Vertrauensseligkeit Karolinens der Herzogin bereitwillig einen Einblick wie in die Freuden so auch in die Nöthe ihres häuslichen Lebens gewähren, und die pecuniären Verlegenheiten der Herder'schen Familie waren überhaupt dem kleinstädtischen Weimar längst kein Geheimniß mehr. Wenn nun Karl August allmählich einen gerechteren Maßstab für Herder's Werth erhielt, wie er gerade in seinem menschlichen und landesherrlichen Entgegenkommen in den Verhandlungen mit Herder vom Frühjahr 1788 zu Tage tritt, so dürften diese Aenderung ebenso wie die daraus hervorgehenden Maßnahmen, Herder's Lage seinen Wünschen entsprechend zu gestalten und finanziell zu verbessern, sicherlich Louisens Einfluß zuzuschreiben sein. Um so mehr, als Goethe, der in den letzten Jahren wieder in erneuter Freundschaft zu Herder gestanden hatte, damals schon seit mehr als Jahresfrist in der Ferne weilte. Herder hatte geglaubt, aus der ihm immer unerträglicher werdenden, von trockenem Actenstaub erfüllten Atmosphäre hinter der Stadtkirche einen Ausweg gefunden zu haben durch die Vorstellung, der Herzog möge ihn auf den theologischen Lehrstuhl der Jenaer Universität berufen. Hier meinte er neben frischerem, theologischem Wirken freie Zeit zu literarischer Thätigkeit zu finden und sich durch diese die Mittel zur Tilgung seiner Schulden und zur

[1] Die Blattern der Herder'schen Kinder erwähnt ein Goethe'scher Brief vom 21. April 1783.
[2] Original im Herder'schen Nachlaß; im Besitz der Königl. Bibliothek Berlin.

Herstellung einer sorgenfreieren Lage schaffen zu können. Die schriftliche Eingabe, in der er Alles dies zusammengewoben hatte, war der Anlaß zu einer persönlichen Unterredung mit dem Herzog geworden, in dem sich beide zum ersten Mal ihrem vollen Werthe nach erkannten. Und der Herzog zögerte nicht, konnte er schon Herder's Wünsche nicht in die Wirklichkeit umsetzen, doch wenigstens als eine Anerkennung seiner Verdienste zu thun, was in seinen Kräften stand, um seine momentane Lage zu bessern. Er sicherte ihm, ohne es einstweilen öffentlich bekannt werden zu lassen, eine jährliche Gehaltserhöhung von 300 Thalern zu.

Die Fürstin, die tief empfand, wie viel Herder's Gegenwart für ihr weimarisches Leben bedeute, wie viel Lebensmuth und Kraft zum Ertragen sie dem geistigen Verkehr mit ihm dankte, war sich wohl bewußt, solche Gaben nur durch die reine Höhe ihrer eigenen Gesinnung erwidern zu können, und die wiederholten Bitten ihrer Briefe an Herder, er möge ihr seine Freundschaft bewahren, konnten bei der Wahrhaftigkeit ihrer Natur niemals Phrase sein. Allein jede echte Gesinnung verlangt, sich in Thaten umzusetzen. Hätte die Herzogin nicht auch ihrerseits zur Abhülfe der peinlichen Geldsorgen im Herder'schen Hause beitragen können? Spätere Herder'sche Aeußerungen, besonders von Seiten Karolinens, heben mit einer gewissen Bitterkeit hervor, beinahe auch mit einem verborgenen Vorwurf für die Herzogin, daß sie in dieser Beziehung vom Hofe aus enttäuscht worden seien. Direct mit Geld zu danken, wo sie höchsten geistigen Reichthum empfangen hatte, mußte der feinen Natur Louisens als eine Verletzung dieser freundschaftlichen Beziehungen erscheinen. Und dennoch lag es ihr am Herzen, auf eine möglichst zartfühlende Art auch ihrerseits die Geldsorgen zu mildern, die, wie sie wohl wußte, schwer auf dem Herder'schen Paare lasteten.

Ungefähr gleichzeitig mit dem oben erwähnten Beweis von Karl August's Wohlwollen kam Herder wie vom Himmel gesandt eine Gabe zu, die ihn in Stand setzte, sich nicht nur von den drückendsten Rückständen zu befreien, sondern ihm auch noch eine Summe für unerwartete Ausgaben in der Zukunft ließ. Von unbekannter Seite war Herder am 10. März 1788 franco Eisenach eine Sendung zugegangen, das Couvert wohl versiegelt und abgegriffen, — ein Beweis, wie Karoline meint, daß es aus weiter Ferne kommen müsse — und darin enthalten die ansehnliche Summe von 2000 rheinischen Florins in Ducaten, mit einem Brief, der, wenn er schon keinen Aufschluß über den Geber gab, doch keinen Zweifel an dessen edler und freundschaftlicher Gesinnung zuließ. „Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer größter Verehrung," lautet er, „vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen und benehmen mir nicht den schönen Trost, daß auch ich etwas zur Beruhigung und zur Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte; halten Sie sich ja nicht für beleidigt, denn mein Wunsch und Zweck ist rein, vergessen Sie den Unbekannten, der dieses Blatt schreibt, und auch die Veranlassung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin; schweigen Sie, denn ich werde ewig schweigen." — — „Zur glücklichen Stunde kam uns dies Geschenk wie von Gott selbst," schreibt Caroline in den Erinnerungen. „Unsere Gefühle von

Freude, Wehmuth und Dank lassen sich nicht beschreiben. Poetische Menschen hoffen immer auf etwas Unerwartetes, — wir waren solche. — hofften von Gott Alles, — und ein solches Ereigniß, wie nährt, stärkt es diesen Glauben! Tausend Segnungen haben wir dem großmüthigen Herzen und Geber, dieser unbekannten Hand aus den Wolken zugesandt. Diesen ungenannten Freund haben wir nie erfahren." — Herders vermutheten in dem Markgrafen von Baden den Geber. Allein Karoline berichtet später dem Gatten nach Rom, der Herzog Karl August habe ihr mitgetheilt, dies sei nicht der Fall. Er selber habe Edelsheim darüber schriftlich befragt und Dieser geantwortet, es sei nicht von ihnen.

Das Geheimniß des hochsinnigen, unbekannten Gebers, „dessen schöne Handlung an einem so gut gewählten Gegenstand" auch Schiller's lebhafte Bewunderung erweckte, ist gewahrt geblieben. Und doch, ein feiner Faden läßt sich verfolgen. Am 6. Februar schrieb die Herzogin an den ihr sehr nahe stehenden Bruder, den Prinzen Christian, der sich damals in Darmstadt oder Homburg aufhielt [1]):

Es handelt sich um eine Freundlichkeit von 400 Ducaten, die ich Jemandem erweisen möchte, der ihrer sehr bedarf, dem gegenüber ich aber nicht wagen möchte, mich zu nennen; Sie können sich also denken, daß das größte und ewige Geheimniß erfordert wird, und da ich Ihre Discretion kenne, wende ich mich einzig vor allen Anderen an Sie. Ich mache Ihnen keinen Hehl daraus, daß diese Persönlichkeit hier lebt, und ich möchte den Anschein erwecken, als ob diese Summe von weit her und nicht von hier komme. Sagen Sie mir offen und ehrlich, ob Sie mir dies Geld für einige Wochen oder Monate vorschießen können. Nicht etwa, als ob mir die Summe fehle, sie liegt wohl abgezählt in meinem Schreibtisch, und Sie wissen außerdem, daß ich nicht lüge und kennen mich genügend als gute Haushälterin, um von dem, was ich Ihnen mittheile, überzeugt zu sein. Die wahre Ursache, weswegen ich das Geld nicht von hier abgehen lassen will, damit es den Augenblick darauf hier wieder eintreffe, ist, daß ich befürchten müßte, es könne dann der Argwohn erweckt werden, als käme es von mir, was durchaus nicht sein darf. Sagen Sie mir, bitte, freimüthig und so bald als möglich, ob Sie es mir vorschießen oder auf Ihren Namen irgend wo borgen können, etwa auf drei Monate (versteht sich, bezahle ich die Zinsen), und dann werde ich es Ihnen, wie schon gesagt, pünktlich zurück erstatten, und sogar, wenn die Gelegenheit sich findet, innerhalb einiger Tage, auch werde ich Ihnen einen Schuldschein geben, für den Fall, daß ich vor dieser Zeit sterben könnte. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie mir ohne Mißtrauen buchstäblich glauben dürfen, was ich Ihnen sage, und wenn Sie in der Lage sein sollten, mir diesen Dienst zu leisten, dann benachrichtigen Sie mich so bald wie möglich, damit ich Sie wissen lassen kann, was weiter zu geschehen hat. Aber thun Sie meiner niemals, niemals, und gegen Niemanden Erwähnung.

In einem Briefe vom 9. Mai [2]) dankt sie dann dem Bruder für die Besorgung des Geldes und bittet um eine Anweisung, wie sie es ihm am besten wieder zustellen könne, und noch bis zum September währen in ihren Briefen die Verhandlungen über die Rückzahlung des Geldes. So heißt es am 5. September nach abermaliger Auseinandersetzung, die aber ebenso wenig wie

[1]) Das (französisch abgefaßte) Original im Hausarchiv.

[2]) Original im Großherzogl. Hausarchiv in der Sammlung ihrer Briefe an den Prinzen Christian. Der folgende Brief bemerkt, daß sie inzwischen drei oder vier Briefe, wahrscheinlich auch mit ausführlichen Angaben über die Art der Sendung an ihn, den Bruder, gerichtet habe. Diese Briefe fehlen.

die vorhergehenden einen Anhaltpunkt geben für die praktische Ausführung und die Abfassung der an Herder gerichteten, so ganz aus ihrer Seele herausgeschriebenen Begleitzeilen: „Cette affaire me devient si odieuse que je n'aime plus à y songer.“ —

Noch eine andere unerwartete Freude hatte in jenen Monaten Herder's hinter dem hohen Schieferdach der Stadtkirche zusammengepreßte Atmosphäre aufgehellt: die Aufforderung des Domherrn von Dalberg, eines Bruders des Statthalters, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Ehe er in den ersten Augusttagen dieses achtundachtziger Jahres von Weimar dahin aufbrach, nahm Herder auf der Kanzel Abschied von seiner Gemeinde und dankte in dieser Rede auch dem Unbekannten, der ihm die Gabe, die wohl auch seine Reise ermöglichte, gesandt hatte. Es ist anzunehmen, daß der Hof dieser Abschiedspredigt beiwohnte. Und wenn aus der Fürstenloge des alten Gotteshauses Louise die Sonnenstrahlen das Halbdunkel des Kirchenschiffes und des Hochaltares, der das Grab ihres Töchterchens barg, durchfluthen sah und gedachte, wie auch ihre Seele aus Schatten einem unvergänglichen Licht entgegen geführt worden war, mußte sie da nicht eine große, stille Freude erfüllen, als sie Herder, der nicht ahnte, daß seine Worte in das Herz der Geberin fielen, dem Höchsten seinen Dank für die erfahrene Wohlthat darbringen hörte? „In edler Dankbarkeit, die dem Geber genugthuend sein kann, wandte er sich an die Quelle des Guten, weil er das Werkzeug nicht wissen soll,“ so schrieb Schiller über jene Rede an Körner.

Kurze Zeit nach diesem Tage brach Herder nach Italien auf, diesem Lande der Sehnsucht und der Wunder einer vergangenen Welt, das Weimar mit einem Male so nahe gerückt war, seitdem Goethe in seinen Briefen aus Rom die Freunde daheim gleichsam an der Hand nahm, um ihnen die Herrlichkeiten römischer Kunst und römischer Natur, von denen er sich umgeben fand, zu erschließen. Eben als Goethe jetzt zurückkehrte, war Herder abgereist.

Wenn auch die Herzogin sein Fernsein als einen Verlust empfinden mochte, ihre wärmsten Wünsche begleiteten ihn gewiß. Auch die Herzogin Anna Amalia, von dieser Welt alter Cultur und Kunst unwiderstehlich angezogen, rüstete sich zur Fahrt dorthin. Während ihres Winteraufenthaltes in Rom und bei der Weiterreise nach Neapel hatte sich Herder, wie natürlich, ihrem Kreise angeschlossen.

In den Briefen, die Herder dann und wann aus Italien an die Herzogin sandte, findet seine Freundschaft für sie den erschöpfendsten Ausdruck. Es ist, als erblicke Herder die ferne Gestalt der Herzogin von der ganzen Klarheit einer südlichen Sonne beleuchtet und werde ihrer Natur so am vollständigsten gerecht. Aber auch die wenigen Briefe der Herzogin an ihn lassen deutlich erkennen, welche Bedeutung für ihr inneres Leben der Verkehr mit Herder gewonnen hatte. Herder schreibt zuerst aus Rom (28. October 1788[1]):

[1] Die Originale dieses wie der folgenden Briefe Herder's befinden sich im Großherzogl. Hausarchiv; ersterer wurde veröffentlicht im Weimarischen Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst (1840), ebenso der Brief Herder's vom 14. März.

Durchlauchtigste Herzogin!

Vielleicht kommt dieser Brief Euer Durchlaucht wie die Stimme eines aus dem Reiche der Todten: wenn man sich das alte Rom nur als eine Gegend von Ueberbleibseln denkt, so bin ich vielleicht von Euer Durchlaucht auch längst unter diesen Trümmern und Andenken begraben worden, und mein Stillschweigen hat ohne Zweifel dazu beigetragen. Ueber das letzte will ich kein Wort einer Entschuldigung verlieren. Denn wenn Euer Durchlaucht die Gnade haben, von meiner Frauen einmal eine Reihe von Umständen von meiner Reise und den ersten Wochen, die ich in Rom gehabt habe, sich erzählen zu lassen (Ihnen darf sie nichts verschweigen), so hoffe ich, entschuldigt genug zu sein. So viel ist gewiß, daß, wenn in jedem Augenblick, da ich an E. D. gedacht habe, indem Ihr edles Bild, durch so mancherlei Gegenstände der alten Römerwelt geweckt, oft, sehr oft von selbst vor meine Seele trat, ein erinnernd Lüftchen E. D. umschwebt hätte, so wären manche große und schöne Bilder Ihrer Seele vorüber gegangen, die plötzlich und unerwartet die Römerin an ihr Vaterland erinnert hätten. Aber leider ist's auch so von der anderen Seite: in Rom verlernt man das Schreiben ... Man ist, oder wenigstens ich bin in einem Meere, wo große, zuweilen etwas plumpe Wellen einen umbrausen, prächtig heben und dann unvermuthet an eine Klippe werfen, wo man sein Haupt sichern muß. Das älteste, alte, mittlere und neue Rom tritt nicht nur mit seinen Gegenständen in wilder, bunter, dissonanter, oft fataler Verwirrung vor die Seele, sondern indem es Ideen weckt, woher denn dies Alles geworden, woher es gekommen? wohin und wozu es gewirkt habe? so erliegt mein armer Kopf ganz und gar, so daß ich Gefahr laufe, aus Rom unwissender zu gehen, als ich hinein kam. Wäre meine Reise nicht so unvermuthet gewesen, hätte ich mir vorläufige Notizen nehmen können, wie ich sie jedem Andern würde angerathen, ja selbst von ihm würde gefordert haben, wäre ich endlich jünger und hätte mich nicht im Dienst des Staates, der Kirche und der gelehrten Republik so sehr verlebet, hätte ich endlich Geld und könnte wie ich wollte, ja so lang ich wollte reisen, mit der schönen Aussicht, zwanzig Jahre meines Lebens zurück zu haben und sie anwenden zu können wie ich wollte, so wäre es etwas. Aber nun? — jetzt? — Doch ich mag keinen Calcül ziehen und dränge mir das arme Wozu, so oft es mir vorkommen will, mit Gewalt aus der Seele. Ein sonderbares Schicksal hat mich hergeführt, und ich lasse in mich schreiben, was mir das Schicksal vorzeigt. — Verzeihen E. D., daß ich so viel von mir rede: aber ich betrachte mich nur, indem ich das schreibe, als Werkzeug, durch welches ein Partikel vom Weltgeist gewisse Sachen der Vor- und jetzigen Zeit siehet: man muß eine verzweifelt starke Ichheit haben, wenn man sie in diesem Strom der Dinge vorwiegend jeden Augenblick fühlen wollte. Was mich in der Seele dauert, ist, daß E. D. nach Ihrem Römergeist und Römerherzen, nach der Lectüre, die Sie in römischen Schriftstellern gemacht, und den Kenntnissen, die Sie sich darin erworben haben (so daß ich, ohne Compliment zu reden, dagegen ein Kind bin), nicht Einen, Einen lebendigen Anblick dieser Gegenden haben können. An Genuß denke ich dabei gar nicht, der ist im jetzigen Rom weder zu suchen noch zu finden, aber nur eine Ansicht wünschte ich E. D. und einen unsichtbaren Spaziergang durch diese Gegenstände. Mit Ihnen auf dem Capitol und seinem Thurme, auf dem palatinischen Berge, an der Ecke des Hauses August's zu stehen und umher zu schauen oder im Friedenstempel des Titus, im Colisеum, im Circus, in den Thermen ꝛc. der Kaiser umher zu wandern, das wäre freilich was Großes! Ach, daß Rom so entfernt liegt, und doch ist's gut, daß es da liegt; denn seit ich Italien kenne, bin ich sehr gern ein Teutscher ...

Die Nachrichten von der Gesundheit Euer Durchlaucht, die mir meine Frau gibt, erfreuen mich sehr: und die andere Hoffnung, die ich durch einen anderen Canal erfahren habe, bietet alle Wünsche des Herzens auf, daß sie zu Euer Durchlaucht völligster Freude gedeihen möge. Gott weiß, wie ich Euer Durchlaucht verehre und immer verehren werde: auf dem engen, verworrenen Wege meines Lebens ist das Bild E. D. eine große, schöne Erscheinung gewesen, als daß es nicht mit unter die ewigen Gedanken und Empfindungen gehörte, die nur der letzte Strom, durch welchen wir müssen, aus mir tilgen könnte. Wie Vieles ich E. D. schuldig bin, habe ich nie sagen können, viel weniger kann ich's schreiben.

Leben Ew. D. aufs Schönste wohl und gedenken zuweilen meiner in Güte. Auch bitte ich, die Gnade zu haben, mich bei dem Herzoge über mein Stillschweigen zu entschuldigen: in dem bisherigen Rumor meiner Seele war mir ein vernünftiges Schreiben unmöglich, und wie sehr mein Inneres ihm für diese jetzige Muße danket, weiß ich, wird ihm selbst sein Inneres sagen.

Ich hatte sie verdient, ja vielleicht noch eine bessere als sie mir das Schicksal bescheert hat; aber was das Schicksal gibt, ist immer das Beste. Ich küsse E. D. ehrerbietigst die Hände und wünsche Ihnen und allen den Ihren das herzlichste Lebewohl über den Kirchenstaat, die Apenninen und Alpen hinüber. In tiefster Ehrerbietung beharrend

Euer Herzogl. Durchlaucht unterthänigster

Herder.

Die Antwort der Herzogin, vom 28. November 1788 datirt, lautet[1]):

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie angenehm mir Ihr Brief gewesen ist, wie sehr mich Ihr Andenken freut — und halten Sie dieses für Wahrheit und für kein Compliment. Der Gedanke, Sie auf dem Wege nach Italien zu wissen, war mir lieb; ich habe aber seitdem oft mit dem Schicksal gezürnt, daß es die Reise so seltsam gelenkt hat. Nehmen Sie aber indessen das Gute mit und vergessen das Uebrige so gut Sie können. Sie wünschen mir, den Anblick von Rom zu genießen, und wie oft und sehnlich hab ich's gewünscht, zugleich mit Ihnen genießen zu können. Nun fühle ich aber, daß dieser Wunsch unbescheiden war. Denn der Leichtsinn und die Thorheit Derjenigen, die größtentheils ganz ohne Kenntniß nach Italien reisen, hat mich in meinen Wünschen bescheiden gemacht; und nun vollends, da Sie sich dazu unvorbereitet finden wollen; wie wohl thut ein Jedes, das nichts weiß und kann, wenn es ferne bleibt. Theilen Sie mir mit, wenn Sie wieder bei uns sind, was ich begreifen kann, und ich will froh seyn und es mit Dank annehmen.

Der Herzog, der viel Antheil an Ihrer Reise nimmt und Ihnen viel Gutes wünscht, ärgert sich mit allen Ihren Freunden über den mißrathenen schönen Traum. Mit meiner Gesundheit geht es ziemlich gut; das Uebrige will ich in Geduld abwarten, und lebe indessen in einer Art von Betäubung . . .

Der nächste Brief Herder's[2]) aus Rom ist vom 14. März 1789.

„Ich kann nicht anders, gnädigste Herzogin," schreibt er, „als Ihnen nochmals zu Ihrer bevorstehenden Niederkunft das beste, herzlichste Glück zu wünschen: es ist, als ob mich ein Geist dazu treibe. Vielleicht sind Sie schon, wenn dieser träge Brief ankommt, im mütterlichen, freudigen Besitz Ihres Wunsches, der unser aller Wunsch ist; oder, wenn Sie noch darauf warten, o so gebe Ihnen der Himmel eine glückliche Stunde, und Ihr in sich gescheuchter, stiller Geist werde durch das Gefühl erquickt, daß der Himmel Sie liebe, und Ihnen dies Geschenk gebe, um Ihren guten Muth zu beleben und Ihre edle Brust zu erweitern.

Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, gnädigste Herzogin, wir sehr mir die Entfernung Ihr Bild erhoben und erleuchtet hat; in so manchem stillen und reinen Augenblick ist's vor mir mit einer Innigkeit und Wahrheit erschienen, die sich wohl in kein Wort fassen läßt. Vielleicht ist keiner der Sterblichen gewesen, die Sie kennen, der mit so durchdrungener, inniger Theilnahme wie ich Ihr innerstes Wesen geliebt und im eigentlichsten Verstande verehrt hat; es waren Zeiten, die ich wirklich mehr in Ihnen als in mir selbst lebte. Mit der Zeit schrieb ich Ihnen, warum soll ich es bergen? eine gewisse fürstliche Gleichgültigkeit zu, die mich zuerst traurig machte, dann in mich selbst zurück schreckte, weil ich mir nämlich sagte, daß, wo der Unterschied des Standes und der Lebensart zu wenig gleichartige Verhältnisse zuläßt, jede nähere Theilnehmung doch immer Thorheit sei und auf unnütze Weise das Gemüth des Theilnehmenden, der immer als Fremdling da steht, unglücklich mache. Nie habe ich Ihnen, gnädigste Frau, von diesem allen eine Silbe persönlich hervorbringen können. Die Abwesenheit eines halben Jahres und die Entfernung in ein anderes Land, unter andere Menschen hat meine Seele in mehr als einem Betracht so aufgeräumt, daß, indem ich mich selbst und Andere klarer zu erkennen glaube, ich auch gar nicht schamroth werde, Ihnen diese meine Schuld, die Folge einer vielleicht übermenschlichen Hochachtung, rein zu gestehen. Mir ist dabei nicht anders im Gemüth geworden als Einem, dem sich ein schönes, herrliches Bild entwölkt, das er vor Rauch und Nebel lange nicht sehen konnte, und der sich selbst mit Freuden für einen Thoren achtet, daß er den Nebel

[1]) Nach dem Original des Herder-Nachlasses: im Besitz der Königl. Bibliothek in Berlin.

[2]) Wie der vorhergehende im Original im Großherzogl. Hausarchiv aufbewahrt.

dem Bilde selbst zuschrieb. Wenn meine Reise zu nichts gut ist, so wird sie's hoffentlich dazu sein, daß sie meinen Geist entwölkt, mein Herz freier und — ich kann wohl sagen — auch froher und lauterer gemacht hat. Je mehr Menschen man kennen lernt, desto mehr lernt man Menschen unterscheiden, und wenn man wie ich, so ganz unvermuthet und unvorbereitet aus Verhältnissen, Sitten und Allem gesetzt wird, was Jahre lang uns zur Natur geworden war, so ist's sehr natürlich, daß Auge, Geist und Herz klarer gewaschen werden. Mit welcher furchtsamen Freude ich also an die Zeit denke, da ich Euer Durchlaucht wieder sehen und zuweilen ein Wort mit Ihnen sprechen kann, möge Ihnen ein guter Geist oder vielmehr Ihr holdes, reines, gütiges Herz selbst sagen.

Meine Kinder geben mir zuweilen vom Prinzen, von Euer Durchlaucht gibt mir meine Frau öftere Nachricht: eine der schönsten wird's für mich sein, wenn ich das lese, wovon der Anfang meines Briefes lautete. Haben Euer Durchlaucht die Gnade, mich dem Herzog aufs Beste zu empfehlen: ehe ich vom alten Rom scheide, nehme ich mir noch die Freiheit, an ihn zu schreiben. Leben Sie wohl, gnädigste Herzogin, edelste der Frauen, leben Sie tausend Mal wohl: der Himmel gebe, daß ich Sie gesund und vergnügt mit dem Morgenstern wieder sehe. Ich verharre mit innigster, reinster Verehrung Euer Durchlaucht

unterthänigster Herder.

Herder's Wünsche gingen nicht in Erfüllung. Wie tief die Herzogin diese abermalige Vereitelung ihrer Hoffnungen empfand, berichtet Karolinens Brief vom 17. April an Herder[1]).

So innig tief traurig habe ich die Herzogin noch nie gesehen. Sie hat mir mit einer Herzlichkeit aufgetragen, Dir für Deinen guten Brief zu danken: sie habe Dir noch antworten wollen: ich soll Dir Alles erzählen, Du habest ihr geschrieben, sie solle glauben, daß der liebe Gott sie lieb habe; jetzt könntest Du sehen, ob's so sei. — Sie erschien mir gestern wie ein höheres überirdisches Wesen. Aber bitter beklagt sie ihr Schicksal; das soll ich Dir sagen, und ob es nicht ein äußerst hartes Schicksal sei? Ich sagte ihr, der liebe Gott sei doch gütig gewesen gegen uns, daß er bei diesen zwei Gefahren uns nur die kleinste zugeschickt hätte. ‚Nein,‘ antwortete sie, ‚die große ist geschehen, die kleine nicht: es wäre besser, ich wäre am Blutsturz geblieben, damit der Herzog eine andere Frau heirathen könnte.‘ Dies sind, wie Du siehst, augenblicklich schmerzhafte Empfindungen, die Gott und die Zeit mildern werden. Ich suchte Balsam hervor, wo ich wußte: aber sie ist sehr tief verwundet. Der Herzog beträgt sich sehr gut gegen sie, das sagt sie selbst ... Ich kann Dir nicht genug sagen, wie herzlich sie von Dir sprach, — es war, als ob Du allein sie verstündest und Alles erklären könntest. Noch nie habe ich sie so weinen sehen. Gewiß, sie ist die Krone und das Edelste von dem, was wir kennen, und ich fühle recht, wie ihr Gemüth im Leiden uns nahe ist und uns liebt.

Tief ergriffen von der neuen unglücklichen Wendung ihres Geschicks, sandte Herder der Fürstin die folgenden Zeilen[2]), die, wenn sie schon nicht den geistlichen Seelsorger erkennen lassen, doch wie ein Anruf erklingen an ihre antik-heroische Gesinnung.

Rom, 2. Mai 1789.

Nur ein Lebenszeichen von mir, gnädigste Herzogin, daß ich Ihre heilige Hand ergreife und Sie aufs Innigste bitte, sich auch über den neuen Unfall zu fassen und nicht hoffnungslos zu werden. Sie gehen freilich einen harten, dunkeln Weg durchs Leben, aber Geduld, Fröhlichkeit und guter Muth leiten wechselsweise doch Schritt für Schritt weiter und am Ende sind wir alle doch nur Werkzeuge eines verborgenen Schicksals. Jetzt, da Ew. Durchlaucht diesen Brief empfangen, ist ein Theil der trübsten Wolke vorüber: für uns ist der Schmerz gegenwärtig, der für Sie entfernt ist. So spielen Raum und Zeit mit uns, und was ist die Entfernung von Rom und Weimar und die Zeit eines Briefes gegen unser Daseyn!

[1]) Herder's Reise nach Italien.
[2]) Original im Großherzogl. Hausarchiv.

O fortes peioraque passi — pellite curas. Leben Sie wohl, gnädigste Herzogin, edle Frau mit einem männlichen Muthe; ich beuge mich vor Ihrem Schatten und küsse aufs Ehrerbietigste Ihre Hände oder den Saum Ihres Kleides. Leben Euer Durchlaucht aufs Beste, da es sich thun läßt, wohl, wohl! Herder.

Die Herzogin antwortet [1]):

Weimar, den 22. Mai.

Ich bekam Ihren letzten Brief am Tage meines Ausganges, und just an diesem Tage war er mir tröstlich. Es ist hart, sehr hart, seinen liebsten Wunsch aufzugeben, und ich habe es nie so heftig gefühlt wie jetzt. Ueberhaupt hat die ganze unglückliche Begebenheit einen Eindruck auf mich gemacht, für welchen ich keine Worte habe, und der sich nie ganz verlieren wird. Ich soll und kann nicht mehr hoffen, aber wie sehr sehne ich mich nach Ruhe. — Und lieber Herder, der Gedanke, daß Sie von uns gehen wollen, thut mir auch sehr wehe! wie viel Mühe werde ich haben, mich daran zu gewöhnen. Ich will Ihnen nicht zureden, hier zu bleiben, aber ich darf Sie doch bitten, die Sache genau zu überlegen, und thun Sie nachher, was Ihnen gut dünkt. Wozu Sie sich aber auch entschließen mögen, so seien Sie doch versichert, daß der Herzog es gut und aufrichtig mit Ihnen meint. Im Fall, daß Sie nicht von uns gehen, so sagen Sie aufrichtig, was er thun soll, um Ihnen Ihre Lage angenehmer zu machen, und ich bin überzeugt, daß er alsdann thun wird, was er kann. Sie haben mich in Ihrem Brief vom 14. März von Neuem Ihrer Freundschaft versichert, und wie sehr hat mich dieses gefreut und gerührt, denn es schmerzt mich sehr, von Ihnen verkannt zu sein. Leben Sie aufs Beste wohl, lieber Herder, wo Sie auch sein mögen, bleibe ich ewig Ihre treue Freundin.

## III.

Dieser letzte Brief leitet zu einer neuen Phase über, die abermalige Berufung Herder's nach Göttingen. Die Stellung, die das Fürstenpaar dazu einnimmt, wird trotz des anfänglichen Anscheins ihrer glücklichen Lösung zum Anlaß eines Conflictes, der wie ein häßlicher Wurm die schöne Frucht dieses hochgestimmten Freundschaftsverhältnisses zerstören sollte.

Nicht wie Goethe hatte Herder seine Italienfahrt als eine Befreiung zu neuer thatkräftiger Fortentwicklung empfunden. Wehmüthig meinte er vielmehr, auch dabei sei wie so oft in seinem Leben das Gute zu spät gekommen, und der Zauber von Kunst und Natur konnte ihn nur gelegentlich aussöhnen mit seinem äußeren Lebensgeschick, das er auch gerade in manchen unerfreulichen Zufällen dieser Reise wieder bitter als ein verfehltes empfand. Mit den Briefen seiner Lieben war eben auch immer wieder ein Hauch der „eingeengten Atmosphäre hinter der Stadtkirche" zu ihm herüber geflogen und hatte die Erinnerungen an die Kette geweckt, die ihn an eine verhaßte Actenarbeit band. Verhältnisse, die er schon daheim in Weimar drückend genug empfunden hatte, wurden ihm jetzt, als ihn die erneute Berufung nach Göttingen in Rom erreichte, zu unerträglichen. Als einen Wink des Schicksals faßt er diesen Ruf auf und scheint fest entschlossen, die weimarische Fessel abzustreifen. Während er sich die Zukunft in Göttingen, die Vortheile eines freien, ungehemmten literarischen Schaffens überschwänglich ausmalt, schrumpft ihm seine bisherige Existenz in Weimar mit all' dem Guten, das sie geboten, zu einem „abgetragenen Kleide" zusammen. Er sieht am Herzog, an Goethe nur ihre ihm abgewandte Seite; die Güte der am meisten geliebten Herzogin dünkt ihm

[1] Original in dem Herder'schen Nachlaß; im Besitz der Berliner Königl. Bibliothek.

„unkräftig". Ueberhaupt findet er sich, „des Zusammenlebens mit Fürsten und Fürstinnen müde", in Weimar vereinsamt und ohne eigentliche Lebenssphäre. Er ist vollständig bereit, sein Zelt dort abzubrechen, und wünscht nur noch „als ein Fremder" für möglichst kurze Zeit dorthin zurück zu kehren. Ist dies die Stimmung in Rom, so machen sich bei Karoline, mit der er die Möglichkeiten einer Entscheidung brieflich aufs Ausführlichste erwägt, nach ihrer ersten ahnungsvollen Aufnahme dieser „Schicksalsstimme" andere Ansichten geltend. Unterschiedlich von dem Gatten, der in der Entfernung Weimar schon als Vergangenheit empfindet, hat Karoline eben jetzt fester noch als bisher in dem weimarischen Leben Fuß gefaßt. Goethe hatte sich ihr während der Abwesenheit Herder's mit wahrhaft freundschaftlichem Vertrauen zugewandt, und die Herzogin trug durch wiederholte freundliche Aufmerksamkeiten Sorge, sie von ihrer Freundschaft zu überzeugen. Nicht genug kann Karoline in den Briefen an den Gatten die Güte der Fürstin rühmen, deren Freundschaft für Herder sie jetzt erst ihrem vollen Gehalt nach erkennt, und nicht minder lebhaft schildert sie den Eindruck, den die Möglichkeit von Herder's Weggang in den Gemüthern wachgerufen habe.

„Ich bin gestern abermals bei der Herzogin gewesen," schreibt sie am 24. April[1]), „sie läßt mich fleißig rufen. Da ich noch allein mit ihr war, sagte ich, daß Du einen Antrag nach Göttingen hättest. ‚Unter welchen Bedingungen?' frug sie. — ‚Unter keinen,' antwortete ich, ‚mein Mann soll sie sich selbst machen.' — ‚So!' rief sie verwundert aus und schwieg eine Weile. ‚Was hat Ihr Mann beschlossen?' — Antwort: ‚Er will und muß den Antrag beherzigen; beschließen will er aber nichts, bis er hier ist und mich gesprochen hat.' — ‚Weiß es der Herzog?' — Antwort: ‚Ich glaube, daß er es weiß.' — ‚Ich bin überzeugt, daß der Herzog Alles thun wird, um ihn zu behalten'."

Und ein ander Mal:

„Von Göttingen können und dürfen wir mit der Herzogin nicht viel reden: es kränkt und schmerzt sie und mich gar sehr. ‚Wenn ich jetzt schreiben könnte,' sagte sie, ‚würde ich gewiß an Herder schreiben: ich wollte sehr, daß er hier wäre.' — Von dieser Frau uns zu trennen, wird etwas kosten."

Getreulich übermittelt Karoline dem in der Ferne weilenden Gatten außer der Stimmung des Hofes auch die der Gesellschaft und der Stadt, die sich in dem allgemeinen Wunsche ausdrückt: Herder's Bleiben müsse ermöglicht werden. In der That scheint das von den weimarer Freunden eingeleitete Handeln Herder's bereits so gut wie gefaßten Entschluß ins Schwanken gebracht zu haben. War sich der Herzog auch ohne die Fürsprache seiner Gemahlin bewußt, von welch' unersetzlichem Werth der Besitz eines Mannes von Herder's Bedeutung für das Ansehen seines Hofes wie seines Landes sei, so muß doch als innere Triebfeder seines großsinnigen Entgegenkommens für Herder nicht Louisens, sondern Goethe's Einfluß geltend gemacht werden. Gleich zu Anfang hatte dieser ausgerufen: „Der Herzog darf ihn nicht gehen lassen; er ruinirt sich Weimar und Jena zugleich!" Doch nicht nur den anerkannten Denker und Forscher suchte Goethe dem Lande zu erhalten, persönlich mußte Goethe daran liegen, sich in dem Freunde den einzigen ihm congenialen Geist in seiner

[1]) Herder's Reise in Italien.

momentanen weimarischen Existenz zu erhalten. „Eine meiner vorzüglichsten Sorgen ist nun Herder's Schicksal," schreibt er dem Herzog und erläutert, in welchem Sinne er die Lösung dieser schwebenden Frage durch den Fürsten herbeigeführt zu sehen hoffe. Das „Schicksal der Seinigen", wenn auch nicht dem Goethe'schen Rath entsprechend, „bequem, mannigfaltig und im Großen zu machen", hatte Karl August in der That bereits begonnen, als er in liberalstem Entgegenkommen in einem Goethe zur Beförderung mitgetheilten Billet die Punkte aufsetzte, mit denen er Herder's noch gar nicht formulirte Ansprüche vorläufig zu befriedigen gedachte. Da sie die Grundlage des Uebereinkommens bilden, in Folge dessen Herder in Weimar blieb, mögen diese sechs Punkte hier aufgezählt werden: 1. Unauffällige Bezahlung der Herder'schen Schulden durch den Herzog. 2. Die Ernennung zum Vice-Consistorialpräsidenten. 3. Eine Gehaltserhöhung von 500 Thlr. inclusive der ihm schon zugelegten 300. 4. Aussicht auf das Kanzleramt der Universität Jena. 5. Zusicherung einer Wittwenpension von 200 Thlr. 6. Uebernimmt der Herzog die Sorge für das Studium von Herder's Kindern und deren Unterkommen.

Auf der Rückreise in Bologna fand Herder den Brief Karolinens mit den darin eingeschlossenen Vorschlägen des Herzogs, und seine Antwort an die Gattin läßt erkennen, wie er trotzdem an seinem Vorsatz fest hält: „nur wäre es, wenn wir aufs Neue ins Garn gelockt würden, abermal und zwar für die Lebenszeit Schicksal, ein hartes Schicksal!" Die Versprechungen des Herzogs, „die groß klingen und wenig sagen," vermögen nicht, dies Gefühl der Verbitterung gegen Weimar und seinen dortigen Wirkungskreis zu mildern. Wohl rührt ihn die Herzogin im Innersten, aber in der Uebertreibung seines reizbaren Temperamentes verflüchtigt sich ihm der Werth ihrer gegenseitigen Beziehungen, und er fragt: „Was kann ich für sie thun? Nichts, nichts, und sie im Grunde auch für mich wenig. Was hilft also das Aengsten?" Klingt das „Fort von Weimar" durch alle seine Briefe, so haben doch Karolinens Schilderungen das Bild der Herzogin wieder vor seiner Weimar abgewandten Seele erstehen lassen. Noch hat er ihr Schreiben vom 22. Mai nicht erhalten, als er ihr, der Einzigen, die seine Lage zu verstehen im Stande sei, über diesen Göttinger Antrag ausführlich schreibt.

Innsbruck, den 26. Juni 1789[1]).

Durchlauchtigste Herzogin, gnädigste Frau!

Vor allen Dingen komme ich zu Euer Durchlaucht, da ich wieder in Deutschland bin, mit meinem treuesten Glückwunsch zu Euer Durchlaucht allmählich wieder hergestellten und erneuten Gesundheit entgegen. Sie ist doch das Hauptgut und gleichsam das Capital aller Wünsche, mit denen wir leben und die aus ihr nun wie Zinsen steigen und ihren Ursprung nehmen. Der Himmel wird mir, wie ich hoffe, bald die glückliche Stunde schenken, Euer Durchlaucht gesund und so fröhlich als es in diesem sterblichen Leben seyn kann, wieder zu sehen und mich Ihres geliebten, heiligen Daseyns zu erfreuen und zu vergewissern.

Zweitens schreibt mir meine Frau von so unendlich vieler Güte und Gnade, die Euer Durchlaucht bei Gelegenheit des Göttingschen Antrages für meine Person und für das Wohl der Meinen geäußert haben, daß so wie sie nicht Worte genug hat finden können, die Gnade und Liebe Euer Durchlaucht für unser armes Haus auszudrücken, ich dergleichen noch viel weniger

[1]) Original im Großherzogl. Hausarchiv.

finden kann, Ihnen geliebteste, gnädigste Fürstin dafür zu danken. Von Anfang an trieb mich mein Geist an, Euer Durchlaucht einzig in dieser Sache zu schreiben, um wenigstens nur Jemandem das zu entwickeln, was in meinem Gemüth lag und sich sehr gewaltsam darin umkehrte. Ich sah Italien als die wahre Krise an, wie weit es mit mir im ganzen Resultat meines Lebens gekommen sei (wie ich's nun auch noch ansehe), und da Niemand in Weimar ein Ohr für die Disgrazie meiner Lage zu haben schien: so kann ich nicht leugnen, ich fühlte mich meines ganzen Daseyns daselbst satt und müde. Jedes Wort schien mir überflüssig, das ich an Personen thäte, die mich zwölf und mehrere Jahre hatten dulden gesehen und denen der ganze Unfall meiner Reise beinahe gleichgültig seyn konnte. Euer Durchlaucht wollte ich nicht als der Fürstin des Landes, sondern als der von mir verehrtesten Person in Weimar die Gründe darlegen, die mich zu dem halb verzweifelten Entschluß nöthigten, bloß und allein hielten mich die körperlichen Umstände zurück, in denen sich Ew. Durchlaucht damals befanden und die ich auf keine Weise durch Malereien der Art verschlimmern wollte.

Sonderbar hat mich also die Theilnehmung getroffen, mit der, meines Stillschweigens ungeachtet, Euer Durchlaucht diese Revolution meines Schicksals haben ansehen wollen; mir war's, als ob unsichtbar mein Geist zu Ihnen geflogen wäre und Ihnen seinen Kummer entdeckt hätte. Zwar habe ich Euer Durchlaucht gnädigen Brief, den meine Frau nach Venedig geschickt hat, noch nicht empfangen und weiß von seinem Inhalt nichts: indessen, daß einer da ist, ist für mich genug, um diese ganze Sache, die mir immer ein Fieber macht, wenn ich lange daran gedenke, ruhen zu lassen, bis ich Euer Durchlaucht, den Herzog und die Wenigen gesprochen habe, die mein Schicksal interessirt. Des Herzogs huldreiche Anerbietungen habe ich in Bologna empfangen und ich fühle mich gewiß darüber aufs Dankbarste gerührt. Da aber auf Reisen, zumal auf Reisen meiner Art, wo mein Gemüth äußerst angegriffen und selbst meine Gesundheit etwas in Unordnung ist, Punkte der Art schwer auszumachen sind, so habe ich selbst den Dank dafür bis zu meiner Ankunft in Weimar aufschieben müssen, und hoffe, Se. Durchlaucht werden's nicht ungut aufnehmen. Uebereilt ist nichts; zu einer solchen Thorheit bin ich zu alt: ich habe an Göttingen nichts weniger als mein Jawort gegeben, sondern Alles bis zu meiner Wiederkunft in Weimar verschoben. Dies erforderte Anstand, Dankbarkeit und Ueberlegung, und so unterdrücke ich auch jetzt jeden Gedanken, der sich hie- oder dorthin lenkt.

Wie auch die Würfel fallen mögen, so wird das Herz und die Seele, die Euer Durchlaucht in dieser Verlegenheit, der äußersten und entscheidenden meines Lebens, gegen mich und die Meinen erwiesen haben, mir ewig heilig und unvergeßlich sein. Ich kann nichts darauf sagen, als Euer Durchlaucht zeigen sich jetzt wie Sie sind und wofür ich Sie immer gehalten habe; vielleicht bin ich aller der Gnade nicht werth. Die wenigen Tage und Wochen werden ja auch hinrollen, da ich mein windichtes Palatium hinter der Kirche wieder sehe, und höre, was weiter das Schicksal mit mir will. Was ich in Weimar verlöre, weiß ich selbst am besten, ich will und mag es mir aber nicht sagen: weil ich überhaupt an diese bittere Kur meines Lebens gewiß nicht mit jugendlichem Leichtsinn denke. — Leben also Euer Durchlaucht so lange aufs Beste wohl: ich küsse Ihnen mit einer Empfindung von Dankbarkeit und innerer Wehmuth die Hand, die ich mir selbst nicht entwickeln mag. Ich bin und verharre, gütigste Herzogin, mit stummer Verehrung

Euer Durchlaucht unterthänigster
Herder.

So gehalten ablehnend dieser Brief auch klingt, das großmüthige Entgegenkommen Karl August's hatte Herder immerhin unschlüssig gemacht, und einmal nach Weimar, in das „windichte Palatium hinter der Kirche" zurückgekehrt, übten die Umgebung und die alten Verhältnisse ihre Macht. Erinnerungen an weihevolle wie an bedrängte Momente seines Lebens knüpften ihn an diese Stätte und erschwerten das Losreißen. Aber gegen den Willen zum Bleiben rang das bittere Gefühl eines Gebundenseins an eine von ihm längst als unfruchtbar und aufreibend empfundene Amtsthätigkeit, das ihm auf Schritt und Tritt niederdrückend entgegen kam. Charakteristisch für diese

Stimmung ist der Brief, den der am 9. Juli wieder in Weimar Angelangte am 12. Juli an die Fürstin richtet[1]).

Durchlauchtigste Herzogin, gnädigste Fürstin!

Wie sonderbar ist mir zu Muthe, da ich wieder in Weimar diesen ersten Brief an Euer Durchlaucht schreiben kann, hier von einer Stelle, wo ich in so mancherlei Enge des Herzens und des Daseyns, in Situationen der Freude und der Betrübniß, in Sorge und Dank zum Himmel immer aber mit einer Theilnehmung und Verehrung schrieb, die mir jetzt als einem Wiederkehrenden eine sonderbar süße und doch zugleich, ich weiß nicht warum, eine beklommene Rührung wird.

Mein guter Wille ist da, hier zu bleiben; möge nun ein gutes, ein günstiges Schicksal auch Alles so einrichten, daß ich mit Freude und Hoffnung hier bleiben kann und mich dieser gute Wille nie gereuen dürfe. Daß Euer Durchlaucht dazu beitragen werden, was in Ihrer Macht ist, bin ich gewiß; meine Verehrung und Liebe für Euer Durchlaucht ist gewiß grenzenlos und wird bis zu meinen letzten Lebenstagen wachsen. Ich will und mag nicht fordern, sondern will nur die Anerbietungen des Herzogs auf eine nähere Weise zu bestimmen wagen, die mir irgend nur annehmlich und leidlich ist. Ins alte Joch wieder zu treten, in dem ich zwölf Jahre unwürdig verloren habe, ist mir so schauerlich, daß ich statt dessen lieber das Aergste zu wählen bereit wäre. Es kommt jetzt auf die Gnade und Billigkeit des Herzogs an, wie und wohin die Sache entwickelt werde. Ich will die Punkte aufsetzen und, wenn Euer Durchlaucht es erlauben, sie Ihnen voraus zur Ansicht überreichen. Verzeihen Ew. Durchlaucht mir diese Kühnheit: da es aber ein Schritt fürs Leben und Ew. Durchlaucht sich für mich und die Meinigen in einer so großmüthigen, edlen Gestalt aus freiem Entschluß gezeigt haben, so darf ich Verzeihung dieser meiner Kühnheit erwarten. Der Himmel möge Alles zum Besten wenden!

Hier sind die Kleinigkeiten, die Euer Durchlaucht zu sehen verlangten: sie sind meistens Geschenke des Andenkens, weil ich auf Sachen dieser Art kein Geld wenden konnte, und mir sind sie um deswegen noch werther. Darf ich's wagen, Euer Durchlaucht beikommende drei italienische Dichter, die drei vornehmsten, die diese Sprache hat, unterthänigst zu überreichen auch als ein kleines Andenken meiner italienischen Reise. Ich habe sie für Euer Durchlaucht mitgebracht; verachten Sie also das arme Geschenk nicht, und gönnen ihm ein Winkelchen unter Ihren Büchern. Es ist eine Hand voll Wasser, die jener Arme dem Persermonarchen reichte und die er gütig aufnahm.

In ewiger Hochachtung, Liebe und Verehrung beharrend

Euer Herzogl. Durchlaucht unterthänigster

Herder.

Wahr und herzlich sind die einfach natürlichen Worte ihrer Erwiderung[2]). Sie ihrerseits kennt Herder's schwer zu befriedigende Natur, sie will sich seines Bleibens erst freuen, wenn sie gewiß ist, daß er sich in den von ihm selbst zu bedingenden Verhältnissen wohl fühle, daß er gerne bleibe und seinen Entschluß nicht bereue. Könne sie das Geringste zu einer ihn befriedigenden Aenderung beitragen, so werde sie es gerne thun. Mit dem vollen Klang ihrer edlen Freundschaft schließt sie: „Leben Sie wohl, lieber Herder, glauben Sie mir, daß mir Ihr Wohl sehr am Herzen liegt, und daß ich mehr Ihre Freundin bin, als ich's ihnen jemals zeigen oder sagen kann." —

Ueberzeugt, daß in Weimar, nicht in Göttingen, sich für Herder die bestmöglichen Lebensbedingungen ergäben, leitete Goethe, der treu bewährte, männliche Freund, die mündlichen Unterhandlungen, die sich an die Rückkehr Herder's

---

[1]) Original im Großherzogl. Hausarchiv.

[2]) Wörtlich abgedruckt bei Suphan, „Goethe und Herder von 1789—1795". Preußische Jahrbücher, Bd. 43.

knüpften. Wie vollkommen losgelöst von dem weimarischen Boden sich dieser fühlte, hatten seine Briefe aus Rom erkennen lassen. Mit den Verhältnissen wie mit den Personen seines bisherigen Lebenskreises durchaus vertraut, fällt er von dort aus wiederholt sein scharfes Urtheil über beide. Auch die freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe erscheinen von seiner Seite aus nur als ein lockeres Band. Er behandelt sie mit ähnlichem Mißtrauen wie die Versprechungen des Herzogs. Wenn trotzdem die Unterhandlungen schließlich mit Herder's Entschluß zu bleiben enden, so haben hier Factoren als ausschlaggebend mitgewirkt, die stark genug waren, seinen tief gewurzelten Groll gegen die weimarische Existenz zurück zu drängen. Indem die realen Vorzüge sich auf Seiten Weimars zeigten, war Herder's Wunsch nach einer Loslösung von dort zu einem rein persönlichen geworden. Und mit seiner edeln Gesinnung ist es in vollen Einklang zu bringen, daß er nun diesen, nicht mehr durch die Sorge für seine Familie zu motivirenden Wunsch dem Pflichtgefühl zum Opfer brachte. Daß sein Bleiben in Weimar ein solches Opfer war, bestätigt sich, wenn wir Karoline in dem Manuscript der Erinnerungen erzählen hören: „Bei seiner Rückkunft bat die regierende Herzogin ihn selbst auf eine so edle Weise, er möchte in Weimar bleiben. Sie, ihre und Herder's Freundin, Frau von Stein, sagten vereint, er dürfe nicht aus Weimar, er sei ja noch allein die moralische Mauer dort." Dies Gefühl, seine Gegenwart bedeute für die von ihm so aufrichtig Verehrte einen Schutz, mußte schwerwiegend in die Wagschale seiner Entschließungen gefallen sein. Es wurde verstärkt durch Goethe's Zuruf: „Der regierenden Herzogin zu Liebe solltest Du fast allein hier bleiben!" Und so kann Karoline in ihren Erinnerungen mit den Worten schließen: „Der regierenden Herzogin, mir und den Kindern zu Liebe ist er in Weimar geblieben."

(Schluß im nächsten Hefte.)

---

# Die sistinische Capelle.

Von

**Franz Xaver Kraus.**

[Nachdruck untersagt.]

Die sixtinische Capelle. Herausgegeben von Ernst Steinmann. Erster Band: Bau und Schmuck der Capelle unter Sixtus IV. Mit 260 Text-Illustrationen und 1 Atlas mit 34 Tafeln. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1901.

Wenn Rom in der Kunst des Trecento und Quattrocento weit hinter Florenz zurücktritt und in keiner Weise so wie die Hauptstadt Toscana's ein fast vollständiges und ununterbrochenes Bild der Entwicklung der Renaissance gibt, so hat es den Vorzug, in den Mauern des vaticanischen Palastes, dicht neben einander, doch die beiden mächtigsten Schöpfungen der Hochrenaissance, und man darf ruhig hinzu setzen, der gesammten christlichen Kunst vereinigt zu sehen. Die Deckengemälde der sistinischen Capelle und die Stanzen Raffael's stellen den Höhepunkt der Malerei dar. Aber sie sind mehr als das. Wenn Kugler den Ausspruch gethan hat: die Vereinigung der bisher verschiedenen Bedingnisse einer vollkommensten Kunstübung verleihe dieser großen Zeit ihren Charakter und ihren Werth, so ist das gewiß sehr richtig. Aber das, was der Zeit Julius' II. und seinem Pontificate die volle Bedeutung gibt, erschöpft sich damit nicht. In dieser Periode — sagen wir zwischen 1480 und 1520 — werden die höchsten Probleme des Lebens und die tief eingreifendsten kirchlich-religiösen Fragen aufgeworfen und verhandelt. Nach der religiösen Seite führt diese Bewegung zu den Ereignissen von 1517 über, nachdem die Mahnstimmen der Savonarola, der Geiler von Kaysersberg und ihrer Gesinnungsgenossen überhört worden waren; nach der wissenschaftlichen Seite gleitet sie in jene Bahnen kritischer Erkenntniß, auf welchen Erasmus und Reuchlin das Banner tragen und welche mit der Begründung philologischen und historischen Wissens von ferne unsere heutige Einsicht in die Geschichte des Menschengeschlechtes verbreitet hat. Um 1500 sehen wir in dem wunderbaren und unvergleichlichen Geiste Lionardo's diese ganze ungeheure Revolution des menschlichen Geistes abgespiegelt. Er ist der erste große Realist, der auf allen Gebieten des Könnens und Wissens mit diesem Princip Ernst macht, und der

merkwürdiger Weise das vermag, ohne mit der Welt des Schönen zu brechen. Und gerade das ist das Bemerkenswertheste dieser Kunstepoche, daß, was Alles in der Tiefe der Menschenseele am Vorabend der Neuzeit vorgeht, daß dies Alles in den höchsten Productionen der bildenden Kunst durchzittert, bewußt oder unbewußt. Rom reißt jetzt, für zwanzig Jahre, diese ganze hohe Kunst an sich, und neben ihm sinken die bisherigen Centren der Entwicklung zu Localschulen herab. Man wird es nie verschmerzen können, daß die Naivetät und der Zauber der Primitiven verloren ging; aber es entschädigt uns dafür die Gewalt und Hoheit der Compositionen, welche Julius II. dem Pinsel Michelangelo's und Raffael's entlockte.

Alles Irdische ist vergänglich, und mit Trauer denkt man an eine Zukunft, welche von diesen großen Schöpfungen nichts mehr als die Erinnerung besitzen wird. Selbst wenn keine unvorhergesehenen und verhängnißvollen Ereignisse den Vatican bedrohen, muß der sichtbare Verfall der Wandgemälde, namentlich in den Stanzen und Loggien, erschrecken. Dieser Thatsache gegenüber erhebt sich für die Gegenwart die Pflicht, dafür zu sorgen, daß diese Werke, in möglichst zuverlässiger Weise reproducirt, auf die Nachwelt kommen, und daß ihnen, so lange sie uns erhalten sind, das sorgfältigste Studium zugewandt werde.

Glücklicher Weise sind die Mittel der heutigen Reproductionskunst in so hohem Grade verbessert, daß eine absolut getreue, auch ausreichende Wiedergabe möglich ist. Die Fortschritte der photographischen Technik haben in den letzten Jahren die erfreulichsten Resultate gezeigt. Aber damit ist die Sache nicht erledigt. Compositionen von so großem Umfang, deren Aufnahme dem Operateur zum guten Theil sehr große Schwierigkeiten entgegensetzt, können ebenso wie die Umsetzung dieser Aufnahmen in den photographischen Druck nur mit schweren pecuniären Opfern reproducirt und publicirt werden. Ohne eine staatliche Beihülfe war an ein derartiges Unternehmen nicht zu denken: und wer sollte diese leisten? Der Vatican ist in seinen Geldmitteln allem Anschein nach zu beschränkt, um in ähnlicher Weise wie für die Veröffentlichung des Appartamento Borgia, so auch für die Stanzen und die Sistina einzutreten. Italien ist in derselben Lage, und es hätte in Ansehung des gespannten Verhältnisses zwischen Quirinal und Vatican nicht wohl daran denken können, dieser Aufgabe sich zu unterziehen. Unter diesen Umständen wird die ganze gebildete Welt dem Deutschen Reiche dafür dankbar sein, daß es hier hülfreiche Hand geboten hat.

In Deutschland ist, wie bekannt, die Sorge für Kunst und Alterthum nach dem Jahre 1871 eine Angelegenheit der Einzelstaaten geblieben. Indessen hat sich doch bald herausgestellt, daß es Aufgaben, namentlich außerhalb der Grenzen des Reiches gebe, denen sich das Reich nicht entziehen und deren Pflege den Einzelstaaten nicht überlassen oder zugemuthet werden konnte. So hat denn das Reich das römische Institut für archäologische Correspondenz, welches zunächst 1828 als ein unter der Protection des Kronprinzen von Preußen stehendes Privatunternehmen gegründet und 1857 von Preußen definitiv dotirt worden war, am 18. Mai 1874 sammt der Zweiganstalt zu

Athen auf seinen Etat übernommen. Und so hat das Reich auch anderen wissenschaftlichen Unternehmungen seinen Schutz und seine finanzielle Unterstützung zugewendet, wie der zoologischen Station in Neapel, in Deutschland selbst dem germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, auch der in Mainz mit dem dortigen Centralmuseum verbundenen Centralstelle für die Erforschung der Reste römischer Herrschaft auf deutschem Boden. Allerneuestens hat denn auch das Reich unser Florentinisches Institut für Kunstwissenschaft, welches für die Kunst des Mittelalters und der Renaissance eine ähnliche Auskunftstelle sein will, wie das römische Institut für die antike Zeit, mit einer Dotation bedacht.

Daß außer dieser Fürsorge für ständige Unternehmungen auch vorübergehende Anlässe zu einem Eingreifen des Reiches sich ergeben würden, war vorauszusehen. Die Südpolarexpedition, welche im August 1901 aufbrach, um nie besuchte Länder und Meere der wissenschaftlichen Forschung zu erschließen, gehört dahin. Aber auch die Kunstgeschichte hat dem Reiche ihren Dank zu sagen. Man hat in Berlin vorgestellt, wie wünschenswerth es sei, wenn durch eine finanzielle Unterstützung des Reiches eine vollständige und erschöpfende Publication der sistinischen Kapelle zu Stande kommen könne: die Idee wurde von dem verewigten Reichskanzler Fürsten von Hohenlohe bereitwillig aufgegriffen und dem Reichsamt des Innern überwiesen, wo sie sich der wärmsten Förderung Sr. Excellenz des Grafen Posadowsky-Wehner erfreute. Eine von dem Herrn Staatssekretär 1899 berufene Commission sprach sich zu Gunsten der beabsichtigten Veröffentlichung aus, für welche dann die beträchtliche Summe von 70 000 Mark aus Reichsmitteln in den Etat eingestellt wurde.

Man durfte erwarten, daß dieser höchst stattlichen Subvention entsprechend zunächst die technische, typographische und artistische Ausstattung des Werkes aufs Glänzendste ausfallen werde. Das ist denn auch in der That der Fall. Die architektonischen Aufnahmen sind von einem der hervorragendsten kunstwissenschaftlich gebildeten Architekten Italiens, Herrn Giov. Battista Giovenale, hergestellt, dessen sachverständiges Urtheil wir bei der Restauration von S. Maria in Cosmedin und bei anderen Anlässen zu bewundern hatten. Die photographischen Aufnahmen sind zum weitaus größten Theile durch Domenico Anderson geliefert, dessen Reproduction von Wand- und Tafelgemälden bekanntlich alle früheren Verfahren in den Schatten gestellt hat. Die ganze Einrichtung, die artistische Ausstattung und typographische Herstellung ist das Werk der Firma F. Bruckmann in München, welche sich mit diesem Erzeugniß ihrer Pressen ein neues prächtiges Denkmal ihrer Thätigkeit gesetzt hat. Die im dritten Anhang des ersten Bandes beigegebenen Documente sind von Heinrich Pogatscher bearbeitet: sie bringen, außer dem bereits durch Müntz und Gnoli bekannten urkundlichen Material, noch einiges Neue.

Liegt nach all' diesen Seiten ein sehr befriedigendes Resultat vor, so erhebt sich die Frage, wie der Verfasser des Textes selbst seiner Aufgabe gerecht geworden ist. Es war kein leichtes Unternehmen. Die ältere Baugeschichte der sistinischen Capelle und ihre Decoration unter Papst Sixtus IV. war bisher wenig und jedenfalls nicht im Zusammenhang behandelt. Sie hat hier, im

ersten Bande, ihre Erledigung empfangen. Der zweite Band wird sich mit der Hauptsache, der Decke Michelangelo's zu beschäftigen haben, über welche eine gerade nicht reiche, aber immerhin beachtenswerthe, in den letzten Jahren durch die Darstellungen und Untersuchungen Klaczko's und Justi's vermehrte Literatur besteht. Ich habe soeben den betreffenden Abschnitt für meine „Geschichte der christlichen Kunst" geschrieben, und ich glaube gezeigt zu haben, wie viel, auch nach allen bisherigen Erklärungsversuchen, für das Verständniß dieser gewaltigen Composition noch zu thun blieb. Hier wird sich vor Allem der Verfasser zu bewähren haben, und von der Art, wie er diese Aufgabe zu bewältigen im Stande war, wird das Urtheil über den Werth des ganzen Werkes einigermaßen abhängen — ich sage einigermaßen, denn schon die sachverständige und sorgfältige Darreichung einer weitaus zuverlässigeren Reproduction des längst bekannten, aber auch vieles so gut wie gänzlich oder thatsächlich total unbekannten Materials wird der Publication einen bleibenden und unvergänglichen Werth verleihen.

Dr. Steinmann hat sich seit einer Reihe von Jahren mit dem Studium der sistinischen Capelle und der Stanzen beschäftigt, und mehrere kleinere Arbeiten geben Zeugniß von der Hingebung, welche er an die Erforschung dieser Denkmäler und ihrer Geschichte gewandt hat. Jetzt liegt in diesem ersten Bande die erste größere Arbeit seinerseits über den Gegenstand vor: sie läßt uns in ihrem Ensemble einen sehr vortheilhaften Eindruck zurück. Die Energie und der Fleiß, welche der Verfasser auf die Geschichte der sistinischen Capelle und ihrer ersten Ausschmückung verwendet, ist aller Bewunderung werth. Die Anlage des Werkes ist verständig und dem Gegenstand entsprechend. Als einleitende Capitel sind die über Sixtus' IV. Laufbahn und Charakter, über seine Bauthätigkeit, über die der Cardinäle seines Hofes, diejenigen über Literatur und Kunst unter dem Pontificat des Sixtus zu betrachten. Die Darstellung geht dann über zu der Baugeschichte der vaticanischen Palastcapelle, welche den Namen dieses Papstes trägt und welche in ihrer Gründung bis auf Papst Nikolaus III. (1278) hinaufgeht, aber sehr bald in Folge der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon vernachlässigt wurde. Der Neubau unter Sixtus IV. wurde am 9. und 15. August 1483 vollendet; die erste Messe, welche in ihr abgehalten wurde, war die Krönungsmesse des Papstes am 25. August desselben Jahres. Als Architekten derselben haben die urkundlichen Forschungen von Müntz und Gnoli vor etwa zwanzig Jahren den schon unter Paul II. in Rom beschäftigten Giovannino de' Dolci nachgewiesen, dessen Porträt uns Perugino hier in der Schlüsselübergabe bewahrt hat. Dieser Neubau erfuhr bis auf Julius II. einige Anbauten und Restaurationen; sehr werthvoll sind die Nachweise über die älteren Abbildungen desselben, von denen manche mitgetheilt werden. Der Archäologe hat allerlei aus diesen Zeichnungen zu lernen. So ist z. B. S. 163 (Fig. 74) sehr interessant, indem auf einer Marmorplatte aus dem Opus Alexandrinum der Capelle ein Monogramm Christi vorgeführt wird, welches eine überraschend lange Erhaltung dieses altchristlichen bis ins vierte oder fünfte Jahrhundert hinauf reichenden Typus zeigt. Im Anschlusse an die Schilderung der Innenerneuerung der Capelle erfahren wir

Weiteres über den Sculpturenschmuck, dann über den Beginn der malerischen Decoration, für welche der erste Contract vom 27. October 1481 vorliegt. Zu diesen frühesten Arbeiten zählt die Serie der Papstbilder, welche oben an den Wandflächen in überlebensgroßen Figuren angebracht ist. Zum ersten Male erhalten wir hier wenigstens einige dieser Papstbildnisse in guten Abbildungen. Es waren ursprünglich dreißig, von denen vier weggeschnitten wurden, um Michelangelo's Malereien Platz zu machen. Herr Steinmann hat S. 197 sich bemüht, die uns erhaltenen Bilder zu identificiren und den in Betracht kommenden Meistern zuzuweisen. Demnach vertheilte sich die Urheberschaft an Fra Diamenta (7), Ghirlandajo (8), Botticelli (7), Rosselli (2). Die Namen der Päpste mit Angabe ihrer Nationalität und Regierungsdauer sind anscheinend auf Grund einer späten Recension des Liber Pontificalis (wie Steinmann glaubt, von Platina) zusammengestellt worden. Sie sind offenbar nicht alle mehr leicht lesbar, wodurch sich die Differenzen in den Listen erklären, welche wir hier bei Steinmann und in älteren Arbeiten, z. B. in Ullmann's Sandro Botticelli, S. 91, finden. Steinmann gibt 24 Bilder als erhalten an, während Ullmann deren 28 aufzuführen weiß. Es ist bedauerlich, daß Steinmann die Ullmann'sche Notiz gänzlich ignorirt, aber sehr viel bedauerlicher sind zwei Verstöße, zu welchen ich als Kirchenhistoriker doch nicht schweigen kann. S. 197 wird ganz richtig Caius Dalmata als zu einander gehörig angegeben, denn Papst Caius, der 283—296 regierte, war, wie das Papstbuch angibt, natione Dalmata. In der Aufzählung S. 201 und in der Unterschrift zu Figur 101, S. 213, wird aber Dalmata als Eigenname angegeben, während Caius unterdrückt ist. Das ist ein läßlicher lapsus calami. Aber sehr viel schlimmer ist, daß uns Herr Steinmann einen neuen Papst geschenkt hat. Der Christenheit einen neuen Papst schenken, kann unter Umständen ja sehr verdienstlich sein, und man sagt, daß man gar manches Mal einem solchen Geschenk des Himmels sehnsüchtig entgegengesehen habe: aber in die Papstlisten sollte man doch ohne weitere Prüfung der betreffenden Ansprüche nicht so leicht Jemanden einsetzen. S. 201 und 217 hat uns aber der Verfasser als Werk Botticelli's das Bild eines bisher gänzlich unbekannten Papstes Namens Voius beschrieben und abgebildet. Der Name ist dreimal so gedruckt und unter der Abbildung 104 in breiter Antiqua wiederholt: Papst Voius von Botticelli. Offenbar hat der Verfasser eine Inschrift falsch gelesen, was bei einem Nicht-Epigraphiker verzeihlich ist; aber auf die Beschreibung von Papstbildern sollte man sich doch nicht einlassen, wenn man mit diesen alten Herren nicht einigermaßen auf gutem Fuße steht.

Dies kleine Monitum eines vertrockneten Inschriftensammlers soll dem Buche keinerlei Abbruch thun. Kehren wir zu demselben zurück, so treten wir mit Abschnitt V, S. 227 ff. in die Betrachtung des historischen Bilderkreises ein, welcher den Hauptschmuck der Wandflächen in der Capelle bildet. Eine gute Orientirung über die ältesten Bildercyklen der christlichen Basiliken geht hier voraus, worauf der Bilderkreis der Sistina zunächst ausführlich vorgeführt wird. Eingehendere Würdigung erfahren von diesen, meist dem Alten Testamente angehörenden, aber auch bis zum Abendmahl und der Auferstehung

Christi hinübergleitenden Reihenfolge die Huldigungsfeier des Papstes im Reinigungsopfer des Aussätzigen, Pharao's Untergang im Rothen Meer als Verherrlichung der Schlacht von Campo Morto, die Bestrafung Korah's und seiner Rotte als Denkmal der Ueberwindung des Schismas.

Die Bezugnahme auf die Zeitgeschichte, wie sie in den Schöpfungen der italienischen Renaissance in der That, namentlich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auftritt, ist ein Gegenstand, der zur Stunde mit besonderem Eifer studirt wird. Mit dem Einsetzen zeitgenössischer Persönlichkeiten in der heiligen Geschichte war Benozzo Gozzoli sowohl im Palazzo Riccardi, als im Camposanto zu Pisa vorangegangen: Ghirlandajo ist in den Wandgemälden von S. Maria Novella seinem Beispiele zu Nutz und Frommen der Familie Tornabuoni gefolgt. Aber ich glaube nachgewiesen zu haben, daß schon fast anderthalb Jahrhundert vorher in den Fresken der spanischen Capelle bei S. Maria Novella eine deutliche Anspielung auf die Thätigkeit der Inquisition im damaligen Florenz vorliegt. Daß Raffael in seinen Stanzen die Schicksale des Pontificats in den Tagen Julius' II. und Leo's X. zu veranschaulichen unternahm, ist allgemein zugestanden. Die Versuchung lag also nahe, auch für den Bilderkreis der Sistina etwas Aehnliches vorauszusetzen. Herr Dr. Steinmann hat nun die Katastrophe Pharao's als Verherrlichung des Sieges zu erweisen gesucht, welchen die von Roberto Malatesta geführten päpstlichen Truppen am 21. August 1482 auf dem Campo Morto zwischen Velletri und Nettuno über den Herzog von Ferrara und die Neapolitaner erfochten, und ebenso erblickt er in der Scene der Schlüsselübergabe eine Allusion auf die Unterdrückung der gegen das Papstthum gerichteten schismatischen Bewegung, wie sie sich damals (25. März 1482) in der Berufung eines allgemeinen Concils nach Basel durch den Erzbischof Andrea Zamometic von Krain offenbarte. Der Verfasser glaubt die Entstehung des Durchganges durchs Rothe Meer erst nach der Schlacht von Campo Morto, also 21. August 1482, setzen zu dürfen, da die Beziehungen dieses Bildes zu diesen Ereignissen von ihm nachgewiesen seien. Ich fürchte, daß hier ein methodologischer Schnitzer vorliegt. In der Composition des Unterganges des Pharao ist nichts, was zur Annahme einer bestimmten Beziehung auf die erwähnte Schlacht irgendwie nöthigt. Das Sujet war gegeben durch den ganzen typologischen Gedankengang dieser Bilderfolge, und seine Aufnahme in denselben entspricht ganz der Tradition. Die noch von Crowe und Cavalcaselle (D. A. III, 8) dem Cosimo Rosselli zugewiesene Composition wird von Steinmann Pier di Cosimo und einem unbekannten Schüler Rosselli's vindicirt: wohl mit Recht, denn jedenfalls ist sie eine für Rosselli viel zu schwache Schülerarbeit. Das spricht nicht dafür, daß hier der Papst den größten kriegerischen Triumph seines Pontificats verherrlichen wollte; er hätte, wäre das seine Absicht gewesen, sicher einen der besten der von ihm beschäftigten Maler, nicht den allergeringsten, mit dieser bedeutsamen Aufgabe betraut. Ich will ganz davon schweigen, daß die Flußscenerie des Bildes absolut nichts mit der Sumpfebene des Campo Morto zu thun hat. Entscheidend ist aber, daß Cosimo Rosselli mit seinen Gesellen nach der bei Steinmann S. 634 von Pogatscher neu

edirten Abrechnungsurkunde (compromissum super extimassione picture in quatuor primis istoriis factis in capella maiori pape cum sententia et emolugatione et approbatione etc.) vom 17. Januar 1482 schon ein gutes halbes Jahr vor dem Treffen auf dem Campo Morto verabschiedet war, nachdem er und die Seinigen die vier Bilder hergestellt hatten, welche ihm aufgetragen waren. Diese Bilder werden in dem Compromiß vom 17. Januar nicht genannt, aber daß der Untergang Pharao's zu ihnen gehörte, kann vernünftiger Weise nicht bezweifelt werden. Es ist also vielmehr zu sagen: diese Scene war schon im Januar 1482 fertiggestellt, sie kann also keinen Bezug auf das Ereigniß des 21. August haben.

Von neutestamentlichen Sujets behandeln die Wandbilder sieben: Taufe und Versuchung Christi, die Berufung der ersten Jünger, die Bergpredigt, die Uebergabe der Schlüssel an Petrus, das letzte Abendmahl und die Auferstehung des Herrn. Die typologische Beziehung dieser Bilder zu den alttestamentlichen ist dem Verfasser nicht entgangen: es sind gewissermaßen Bruchstücke jener Concordia Veteris et Novi Testamenti, welche in den Bildercyklen der frühchristlichen Zeit entgegentritt. So ist die Uebergabe der Schlüssel an Petrus (Taf. 32) die Erfüllung einer Verheißung, welche in dem Testament des Moses (Taf. 27) vorgebildet ist. Wie weit dieser Parallelismus hinaufreicht, das mag man in meiner „Realencyklopädie der Christlichen Alterthümer" (II, 431, 736) nachsehen; und wie beliebt die Darstellung der Schlüsselübergabe im ausgehenden Mittelalter war, ist sattsam bekannt. Sixtus IV. brauchte nur in seiner eigenen St. Peterskirche den alten päpstlichen Altar und das Grabmal Urban's V. anzusehen, um ein Vorbild für diese Scene zu haben. Andere Beispiele hat der Verfasser selbst S. 336 nachgewiesen. Des Papstes Neffe, Julius II., hat den Gedanken an den erwähnten Parallelismus nicht fallen gelassen: er macht die Idee seines Grabdenkmals aus, wo der Nachfolger Petri als Moses erscheint. An sich liegt also gar kein Grund für die Annahme vor, daß in dieser Scene eine bestimmte Beziehung auf ein gleichzeitiges Ereigniß zu suchen sei. Steinmann (S. 544 ff.) sucht das allerdings dadurch wahrscheinlich zu machen, daß er die Entstehung des Bildes unter Sixtus IV. als selbstverständlich behandelt und in dem Kopf eines der die Apostel begleitenden Kriegsleute den Herzog von Calabrien erblickt, welcher sich bald nach dem Treffen auf dem Campo Morto mit Sixtus versöhnte und auf Weihnachten 1482 bei ihm in Rom zum Besuche erschien. In diesem Kopfe erkennt der Verfasser „Zug für Zug" das Porträt des Neapolitanischen Prinzen, so wie es uns die erhaltenen Medaillen vom Jahre 1481 von der Hand des Andrea Guazzalotti bewahrt haben. Ich kann dem nicht beipflichten, und ich zweifle, ob der Künstler, falls er den Prinzen hier anbringen sollte, ihm eine so untergeordnete Stellung zugewiesen hätte, während er auf der anderen Seite des Bildes sich selbst der Hauptscene viel näher bringt. Daß Pietro Perugino erst 1484 nach Rom kam, wie Crowe und Cavalcaselle (D. A. IV, S. 187 f.) anzunehmen scheinen, ist jetzt nicht mehr aufrecht zu erhalten, nachdem die Urkunde vom 27. October 1481 (Doc. S. 633) ihn als schon in Rom wohnend erwähnt. Aber immerhin bleibt fraglich, ob er vor dem Tode des Papstes, der

am 13. August 1484 erfolgte, Zeit hatte, mehr als die Altarwand der Capelle zu malen, wo er die Himmelfahrt zwischen der Geburt Christi und der Auffindung des Moses schilderte und die knieende Gestalt Sixtus' IV. auf dem Mittelfeld anbrachte — Bilder, welche später dem jüngsten Gerichte Michelangelo's weichen mußten. Die Zahlung für die von dem Meister in der sixtinischen Capelle hergestellten Malereien fand erst 1489 statt, wonach also wohl anzunehmen wäre, daß seine Hauptthätigkeit in das Pontificat Innocenz' VIII. (1484—1492) fällt. In dieser Zeit kann man daher versucht sein, auch die Schlüsselübergabe zu setzen, doch steht dem gegenüber, daß Signorelli, der an dem Bilde betheiligt ist, wahrscheinlich schon 1484 nach sechsjährigem Aufenthalt, Rom verlassen hat (Crowe und Cavalcaselle, D. A. IV, 10).

Die Uebergabe der Schlüssel ist gewiß eines der vollkommensten Werke Perugino's. Der Verfasser macht (S. 334) mit Recht die Bemerkung, selbst Raffael habe seinem Tempel im Sposalizio zu Mailand eine gleichbeherrschende Kuppel nicht zu geben vermocht. Erwägt man den Umstand, daß Perugino nicht, wie so viele andere Maler der Zeit, zugleich Architekt war, so wird man vielleicht der Vermuthung Raum zu geben geneigt sein, daß dieser ganz bramanteske Tempelbau auf den Einfluß Bramante's zurückging, der freilich erst viel später in Rom auftrat, dessen Stern aber bereits seit 1472 in der Lombardei aufgegangen war und der, ein Landsmann Raffael's, wohl frühzeitig Beziehungen zu dessen Lehrer Perugino gehabt haben wird.

Indessen, lassen wir diese Dinge; die Meinungsverschiedenheiten über die Absichten, welche Steinmann in den zwei hier besprochenen Compositionen sieht, können unserer Anerkennung der äußerst sorgfältigen, liebe- und verständnißvollen Analyse keinen Abbruch thun, welche wir in dem Studium dieser wie der andern Gemälde der Wandflächen antreffen: so in der Beschneidung des Mosesknaben, die hier mit durchschlagenden Gründen Pinturicchio zugewiesen wird; in der Taufe Christi, in welche sich Perugino und Pinturicchio theilen; in Ghirlandajo's Berufung der ersten Jünger; in Cosimo Rosselli's Bergpredigt und Abendmahl; in der Gesetzgebung auf Sinai, gleich dem Durchzug durchs Rothe Meer theils von Rosselli, theils von seinen Schülern gemalt; in Botticelli's drei Schöpfungen: das Reinigungsopfer des Aussätzigen, Moses' Jugendleben und die Bestrafung der Rotte Korah; endlich in Signorelli's und Bartolommeo della Gatta's Antheil, dem Testament des Moses.

Für alle diese Abschnitte gilt, wie bemerkt, das Lob einer höchst gewissenhaften und sorgsamen Durcharbeitung des Stoffes und einer gesunden und feinen Empfindung in der künstlerischen Beurtheilung wie der ganzen Compositionen so der Einzelheiten. Dieser vorwaltend kunsthistorischen Hauptmasse seines ersten Bandes hat der Verfasser einen namentlich für die Theologen und Kirchenhistoriker hochinteressanten Abschnitt hinzugefügt, welcher sich mit der Capelle Sixtus' IV. als Culturstätte beschäftigt. Er hebt mit der Weihe des Sanctuariums am 15. August 1483 an, welcher am 25. August die erste Papstmesse folgte. Es wird dann weiter erzählt, was der Papst für die Innenausstattung der Capelle, die Reorganisation des Sängerchors u. s. f. gethan hat, und wie sich unter ihm der Gottesdienst thatsächlich gestaltete.

Der Bericht über den Tod Sixtus' IV., dem angeblich die Nachricht von der Untreue des Herzogs von Mailand das Herz gebrochen haben soll (sollte er je an die Treue dieses Herrn geglaubt haben?), und eine kurze Würdigung seines Charakters machen den Schluß des Werkes. Steinmann's Urtheil geht dahin, die Nachwelt müsse das Charakterbild Sixtus' IV. in ungleich reinerem Lichte sehen als seine Zeitgenossen; „was er Böses gethan, wurde zum Theil mit ihm selbst begraben; was er Gutes gestiftet, hat die Jahrhunderte überlebt". Hält man im Auge, was dieser Papst für die Stadt Rom, deren „Restaurator" er in der That war, gethan und was wir ihm allein für die Schaffung der sistinischen Capelle schulden, so ist dieses Urtheil nicht zu verwerfen. Aber es bleibt, wenn man von dem Protector der Künste und dem großen Bauherrn absieht, des Menschlichen und Bedenklichen, um nicht zu sagen des Grauenhaften aus diesem Pontificate zu viel, um es auf die leichte Achsel zu nehmen. Der Verfasser ist, wohl aus praktisch nahe liegenden Gründen, auf Sixtus' IV. Antheil an der Verschwörung der Pazzi nicht näher eingegangen; er hat dies furchtbare Ereigniß (S. 8) nur gestreift, und zwar nicht einmal in einer den Sachverhalt klarstellenden Weise; denn nicht darum handelt es sich, ob es wahr sei, daß der Nepote des Papstes, Graf Girolamo Riario, an der Verschwörung betheiligt war, sondern um die viel schwerer wiegende Anklage, daß Sixtus selbst um die Verschwörung und die geplante Ermordung der Medici gewußt und sie gebilligt habe. Darüber besteht bekanntlich eine ziemlich umfangreiche Literatur, auf die doch hätte verwiesen werden können. Jedenfalls liegt diese Anklage wie eine dunkle Wolke über der Regierung Sixtus' IV. und jedenfalls war zu sagen, daß das Urtheil über seinen Charakter dadurch nicht verbessert wurde, daß er mit zunehmenden Jahren gegen die Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten seiner Nipoten immer schwächer und nachsichtiger wurde und damit jene Aera des Pontificates einleitete, wo das Verbrechen sich ungescheut und offen auf den Stufen des päpstlichen Thrones breit zu machen wagte.

Ich schließe hiermit meinen Bericht, der heute nichts Anderes als ein Vorbericht sein kann. Denn der weitaus wichtigere Theil des Werkes wird ja der zweite Band sein, welcher hoffentlich diesem ersten in kürzester Frist folgen wird. Man darf schon jetzt die bestimmte Erwartung aussprechen, daß derselbe für die Kunstgeschichte eine Quelle neuer und bedeutsamer Erkenntnisse und somit das ganze Werk für den Verfasser ein glänzender Ehrentitel, für die Reichsregierung, welche die Mittel zur Herstellung desselben einstellte, eine hohe Befriedigung sein werde. Schon das ist ein unschätzbarer Nutzen solcher Leistungen, daß das Publicum und wir Alle, welche idealen Aufgaben nachgehen, darüber beruhigt sind, daß unsere Reichsregierung in die Hände von Staatsmännern gelegt ist, welche für diese idealen Aufgaben volles Verständniß und eine warme persönliche Theilnahme besitzen.

## Nachschrift des Herausgebers.

Eine Neujahrskarte, die diesmal vielen Freunden schmerzlich gefehlt haben wird, war die mit der Inschrift: „Annum. Novum. Faustum. Felicem." Darüber das Kreuz mit dem A. und O., darunter: „Franciscus. Xaverius. Kraus". Die Hand, die, bis zum letzten Augenblicke thätig, noch am 27. December in fast schon unleserlichen Zügen der Redaction dieser Zeitschrift aus San Remo schrieb, ruht nun für immer; Samstag, den 28. December, Abends zwischen 6 und 7 Uhr, ist unser theurer Mitarbeiter F. X. Kraus entschlafen; zugleich mit der Correctur vorliegenden Aufsatzes, die zur Absendung an ihn bereit lag, traf die Trauerkunde seines Todes ein. Was die Wissenschaft, die Kunst- und Kirchengeschichte, was das geistige Leben des Staates an ihm verloren, der ein treuer Sohn seiner Kirche, doch auch ein unerschrockener Kämpfer für die reformatorische Richtung innerhalb derselben war — das zu sagen behalten wir einer anderen Feder vor. Hier und heute, noch unter dem frischen Eindruck des ersten Schmerzes, wird man es uns verzeihen, wenn wir nur an den Verlust denken, den die „Deutsche Rundschau" durch sein Abscheiden erlitten hat.

Sein erster Beitrag erschien im Aprilheft des Jahres 1883 und behandelte „Die Wandgemälde von Oberzell auf der Reichenau" — jene unschätzbaren Reste der altchristlichen Kunst, um deren Erhaltung und Erläuterung er sich die größten Verdienste erworben hat. Wer den durch die Jahrhunderte geweihten Boden der Reichenau betritt, wird dort, in den frühmittelalterlichen Kirchen, keinen Namen so oft, keinen mit mehr Achtung und Liebe nennen hören als den des Professors Kraus. „Tausende haben," so schloß dieser Aufsatz, „von der Reichenau in ihre Berge und Wälder zurück wandernd, in stillem Gemüthe dem unbekannten Maler für diesen Schatz des Trostes gedankt;" Tausende werden jetzt und in kommenden Zeiten dem Manne danken, der solchen Schatz vor dem Untergange bewahrt, und indem sie die Stätte ehren, „die unseren Vorfahren einst weithin Licht und Frieden gespendet hat", auch dessen gedenken, der diesem Werke von fast tausendjähriger Vergangenheit ein neues und, so wollen wir hoffen', nach menschlichen Begriffen in eine ferne Zukunft dauerndes, wirkendes Leben wieder gegeben hat.

Vom Jahre 1884 ab ist wohl keines vergangen, das der „Deutschen Rundschau" nicht eine werthvolle Arbeit des Verstorbenen gebracht hätte, vornehmlich von jenem Gebiete, wo der Kunst- und der Kirchenhistoriker einander begegneten: über Rossi und dessen „monumentum aere perennius", das unterirdische Rom, über de Bruzza, den ausgezeichneten Epigraphiker des antiken und mittelalterlichen Italiens, über Signorelli's Illustrationen zu Dante, über historische Forschung in den Rheinlanden, über die Kunstdenkmäler im Großherzogthum Baden. Unter seinen in unserer Zeitschrift erschienenen Aufsätzen, die das innere Leben der katholischen Kirche behandeln, ragen unzweifelhaft

diejenigen am meisten hervor, die er dem Leben und den Schriften Antonio Rosmini's gewidmet. Keiner stand seinem Herzen näher als dieser, vom Feuer des Glaubens und der Vaterlandsliebe durchglühte Philosoph, dessen Persönlichkeit eine der bedeutendsten Erscheinungen des Katholicismus im neunzehnten Jahrhundert bildet. Die Begeisterung für eine heilige Sache, nur von leiser Wehmuth gedämpft, vereint sich in dieser Aufsatzreihe mit einer Kenntniß der intimsten Vorgänge der damaligen Kirchenpolitik und einer Schärfe der Charakteristik, die ebenso wenig übertroffen werden kann wie die Anmuth landschaftlicher Schilderung, wo Kraus uns Rovereto, die Heimath, und Stresa, das „caro nido" Rosmini's vor Augen zaubert — „ein Stück Paradies, voll jener Harmonie, voll jenes Lichts und jenes Friedens, den wir uns gern als einen Abglanz Edens vorstellen."

Nicht gering ist ferner die Zahl der in diesen Blättern niedergelegten liebevollen Erinnerungen, die Kraus abgeschiedenen Freunden, wie Maxime du Camp, oder der Studien, die er verwandten Geistern, wie Joubert und de Roux, gewidmet hat, und gerade sie sind um so bemerkenswerther, als sie darthun, wie gut er auch die Schwesternation der Italiener verstand, wie congenial ihm ihre Cultur war und wie sehr er den lateinischen Zug in ihrem Charakter schätzte, ohne darum ungerecht gegen den gallischen zu werden. Wenn er, nicht ohne Wehmuth, zugesteht, daß Frankreichs große Katholiken in der Gegenwart ebenso wenig eine Nachfolge gefunden haben wie seine großen Namen der Literatur, so vermag er dagegen in beredten Worten den außerordentlichen Aufstieg der französischen Wissenschaft nachzuweisen. Wer das literarische Frankreich von den Tagen Ludwig's XIV. bis zu denen Napoleon's III. so genau kannte wie er es gekannt, wer in seinen Nebenstunden so viel edle Genüsse daraus geschöpft, der konnte, der durfte nicht an einen plötzlichen Niedergang dieses reich begabten Volkes glauben, nicht an seiner Zukunft zweifeln. „Das arbeitende Frankreich ist unser geistiger Bundesgenosse!" rief er in einem Artikel aus, zu einer Zeit, als die Beziehungen des Quai d'Orsay zu unserem Reichskanzleramt noch kühler und zurückhaltender waren als sie es jetzt sind; und die wiederholten Aeußerungen freundlicher Gesinnung von Seiten Kaiser Wilhelm's II. anticipirend, sagte er mit gutem Grunde, die deutsche Bildung, mit der der Geist des Monarchen erfüllt ist, sei sich des unermeßlichen Antheils, den Frankreich an der geistigen Cultur Europa's hatte und noch hat, wohl bewußt: „sie weiß, daß es Barbarei wäre, dieses Element zu verkennen oder es zerstören zu wollen."

Kehren wir mit Kraus noch einmal dahin zurück, wo seine Seele fast immer und er selbst Jahr für Jahr mit Vorliebe geweilt hat — nach Italien. Nichts, was dieses Land und sein Volk anging, war ihm fremd. Wir sprechen hier nicht von seiner „Geschichte der christlichen Kunst", die, bis zum beabsichtigten Schluß vollendet, für immer ein großartiges Denkmal seiner Gelehrsamkeit sein wird, noch von seinem imposanten Dante-Werk, das vielleicht den Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit bezeichnet; wir beschränken uns auf das, was in unserer Zeitschrift vorliegt und ihren Lesern gegenwärtig sein wird, wie das herrliche Essay über Petrarca, das in unvergleichlich schöner Darstellung ein

Bild des mittelalterlichen Italiens gab, und in zarten Tönen so die Herzens- und Seelengeschichte des Dichters, wie sein Verhältniß zu der ihn umgebenden Natur zeichnete. Dem gleichen Ideenkreise gehörte der zu ihrem Centenarium verfaßte Aufsatz über „Vittoria Colonna“ und der über „Umbrische Lyrik“, ihm gehört auch der an, den wir in diesem Hefte bringen über „Die sistinische Capelle“ — wie wir wohl annehmen dürfen, das Letzte, was Kraus geschrieben. Wir empfingen das Manuscript kurz bevor er seine Reise, seine letzte, über die Alpen antrat; die Correctur hat er nicht mehr lesen können. Ein anderer, umfangreicherer, aber schon im vergangenen Sommer vollendeter Aufsatz über „Das mediceische Rom“ liegt noch in unseren Händen und wird demnächst an dieser Stelle veröffentlicht werden. Leidend seit vielen Jahren, hat Kraus, was ihm von der Vorsehung auferlegt worden, mit unaussprechlicher Geduld und stillem Gottvertrauen getragen. Ein starker Geist, unermüdlich rege bis ein oder zwei Tage vor seinem Hingang, wohnte in diesem gebrechlichen Körper, beseelte diese feinen Gesichtszüge, die auch im Leiden noch ein Lächeln hatten. Tief erschütternd, doch nicht ganz unvorbereitet, traf seine Freunde die Kunde, daß er, fern von der Heimath, aus diesem Leben geschieden ist in dem Lande, das er hoffend noch einmal aufgesucht und, vorahnend vielleicht, daß er dort sein Ende finden werde, in seinem eben erschienenen Buch über Cavour seine „zweite Heimath“ genannt hat.

Berlin, 2. Januar 1902. J. R.

# Criminalpsychologische Ausführungen zu dem „Fall Fischer“.

Von

**Otto Binswanger** (Jena).



Mehrere Zuschriften, welche mir anläßlich meiner Sachverständigenthätigkeit in dem Criminalfalle des Studenten Fischer zugegangen sind, zeigten mir, welch' tiefe Erregung in den verschiedensten Schichten unserer Bevölkerung die That und die Verurtheilung des jungen Mannes erzeugt hat. Sie belehrten mich auch darüber, daß selbst bei den Gebildeten über die wissenschaftlichen Grundlagen der psychiatrischen Sachverständigenthätigkeit, über die Pflichten, welche ihm das Gesetz nach dieser Richtung hin auferlegt, und über die Schranken, welche ihm das Gesetz zieht, die unklarsten Anschauungen bestehen. Ich will hier ganz davon absehen, zu untersuchen, wie viel bei dieser schiefen Urtheilsbildung der unvollständigen und oft irrthümlichen Berichterstattung meiner Ausführungen in der Schwurgerichtssitzung zuzuschreiben ist. Es soll hier gegen die Berichterstatter durchaus kein Vorwurf erhoben werden; denn es liegt in der Natur dieser Arbeitsleistung, daß die Wiedergabe einer mündlichen Verhandlung nur lückenhaft und zusammenhanglos erfolgen konnte.

Ich werde im Folgenden nur insoweit auf den Criminalfall selbst eingehen, als es zum Verständniß meiner Schlußfolgerungen und der Nutzanwendungen auf die Thätigkeit des psychiatrischen Sachverständigen nothwendig ist.

Es gehört zu den größten Culturfortschritten, daß die strafrechtliche Praxis sich der Beihülfe des Gerichtsarztes schon im Stadium der Voruntersuchung versichert in all' jenen Fällen, in welchen aus der Abstammung und Vorgeschichte des Thäters oder aus den besonderen Umständen der That Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Thäters entstehen müssen. Findet dieser die Zweifel gerechtfertigt, so kann auf seinen Antrag nach Anhörung des Vertheidigers die Beobachtung des Angeklagten in einer öffentlichen Irrenanstalt auf Grund eines Gerichtsbeschlusses erfolgen. Es ist mir in meiner mehr als zwanzigjährigen forensischen Praxis noch niemals begegnet, daß eine Strafkammer solchem Antrage nicht Folge gegeben hätte.

Es fällt dann dem Irrenarzte die Aufgabe zu, durch sorgfältigste Beobachtung des Angeklagten und durch genaueste Erforschung seines Vorlebens zu ergründen, ob die strafbare Handlung „in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit“ begangen worden sei. Er wird sich auch nicht der Beantwortung der weiteren in § 51 des R. Str. G. B. enthaltenen Frage entziehen können, ob durch die etwa vorhandene Geistesstörung die freie Willensbestimmung bei der Vollbringung der Strafthat ausgeschlossen gewesen sei, obgleich diese letztere Frage streng genommen ins Bereich der richterlichen Thätigkeit fällt. Ich habe

hier nur die gesetzlichen Grundlagen für die psychiatrische Beurtheilung Volljähriger, d. h. derjenigen Menschen, welche das achtzehnte Lebensjahr vollendet haben, angeführt, da nur diese im vorliegenden Falle in Betracht kommen. Gelangt der Sachverständige auf Grund dieser sechswöchentlichen Beobachtung zu dem Schlusse, daß der Angeschuldigte im Sinne dieses § 51 für geisteskrank zu erachten sei, und tritt die Strafkammer diesem Urtheile bei, so kann schon in diesem Stadium des Proceßverfahrens die Untersuchung ihren Abschluß finden. Nach meinen persönlichen Erfahrungen ist in klaren, eindeutigen Fällen das Urtheil des Sachverständigen ausschlaggebend.

Es gibt aber genugsam Fälle, in welchen der Sachverständige nicht in der Lage ist, die in dem § 51 aufgeworfenen Fragen in all' ihren Theilen mit völliger Sicherheit zu beantworten. Es genügt nicht, diese oder jene geistige Abnormität bei dem Angeschuldigten festgestellt zu haben, durch welche die früher erhobenen Zweifel an seiner geistigen Gesundheit eine weitere Stütze finden. Das Gesetz verlangt eine bedingungslose, nicht verclausulirte Antwort.

Leider gelangen wir nur zu häufig zu der Erkenntniß, daß die Natur im menschlichen Geschöpfe nicht nach der Schablone schafft, und daß die Forderung des Gesetzgebers unerfüllbar wird, wenn wir Zwischenstufen zwischen geistiger Gesundheit und völliger Geistesstörung forensisch zu begutachten haben.

So lag es auch in dem Falle Fischer. Es mögen hier kurz die wesentlichen krankhaften Züge in dem Entwicklungsgange des jungen Mannes zusammengestellt werden.

Seine Mutter leidet an schwerer Epilepsie, über weitere erblich belastende Momente in der väterlichen und mütterlichen Familie können nur mehr oder weniger begründete Vermuthungen, nicht aber beweisende Thatsachen vorgebracht werden. Seine zwei lebenden Geschwister sind gesund, ein Bruder ist an Krämpfen gestorben. Er ist als ein sehr schwächliches Kind geboren, litt in den ersten Jahren an „englischer Krankheit" (Rhachitis) und Hirnhohlenwassersucht. Sein Kopf soll sich in ganz kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Größe entwickelt und schon im Alter von 2½ Jahren seinen jetzigen Umfang erlangt haben. In dieser Lebensperiode soll er auch mehrfach an Krämpfen gelitten haben. Er lernte erst mit 2½ Jahren laufen und sprechen, doch ging von dieser Zeit ab seine geistige Entwicklung normal von statten, während er körperlich immer etwas zurück blieb. Seine Schulleistungen waren nur mittelmäßige, und nur mit Schwierigkeiten ist er durch die Classen des Gymnasiums aufgestiegen.

Er war fast immer mürrisch und verschlossen und sonderte sich schon in seinen Knabenjahren von seinen Mitschülern ab, weil er sich von ihnen wegen seiner Mißgestalt verspottet glaubte. Es sei dahin gestellt, wie weit diese Beeinträchtigungsvorstellungen durch wirkliche Vorkommnisse in den unteren Schulclassen geweckt und genährt worden sind. In den oberen Gymnasialclassen soll er nach der Aussage eines Altersgenossen ein „sonderbarer Mensch" und häufig sehr aufgeregt und jähzornig gewesen sein. Auf dieser Entwicklungsstufe — ungefähr im sechzehnten Lebensjahre — versenkte er sich in das Studium der Werke Schopenhauer's und Nietzsche's, die auf seinem weiteren Lebenswege seine steten und treuen Begleiter und Berather blieben. Aus ihnen schöpfte er einerseits seine pessimistische Weltauffassung, daß die Vernichtung alles Endlichen der höchste Lebenszweck sei, und andererseits die Lehre von dem schrankenlosen Selbstbestimmungsrecht des Individuums, das über der Masse steht. In seinem unreifen, für strenge logische Denkarbeit durchaus ungeübten Geistesleben überwucherten solche Vorstellungskreise alle anderen geistigen Keime, die vielleicht ohne diese Zuthaten seine Entwicklung zu einer harmonischen, gefestigten Persönlichkeit ermöglicht hatten. Ich sage absichtlich „vielleicht", denn seine selbstische, rücksichtslose, auf das Wohl und Wehe Anderer wenig bedachte Eigenart trat schon in seiner Knabenzeit zu Tage. Die gesteigerte Selbstbeobachtung und die mit widrigen Gefühlsreactionen verknüpfte Beschäftigung mit seinem

körperlichen Ich bestand schon vor diesen „philosophischen Studien". Der Untergrund war also nur allzu gut beackert und gedüngt, so daß eine ungesunde, weil unkritische Beschäftigung mit Ideengängen abstractester und subtilster Art die üppigsten Giftpflanzen einer verschrobenen Denkweise hervor bringen mußte.

Auf die weiteren Irrfahrten seines Lebensschiffleins während seiner Studentenzeit gehe ich hier nicht näher ein. Es genügt, hervorzuheben, daß er die Freiheit des akademischen Lebens nicht ertrug, maßlos im Genuß, launisch, widerspruchsvoll und widerstandslos gegen alle leidenschaftlichen Antriebe war. Hervorzuheben ist der eigenartige Einfluß, welchen alkoholische Getränke auf ihn ausübten, indem sie selbst in großen berauschenden Mengen bei ihm immer nur ein Erregungs-, aber niemals ein Betäubungs- und Lähmungsstadium erzeugten. Wenn er sich einsam Nachts in Kneipen herum getrieben hatte und Morgens nach Hause kam, so floh ihn der Schlaf, er griff dann zu seinen geistigen Nährvätern und las und grübelte bis in die späten Vormittagstunden hinein, erst dann fand er einige Stunden Ruhe.

Und welch' ein Wechsel seines Verhaltens und seiner Lebensweise mit dem Antritt seiner Berliner Studienzeit im vierten Semester! Er war ein fleißiger Hörer in den Collegien und fleißig bei der häuslichen Arbeit. Er lebte auf das Einfachste, ja geradezu dürftig, um seine Schulden abzutragen, und kam dadurch körperlich herunter. In den Weihnachtsferien zeigte er nach Mittheilung seines Vaters ein aufgeregtes Wesen, er sprach mit Vorliebe über Scandalprocesse, die während seines Berliner Aufenthaltes sich abgespielt hatten und äußerte viele „Nietzsche- und Schopenhauer-Ideen". Dasselbe Verhalten zeigte er in den Osterferien. Er beschäftigte sich jetzt auch unter Anderem mit Gedanken der Selbstvernichtung, „das Letzte eine Kugel". In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit dem jungen Mädchen. Er zeigte von Anfang an eine maßlose, leidenschaftliche Liebe, die er immer mehr idealisirte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel (in Karten und Briefen) mit ihr, theils prosaischen, theils poetischen Inhalts. Bemerkenswerth ist, daß er trotz der idealen Auffassung seiner Liebe zum Theil Karten mit anstößigen Bildern verwandte. Kurz vor Pfingsten erhielt er einen anonymen Brief, worin ihm mitgetheilt wurde, daß das Mädchen mit einem anderen Herrn ein Verhältniß angeknüpft habe und sich auch von diesem küssen ließe. Er gerieth in eine furchtbare Aufregung, war unfähig zu jeder geordneten geistigen Thätigkeit, wurde schlaflos und zeigte auch äußerlich ein zerstreut-verstörtes Wesen. Er soll in ruheloser Hast viel in seinem Zimmer auf und ab gegangen sein; es geschah auch, daß er ohne Rock und Halsbinde und ohne Hut auf die Straße lief und erst durch das Gelächter von Kindern auf seinen ungeordneten Anzug aufmerksam wurde.

Er reiste vor Beginn der Pfingstferien in seine Heimath nach Eisenach zurück. Es kam zu mehreren erregten Auseinandersetzungen und Scenen zwischen ihm und dem Mädchen, Versöhnungen und erneute Zerwürfnisse lösten sich ab. Im Elternhaus war er unruhig, einsilbig, zerstreut und entzog sich nach Möglichkeit dem Zusammensein mit den Seinigen. Bei einem am ersten Pfingstfeiertage mit dem Mädchen in Begleitung zweier anderer Personen ausgeführten Spaziergange war er sehr erregt und soll nach einer neuen Eifersuchtsscene die Absicht geäußert haben, sich zu ertränken.

Am dritten Pfingstfeiertage hat er schon Vormittags in seiner Wohnung den größten Theil einer Flasche Kümmel ausgetrunken und beim Mittagessen in unklar erregter Weise seine philosophischen Principien verfochten: „Das Höchste ist der menschliche Egoismus, aus ihm kommen alle menschlichen guten und schlechten Eigenschaften". Am Abend dieses Tages ging er Stunden lang mit dem Mädchen spazieren und erörterte hier die Unmöglichkeit der Heirath aus äußeren Gründen. An diesem Abend festigte sich in ihm der Gedanke, das Mädchen zu tödten, „da sie dann auch kein anderer Mensch haben sollte". Die ersten Anfänge dieser

Vorstellungsreihe lassen sich aber bis auf die Zeit in Berlin zurück verfolgen, als er durch jenen anonymen Brief in heftigste leidenschaftliche Erregung versetzt war. Die Nacht vor der That verbrachte er nicht in seinem Schlafzimmer, sondern rauchend in einer Bodenkammer. Hier muß eingeschaltet werden, daß er schon seit einer Reihe von Jahren sich einem unmäßigen Tabakgenuß hingab. Nach dieser schlaflosen Nacht ging er Morgens, ohne das Frühstück berührt zu haben, aus dem Elternhaus fort und suchte eine der Wohnung des Mädchens benachbarte Wirthschaft auf. Dort setzte er den am Abend vorher gekauften Revolver in Stand, ließ dann durch ein in der Wirthschaft bedienstetes Mädchen seine Geliebte zu einem Spaziergang herbei rufen und ging mit ihr in eine vor der Stadt gelegene Waldung. Er ließ das Mädchen ein Stück voraus gehen, wahrscheinlich um den Revolver schußfertig zu machen. Im Walde setzte er sich mit ihr auf eine Böschung, besprach noch einmal die Aussichtslosigkeit ihres Verhältnisses, umfaßte sie mit seinem linken Arm und tödtete sie durch Schüsse in die rechte Schläfe. Er hatte nach seiner Angabe die Absicht, sich nach vollbrachter That selbst zu erschießen, doch fehlten ihm dazu die Besonnenheit und der Muth. Er lief, nachdem er den Revolver weggeworfen hatte, erst planlos umher, kehrte dann zu der Leiche zurück, sammelte Blumen, schmückte mit ihnen ihr Haar und küßte die Todte wiederholt.

Er saß dann einige Stunden bei der Leiche, irrte darnach noch längere Zeit planlos umher. Unterwegs warf er seine Uhr, seinen Rock und seine Manschetten weg. Abends 9 Uhr stellte er sich auf der Polizei und machte dort anfänglich den Eindruck eines Geistesgestörten. Noch am gleichen Abend fuhr er in Begleitung von Gerichtspersonen und des Bezirksarztes zur Besichtigung der Leiche. Er fiel jetzt durch seine absolute Gleichgültigkeit auf, er war zeitlich und örtlich völlig orientirt und wies selbst den Weg zu dem Thatorte. — Im Laufe der Voruntersuchung wurde dann seine Beobachtung in der psychiatrischen Klinik in Jena verfügt. Hier ergab die Beobachtung keine wesentlichen körperlichen Abnormitäten, auffällig war nur die Schädelbildung und der Schädelumfang (58 Centimeter bei einer Körpergröße von 170 Centimeter) und eine geringfügige Difformität der Ohren. Ueber sein geistiges Verhalten sei nur bemerkt, daß er außerlich völlig ruhig und geordnet war, der Gesichtsausdruck war meist finster und verschlossen, auf Fragen gab er rasche und klare Auskunft. Ueber den Zweck seines Aufenthaltes war er völlig klar, er befinde sich hier zur Untersuchung seiner Zurechnungsfähigkeit. Er selbst hielt sich jetzt für zurechnungsfähig, ob er zur Zeit der Begehung des Mordes zurechnungsfähig gewesen sei, wüßte er nicht genau. Er sei mehrere Tage vorher sehr aufgeregt gewesen, habe nicht geschlafen, viel getrunken und viel geraucht.

Für die Ausführung der That sei die Ueberzeugung maßgebend gewesen, daß ihm das Mädchen nicht treu gewesen. Um sie davor zu schützen, daß sie noch verdorben würde, habe er sie getödtet; den Entschluß, sich selbst das Leben zu nehmen, habe er im entscheidenden Augenblick nicht ausführen können; ein Racheact sei es nicht gewesen. Die That selbst bereue er insofern, als er dadurch seine Eltern ins Unglück gestürzt habe, in anderer Beziehung habe er nun die Beruhigung, daß dem geliebten Mädchen nichts mehr passiren könne. Vor der That habe er sich die Folgen nicht überlegt. Derartige Gedanken seien ihm erst nachher in der Gefangenenzelle gekommen. Die erste Nacht schläft er nicht trotz Schlafmitteln. In der ganzen folgenden Zeit sind Schlaf und Appetit gut. Auf Aufforderung schreibt er seinen Lebenslauf mit genauer Darlegung seiner geistigen Entwicklung seit seinen Knabenjahren und seines seelischen Zustandes während seiner Liebesepisode bis zur Begehung der That. Er zeigt andauernd ein völlig normales Verhalten, verkehrt auf der Krankenabtheilung mit den Wärtern und den anderen Kranken in durchaus geordneter Weise, spielt Clavier und betheiligt sich auch am Kartenspielen.

Auf Grund dieser Beobachtung mußte ausgesprochen werden, daß Walther Fischer gegenwärtig keinerlei Zeichen von Geisteskrankheit aufweist. Ueber den geistigen Zustand zur Zeit der Begehung der That äußerte ich mich nach Erörterung der mir durch die Acten bekannt gewordenen Vorgeschichte und auf Grund seiner Selbstbekenntnisse dahin, daß der Entschluß zu der That auf dem Boden einer krankhaft überreizten und einseitig gerichteten Gefühls- und Denkthätigkeit entstanden sei. Ob dieser abnorme Zustand im Sinne des § 51 des R.Str.G.B. als eine krankhafte Störung seiner Geistesthätigkeit, durch welche die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war, bezeichnet werden darf, wagte ich nicht mit absoluter Sicherheit zu entscheiden. Man konnte nur sagen, daß die Entschließung zur That zweifellos vorwaltend durch krankhafte Gefühlsreactionen entstanden war, welche den Exploraten unfähig machten, diejenigen Vorstellungen und Urtheile wirksam werden zu lassen, welche der Ausführung der That hemmend entgegen standen.

Es ist hier unnöthig, nachdem ich dem Leser den inneren und äußeren Thatbestand nochmals vor Augen geführt habe, die Gründe aus einander zu setzen, die mich zu dieser Urtheilsbildung geführt haben. Bei der öffentlichen Schwurgerichtsverhandlung am 3. und 4. December habe ich dieselben ausführlich erörtert und habe nur noch die im Hinblick auf den § 211 des R.Str.G.B. auftauchende Frage einer psychologischen Betrachtung unterzogen, ob im vorliegenden Falle die Thatsachen einer vorsätzlichen und mit Ueberlegung ausgeführten Tödtung eines Menschen anzunehmen sind. Es kam mir darauf an, den Nachweis zu führen, daß der Vorsatz zur That im Wesentlichen von krankhaften Affecterregungen bestimmt worden. Die That selbst sei scheinbar mit voller Ueberlegung ausgeführt, wenn man die planvolle Vorbereitung und Ausführung derselben ausschließlich ins Auge fasse. Es hätte dies nichts Befremdliches, wenn wir die Erfahrungen der Psychiatrie berücksichtigten, daß auch ausgesprochen geisteskranke Menschen eine ganz ähnliche planvolle Ausführung von Handlungen zeigen, welche unzweifelhaft durch krankhaft psychische Vorgänge (melancholische Wahnvorstellungen, Verfolgungsideen, Sinnestäuschungen u. s. w.) verursacht sind. Auf Anregung des Herrn Präsidenten habe ich noch einmal nachdrücklichst hervorgehoben: bei dieser Sachlage könnte selbstverständlich nicht daran gedacht werden, daß bei dem Angeklagten „Ueberlegung" in criminalpsychologischem Sinne bei der Begehung der That vorhanden gewesen sei.

Es haben mich hier die folgenden Erwägungen geleitet: In einem Falle, wie dem vorliegenden, in welchem eine ausgeprägte Geistesstörung nicht vorhanden, ist im Hinblick auf die scharf umgrenzten Bestimmungen des § 51 dem Sachverständigen die Möglichkeit einer entscheidenden Beantwortung der Frage über die Zurechnungsfähigkeit des Thäters nicht gegeben. Seine Aufgabe besteht vielmehr darin, den Herren Geschworenen ein ausführliches Bild des geistigen Zustandes des Angeklagten zu zeichnen, aus welchem sie selbst sich ein Urtheil über seine Zurechnungsfähigkeit bilden müssen. Denn der Sachverständige darf sich niemals anmaßen, dem Richter — hier den Geschworenen — sein Urtheil aufzwängen zu wollen, er hat sich innerhalb der Schranken zu halten, die ihm das Gesetz vorgezeichnet.

Der Wahrspruch der Geschworenen ist bekannt, Walther Fischer ist des Todschlages, das ist der vorsätzlichen Tödtung eines Menschen, die nicht mit Ueberlegung ausgeführt ist (§ 212 R.Str.G.B.), für schuldig befunden worden, der Gerichtshof verurtheilte ihn zu zehn Jahren Zuchthaus und zu zehnjährigem Ehrverlust.

In den mir zur Kenntniß gelangten Urtheilen über meine Stellungnahme als Sachverständiger lassen sich zwei Meinungsrichtungen unterscheiden. Die Einen tadeln mich, daß ich der Gerechtigkeit gewissermaßen in den Arm gefallen bin, indem ich den Schuldigen als einen durch krankhafte erbliche Veranlagung und krankhafte geistige Entwicklung gekennzeichneten Menschen erklärt habe; die Anderen tadeln mich im Gegentheil deswegen, weil ich einen ausgesprochen mit Wahnideen behafteten Menschen nicht wirklich für geisteskrank erklärt habe. Es mag mir gestattet sein, auf diese Einwände zu antworten.

Die erbliche Belastung, d. h. die von den Eltern überkommene Veranlagung zu Geistes- oder Nervenkrankheiten wird nicht einfach dadurch bewiesen, daß wir den Nachweis einer in der Ascendenz vorhandenen Geistes- oder Nervenkrankheit liefern. Die neuere Entwicklung von der Lehre krankhafter Vererbung, welche sich auf die biologischen Forschungen der letzten Jahrzehnte stützt, lehrt uns einerseits, daß höchst wahrscheinlich erworbene Geistes- oder Nervenkrankheiten der Eltern, d. h. solche, welche bei ihnen nicht auf dem Boden einer krankhaften Veranlagung entstanden sind, nur unter bestimmten, hier nicht näher zu erörternden Voraussetzungen eine erbliche Veranlagung der Nachkommen bewirken. Außerdem lehrt uns die Individualstatistik, daß selbst in ausgesprochen erblich belasteten Familien der größere Procentsatz der Nachkommen von der krankhaften Veranlagung verschont bleibt. Auch hierfür geben uns die neueren biologischen Forschungen eine befriedigende Aufklärung. Es genügt also nicht der Nachweis, daß Jemand von einer epileptischen Mutter stammt, um ihm sofort den Stempel des Hereditariers aufzudrücken, vielmehr muß in jedem einzelnen Falle der Nachweis geleistet werden, daß hier in der individuellen Entwicklung die Kennzeichen des erblich krankhaft veranlagten Menschen offenkundig zu Tage treten. Dieser Nachweis ist nun in unserem Falle geliefert worden; es ist außerdem gezeigt worden, daß durch die in der Kindheit bestandene Hirnhöhlenwassersucht die erste Entwicklung beeinträchtigt gewesen ist. Gerade derjenige Psychiater[1]), welcher die Lehren Lombroso's und seiner Schüler ablehnt, daß nämlich alle Verbrecher geistig kranke Menschen seien, hat doppelt und dreifach die Pflicht, im einzelnen Falle genau zu ergründen, ob der Verbrecher dieser oder jener Kategorie angehört. Und wenn der Psychiater zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß auf dem Boden der erblichen Belastung eine krankhafte Entwicklung stattgefunden, so hat er weiterhin fest zu stellen, in welcher Form und Ausprägung sich diese krankhafte Entwicklung vollzogen hat. Indem ich also die ausgesprochen krankhaften Züge in dem Lebensbilde des jungen Mannes in der Darlegung seiner Entwicklungsgeschichte und seiner Motive zur That in meinem Vortrage vor den Geschworenen scharf hervorhob, habe ich nur meine Pflicht gethan. Und wenn ich zu dem Schlusse gelangen mußte, daß wir hier eine der Eingangs erwähnten Zwischenstufen zwischen geistiger Gesundheit und ausgesprochener Geistesstörung vor uns haben, so mag dies vom rein menschlichen Standpunkte aus bedauerlich erscheinen. Es entspricht aber der Forderung der Gerechtigkeit, daß wir, unbeirrt von persönlichen Regungen, die Wahrheit suchen müssen.

Aber habe ich die Wahrheit gefunden? Meine Gegner nach der zweiten Richtung verneinen dies. Sie behaupten, daß der „Wahnsinn" des jungen Mannes unbestritten sei. Aber hier gehen die Meinungen aus einander. Ein Theil sieht die Geistesrichtung, welche sich in seinen philosophischen Anschauungen widerspiegelt, als Beweis des Wahnsinns an, ein anderer Theil spricht von einem offenkundigen Eifersuchtswahn. Ohne im Einzelnen die Argumente dieser Gegner widerlegen zu wollen, muß ich doch einige Bemerkungen über den Begriff der Wahnidee hier beifügen.

Die Wahnidee beruht auf einer krankhaften Urtheilsbildung, sie stellt eine inhaltliche Verfälschung unserer Urtheile dar. So weit unsere Urtheile ausschließlich aus dem Materiale unserer durch Empfindungen vermittelten Vorstellungen hergeleitet werden können, ist es verhältnißmäßig leicht, eine wahnhafte von einer gesunden Urtheilsbildung zu unterscheiden. Sobald aber unsere Urtheile, unsere Ueberzeugungen, den Boden der Wirklichkeit verlassen und sich aus abgeleiteten abstracten Vorstellungen aufbauen, so ist der Maßstab, an dem die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Gedankenkreise gemessen werden kann, viel unsicherer und schwankender. Wer vermag es, eine scharfe Grenze zwischen dem Aberglauben,

[1]) Vergl. meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift, 1888, Bd. LVII, S. 419—440: „Geistesstörung und Verbrechen".

d. h. zwischen kindischen, thörichten, auf falschen Voraussetzungen beruhenden Verknüpfungen von Glaubensvorstellungen mit irdischen Vorgängen und wahrem Glauben zu ziehen! Ebenso schwierig kann es unter Umständen werden, durchaus berechtigte, dem inneren gläubigen Bedürfniß entstammende Glaubensvorstellungen von wahnhafter Ausarbeitung religiöser Ideen scharf zu unterscheiden. Wie leicht ist die Menge geneigt, einen Anders-Gläubigen nur darum für „verrückt" zu halten, weil sie selbst seine Gefühls- und Gedankenwelt nicht zu verstehen und nicht zu theilen vermag. Wer hätte z. B. ein Recht, so irrig und abergläubisch uns die Apostel und Anhänger der jetzt wieder schwunghaft betriebenen Gebetsheilungen erscheinen mögen, hier von einem wahnhaften Wunderglauben zu sprechen! Es mag hier wissentliche und unwissentliche Betrüger geben und gläubige Betrogene, doch Zeichen einer religiösen Wahnbildung sind diese socialen Krankheitserscheinungen nicht. Es kann nicht genug gegen jene Tendenz angekämpft werden, welche die alten Ketzergerichte in der Form der Verrücktheitserklärung wieder aufleben lassen will.

Das Gleiche gilt von abstracten philosophischen Begriffsbildungen, sei es, daß sie ethische Grundbegriffe zu formuliren bestrebt sind, sei es, daß sie metaphysische transcendentale Systeme bezwecken. Auch hier ist dem individuellen Bedürfniß der schrankenloseste Spielraum gewährt, auch hier wäre es vermessen, ausschließlich für sich und seine Lebensanschauung den Anspruch auf Erkenntniß der Wahrheit zu erheben.

So wird es leicht verständlich, daß ich es ablehnen muß, einfach aus der Thatsache der Anhängerschaft an Nietzsche und Schopenhauer das Urtheil herleiten zu wollen, daß Jemand dem Wahnsinn verfallen sei. Wie viele geistig hochstehende und nach Erkenntniß strebende Menschen würden bei einer solchen Betrachtungsweise der Reihe der Geisteskranken zugezählt werden müssen. Es ist unnöthig, diesen Gedankengang weiter auszuspinnen. Es mag nur schließlich darauf hingewiesen werden, daß selbstverständlich auch Geisteskranke sich philosophischer Probleme und Deductionen bemächtigen können. Ihre Geisteskrankheit wird aber nicht aus diesen Elementen ihrer Wahnideen erschlossen, sondern ergibt sich erst aus dem Nachweis auch anderweitiger wahnhafter Vorstellungsbildungen.

Und schließlich nur wenige Worte über den „Eifersuchtswahn" bei dem jungen Manne. In diesen Gedankengängen sind bei ihm nirgends Elemente der Wahnbildung zu erkennen, sie sind vielmehr streng logisch auf Thatsachen aufgebaut. Nicht die Vorstellungsbildung war hier krankhaft, sondern der über alles Maß hinaus gehende Affectstoß, welchen er durch seine Eifersucht erlitten hat. Welche Verheerungen dieser Gefühlssturm in seinen geistigen Vorgängen angerichtet hat, habe ich in meinen Darlegungen vor den Geschworenen in ausführlichster Weise zum Ausdruck gebracht.

---

## Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

**Berlin, Mitte Januar.**

Der preußische Landtag ist am 8. Januar mit einer vom Ministerpräsidenten Grafen Bülow verlesenen Thronrede eröffnet worden, an deren Schlusse als eine Frage der Selbsterhaltung für den preußischen Staat bezeichnet wurde, in seinen östlichen Provinzen dem Deutschthum die politische und wirthschaftliche Stellung zu erhalten, auf die es durch seine lange, unter der Fürsorge der Fürsten aus dem Hause Hohenzollern geleistete Culturarbeit gerechten Anspruch erworben hat. Die von der Schulverwaltung in Gnesen gegen eine Anzahl Kinder verhängten Schulstrafen konnten wegen der Art ihrer Vollstreckung auch entschiedenen Anhängern des Deutschthums nicht einwandfrei erscheinen. Völlig ungehörig aber war, daß Graf Czartoryski im galizischen Landtage sich anmaßte, die preußische Polenpolitik einer abfälligen Kritik zu unterziehen. Die darauf bezügliche Unterredung, die Graf Bülow mit dem österreichischen Botschafter in Berlin pflog, hat sicherlich im aufklärenden Sinne gewirkt. In dem Wiener „Fremdenblatt" ist dann auch in officiöser Form zugestanden worden, daß Graf Czartoryski den Rahmen der Befugnisse einer parlamentarischen Versammlung überschritten habe, als er im Namen der österreichischen Polen sich in die innere Politik Preußens einmischen zu dürfen glaubte.

Unter den bei Gelegenheit des Neujahrsfestes von officiellen Persönlichkeiten gehaltenen Ansprachen hat die vom französischen Botschafter beim Quirinal, Barrère, an die französische Colonie in Rom gerichtete zu hochpolitischen Betrachtungen Anlaß geboten. Im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens kann es nur mit Genugthuung begrüßt werden, daß der diplomatische Vertreter der französischen Republik am italienischen Hofe versicherte, jede Ursache eines Mißverständnisses zwischen Frankreich und Italien sei nunmehr am Mittelländischen Meere beseitigt. Herr Barrère wies in dieser Hinsicht auf die jüngste Erklärung des italienischen Ministers des Auswärtigen, Prinetti, hin, der sich insbesondere über Tripolis geäußert und hervorgehoben hatte, daß die französische Regierung mit der italienischen sich über wichtige Mittelmeer-Angelegenheiten verständigt habe. Von einer Tripolis-„Frage" kann freilich kaum die Rede sein, da Tripolis unbestrittener Besitz des Sultans ist. Die französisch-italienische Verständigung kann daher nur den Sinn haben, daß Frankreich selbst auf alle späteren Annexionsbestrebungen hinsichtlich des an Tunesien grenzenden türkischen Gebietes verzichtet.

Da es jedoch nicht an Anzeichen fehlt, daß die vom italienischen Minister des Auswärtigen, Prinetti, angekündigte Verständigung, die bereits von seinem Vorgänger Visconti-Venosta angebahnt wurde, nunmehr auf das ganze wechselseitige Interessengebiet am Mittelländischen Meere ausgedehnt worden ist, begreift man wohl, daß insbesondere in England und in Oesterreich lebhafte Erörterungen in

der Presse stattfinden. Im Dreibunde hat bereits Fürst Bismarck an der Auffassung festgehalten, daß es jeder der betheiligten Mächte unbenommen bleiben müsse, mit fremden Staaten sich ins Einvernehmen zu setzen, da der Zweck der Tripel-Allianz ein lediglich defensiver sei. Von diesem Gesichtspunkte aus kann daher Deutschland die italienisch-französische Verständigung nur willkommen heißen. Als Frankreich und Großbritannien ihre Interessensphären in Nord- und Mittelafrika abgrenzten, bestand für Italien in der That die Gefahr, daß seine wichtigen handelspolitischen Interessen in Tripolis ernstlich gefährdet werden könnten, da Frankreich unter Umständen in der Lage gewesen wäre, die wichtigsten Karawanenstraßen von Nord- nach Westafrika zu beherrschen.

Als vor einiger Zeit Gerüchte auftauchten, nach denen in Tripolis Ruhestörungen stattgefunden haben sollten, weil die männliche Bevölkerung sich angeblich weigerte, den Anordnungen des Sultans über eine straffere militärische Organisation Folge zu leisten, erwiesen sich diese Ausstreuungen sehr bald als leere Erfindungen. Gerade die Beduinenstämme legen Gewicht darauf, mit Waffen ausgestattet zu werden, und es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der mohammedanische Fanatismus zu hellen Flammen entfacht werden würde, falls eine Invasion in Tripolis versucht werden sollte. Eine friedliche Entfaltung der Handelsbeziehungen Italiens auf diesem türkischen Gebiete und in dessen Hinterlande entspricht daher am besten den dauernden Interessen des Königreiches.

Wenn aber französische Organe die Tragweite der französisch-italienischen Verständigung dahin ausgedehnt haben, daß sie sich auch auf Marokko beziehe, so begreift man die dadurch in England hervorgerufene Empfindlichkeit. Kein englischer Staatsmann verhehlt sich, daß das westliche Mittelmeer keinesfalls ein „lac latin“ werden darf. Für Großbritannien ist es vielmehr eine Lebensfrage, die Straße von Gibraltar und den Weg nach Ostindien durch den Suezkanal unter allen Umständen für sich frei zu halten. Seit geraumer Zeit bereits erachten militärische Sachverständige in England die Befestigungen von Gibraltar nicht für ausreichend, um die Passage englischer Kriegsschiffe durch den westlichen Theil des Mittelmeeres unter allen Umständen zu sichern. England würde sich daher gegen jede Macht wenden, die aus diesem Theile einen „lateinischen See“ machen wollte. Der „Standard“ warnt denn auch Italien vor den französischen Lockrufen mit dem Hinweise, daß es für fremde Interessen lediglich die Kastanien aus dem Feuer holen würde, ohne selbst eine Compensation zu erhalten.

In Oesterreich-Ungarn zeigte sich gleichfalls eine Verstimmung, als der Pariser Correspondent eines italienischen Blattes über eine Unterredung mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Delcassé, berichtete, dem er Aeußerungen in dem Sinne zuschrieb, daß auch hinsichtlich des Balkans Italien und Frankreich sich einigen sollten, da keine andere Macht besser als Rußland die Bestrebungen Italiens auf dem Balkan, insbesondere zwischen Macedonien, Serbien und dem Adriatischen Meere, verstehen und begünstigen könne. In Deutschland sind stets die berechtigten Interessen Rußlands auf der Balkan-Halbinsel in vollem Maße anerkannt worden, da Rußland dort große Opfer an Gut und Blut gebracht hat. Wie Italien jedoch mit Recht Bedenken tragen würde, in Tripolis die orientalische Frage zu entrollen, würde es auch davon Abstand nehmen, in Bezug auf die von Albanesen bewohnten türkischen Gebiete Begehrlichkeiten zu hegen, die zu einem Conflicte, und zwar nicht bloß mit der Türkei, sondern auch mit Oesterreich-Ungarn, führen müßten. Der französische Minister des Auswärtigen hat inzwischen die ihm hinsichtlich der Balkan-Halbinsel zugeschriebenen Aeußerungen dementiren lassen; der Pariser Correspondent des „Giornale d'Italia“ hält jedoch seine Darstellung aufrecht.

Nun ist in Italien selbst die Gefahr einer Politik der Abenteuer anerkannt worden, und alle besonnenen Politiker stimmen dort darin überein, daß es sich zwar empfehlen mußte, mit der französischen Republik gute politische und handelspolitische Beziehungen anzubahnen, daß jedoch der Dreibund längst sich als die sichere Grund-

lage der allgemeinen friedlichen Politik der europäischen Centralmächte bewährt hat. Wenn früher von französischer Seite behauptet worden, Italien sei durch seine Verpflichtungen im Dreibunde in militärischer Hinsicht schwer belastet, so bedarf es keiner besonderen Prophetengabe, um vorher zu sagen, daß Italien in demselben Augenblicke, in dem feststände, daß die Tripel-Allianz nicht erneuert würde, daran denken müßte, seine militärischen Streitkräfte zu vermehren. Nur so lange Italien und Oesterreich-Ungarn dem Dreibunde angehören, steht nicht zu befürchten, daß Anwandlungen wie die der Irredenta in Triest und im Trient zu Verwicklungen zwischen den beiden Nachbarländern Anlaß bieten. Auch im Mittelländischen Meere müßte Italien, falls es auf die frühere Gemeinschaft der Interessen mit Großbritannien verzichten wollte, seine Flotte trotz der Verständigung mit Frankreich verstärken, und außerdem würde sich sehr bald herausstellen, daß im Adriatischen Meere sich ein Gegensatz zu Oesterreich Ungarn entwickeln könnte, der nur so lange ungefährlich ist, als beide Mächte eben mit Deutschland im Dreibunde vereinigt sind. Weit entfernt, das italienische Staatsbudget zu erleichtern, würde daher die Loslösung Italiens von seinen bewährten Bündnissen diesem lediglich große Opfer auferlegen.

Was Italiens Verhältniß zu Deutschland betrifft, so hat dieses weder im Mittelländischen noch im Adriatischen Meere unmittelbare politische Interessen, die den italienischen oder selbst den französischen zuwider liefen. Selbst die franzosenfreundlichsten italienischen Blätter können denn auch nur handelspolitische Interessen anführen, indem sie aus dem geplanten neuen Zolltarif Deutschlands Gefahren herleiten, durch die die italienische Ausfuhr bedroht werden soll. Allein, gerade Italien wird durch den deutschen Zolltarif, der überdies noch manche Stadien durchlaufen muß, ehe er Gesetzeskraft erlangen kann, im Verhältniß zu anderen Ländern recht günstig behandelt. Orangen, Citronen und andere Südfrüchte, die einen wichtigen Ausfuhrartikel Italiens nach Deutschland bilden, gedeihen in unserem rauhen Norden nicht, so daß selbst extreme Schutzzöllner in dieser Hinsicht ihre Principien nicht bethätigen konnten. Andere Zollsätze, an denen die Italiener Anstoß nehmen, können bei den Verhandlungen über die Abschließung eines neuen Handelsvertrages ermäßigt werden. Eben weil Italien für seine Bodenproducte, insbesondere auch für seinen Wein, des deutschen Absatzgebietes bedarf, zumal da dieses noch wesentlich erweitert werden könnte, müssen die italienischen Staatsmänner sich angelegen sein lassen, die guten politischen und handelspolitischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern nach besten Kräften zu pflegen.

In der Sitzung des deutschen Reichstages vom 8. Januar hat Graf Bülow die gegenwärtige politische Lage in knappen Zügen treffend charakterisirt. In voller Uebereinstimmung mit der Auffassung Bismarck's über den Dreibund betonte er, daß dieses Bündniß nicht eine Erwerbsgenossenschaft, sondern eine Versicherungsgesellschaft darstelle, wie es denn auch gute Beziehungen seiner Theile zu anderen Mächten nicht ausschließe.

Sogleich im Beginne seiner Rede knüpfte der deutsche Reichskanzler an Ausführungen an, die der Graf zu Stolberg-Wernigerode über die bekannten Aeußerungen des englischen Ministers Chamberlain hinsichtlich des Verhaltens des deutschen Heeres im Kriege von 1870/71 gemacht hat. Mit Recht wies Graf Bülow darauf hin, daß das deutsche Heer viel zu hoch stehe, sein Wappenschild viel zu blank sei, als daß es durch schiefe oder ungerechte Urtheile berührt werden könnte. Im Zusammenhange mit seiner Zurückweisung der Aeußerungen des englischen Ministers unterließ der deutsche Reichskanzler aber nicht, zu constatiren, daß Deutschland mit England stets gute und freundschaftliche Beziehungen unterhalten hat, deren ungetrübte Fortdauer gleichmäßig dem Interesse beider Theile entspricht. Diese Auffassung wurde einige Tage darauf vom Grafen Bülow noch entschiedener vertreten, indem er zugleich Herrn Chamberlain und das englische Heer gegen „unparlamentarische“ Angriffe im Reichstage in Schutz nahm. Um so

weniger verständlich war, daß in England die Erregtheit fortdauerte, und Herr Chamberlain selbst in seiner in Birmingham gehaltenen Rede die Bedeutung der Ausführungen des Grafen Bülow verkannte.

In gleichem Sinne wie Graf Bülow sprach sich auch der neue deutsche Botschafter am englischen Hofe, Graf Wolff-Metternich, aus, als er sich unlängst bei dem Senate in Hamburg verabschiedete. Auf eine Anrede des ersten Bürgermeisters erwidernd sagte der deutsche Botschafter, daß er in den Hansestädten stets habe den Wunsch hervortreten sehen, es möchte ein freundnachbarliches Verhältniß zwischen Deutschland und England angestrebt werden. Als die Aufgabe der Diplomatie bezeichnete Graf Wolff-Metternich, Gegensätze, falls sie bestehen, abzuschwächen, sowie versöhnlich zu wirken.

Da von anderer Seite auch Versuche gemacht wurden, zwischen Deutschland und die Vereinigten Staaten einen Keil zu schieben, kann auf Grund unanfechtbarer Thatsachen hervorgehoben werden, daß nicht bloß die Beziehungen zwischen der Unionsregierung und der deutschen Reichsregierung freundlich sind, sondern auch das persönliche Verhältniß zwischen Kaiser Wilhelm und dem Präsidenten Roosevelt als herzlich bezeichnet werden darf. Gewiß ist es nicht nur ein Act der Courtoisie, daß Kaiser Wilhelm die älteste Tochter des Präsidenten Roosevelt ersucht hat, die Taufe der auf einer amerikanischen Werft im Bau befindlichen kaiserlichen Yacht zu vollziehen, sowie den Prinzen Heinrich zu dieser Feier entsendet. Nicht minder charakteristisch ist die Bereitwilligkeit, mit der der Einladung entsprochen worden, und die Sympathie, mit der die Bevölkerung der Union diesen Vorgängen gegenüber steht.

Verhallt sind auch die Stimmen, nach denen die Venezuela-Angelegenheit die Keime eines Conflictes zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bergen sollte. Da es sich bei dieser Angelegenheit um civilrechtliche Ansprüche wegen des Baues der Eisenbahn in Venezuela handelt, die von der Regierung der südamerikanischen Republik früher selbst anerkannt worden sind, durfte angenommen werden, daß von Seiten der Unionsregierung keine Schwierigkeiten bereitet werden würden. Auch gewisse Entschädigungsansprüche, die neben den Eisenbahnforderungen von deutscher Seite geltend gemacht werden, können nicht dem Widerstande officieller Kreise in den Vereinigten Staaten begegnen. Ueberdies hat Präsident Roosevelt in seiner jüngsten Botschaft ausdrücklich anerkannt, daß die Monroe-Doctrin nicht etwa eine Ausdehnung auf solche Fälle finden dürfte, in denen europäische Mächte berechtigte Forderungen gegen Staaten des amerikanischen Continents, wäre es auch unter Anwendung der bewaffneten Macht, durchsetzen.

In völlig correcter Weise hat der deutsche Botschafter in Washington sich mit der Unionsregierung in Verbindung gesetzt und Kenntniß davon gegeben, welche Maßregeln gegen Venezuela ergriffen werden würden, falls dieses bei seinem ablehnenden Verhalten beharren sollte. Von Seiten der Vereinigten Staaten ist denn auch kein Widerspruch erfolgt, so daß die Regierung der südamerikanischen Republik es ihrer eigenen Halsstarrigkeit zuschreiben müßte, wenn die in den Gewässern von Venezuela zusammengezogenen deutschen Kriegsschiffe in Action treten sollten. Der deutsche Geschäftsträger in Caracas hat inzwischen dem Präsidenten Castro eine amtliche Note überreicht, in der sämmtliche deutsche Forderungen zusammengefaßt werden.

In Südamerika gährte es allem Anscheine nach auch anderwärts wie in Venezuela. Eine Zeit lang wurde ein Krieg zwischen Chile und Argentinien für unvermeidlich gehalten, obgleich früher bereits hinsichtlich der Grenzstreitigkeiten, die die Ursache des Conflictes bilden, der Schiedsspruch des Königs von England angerufen worden war. In den letzten Tagen hat die chilenisch-argentinische Angelegenheit wieder eine versöhnliche Wendung erhalten, so daß gehofft werden darf, daß auch die südamerikanischen Republiken nach europäischem Muster in der Aufrechterhaltung des Friedens die Grundlage einer gedeihlichen Fortentwicklung erblicken.

## Literarische Rundschau.

### Spahn's Großer Kurfürst.

[Nachdruck untersagt.]

Der Große Kurfürst. Von Martin Spahn. Mainz, Franz Kirchheim. 1902.

Das vorliegende Werk ist ein Bestandtheil der vierten Abtheilung einer „Weltgeschichte in Charakterbildern", welche drei katholische Gelehrte, Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn, im Verlag von Franz Kirchheim in Mainz herauszugeben begonnen haben, und an welcher auch einer der verdientesten Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau", der leider vor Kurzem aus dem Leben abgerufene Professor Franz Xaver Kraus, mit einer Schrift über Cavour betheiligt gewesen ist [1].

Der Name Martin Spahn's ist in den letzten Monaten einer der häufigst genannten gewesen, seit die elsaß-lothringische Landesregierung dem Kaiser den Vorschlag unterbreitet hat, zwar dem Antrag der philosophischen Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität zu Straßburg gemäß den Biographen Boyen's, Friedrich Meinecke, als Nachfolger Varrentrapp's auf den Lehrstuhl für neuere Geschichte zu berufen, neben ihm jedoch einen weiteren ordentlichen Professor für dasselbe Fach, aber von katholischer Confession, anzustellen und hierfür den sechsundzwanzig Jahre alten Biographen des Cochläus zu ersehen. Wir gehen an dieser Stelle aber in keiner Weise auf den Streit ein, der aus diesem Entschluß erwachsen ist, lösen vielmehr die Beurtheilung des Spahn'schen Buches von allen zufälligen Elementen, wie sie in den bekannten Begleiterscheinungen enthalten sind, los und untersuchen ganz einfach seinen wissenschaftlichen Werth.

Wenn man Spahn's Arbeit nach drei Gesichtspunkten prüft, die wesentlich bei Beurtheilung eines historischen Werkes in Betracht kommen, nämlich: hat der Verfasser erstens solide, methodisch errungene Kenntnisse; hat er zweitens Ideen, mit denen er die Einzelheiten ordnet und erhellt; hat er drittens die Fähigkeit, Dinge und Personen sachlich zu würdigen? so wird man zunächst auf alle drei Fragen mit Ja antworten dürfen. Jeder Blick in die 151 Seiten der vorliegenden Schrift thut kund, daß Spahn viel, ja sehr viel gelesen hat, so daß man manchmal fast zweifeln möchte, ob ein Mann, der erst etwa seit vier Jahren die Universität verlassen hat, all' das, wovon er spricht, auch wirklich in sich verarbeitet haben kann. Auch das nimmt man wahr, daß Spahn nicht etwa bloß für politische und militärische Dinge Interesse hat, sondern daß er mit offenbarer Vorliebe dem sich zuwendet, was man Culturgeschichte nennt; insbesondere für die bildende Kunst zeigt er Sinn und Verständniß, und der reiche Bilderschmuck seines Werkes, auf

---

[1]) Wir kommen auf diese Schrift zurück. Die Redaction.

dessen Auswahl er doch wohl maßgebenden Einfluß geübt hat, bringt Vieles von den schönsten Erzeugnissen der deutschen Kunst der von Spahn behandelten Zeit zu gelungener Anschauung. Was dann die Ideen anlangt, so hat Spahn deren sogar ganz neue, welche die bisherige Anschauung vom 17. Jahrhundert völlig auf den Kopf zu stellen geeignet sind, wenn sie nämlich die Probe bestehen. Endlich zeigt er das offenbare Bestreben, die Menschen und die Ereignisse des 17. Jahrhunderts nicht durch eine Parteibrille zu sehen, am wenigsten durch die des Ultramontanismus, der zunächst durch seine Ernennung nach Straßburg einen Triumph erlangt zu haben glaubte, aber auch natürlich nicht durch die protestantische und preußische. Wie er demgemäß die religiösen Antriebe des 16. Jahrhunderts, auch Luther's und Gustav Adolf's grandiose Gestalten, anders und vornehmer ansieht als die Jesuiten, und wie er die Lebensarbeit des Großen Kurfürsten in ihrem positiven Werth verständnißvoll zu würdigen weiß, so lenkt er doch auch den Blick auf die katholischen Fürsten und Gebiete, welche damals für das nationale Leben, ja die europäische Politik wesentlich mit in Betracht kamen, und beugt einer einseitig norddeutschen und protestantischen Auffassung vor.

Wenn wir sonach in Spahn's Werk unleugbar Ansätze zu einer tüchtigen Leistung vorfinden, so können wir gleichwohl nicht sagen, daß es schon eine tüchtige Leistung sei. Dazu fehlt ihm, kurz gesagt, doch eine wesentliche Voraussetzung: die der wissenschaftlichen und geistigen Ausgereiftheit; es ist, negativ ausgedrückt, ein noch unreifes Werk.

Die Beweise hierfür liegen überall offen vor Augen.

Schon der äußere Eindruck ist der, daß Inhalt und Titel in gar keiner Uebereinstimmung sind. Der Haupttitel ist „Der Große Kurfürst"; er bietet sich in großem Rothdruck dem Auge dar, und der oben darüber laufende Nebentitel „Deutschlands Wiedergeburt im 17. Jahrhundert" kann doch nur so verstanden werden, daß der Große Kurfürst der Hauptträger dieser Wiedergeburt sein soll. Damit stimmt aber der Inhalt des Buches selbst nicht überein; neben dem Großen Kurfürsten treten in Spahn's Auffassung als mindestens gleichberechtigt zum Nachruhm Ferdinand II. und Leopold I.; neben Brandenburg tritt Oesterreich als zweiter — oder vielmehr erster — deutscher „Großstaat", und von dem Großen Kurfürsten wird höchstens in einem Drittel des Buches gehandelt, das nicht bloß von Friedrich Wilhelm, sondern auch von den letzten fünfundachtzig Jahren vor ihm und den nächsten fünfundzwanzig Jahren nach ihm redet; es umfaßt die ganze Zeit von 1555—1713.

Zu dieser mangelnden Uebereinstimmung zwischen Titel und Inhalt treten nun höchst bedenkliche sachliche Anstände. Der erheblichste ist auf die gesammte Auffassung Spahn's von der Zeit des dreißigjährigen Krieges gegründet. Insofern dieser nach dem bekannten Wort des Großen Kurfürsten die deutschen Ströme „zu fremder Nationen Gefangenen" gemacht, den Franzosen den Oberrhein, den Schweden den Unterlauf von Weser, Elbe und Oder, den vom Reiche gelösten Holländern den Unterrhein ausgeliefert hat; insofern er ferner den schon vorher gelockerten politischen Zusammenhalt der deutschen Gebiete noch weiter aufgelöst und fast ganz auf eine (und in jedem einzelnen Fall doch lückenhafte) Abwehr auswärtiger Gefahren beschränkt hat, galt und gilt er allgemein und von je her als das unheilvollste Ereigniß der deutschen Geschichte, als die Besiegelung und Vollendung unseres nationalen Niederganges. Gewiß ist diese Auffassung im Einzelnen der feineren Abtönung fähig, ja bedürftig; gewiß zeigen sich selbst im Niedergang dem schärferen Beobachter die Elemente wirksam, auf denen der Wiederaufbau unseres nationalen Wesens beruhte, wie dies z. B. schon daraus ersichtlich wird, daß Franzosen und Schweden Deutschland mit überwiegend deutschen, zum Theil an deutscher Kriegskunst geschulten Heeren (so dem Bernhard's von Weimar) niedergerungen haben. Aber was macht nun Spahn aus dem dreißigjährigen Kriege? Auf S. 37 erklärt er, daß von 1231 an (wo Kaiser Friedrich II. den domini

terrae durch das statutum in favorem principum eine rechtliche Grundlage der territorialen Selbständigkeit gegenüber der Reichsgewalt verlieh) bis 1617 unsere Geschichte einen „immer trostloser sich beschleunigenden und immer allgemeineren Verfall" zeigt, daß aber 1617 mit der Wahl Ferdinand's II. zum Haupt der habsburgischen Familie „die Kriegserklärung an alle Empörung, ja an alle Eigenmacht in den österreichischen Ländern wie im Reiche erfolgte" und damit die Wendung unserer Geschichte anhebe, welche 1871 ihren Abschluß gefunden habe. Nicht erst hinter und nach dem dreißigjährigen Kriege also liegt der Punkt, da der Aufschwung einsetzt, sondern schon vor ihm! Man traut in der That seinen Augen kaum, wenn man dies liest. Gewiß hat die Wahl Ferdinand's zum Haupt des Hauses Habsburg ihre große Bedeutung (obschon sehr viele andere Momente hinzu treten mußten, damit sie ihre volle Wirkung äußern konnte); aber diese Bedeutung liegt nicht darin, daß sie unserem nationalen Staat vorgearbeitet, sondern darin, daß sie sein Werden erschwert hat. Denn dieses Werden beruhte, wie Spahn selbst gelegentlich fühlt und anderswo ganz im Einklang mit unserer gesammten modernen Auffassung dargelegt hat, darauf, daß an Statt des undeutschen oder nur viertelsdeutschen Hauses Habsburg und seines Staatswesens ein nationaler Krystallisationspunkt in dem Staate der Hohenzollern sich bildete. Was also Habsburg stärkte, führte nicht zu unserem nationalen Staate hin, sondern davon ab, und zwar oft ohne Wissen und Wollen der Handelnden, durch die Wucht der immanenten Thatsachen.

Wer so seltsame Urtheile fällen kann, der ist offenbar noch nicht ganz fähig, den letzten und tiefsten Gehalt und Sinn der Geschichte objectiv zu erfassen. Von dieser Unvergohrenheit gibt es in dem Buche noch manche Beispiele. So heißen S. 32 die Habsburger „so gut wie ohne Ausnahme kernhaft treue, eigenartige und reiche Persönlichkeiten". Das hindert Spahn aber nicht, auf S. 34 Maximilian II. den Verfechter eines „blutlosen Compromißkatholicismus" und „doppelzüngig" zu nennen, was doch das Gegentheil von „kernhaft treu" ist; und Ferdinand II., dessen Wahl 1617 die heilvolle Wendung unserer Geschicke einleiten soll, ist nach S. 36 eine so „reiche Persönlichkeit", daß er — sehr im Einklang mit der offenkundigen historischen Wahrheit — „geistig wenig begabt und theilnahmlos" genannt wird. Welche Widersprüche! Hierher mag auch gerechnet werden, daß Spahn (S. 147) von den Briefen Liselotte's nichts sagt, daß er (S. 126) den geheimen Vertrag des Großen Kurfürsten mit Ludwig XIV. 1679 wegläßt und Friedrich I. außerordentlich überschätzt.

Auch der Stil Spahn's, obwohl im Ganzen frisch und anregend, zeigt mannigfach doch die Spuren eines noch sehr im Werden begriffenen Geistes. So wird S. 71 die an sich gar nicht unrichtige Bemerkung gemacht, daß die letzten dreizehn Jahre des großen Krieges (1635–1648) durch immer schärfere Entwicklung des „raubzugartigen Charakters" dem Wohlstand Deutschlands schärfer zusetzten, als die ersten siebzehn gethan hatten. Diese richtige Wahrnehmung übertreibt aber Spahn so, daß er vor 1635 nicht schwere Entkräftung, sondern nur „vorübergehende Stockungen im Geldumlauf" zugibt und „das Maßlose der Klagen jener Zeit" mit den Worten abthut: „Wäre es den Deutschen bereits ernstlich schlecht ergangen, so hätten sie, in ihrer Verweichlichung feig geworden, bloß zu wimmern gewagt; lautes Geschrei vernimmt der Historiker des 17. Jahrhunderts immer nur, so lange ein wirklicher schwerer Schlag die Klagenden noch nicht getroffen hat." Und ähnlicher Sätze könnten wir noch mehrere anführen.

Wir fällen dieses Urtheil nicht, um Spahn wehe zu thun, sondern lediglich, um unserer schriftstellerischen Pflicht der Wahrheit gemäß offen zu sagen, welchen Eindruck sein Werk auf uns gemacht hat. Wir sind der Hoffnung, daß Spahn in fünf oder zehn Jahren selbst ähnlich über diesen Versuch urtheilen wird, eine gewaltige Zeit in engem Rahmen zu würdigen: und wir sehen, daß unsere Ansicht von anderen Historikern im Wesentlichen getheilt wird. Wenn wir das Werk

gleichwohl als bedeutsam erachten, so ist es deshalb, weil es eines der Symptome ist, daß für unsere katholischen Volksgenossen die Zeit der Janssen und Pastor sich dem Untergang zuneigt und eine neue Richtung sich durchringt, welche deutsches Wesen und modernen Geist zu verstehen und mit ihnen den allzu lange jesuitisch-römisch gelähmten Katholicismus zu erneuern bemüht ist. Wir halten Spahn für einen Mann dieser Richtung, die unserer herzlichsten Sympathie werth ist, und wir hoffen, daß er, von dessen Jahren billiger Weise noch nichts Vollendetes gefordert werden kann, uns, wenn er erst herangereift ist, noch durch tüchtige Leistungen, zu denen er die Fähigkeit wie den Willen besitzt, erfreuen und verbinden wird.

G. Egelhaaf.

## Neuere deutsche Lyrik.

[Nachdruck untersagt.]

1. Liliencron's Gedichte. Auswahl für die Jugend. Zusammengestellt von der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1901.

Was an Gedichten unserer Jugend in die Hand gegeben werden sollte, entschied gemeinhin der Geschmack von Generationen. Eine Tradition hat sich auf diesem Gebiete ausgebildet, eine gute Tradition. Die Lesebücher unserer Schulen, der Volksschulen vornehmlich, legen Zeugniß davon ab. Was sich über den wechselnden Geschmack flüchtiger Moden hinaus bewährt hatte, fiel gleichsam von selbst, als reife Frucht, der Jugend in den Schoß. Heute scheint das anders geworden zu sein. Man möchte schnellfertig vorgreifen, den natürlichen Reifeproceß künstlich beschleunigen. Man traut dem eigenen Geschmack die Fähigkeit zu, das letzte Wort zu sprechen.

So veranstaltet man schon heute, verfrüht, eine Auswahl von Liliencron's Gedichten für die Jugend. Aber — wenn man auch das eine oder andere Gedicht hinzu wünscht, manches nicht ungern missen würde — diese Auswahl ist an sich mit gutem Geschmack getroffen. Jedes dieser Gedichte hat künstlerische Eigenart und bedeutet etwas. Vor unserem eigenen Urtheil darf diese ganze, kleine Sammlung bestehen — es fragt sich nur, wie weit unser Geschmack vor den kommender Generationen Geltung haben wird. Und was schwerer ins Gewicht fällt: es scheint beinahe ausgeschlossen, daß die Jugend diese Gedichte verstehen, ihren Reiz empfinden kann. Die Jugend liebt die großen, vollklingenden Worte, und man soll ihr diese Freude nicht altklug verargen: diese Lyrik ist wortkarg. Um Zeilen wie den folgenden etwas abzugewinnen: „Morgen. Gräbergraber. Grüfte. Manch ein letzter Athemzug" — muß man viel Lyrik in sich aufgenommen haben und seiner Phantasie gebieten können, — von einem heranwachsenden Geschlecht das erwarten, heißt schlechte Anforderungen stellen. Die Jugend liebt die tönenden, klingenden Rhythmen: in diesen Liliencron'schen Gedichten ist der Rhythmus in jedem Augenblick gewaltthätig gebrochen. Und selbst die Stimmungsmacht einzelner dieser Gedichte, die ganz an Fontane erinnert und doch ganz unabhängig von ihm ist, dies Entdecken dichterischer Reize im Alleralltäglichsten, diese Millet'sche Freude an fruchtbarer, fetter Ackerlandschaft und rothflimmernder Haidefläche, das Alles können Knaben und Mädchen nicht nachempfinden. Eines der schönsten dieser Gedichte erzählt von einer Mühle, einer ganz gewöhnlichen Mühle, die Mann und Frau Tag für Tag von ihrem Fenster aus vor Augen gehabt haben; ihre Gedanken, ihre Sehnsucht sind immer den Weg zu der fernen Mühle gezogen. Nun liegt die Frau krank —

„die schwarze Gräberblume hat sich empor gerankt" — er trägt sie ans Fenster, und sie flüstert: „Vergiß die Mühle nicht." So schön und ergreifend diese schlichten Verse sind, ich möchte beinahe sagen: es thäte mir leid um die Jugend, die sie versteht. Nur ganz wenige der Gedichte dieser kleinen Sammlung, das eine oder andere Reiterlied, die Verse auf die Beisetzung Kaiser Wilhelm's, eine Ballade vielleicht, scheinen nicht nur dem Inhalt nach, sondern auch in der dichterischen Ausdrucksweise und Gestaltung für jugendliche Aufnahmefähigkeit geeignet. Im Uebrigen werden Knaben schwerlich diese Liliencron'schen Gedichte in Händen haben, die ihre Lehrer so wohl verstehen.

Liliencron selbst fehlt es ganz an künstlerischer Selbstzucht, an Bildung des Geschmacks. In seinen Gedichten stehen die „Gedichte" unter einer Fülle wenig anmuthender Verse. Diese gut getroffene Auswahl für die Jugend wendet sich an die Erwachsenen, die ihn finden wollen.

---

2. Vagabunden. Neue Lieder und Gedichte von Carl Busse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1901.

Junge Liebe singt fröhlich, übermüthig aus diesen Liedern. Er ist ein Student auf Wanderfahrten, Sie der herzigste Backfisch im steifen Batistkleid mit der Schärpe um die Taille und den langen, blonden Zöpfchen. Man nickt sich im Vorübergehen zu, im Garten steht eine lauschige Laube versteckt, dahin flüchtet sie, da holt er sie ein und zieht die Erröthende in seine Arme. Harmlose Freuden, von denen Busse liebenswürdig, anmuthend zu plaudern weiß. Zum leicht geschürzten, klingenden Lied wird die Plauderei; jugendlich warmes Empfinden gibt die Stimmung. Freilich in manchen Variationen wirkt die Weise ermüdend, und wenn er dem Mädchen, das seine Jugend ungenützt vorüber ließ, den Refrain zusingt: „Dann wein' um die heißen Studiosen Und wart' auf den Bräutigam Tod" — oder wenn er diese Backfischliebe generell faßt, um jeden ungeküßten Mund klagt und von dieser etwas pandemischen Sehnsucht meint, es gäbe keine, „die stärker glüht", so kann man das kaum sehr geschmackvoll nennen. Vergeblich auch hat Busse sich bemüht, diese Backfischliebe zu vertiefen, indem er in längerem Gedicht einen alten Mann am Grabe seiner Frau von solchem Jugendlieben rückschauend erzählen ließ — die Stimmung bleibt nur eben dieselbe, das Empfinden wächst sich nicht aus. Gefällig wirkt der leichte Plauderton in den Trinkliedern und in den Gedichten, die die Freude am Frühlingswerden und an Herbstesruhe eingegeben. Oft fühlt man sich an Geibel erinnert, öfters werden Geibel'sche Wendungen fast wörtlich wiederholt, aber Geibel'scher Wohlklang und Geibel'sche Stimmungskraft sind doch nirgends erreicht. Eine Studentenfahrt nach Friedrichsruh wiederum ruft Fontane'sche Erinnerungen wach. Aber die politische Lyrik, aus der eine gute, jugendliche Begeisterung für Kaiser, Reich und Flotte jubelt, ist doch in sich recht schwach. Sie zeigt, wie viel Busse rein formell noch zu lernen hat. Wenn es in einem Gedicht „An den Reichstag" heißt: „Uns lockt auch nicht die rothe Zukunftsfahne, Um die sich scheu der geistig Arme drängt," so darf man dabei wohl eine Sehnsucht nach der viel geschmähten politischen Lyrik der vierziger Jahre empfinden. Ganz zum Schluß des Buches gibt Busse ein paar Gedichte, die von stiller Selbsteinkehr Zeugniß ablegen. Die Sehnsucht nach Sammlung ist da. Eine leise Mystik stellt sich ein, ein visionäres Element macht sich geltend. Und diese Visionen haben zuweilen malerischen Reiz, manchmal ist ihnen Stimmungskraft gegeben. Man findet in diesen letzten Gedichten das Streben nach Entwicklung, man hat seine Freude an einem menschlich sympathischen Zug, der zu der Hoffnung auf Busse's Zukunft auch den Glauben daran gibt.

3. Mezzavoce. Gedichte von Irene Forbes Mosse. Berlin, Schuster & Loeffler. 1901.

Diese Sammlung von Gedichten läßt in ein Gemüth und Empfinden schauen, das die Freuden und Leiden des Lebens tief zu erfassen und poetisch auszusprechen versteht. Die Dichterin, die innerhalb der Gedichte ein wenig den Schleier lüftet, entstammt einer Familie, in der diese Art geistigen Existenzgenusses seit Generationen zu Hause ist und in immer neuen Gebilden sich zu bethätigen drängt. Eingeborene Neigung zu jeder idealen Hervorbringung in Literatur und Kunst schlingt sich unauflöslich hinein in die Liebe zur Natur und in das Sehnen nach freier Ausbildung der edlen Kräfte, die sich im Menschen regen. Aus diesen Quellen fließen die Motive zu vielen der in „Mezzavoce" vereinigten Gedichte. Zwei örtliche Mittelpunkte treten in ihnen hervor: ein märkisches Herrenhaus und Städtchen, in landschaftliche Schönheit hinein gebettet, und Florenz, das herrliche, im südlichen Gelände. Dort sah die Dichterin mit der Schwester, der manches Gedicht sich zuwendet und das ganze Buch gewidmet ist, die Tage der Kindheit und der Jugend; Florenz ward ihr durch Wahl und Fügung zur neuen Heimath. „Südliche Heimath" und „Nördliche Heimath" sind darum auch zwei Theile der Sammlung überschrieben. Dem „nördlich" Empfindenden werden die von der märkischen Heimath eingegebenen Gedichte vertrauter klingen und ihn inniger ergreifen, wie denn auch der Dichterin unter dem Sonnenhimmel Italiens die Erinnerung an die Scholle, die ihre Eltern einst ihr eigen nannten, immer ein treu und liebevoll gehegter Schatz geblieben ist. Ein sehnsuchtsvolles Sich-zurück- und -vorwärtskämpfen lebt in den Gedichten, ein getrostes Hinblicken in die ewige Weite, welche die Ahnung uns verspricht. Ein ideales Mitempfinden bemächtigt sich des Lesers. Wir verspüren das Walten reiner dichterischer Kraft, die leise, aber sicher auf ihr Ziel losgeht. Mag manche Hindeutung für den nicht eingeweihten Leser unerklärt und manche Beziehung ungedeutet sein, es sind der reinen und guten Gedichte genug, die jedem Leser Genuß und stille Befriedigung gewähren.

4. Natur und Geist. Gedichte von Willy Pastor. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1901.

Der Titel „Natur und Geist" faßt den Inhalt der in dem Bande vereinigten Gedichte gut zusammen. Wir empfangen die wechselnden Stimmungen eines sich rastlos und ernstlich um das Bleibende unseres Daseins abmühenden Geistes. Immer nimmt die Natur ihren Einfluß auf dies geistige Leben, sei es, daß der Abend, die Nacht, der Frühling oder die großartige Welt der schwedischen Schären es sympathetisch berührt. Im Nordland freilich, da fühlt sich der Dichter so recht in seinem Elemente, da weilt er am liebsten, da treffen wir ihn auch in seinen Romanen. Was jetzt wieder den schwedischen Schären entflossen ist, gehört leicht zum Besten in diesem Bande. Der Grundton der Gedichte ist ernst, aber von Hoffnung belebt, und auch froher Sinn, ja Uebermuth bricht bisweilen vor. Die Sprache hält sich rein, springt aber hier und da, nicht ohne Kunstabsicht, auf Unerwartetes ab. Das innere Kämpfen und Zergrübeln, das noch der Todtentanz am Anfang des Bandes ausspricht, ist vorüber; Vieles hat inzwischen sich verändert; und „Was sie mir Böses thaten, Es soll vergessen sein".

5. Aus dem Lande der Liebe. Gedichte von Rudolf Presber. Buchschmuck von Walter Caspari. Berlin, Dr. Eysler & Co. 1901.

Es ist nicht der einzige Reiz dieser Gedichte, daß ein wohlthuender Hauch frischer Natürlichkeit sie durchzieht: es sind kecke Weisen, so weit wie nur irgend möglich entfernt von jeglicher Empfindsamkeit, aber voll von Humor und gut-

müthigem Spott, voll von Bildern der Wirklichkeit, die den Leser ergötzen und sein Herz froh machen. Denn mit unseren pessimistischen Lyrikern hat Rudolf Presber nichts gemein, wiewohl er sonst ein ganz moderner Mensch ist: er lebt in der lebendigen Gegenwart, aber er nimmt sie von der guten, der heiteren, der sonnigen Seite, die sie doch gewiß auch hat; und die Verirrungen, die Scurrilitäten, die sich auf ihrer Oberfläche zeigen, trifft er mit der Geißel der Satire. Man wird an keinen Anderen so oft gemahnt wie an Heine. Doch wo bei diesem die Pointe sich ironisch zuspitzt, ist bei Presber das Ende vom Lied immer oder doch meistens ein fröhliches Gelächter. Nicht als ob es ihm an ernster, tiefer Empfindung fehlte, wenn er in dem Cyklus „Sancta Juventus" der Kindheit und des Elternhauses gedenkt oder in dem Intermezzo „Von ihr" die Sehnsucht, das Heimweh nach den classischen Stätten des Südens durchklingen läßt. Doch, wie „der Mönch im Carneval" singt:

Ach, die Welt ist voller Sünden —
Aber voller Schönheit auch!

Das ist des Dichters Weltanschauung und Philosophie, die man versteht, der man gerne beistimmt, jenen „Jüngsten" gegenüber, deren Verssprache mit ihren vielen Gedankenstrichen oft nur ein Stammeln ist, das entweder völlig unverständlich bleibt oder unanständig deutlich wird. Der Titel des vorliegenden Bändchens: „Aus dem Lande der Liebe" könnte leicht irre führen: doch ist der Dichter keiner von Denen,

— die mit geleerten Schalen,
Mit genoßner Liebe prahlen.

Sinnenfreudigkeit, nicht Sinnlichkeit, ist ihm eigen, und auch wo er sich im Uebermuth einmal bis zur äußersten Grenze wagt, verletzt er nicht den guten Geschmack. Seine Muse hat keinen krankhaften, keinen psycho-pathologischen Zug: und er sagt das, was er zu sagen hat, in höchst gewandten, darum aber keineswegs hergebrachten Formen. Denn auch darin gleicht er Heine, daß er ein Virtuose des Verses ist und auf Reime kommt, an die Niemand zuvor gedacht hat. Aber wenn es nicht die großen Probleme, weder des Lebens noch des Herzens, sind, die Presber besingt, so wird er mit ihren Banalitäten doch selber nie banal und bleibt immer unterhaltend, immer amusant und trotz manchen entfernten Anklangs, hier und dort, an Scheffel, durchaus originell, und nirgends mehr als in dem Abschnitt „Aus der Weltstadt". Man wird von dem Dichter, wie wir ihn bisher charakterisirt haben, nicht erwarten, daß er in die Tiefen und Abgründe des socialen Lebens hinab steigt, sein bevorzugter Tummelplatz ist die sog. „Gesellschaft": aber lustiger als in diesen Blättern ist sie wohl noch nicht geschildert worden, und wenn für nichts Anderes, sind wir ihm dankbar dafür, daß er uns wieder einmal hat herzlich lachen machen. — Lobend erwähnt sei der „Buchschmuck", der diesen jetzt so häufig mißbrauchten Namen wirklich verdient: sinnig und geschmackvoll schließt er sich dem Text an.

εl. **Dichter und Darsteller.** Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. Sechster Band: L. N. Tolstoi. Von Eugen Zabel. Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie.

Obwohl Zabel seine biographische und kritische Schilderung Tolstoi's bis zur unmittelbaren Gegenwart herab führt und nichts unberücksichtigt läßt, was sich an individuellen Zügen feststellen läßt, liegt der Werth seiner Arbeit doch zumeist darin, daß er die rein dichterische und künstlerische Bedeutung des großen russischen Erzählers stärker betont als es im Allgemeinen sonst geschehen ist. Die Analysen seiner Jugenderzählungen, unter denen die ergreifenden Schilderungen aus Sebastopol während der Belagerung im Krimkriege wohl den ersten Preis verdienen, seiner Novelle „Luzern" und der gewaltigen Tragödie in Prosa „Polikuschka" sind eingehend und klar. Den beiden umfangreichen modernen Epen Tolstoi's, „Krieg und Frieden", sowie „Anna Karenina" werden zwei besondere Capitel gewidmet, die uns die Composition und die feine Verknüpfung der Situationen und Motive verständlich machen. Das darauf folgende Capitel beschäftigt sich mit „Tolstoi als Dramatiker" und darf namentlich seit der glänzenden Aufnahme der „Macht der Finsterniß" im „Deutschen Theater" in Berlin auf besondere Beachtung rechnen. Wie sich aus dem Dichter allmählich immer mehr der Denker entwickelt, die Werke an Anschaulichkeit und Temperament verlieren, dagegen an Ideen und Tendenzen gewinnen, wie diese beiden Strömungen bald gegen einander arbeiten, bald in einander übergehen, wird in den übrigen Abschnitten des Buches entwickelt. Die widerspruchsvolle Persönlichkeit Tolstoi's wird mit einer Fülle individueller Züge beleuchtet, die eigener Anschauung entnommen sind, wobei das Bemühen, Licht und Schatten angemessen zu vertheilen, Anerkennung verdient. Die Biographie enthält einige achtzig gut ausgeführte Illustrationen, die den Dichter in den verschiedensten Altersstufen, seine Familie, sein Heim auf dem Lande, seine Jugendfreunde, einzelne Gestalten und Scenen aus seinen Werken, sowie die Ortschaften darstellen, die er in seinen Romanen schildert. Vor dem Titel ist dem Buche ein Vollbild Tolstoi's mit der Reproduction einer Widmung an seinen Biographen beigegeben worden. Die Arbeit ist dem früheren deutschen Reichskanzler, Fürsten Hohenlohe, in „dankbarer Erinnerung an Schloß Werki" zugeschrieben.

βl. **Piccolo Mondo Moderno.** Von Antonio Fogazzaro. Milano, U. Hoepli. 1901.

Ein amerikanischer Romanschriftsteller erzählt mit vielem Humor, was ihm geschah, nachdem er ein vorzügliches Buch geschrieben und das nächste Mal mit einem neuen Roman nicht auf der Höhe dieser besten Leistung geblieben war. Er mußte unter dem Schutz der Anonymität sein Heil suchen, oder er wäre verhungert! Nicht so schlimm wird es dem mit Recht berühmten und vielgelesenen Verfasser von „Daniele Cortis" und „Piccolo Mondo antico" in Bezug auf sein jüngstes Werk, „Piccolo Mondo moderno" ergehen; allein immerhin muß dem Urtheil eines meiner jungen Freunde zugestimmt werden, der die „Kleine alte Welt", ein Meisterstück der Schilderung und psychologischen Analyse, die wahre und eigentliche Gegnerin der „Kleinen modernen Welt" nennt. Nicht als ob es letzterem Buch an feinen Zügen, an schönen, beredten Darstellungen des Lebens und der Natur, an edlen und vornehmen Empfindungen und jener großen idealen Auffassung und Durchführung geistiger Probleme fehlte, an allen Vorzügen mit einem Wort, die Fogazzaro's Namen verbürgt. Allein während Franco und Luisa, die Hauptpersonen des Dramas von „Piccolo Mondo antico", mit nie versagender Kunst vom Rahmen einer weltgeschichtlich bedeutenden Epoche umfaßt, mit dem liebevoll geschilderten heimathlichen Boden und den Ereignissen der Zeit in unzertrennlicher, aus den Schicksalen ihres Lebens sich ergebender Wechselwirkung stehen, und nicht eine der Nebenfiguren, die des Dichters Phantasie um sie schart, an Interesse und innerer Existenzberechtigung versagt, sind diesmal die Charaktere abgeblaßt und die Farben etwas geblichen. Die Geschichte des Sohnes, Piero, ist von denselben Conflicten wie einst die seiner Eltern bewegt. Zum zweiten Mal ist eine weibliche Seele von glaubensloser Skepsis erfaßt, während der Mann, Piero selbst, der, wie einst sein Vater, auf dem Grunde religiöser Ueberzeugungen steht, den Kampf mit ihr, der geschiedenen Frau eines Andern, die er liebt, um dieser Ueberzeugungen willen aufnimmt. Aber nicht die innere Harmonie eines in sich gefestigten Daseins, sondern äußere Zufälle führen die Entscheidungen herbei. Ueber dem Ganzen liegt eine Schwüle der Weltflucht und des Schmerzes im Anblick auf eine untergehende sociale Ordnung gebreitet, gegen deren Verfall der Idealismus das Opfer von Besitz und Glück mit schwärmerischer Selbstverleugnung in die Wagschale des Schicksals legt. So ist ein schwermüthiges, unerachtet einzelner ergreifender Schönheiten doch nicht befriedigendes Werk entstanden. Der Dichter läßt uns über die Entschlüsse seines Helden im Dunkel. Weder im Staat noch in der Kirche, noch in der Gesellschaft vermochte er ihm die Aufgabe zuzuweisen, an der seine verwundete Seele gesunden, seine an vielen vergeblich unternommenen Proben erschöpfte Kraft wieder erstarken konnte. Pietro Maironi, freiwillig arm, freiwillig heimathlos und freiwillig vereinsamt, verschwindet spurlos vor den Augen der Menschen. Es bleibt ungewiß, ob er jemals wiederkehren und sie davon überzeugen wird, daß seine Entsagungen kein Blendwerk, sondern die geheimnißvolle, höhere Fügung waren, die ihn zur That befähigen und begeistern sollte.

**Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum** 21. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres **Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:**

**Albert.** — Almdirndln. Hochlands-Erzählungen von **Adam Albert. Dresden und Leipzig, E. Pierson.** 1900.

**Baedeker.** — Italien. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Erster Theil: Ober-Italien, Ligurien, das nördliche Toscana. Mit 29 Karten, 30 Plänen und 9 Grundrissen. Sechzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

**Beyerlein.** — **Das graue Leben. Ein Beitrag zur** Psychologie des vierten Standes. Roman von Franz **Adam Beyerlein. München, Albert Langen.** 1902.

**Björnson.** — Das neue System. Schauspiel von Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Uebersetzung **aus dem Norwegischen von C. Auerbach. München,** Albert Langen. 1901.

**Björnson.** — **Leonarda. Schauspiel in vier Acten von** Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Uebersetzung **von Cläre Mjöen. München, Albert Langen.** 1901.

**Creizenach.** — Geschichte des neueren Dramas von Wilhelm Creizenach. Zweiter Band. Renaissance und Reformation. Halle a. S., Max Niemeyer. 1901.

**Ebner-Eschenbach.** — Dorf- und Schloßgeschichten. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

**Ebner-Eschenbach.** — Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. **Fünfte** Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

**Ebner-Eschenbach.** Zwei Comtessen. **Von Marie** von Ebner-Eschenbach. Sechste Auflage. Berlin, **Gebrüder Paetel.** 1902.

**Edelheim.** — Beiträge zur Geschichte der Socialpädagogik. Von John Edelheim. Berlin-Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1902.

**Falke.** — Eulennest. **Roman von Baronesse Falke.** Zweite Auflage. **Dresden und Leipzig, Heinrich** Minden. O. J.

**Fiedler.** — Der russische Parnaß. Anthologie russischer Lyriker von **Friedrich Fiedler. Zweite, unveränderte Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.** O. J.

**Foa.** — Dal Mare. Novelle e Bozzetti. Di Augusto Foa. Città di Castello, S. Lapi. 1901.

**Gneisse.** — Der Begriff des Kunstwerks in Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (1772) und in Schillers Aesthetik. Vortrag von Karl Gneisse. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1901.

**Göhre.** — **Vom Socialismus zum Liberalismus. Wandlungen der Nationalsocialen. Von Paul Göhre. Berlin, Verlag der „Socialistischen Monatshefte“.** 1902.

**Groller.** — **Der künstliche See. Ein Roman von** Balduin Groller. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1901.

**Gutheil.** — **Irrungen. Roman in drei Büchern von Arthur Gutheil. Leipzig, Grübel & Sommerlatte.** 1901.

**Hamsun.** — Die Stimme des Lebens und andere Novellen. **Von Knut Hamsun. München, Albert** Langen. 1901.

**Hessische Heimath.** Ein literarisches Jahrbuch für 1902. Herausgegeben von Paul Heidelbach. **Buchschmuck von Adolf Wagner. Cassel, Carl Vietor, Hofbuchhandlung.**

**Hirsch.** — Chronologische Reformen von Gideon Max Hirsch. Breslau, Preuss und Jünger. 1901.

**Howard.** — To-morrow: a peaceful path to real reform by E. Howard. London, Swan Sonnenschein and Co. 1898.

**Kilian.** — Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. **Schauspiel in fünf Acten von Goethe. Nach der** Original-Ausgabe von 1773 für die Aufführung eingerichtet von Eugen Kilian. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

**Kraus.** — Die Erhebung Italiens im 19. Jahrhundert. Cavour. Von Franz Xaver Kraus. Mit einem Lichtdruckbild und 45 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1902.

**Lang.** — Der Socialismus in der Schweiz. Von Otto Lang. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte. 1902.

**Lie.** — Böse Mächte. Roman von Jonas Lie. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von **Mathilde Mann. München, Albert Langen.** 1901.

**Lie.** — Wenn der Vorhang fällt. Aus der Komödie des Lebens. Roman von Jonas Lie. Berlin, Richard Taendler. O. J.

**Lienert.** — **Die Wildleute.** Erzählungen von **Meinrad Lienert. Zürich, Orell Füßli. O. J.**

**Lounsbury.** — Shakespeare as a dramatic artist. With an account of his reputation at various periods. By Thomas R. Lounsbury. London, Edward Arnold. 1901.

**Maack.** — Wie steht's mit dem Spiritismus? Von Ferdinand Maack. Hamburg, Xenologischer Verlag. 1901.

**Matthias.** — **Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. Eine sprachlich-psychologische Skizze von Theodor Matthias. Leipzig,** Friedrich Brandstetter. 1902.

**Meinhardt.** — **Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Adalbert Meinhardt.** Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

**Merz.** — **Berner Novellen. Von Walter Merz. Bern,** Neukomm & Zimmermann. O. J.

**Perfall.** — **Die Malschule.** Novelle von Anton von **Perfall. München, Albert Langen.** 1901.

**Pestalozzi's** sämmtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. Sechster und siebenter Band. Liegnitz, Karl Seyffarth. 1901.

**Peter Schlemihl.** — Grobheiten. Simplicissimus-Gedichte von Peter Schlemihl. München, **Albert** Langen. 1901.

**Pohle.** — Deutschland am Scheidewege. Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirthschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands. Von Ludwig Pohle. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

**Proelß.** — Deutsch-Capri in Kunst, Dichtung, Leben. Historischer Rückblick und poetische Blüthenlese von Johannes Proelß. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

**Reich.** — Zwanzig Skizzen **und Erzählungen. Von** Oskar Reich. **Dresden und Leipzig, E. Pierson.** 1901.

**Rein.** — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von **W. Rein. Fünfter bis siebenter** Band. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

**Ritter.** — **Umsturz.** Culturdrama in drei Aufzügen von Alfred Ritter. **Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.** 1902.

**Schaible.** — Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Zusammengestellt von C. Schaible, Oberst a. D. Freiburg und Leipzig, **Paul Waetzel.** O. J.

**Scheel.** — Lesebuch **aus Gustav Freytag's Werken. Ein** Hülfsbuch für den deutschen und geschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Ausgewählt und eingeleitet von Willy Scheel. Berlin, Weidmann. 1901.

**Schipper.** — Alte Bildung und moderne Cultur. Ein Beitrag zur Frage der Gymnasialreform. Inaugurationsrede von Jakob Schipper. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1901.

**Schlichtegroll.** — Ulrich von Liechtenstein. Novelle von Carl Felix v. Schlichtegroll. Dresden, H. R. Dohrn. 1902.

**Serao.** — Riccardo Joanna's Leben und Abenteuer. Roman von Mathilde Serao. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Max von Weißenthurn. **München, Albert Langen.** 1901.

**Storm.** — Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

**Thomas.** — The life and works of Friedrich Schiller. By Calvin Thomas. New-York, Henry Holt and Company. 1901.

**Vanderem.** — Charlie. Roman von Fernand Vanderem. **Einzig** berechtigte Uebersetzung von Kelli Zurbelen. München, Albert Langen. 1901.

**Verhandlungen, die, der Heidelberger Schloßbau-Conferenz vom 15. October 1901.** Amtliche **Actenstücke,** veröffentlicht im Auftrag des Großherzoglich **badischen** Finanzministeriums. Mit einer **Abbildung.** Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchdruckerei. 1902.

---

**Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.**
**Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.**

# Vice-Mama.

## Eine Erzählung
von
**Ernst von Wildenbruch.**

[Nachdruck untersagt.]

(Fortsetzung.)

Spät erst zur Ruhe gekommen, stand Frau von Carstein erst spät am nächsten Morgen auf. Spät, und mit ganz eigenthümlich leisen, beinahe scheuen Bewegungen, als wollte sie Geräusch vermeiden, als würde jeder laute Ton sie stören, etwas aufscheuchen und verscheuchen, das da tief in ihrem Innern war und mit Vorsicht behandelt sein wollte, mit Vorsicht. Auch den ganzen übrigen Tag ging sie mit der gleichen Geräuschlosigkeit umher, so daß man kaum einen Laut in ihren Zimmern vernahm. Seit dem Augenblick war das in sie gekommen, als in der Nacht der kühle Hauch über sie dahin gegangen war und ihr zugeraunt hatte: „Die Frau ist todt!" Gleich beim Erwachen war das wieder ihr erster Gedanke gewesen, und jetzt, indem der Tag fortschritt, entstand in ihrem Innern ein stummes Fragen, ein lautloses Ringen: sollte es dabei bleiben, daß sie dem Jungen die Thüre wies, oder sollte sie ihn nicht doch kommen lassen? Nicht doch?

Alles, was dagegen sprach, was sie gestern Abend und in der Nacht empfunden hatte, wußte sie ja noch ganz genau — aber heute fühlte sich das alles anders an, alles viel ruhiger, viel weicher. Sie wußte selbst kaum, woher. Und dazu kam dann noch etwas, ein neugieriges, beinahe gieriges Verlangen, zu wissen, wie sieht er aus?

Ob er — ihm ähnlich sah? Das war ja doch der Kern der Frage; denn was hätte der Junge sie angegangen, wenn es nicht sein Junge gewesen wäre? Darum, als sie sich darüber klar wurde, schüttelte sie wieder zornig den Kopf: „Nein, nein, nein!" Er sollte nicht kommen! Nicht wieder, wenn man von Wunden heil geworden ist, mit Instrumenten spielen, aus denen versteckte Klingen hervor springen, aus denen Schüsse losgehen können! Freilich — es war ja nicht er selbst, sondern nur sein Junge. Aber gleichgültig! Gleichgültig! Auch nicht aus der Ferne mehr mit Früchten liebäugeln, wenn man weiß, daß sie bösartig, daß sie giftig sind. Darum nein! So beschloß, so

entschied sie. Und im Augenblick, da sie beschlossen und entschieden hatte, fing das Kreisen und Drehen in ihr von vorne wieder an: Es ist ja doch nicht er selbst, sondern nur sein Junge. Wovor fürchtest Du Dich denn? Der Junge weiß ja von nichts, hat keine Ahnung, was zwischen Dir und seinem Vater einstmals gewesen ist, ist ja noch ein Kind, kommt zu Dir wie zu einer völlig Fremden. Behandle ihn doch so; kühl, wenn Du willst, schlecht, jedenfalls gleichgültig. Laß ihn einmal kommen und nie wieder. Einmal und nicht wieder; dazu wirst Du doch wohl stark genug sein? Er wird sich mit Deinem Jungen unterhalten, und derweilen setzest Du Dich abseits, nimmst eine Arbeit vor und siehst ihn Dir von der Seite an. Dann weißt Du, wie er aussieht, bist beruhigt, und es ist gut. Und während noch das Für und Wider, das Ja und Nein in ihrem Innern mit einander kämpfte und rang, während es sie vom Ruhebett, auf das sie sich niedergelegt hatte, auf die Füße trieb und vom ruhelosen Hin- und Hergehen wieder zum Ruhebett zurück, stand plötzlich etwas wie ein Schrei in ihrer Seele auf, der Schrei des Weibes, der Frauennatur: „Ja, ich will wissen, wie er aussieht! Wie das aussieht, was den Namen und die Art dieses Menschen weiter tragen soll durch die Welt, will wissen, wie sein Sohn aussieht!" Vor dem Schreibtische, an dem sie gestern Abend gesessen hatte, fiel sie auch heute wieder auf den Stuhl, und mit fliegender Feder, als sollte die eilende Hand jedem Bedenken zuvor kommen, das etwa nachgehinkt käme, schrieb sie einen Brief, einen Brief, den sie gleich darauf, als sie ihren abendlichen Spaziergang machte, selbst in den Briefkasten steckte, an den Cadetten Hans von Carstein, ihren Sohn.

Am Montag Abend war dies geschehen — am Dienstag darauf gab es im Potsdamer Cadettenhause zwei aufgeregte Knabengemüther. So bedrückt der Hamster gestern Nachmittag neben seinem Freunde einher geschritten war, als er über seine gescheiterte Mission berichtete, so freudig erhobenen Hauptes wandelte er heute, Arm in Arm mit ihm, den Garten der Anstalt hinauf und herab.

Einen Brief erhalten bedeutete für die Jungen an und für sich schon ein Ereigniß — und nun einen solchen!

Wie eine Fahne trug der Hamster das Blatt in der Hand — wenn er es in die Tasche gesteckt hätte, würde er das süße Gefühl des Besitzes nicht so stark genossen haben — offen, damit er den Inhalt immer noch einmal lesen konnte, obschon der Brief so kurz war, daß er ihn wahrscheinlich schon längst auswendig wußte. „Dickerchen," hatte die Mutter geschrieben, „ich habe mir die Sache anders überlegt. Wenn Dein Freund noch Lust hat, bin ich bereit, ihn einzuladen, und er kann nächsten Sonntag Nachmittag zu mir kommen. Sei fleißig und ordentlich, damit nicht irgend ein Querstrich durch Deinen eigenen Urlaub geschieht. Es küßt Dich Deine Mammi."

„Siehst Du," sagte der Hamster, nachdem er seinem Freunde den Brief bis auf den Schluß vorgelesen und nochmals vorgelesen hatte, „meine Alte muß vorigen Sonntag geradezu nicht recht wohl gewesen sein; anders kann ich mir die Geschichte factisch nicht erklären. Und auch, daß sie jetzt von selbst

kommt, das ist ganz was Merkwürdiges an ihr. Sonst für gewöhnlich, wenn sie einmal Ja oder Nein gesagt hat, bleibt's dabei, bumsfest, da ist gar nichts zu machen. Und heute, ganz von selber, kommt sie so."

Als wenn er seinem Freunde einen besonderen Freundschaftsbeweis oder eine urkundliche Bestätigung für die Richtigkeit des Vorgelesenen geben wollte, hatte er ihm den Brief der Mutter in die Hand gelegt.

Schweigend las Georg von Drebkau noch einmal für sich durch, was die hastige Frauenhand da geschrieben hatte, und ebenso gab er den Brief dann wieder zurück. Er sagte nichts; er war ganz blaß geworden. Ob es noch die Erinnerung an die Niedergeschlagenheit von gestern war, was ihn erregte? Ob er fühlte, daß die Worte in dem Briefe, die ihn betrafen, eigentlich nicht übermäßig freundlich gehalten waren? Vielleicht aber war es auch der Schluß, der ihn bewegte, der Schluß, den der Hamster nicht mit vorgelesen hatte, weil er ihn verlegen machte: „Es küßt Dich Deine Mammi." Er konnte die Augen gar nicht davon lassen, er las es immer noch einmal. Als ob ihm etwas Unbestimmbares, Süßes auf die Lippen gekommen wäre, so war ihm zu Muthe. Und dann überlegte er, daß die Süßigkeit für einen anderen Mund bestimmt war, nicht für den seinigen, und daß Niemand da war, der ihn küßte.

„Wenn Du an Deine Mutter schreibst," hob er nach einiger Zeit an, „sag' ihr nur, bitte, daß ich ihr vielmals danke und ihrer freundlichen Einladung sehr gern folgen werde."

Der Hamster hörte ihm ganz überrascht zu. Daß er noch einmal an seine Mutter schreiben sollte, das war ihm gar nicht gekommen. Die Mutter hatte ihn eingeladen — also kam er ganz einfach; so war sein Gedankengang gewesen. Und nun hielt der es für nöthig, noch besonders anzunehmen. Und wie weltmännisch er sich dabei ausdrückte: „Würde der Einladung sehr gern folgen." Aber weil es weltmännisch war, imponirte es dem Hamster, und weil es ihm imponirte, setzte er sich noch an dem nämlichen Abend hin und schrieb an die Mutter, genau in den Ausdrücken, die der Andere gebraucht hatte, als wenn er wieder ein Extemporale von ihm abschriebe: „Mein Freund Georg von Drebkau läßt Dir auch vielmals danken und läßt Dir sagen, daß er Deiner freundlichen Einladung sehr gern folgen wird."

Als Frau Käthe von Carstein diesen Brief erhielt, riß sie ihn von oben bis unten durch und warf die Fetzen in den Papierkorb. Er hatte ihr fürchterlich mißfallen. Ihre Stimmung schlug wieder um; am liebsten hätte sie sich hingesetzt und dem Hamster geschrieben, daß sein Freund nun doch zu Hause bleiben könne. Aber das ging jetzt nicht mehr; sie hatte sich gebunden, und das machte sie so wild. Solch ein hochnäsiger Bengel! Solch ein Geck! Solch ein Protz! Alles, was sie in sich durchgemacht hatte, bis daß sie sich entschloß, den Jungen einzuladen, kam ihr zurück, und nun erklärte ihr der in einem Tone, der ihr wie eine herablassende Handbewegung erschien, daß er ihr den Gefallen thun, ihrer Einladung „sehr gern folgen" würde. Als ob von Einladung überhaupt die Rede wäre! Ihn vor Augen haben, sehen, wie er aussähe, der Sohn von — dem, das wollte sie, und weiter nichts. Und jetzt

brauchte sie ihn schon gar nicht mehr anzusehen, konnte sich jetzt schon ganz genau denken, wie er aussah, geschniegelt, gebügelt und elegant, wie es der Herr Papa auch immer gewesen war, vornehm überlegen, als wenn alle Menschen eigentlich von der Natur nur gemacht wären, ihn zu bedienen, äußerlich höflich und inwendig brutal, wie es der Herr Papa auch immer gewesen war. Und zu dem allem noch etwas, etwas Fatales, der Judenparfüm! Das alles, diesen ganzen hochmüthigen Ton hatte er sich im Verkehr mit ihrem Jungen angewöhnt, dem Hans von Carstein, dem armen Schlucker, der sich von ihm frei halten ließ und von ihm abschrieb. Und seitdem war Alles, was Carstein hieß, für ihn eine untergeordnete Menschensorte, die man eben mitnahm, so lange man nichts Besseres hatte, und zum Teufel jagte, so bald sich etwas Anderes fand.

Und daß sie so etwas zu sich einlassen, bei sich aufnehmen mußte, das hatte sie sich selbst auferlegt! Aber, einmal und nicht wieder! Wenn es nicht schon vorher beschlossene Sache gewesen wäre, jetzt stand es fest: einmal und nicht wieder!

So bereitete man sich auf beiden Seiten auf den bedeutungsvollen Tag vor; in der Hoditzstraße mit verbissenem Groll, im Cadettenhause, da, wo der Hamster im Quartier lag, mit einem Gefühle, als ob er die ganze Woche hindurch auf Eiern gehen müßte, daß nur um Gotteswillen der Querstrich nicht kam, vor dem die Mama gewarnt hatte, daß ihm nicht irgend etwas zustieß, wodurch der Urlaub am Sonntag, an diesem Sonntag, in Frage gestellt wurde. Und mit einem Gefühle stiller, beinahe seliger Erwartung Georg von Trebkau. Zum ersten Male, seit er in der Anstalt war, sollten sich ihm die Mauern des Gefängnisses öffnen, sollte er wieder unter Menschen, in eine Häuslichkeit kommen. So dankbar fühlte er sich der fremden Dame, die ihm, dem unbekannten Jungen, so freundlich entgegenkam. So zufrieden war er in seinem ordnungsliebenden, beinahe pedantischen Sinne, daß er sich der Dame gegenüber höflich bezeigt hatte. Der Hamster würde gewiß nicht daran gedacht haben, ihr zu schreiben, mit welchem Danke er ihre freundliche Einladung annähme, und aus der Bemerkung in ihrem Briefe: „Wenn Dein Freund noch Lust hat", hatte er doch entnommen, daß sie jedenfalls auf eine Aeußerung von seiner Seite wartete. Wie gut, daß er daran gedacht und seinen Freund veranlaßt hatte, an seine Mutter zu schreiben.

Der Sonntag erschien, und pünktlich, wie immer, zur Mittagstunde am Sonntag in der Hoditzstraße der Hamster. Kein Unfall war ihm begegnet, kein Querstrich hatte seinen Urlaub gekreuzt. Ob er so rasch in der sommerlichen Hitze gegangen und darum so erhitzt war? Oder ob es die Erinnerung an den Sonntag vor acht Tagen war, an das Verhalten der Mutter an jenem Sonntage, oder der Gedanke an das, was heute bevorstand, was ihn aufregte? Jedenfalls war er aufgeregt. Und die Art, wie die Mammi heute war, trug auch nicht zu seiner Beruhigung bei. Denn die Mutter war sonderbar heute, sonderbar.

„Na! Bringst Du ihn denn nicht mit, Deinen Freund?" Damit hatte sie ihn empfangen, als er ankam. Hatte sie denn vergessen, daß er erst am

Nachmittag kommen sollte? Daß sie selbst ihn für den Nachmittag eingeladen hatte? Als der Hamster sie darauf aufmerksam machte, war es ihr wieder eingefallen. „Ja, ja, ist wahr. Wäre auch wohl nicht gut genug für so einen? Nicht wahr? Würde sich am Ende den Magen daran verderben. Hm?“ Dazu hatte sie gelacht, aber nicht so „ulkig“ und gemüthlich wie sonst, sondern anders, und alsdann hatte sie ihm wieder mit allen fünf Fingern in die Haare gegriffen, aber auch anders als sonst, so fest, daß es beinahe weh that. Und indem sie seinen Kopf hin und her schüttelte, hatte sie ihm ins Gesicht gesehen, ganz nahe, und so, als wenn sie eigentlich böse auf ihn wäre, und „Du Hamsterthier,“ hatte sie dabei gesagt, „Du Hamsterthier, hast Du Dir denn auch eine Vorrathskammer angelegt für all' Deine Butter- und Musstullen?“ Das hatte sie also noch immer nicht vergessen. Alsdann hatte sie ihn endlich geküßt, ihm einen Klaps gegeben und gesagt: „Na, so wollen wir also essen, wir beide.“ Darauf setzten sich Mutter und Sohn zu Tisch und aßen, der Hamster mit dem Appetit, der ihm zu allen Zeiten und bei allen Gemüthslagen treu zu bleiben pflegte, die Mutter nur wenig, so wie ein Mensch, der mit den Gedanken wo anders als beim Essen ist. Und daß sie mit den Gedanken anderwärts war, das sah man auch ihren Augen an, in denen heute ein so ganz besonderer Ausdruck war. Nicht gerade abwesend, das konnte man eigentlich nicht sagen, aber auf Gegenstände gerichtet, die jedenfalls mit den Backpflaumen und Klößen nicht viel gemein hatten, die auf dem Tische vor ihr standen, und an denen ihr dicker Junge sich gütlich that.

Immer, wenn der Hamster einmal vom Essen aufschnaufte und aufblickte, sah er die Blicke der Mutter auf sich gerichtet, diese eigenthümlichen, stillen Blicke, die ihm einen Eindruck machten, als wickelten sie Fäden um ihn her, ganz langsam, einen nach dem anderen, so daß er sich wie eingesponnen vorkam und beinahe verlegen wurde. Was sah sie denn nur heute Neues an ihm? Und wenn er sie gefragt hätte, ob sie selbst es genau gewußt, ob sie es ihm hätte sagen können?

Endlich, nachdem das schweigsame Mittagessen zu Ende gelangt war, faßte er sich ein Herz. Er war heute, als er nach Hause kam, nicht wie gewöhnlich an der Mutter emporgesprungen; ihre barsche Frage hatte ihn zurückgeschreckt. Jetzt holte er das nach. Mit einem Satze war er auf den Knieen der Mutter, mit beiden Armen umschlang er ihren Hals: „Mahlzeit, Mammi! Mahlzeit! Mahlzeit!“ Und indem er so that, stieß die Frau einen tiefen, schweren Seufzer aus, richtete die Augen auf ihn, und es sah aus, als käme sie aus einer weiten, weiten Ferne zurück. Ihre Gedanken waren in ihrem Leben spazieren gegangen, in dem Leben, von welchem der Junge da nichts wußte, und jetzt kam's ihr zum Bewußtsein, daß das Einzige und Letzte, was dieses Leben ihr gegeben und gelassen hatte, das da war, da auf ihrem Schoße der runde, gute, dumme Junge, der sie mit seinen Armen beinahe erwürgte und seine von der Mahlzeit noch feuchten Lippen auf ihren Lippen abwischte.

Ob es ein solches Gefühl war, was aus ihren Augen blitzte und ihn, beinahe erschreckt, zurückfahren ließ? Sie sah sein Zurückfahren, fühlte sein Erschrecken, und indem sie das wahrnahm, überkam sie ein reuevoller Jammer. Mit einem verzweifelten Griffe riß sie ihn an sich, küßte ihn, als wenn sie ihn ersticken wollte, und brach in einen Strom von Thränen aus.

Der Hamster machte sich aus den Armen der Mutter los, glitt von ihren Knieen herab, dann stand er stumm und rathlos neben ihr. Weinen hatte er seine Mammi eigentlich noch nie gesehen. Unwillkürlich verglich er dieses Weinen mit dem, das er neulich an seinem Freunde beobachtet hatte. Dieses sah anders aus. Es war nicht sanft und still. Unter schluchzenden Stößen hob und senkte sich ihre Brust, so daß der ganze Leib auf und nieder flog, dazu begleiteten dumpfe, beinahe murrende Töne ihre Thränen. Es hörte sich an, als wenn sie zürnte. Auf wen denn nur? Und auf was?

Nach einiger Zeit indessen hatte sie sich wieder in der Gewalt. Mit einem energischen Griff riß sie das Taschentuch hervor und wischte sich damit die Augen ab. „Unsinn!“ sagte sie. „Alles Unsinn!“ Dann, als sie sah, daß der Junge immer noch zu ihrer Seite stand und sie mit fragenden Augen anblickte, senkte sie die Stirn gegen ihn, als wenn sie gegen seine Stirn stoßen und Ziegenbock mit ihm spielen wollte. „Du Rollmops,“ sagte sie, „denkst Du denn, Du bist von Watte? Daß Du Dich plötzlich so auf den Menschen kugelst und ihn umarmst, als wolltest Du ihm die Puste aus dem Leibe drücken?“

Der Hamster jauchzte vor Entzücken. Das war wieder seine „ulkige“ Mammi von ehedem! Und was sie für Ausdrücke hatte, wenn sie wollte! Geradezu „schneidig“!

Wie gewöhnlich nach dem Essen legte sie sich auf das Ruhebett, und von dort aus sah sie nach einiger Zeit, wie der Hamster sich zum Ausgehen fertig machte.

„Wo denn hin?“ fragte sie.

Er wollte seinem Freunde entgegen gehen.

Spöttisch verzog sie den Mund. „Auch das noch nöthig?“

Ja, er war doch fremd in Potsdam; damit er den Weg nicht verfehlte.

„Na — so geh' Du also. Ich werde unterdessen ein bißchen schlafen.“

Ob sie wirklich die Absicht gehabt hatte, zu schlafen? Jedenfalls, als der Hamster hinaus war, that sie es nicht. Eine Aufregung überkam sie, die es ihr sogar unmöglich machte, in liegender Haltung zu verharren. Sie sprang auf und ging im Zimmer auf und ab. „Solche Aufregung um eines dummen Jungen willen! Zu albern! Zu albern!“ Aber alle Versuche, sich zur Ruhe zu zwingen, fruchteten nicht. Einige Zeit darauf stand sie am Fenster, auf die Straße hinab zu sehen, um zu sehen, ob die Beiden kämen. Sie entdeckte noch nichts von ihnen. Vielleicht kamen sie durch die Ebräerstraße, von wo sie dann nur zwei Schritte um die Ecke zu machen hatten. Mit einem harten, kurzen Auflachen trat sie vom Fenster zurück. Natürlich würden sie durch die Ebräerstraße kommen; da gehörte er ja hin.

Und jetzt ging die Hausthür drunten im Flur.

„Nicht ihm entgegen gehen!“ Das sagte sie sich blitzschnell. Der Hamster hatte den Drücker mitgenommen, aufgemacht brauchte nicht zu werden. „Nicht ihm entgegen gehen! Hier bleiben! Unbefangen! Von oben herunter! Von oben herunter!“

Und im Augenblick, als sie sich das alles vorgenommen hatte, stand sie auch schon draußen auf dem Eingangsflur; in der nächsten Secunde hatte sie die Eingangsthür aufgerissen.

Die lange, steile Treppe herauf, mit hastigen, beinahe stürzenden Schritten, kam der Hamster; hinter ihm, etwa einen halben Kopf größer als er, ein Anderer.

„Da ist sie ja schon!“ rief der Hamster, als er der Mutter ansichtig wurde, die regungslos in der Thür stand. Er blieb stehen und trat ein wenig zur Seite, damit der Hintermann heran konnte. Georg von Drebkau stieg noch eine Stufe weiter, richtete das Gesicht, das er bis dahin, um nicht auf der fremden Treppe zu stolpern, gesenkt gehalten, empor, nahm die Mütze vom Kopfe und machte eine tiefe, beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung zu der fremden Dame hinauf.

Diese rührte sich nicht; gab keinen Laut von sich. Auf der Treppe, die in einem Holzverschlag herauf lief, war es so dunkel, daß sie sein Gesicht kaum genau zu sehen vermochte. Aber indem der Knabe sich verneigte, kam ihr jählings eine Erinnerung, aus weiter Entlegenheit rauschte ein Bild auf, ein Augenblick, der über unzähligen späteren Augenblicken vergessen worden war und jetzt plötzlich wieder gegenwärtig war, als wäre er gestern gewesen: als bei einem Gartenfest auf dem Wiesenplan am Neuen Palais ihr zum ersten Mal einer vorgestellt worden war, einer — ein Leutnant von der Gardecavallerie.

Ein erwachsener Mann war das gewesen, dies war ein Knabe; aber so wie dieser hier vor ihr stand, gerade so, aber auch ganz genau so hatte damals Jener vor ihr gestanden. Mit der Mütze in der Hand — was damals zuerst, durch die Kronprinzessin aus England eingeführt, bei den Officieren am Hofe als Sitte aufgekommen war — mit einer Verbeugung, als wenn die Verbeugung des Jungen da auf der Treppe davon abgeschrieben gewesen wäre, genau so langsam sich senkend, so tief, so beinahe ehrfurchtsvoll, so daß sie hätte denken können, die Hitze, die jetzt in ihr aufstieg, wäre noch dieselbe Gluth gewesen, die damals die Mädchenwangen Käthen's von Pehle überfluthet hatte. Nur daß, was heute unfruchtbare dumpfe Ofenhitze war, damals blüthenverheißende Frühlingswärme gewesen war.

„Der ist noch nicht lange Cadett, darum nimmt er noch die Mütze ab, wenn er grüßen will.“ Der Hamster war es, der das secundenlange Schweigen mit lautem, gutmüthigem Lachen unterbrach. Die civilistische Art der Begrüßung, in die sein Freund unwillkürlich zurück verfallen war, da er zum ersten Male wieder einer Dame gegenüber stand, ergötzte ihn höchlichst. Und sein Lachen, obwohl es der Mutter eigentlich etwas plump vorkam, brachte den Vortheil mit sich, daß es sie aus ihrer augenblicklichen Erstarrung weckte und zu sich selbst zurück brachte.

„Dummer Hamster," sagte sie, „weißt Du denn nicht, daß es bei Hofe Sitte ist, daß die Officiere Helm und Mütze abnehmen, wenn sie Damen begrüßen? Dein Freund scheint viel besser als Du zu wissen, wie's bei Hofe hergeht."

Sie ging in die Stube zurück, deren Thür hinter ihr offen geblieben war, und mit einer kurzen Handbewegung forderte sie den Knaben auf, ihr zu folgen. Von dem Hamster geschoben, der sich hinter ihn gestellt hatte, trat Georg von Drebkau über die Schwelle, und nun, in vollem Tageslicht, das durch die Fenster des Zimmers herein strömte, stand er seiner Wirthin gegenüber.

All' die Zeit hindurch hatte er sich eine Anrede ausgedacht, mit der er sich bei der fremden Dame einführen wollte, eine recht feine, zierliche, die ihr seine Dankbarkeit ausdrücken sollte — und jetzt brachte er kein Wort, auch keinen Laut hervor. Er war ganz verzweifelt, aber es half nichts, Worte und Gedanken waren wie weggeblasen. Eine Verlegenheit hatte sich seiner bemeistert, über die er gar nicht Herr zu werden vermochte. Wo das nur her kam? Doch wohl von der Art und Weise, wie die fremde Dame ihn empfangen hatte, die eigentlich anders gewesen war als er es sich gedacht hatte. Eigentlich, als wenn es ihr nicht recht lieb gewesen wäre, daß er gekommen war. Wie sie da vorhin auf der Treppe gestanden und ihn angesehen hatte, ohne ein Wort zu sprechen! Und jetzt stand sie gerade wieder so vor ihm und that nichts als ihn ansehen. Und was sie dann zu dem Hamster gesagt hatte, vom Mütze-Abnehmen bei Hofe, solch ein sonderbarer Ton war darin gewesen, eigentlich als wenn sie sich über Jemanden lustig machte, als wenn sie über etwas böse wäre. Und außerdem — zuerst hatte sie ja gar nicht gewollt, daß er kommen sollte? Als dem Jungen das einfiel, ging es wie eine Feuersbrunst über seinen ganzen Leib; sein Gesicht erglühte, und er mußte sich, so unangenehm es ihm war, mit der behandschuhten Hand die Stirn wischen, weil ihm der Schweiß hervorbrach.

Und nicht nur die von feuchten Perlen umglitzerte Stirn, sondern die ganze Haltung des Knaben, wie er gesenkten Hauptes, ohne die Augen zu erheben, die Mütze noch immer in der Hand, stumm und wie mit Blut übergossen, dastand, waren ein sprechender Beweis dafür, daß etwas auf ihm lastete, etwas Schweres, Unverständliches, ein dumpfes Bewußtsein, daß er nicht an richtiger Stelle, daß er gekommen sei, ohne daß man ihn hatte haben wollen. Ein Eindringling! Ein Zudringling! Die feinen Nasenflügel hoben und senkten sich; in den verschlossenen Zügen des Gesichts war ein stummes, gequältes Arbeiten. Er litt. Und wie qualvoll er litt, das sah auch die Frau recht wohl, die noch immer, stumm wie er selber, ihm gegenüber stand und ihn doch nicht aus seiner Qual erlöste, ihm keine Hand bot, ihm kein Wort gönnte, sondern nur mit großen, grauen, starren Augen auf ihn einbohrte, die grausame Frau. Oder war sie vielleicht nicht so grausam, wie es den Anschein hatte? Ging es ihr vielleicht ebenso wie ihm, daß sie, wie unter einem Banne, kein Wort, keine Bewegung und kein Mittel fand, den schönen Jungen da vom Marterpfahle los zu binden? Denn schön war er, wie er so vor ihr

stand — wahrhaftig — schön, auch ohne daß er des Hamsters als Folie bedurft hätte, der hinter ihm stand. Lautlos gingen die Augen der Frau von dem Einen zu dem Anderen; diese schwanke, schlanke Gestalt mit den feinen Gliedern, dem edel geschnittenen Gesichte hier, und der vierschrötige, kurzbeinige, kleine Kerl mit dem Kugelkopf und Hamstergesichte dort! Und nicht nur schön, sondern auch ähnlich! So ähnlich, daß, als sie ihm zum ersten Male voll ins Gesicht sah, es ihr zu Muthe war, als griffe eine Hand ihr ans Herz: da ist er wieder! Das Gesicht, das sie von sich gestoßen und verjagt, vor dem sie die Augen zugedrückt hatte, um es nicht mehr zu sehen, da war es wieder. In ihren eigenen vier Wänden stand er ihr wieder gegenüber! Denn in ihrem Kopfe war es in diesem Augenblick wie ein Wirbel, wie ein kurz vorüber huschender Wahnsinn, der sie Zeiten und Menschen verwechseln und vertauschen ließ, so daß sie sich wirklich einen Augenblick lang einbildete, nicht der Knabe, sondern der Mann stände vor ihr, Drebkau der Vater, nicht überlegen, sicher und siegesgewiß wie früher, sondern schamübergossen mit einem Armensündergesicht, am eigenen Bewußtsein schmelzend, wie an einer Kohlengluth.

„Aber Mammi, soll er denn nicht endlich seine Mütze wegthun dürfen?“ Wieder war es der Hamster, der die beinahe unerträglich werdende Stille mit seiner Alltäglichkeit unterbrach und die Mutter zur Wirklichkeit zurückrief.

„Aber natürlich doch, legen Sie doch ab.“ Sie raffte sich zusammen, wandte sich ab; und es war wie ein Aufathmen, das durch den Raum ging. Der Hamster riß ihm die Mütze aus der Hand, um sie draußen am Nagel aufzuhängen.

„Ich denke, wir trinken jetzt Kaffee,“ meinte die Mutter, als er zurückkam. „Trinken Sie Kaffee?“ wandte sie sich in möglichst gleichgültigem Tone an Georg von Drebkau. Dieser machte eine stumme, höfliche Verbeugung.

„Wie wird denn ein vernünftiger Mensch keinen Kaffee trinken?“ nahm der Hamster für ihn das Wort. „Nun zieh' nur endlich die Handschuhe aus und mach' Dir's gemüthlich,“ fuhr er fort, während die Mutter nach der Küche hinausging. Er knöpfte sich den engen Uniformrock auf. „Thust Du's nicht auch?“ fragte er. „Es ist ja eine Hitze.“ Georg von Drebkau sah unwillkürlich nach der Thür, durch welche Frau von Carstein hinaus gegangen war.

„Ich möchte doch lieber nicht,“ sagte er kleinlaut.

„Ach wegen meiner Alten brauchst Du Dich nicht zu geniren,“ ermuthigte ihn der Hamster, „die ist so etwas gewöhnt und nimmt's nicht übel. Ueberhaupt, Du mußt nicht so furchtbar verlegen sein, man dreiste! Du sollst mal sehen, wie gemüthlich die sein kann.“

Er gab ihm einen freundschaftlichen Knuff, als wenn er ihn auffordern wollte, seinem Beispiel zu folgen. Trotzdem folgte der Andere nicht, und als bald darauf Frau von Carstein mit dem Kaffeegeschirr zurückkam, fand sie beide Knaben vor der großen, über dem Ruhebett hängenden Photographie stehend, die ihren verstorbenen Gatten als Hauptmann darstellte, der Hamster mit weit aufgeknöpftem Rock, die Hände unter den Rockschößen auf dem

Rücken zusammengelegt, der Andere bis unter das Kinn zugeknöpft, wie er vorhin gewesen war, an der einen Hand sogar noch den Handschuh.

„Du, Mammi," schrie ihr der Hamster entgegen, „er findet, ich sehe Papa so ähnlich."

„Ja?" meinte sie. Das Wort war kaum vernehmbar, fast nur ein Lippenzucken, von den Lippen aber setzte sich das Zucken weiter fort, über das ganze Gesicht, sogar bis in die Glieder an ihrem Leibe, so daß alle ihre Bewegungen eckig und hastig wurden. Die Tassen klirrten in ihren Händen, und nachdem sie die Tassen aufgesetzt hatte, stellte sie zwei kleine Körbe auf den Tisch, in dem einen runde Potsdamer Zwiebacke, in dem anderen Gußzwiebacke.

„Hurrah! Gußzwiebacke!" jauchzte der Hamster. „Du, Drebkau, sieh mal an, das geschieht Dir ganz speciell zu Ehren!"

Die Mutter nahm ihn am Kopf. „Mach' keinen Unsinn," sagte sie. „Dein Freund wird wohl zu Hause ganz andere Dinge zum Kaffee gewöhnt sein, als das."

Mit halbem Auge blickte sie zu Georg von Drebkau hinüber. Dieser machte wieder seine höfliche, kleine Verbeugung.

„O nein, gnädige Frau," sagte er.

Hatte er wieder etwas gethan oder gesagt, was er anders hätte thun oder sagen sollen? Indem er sprach, gingen die Augen der Frau, die noch immer den Kopf ihres Jungen in den Händen hielt, zu ihm herum und mit einem Blick, wie sengendes Feuer über ihn hin. Ja wirklich — wie sengendes Feuer, so daß er geradezu aufzuckte und erschrak. Sie sagte nichts weiter, sie sah über ihn hinweg, in die Luft, mit einem Ausdruck im Gesicht, als wenn sie plötzlich zu träumen anfinge, als wenn sie über seinem Kopf in der Luft etwas suchte, auf etwas horchte, wie ein Mensch, der auf das Echo in der Ferne lauscht. Dann ging sie stumm hinaus. Sie hatte gleich wiederkommen, nur die Kaffeekanne holen wollen. Aber es dauerte etwas länger, bis sie wiederkam. Denn in der Küche draußen war sie wieder, in Gedanken versunken, stehen geblieben.

Der Knabe war bis dahin stumm gewesen. Jetzt hatte er zum ersten Male gesprochen. Und jetzt war es ihr, als wenn sie beide Hände auf die Brust drücken müßte, weil da drinnen etwas heraufschwoll — etwas — die Stimme war wieder da! die sie zum letzten Male — vor hundert Jahren, so kam es ihr vor — vernommen hatte, als er, aller Verheißungen voll, wie ein Gott, nach Berlin zur Kriegsakademie gegangen war, deren Klang über ihrer Jugend gewesen war, wie der Amselruf über unseren Häuptern, wenn es Frühling werden will, und vor deren Erinnerung sie sich später die Ohren zugehalten hatte, wie man sich die Ohren zuhält, wenn der Todtenkauz schreit. Die Stimme — nicht ganz so, wie sie mit dem tiefen, metallischen, nichtswürdig verführerischen Klange aus der Brust des Mannes ertönt war, ins Kindliche übertragen, sogar noch mit einem Zusatz von Weichheit, den seine nicht gehabt hatte, aber im Charakter der Farbe, des Tones so völlig die Stimme, die sie einstmals gehört, so ganz — stöhnend stand die Frau. Mit irren Blicken sah sie in der Küche umher, in dem elenden, engen Gelaß, das

sie ihre Küche nannte. Wie sollte sie den Jungen noch weiter ertragen können?

Aber mit Gewalt schüttelte sie sich zusammen. Nun war er einmal da. Und es war nicht er, es war nur sein Junge, ein hübscher, glatter, geschniegelter Junge, und weiter nichts. Sein Sohn und der Sohn der Jüdin! Vergiß das nicht! Des Judenweibes! Des Schicksels! Sie wiederholte sich das widerwärtige Wort mit stummen, zuckenden Lippen. Keine Sentimentalität! Keine Sentimentalität!

Und endlich hatte sie sich wieder soweit zurecht, daß sie gleichgültig zu lächeln vermochte. Mit diesem Lächeln panzerte sie ihr Gesicht, indem sie mit der Kaffeekanne zu den Beiden zurückkehrte.

Die Knaben saßen bereits am runden Tisch, inmitten des Zimmers. Sobald sie eintrat, erhob sich Georg von Drebkau.

„Siehst Du, Hamster," sagte sie, „an Deinem Freunde kannst Du Höflichkeit lernen." Das gleichgültige Lächeln, mit dem sie gekommen war, wurde zu einem spöttischen, beinahe bösartigen.

„Sag' ihm doch, er soll sich den Rock aufknöpfen," wandte sich der Hamster an die Mutter. „Er genirt sich und dabei stickt er vor Hitze."

„Aber natürlich, machen Sie es sich doch bequem," sagte sie, indem sie Georg von Drebkau Kaffee in die Tasse goß.

Er schien ihre Erlaubniß wie einen Befehl aufzunehmen. Langsam knöpfte er den engen Rock auf; unter dem Uniformrock erschien sein zierlich gefälteltes Hemd von feiner weißer Leinwand. Indem sie jetzt ihrem Jungen einschenkte, sah sie, was sie freilich auch schon vorher gewußt hatte, daß der kein feines eigenes, sondern ein Hemd aus grober Sackleinwand trug, wie die Verwaltung des Cadettenhauses solche für die ärmeren Jungen lieferte. Drebkau neben Carstein — ein König neben einem Bettler!

Der Andere hatte jetzt endlich auch den Handschuh abgezogen, den er immer noch an der linken Hand trug. Am vierten Finger der Hand glänzte ein kleiner goldener Ring mit einem blauen Stein.

Frau von Carstein, die ihm am Tische gegenüber saß, bemerkte das. „Schon einen Ring am Finger?" sagte sie. „Schon verlobt?"

Das Gesicht des Knaben, das von dem vorherigen Erglühen zu seiner gewöhnlichen Bläſſe zurückgekehrt war, überzog sich wieder mit einer feinen Röthe.

„Ich habe ihn von meiner Mutter," erwiderte er, indem er auf den Ring blickte.

„Ein — Andenken?" fragte sie.

„Ja," sagte er, aber er sagte es so leise, daß es nur wie ein Hauch hervorkam. Es war ein Laut wie jener, der damals den Hamster so merkwürdig berührt hatte, daß er seinen Freund, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf den Mund hatte küssen müssen.

Eine ähnliche Wirkung schien er jetzt auch auf die Frau hervorzubringen. Sie verstummte. Die Frage, die sie an den Jungen gerichtet, und der Ton, in dem sie gefragt hatte, kamen ihr plötzlich häßlich, beinahe roh vor. Ohne

ein Wort zu sagen, streckte sie den Arm über den Tisch, und mit ihrer Hand streichelte sie die Hand des Knaben, die auf dem Tische lag.

Sie hatte ihm noch immer nicht die Hand gereicht; es war das erste Mal, daß sie ihn berührte. Mit der langsamen Bewegung des Nackens, die ihm eigenthümlich war, erhob er das Gesicht und sah sie mit einem schüchternen, fragenden Blick aus den großen, dunklen Augen an. Dann senkte er das Gesicht wieder: die Augen der Frau lagen wie eine Last auf ihm. Er fürchtete sich davor; es war etwas darin, das er nicht verstand, als wenn sie ihn hätte durch und durch sehen wollen, als wenn die Augen ihn immerfort etwas fragten, und er wußte nicht, was.

„Ihre — Frau Mutter — ist gestorben?“ fragte sie nach einiger Zeit. Ihre bisher so klare, beinahe grelle Stimme hatte einen heiseren Klang bekommen.

Er nickte. „Vor einem Jahre,“ erwiderte er, ohne die Fragerin anzusehen.

„Ihr Vater steht am Rhein,“ fragte sie weiter, „leben denn in Berlin keine Verwandte von Ihnen? — Weil mir der Hamster sagt,“ fuhr sie fort, als sie keine Antwort erhielt, „daß Sie Niemanden haben, zu dem Sie auf Urlaub gehen können.“

Er senkte das Haupt zur Seite, ganz tief, als wenn er etwas unter dem Tische suchte. „Mein Großvater lebt in Berlin.“

„Na, besuchen Sie ihn denn nicht?“ erkundigte sie sich. „Das ist doch erlaubt, daß Cadetten von Potsdam nach Berlin auf Urlaub reisen. Und es kommt doch vielfach vor?“

„Massenhaft,“ erklärte der Hamster, „massenhaft.“

Derjenige aber, an den die Frage gerichtet war, schwieg noch immer. Die Gluth war ihm wieder ins Gesicht gestiegen, daß ihm die Stirn brannte.

„Mein Großvater,“ hob er endlich stockend an, „hat eigentlich — nicht gewollt — daß ich Cadett werden sollte.“

„Ach so — sind Sie's geworden, weil Sie gern wollten?“

Er schwieg.

„Hatte Ihre Mutter gewollt, daß Sie ins Cadettencorps kommen sollten?“

„Nein,“ sagte er, „meine Mutter hatte es auch nicht gewollt.“

„Ihr Vater hat es gewollt?“

„Ja, mein Vater hat es gewollt.“ Er hatte das Haupt wieder erhoben, die Röthe war von seinem Gesicht gewichen; ganz blaß, indem er dies sagte, sah er an der Frau vorbei.

Ein Schweigen lagerte sich über der kleinen Gesellschaft. Der Hamster beschäftigte sich mit seinem Kaffee und seinen Zwiebacken und sagte nichts; Frau von Carstein saß in Gedanken. Die Aeußerungen des Jungen, die so brockenweise und mühsam herauskamen, waren wie ein Vorhang, hinter dem sie das Gezänk durcheinander redender Stimmen zu hören glaubte, so etwas, wie Familienhader. Der Junge drückte sich so zurückhaltend aus — war das Absicht? In so jungen Jahren schon solche Welt- und Lebensklugheit? Oder war es nur Unwissenheit? Aber wenn er wirklich nicht genau wußte, was

vorgegangen war — daß er es fühlte, das war gewiß; daß er fühlte, daß er der Gegenstand des Haders, daß die Bestimmung über sein Leben die Veranlassung zu den widerstreitenden Absichten von Vater, Mutter und Großvater war, das hatte sie aus dem Farbenwechsel in seinem Gesicht gelesen, das erkannte sie aus den dunklen, traurigen Augen, die da an ihr vorbei sahen.

„Möchten Sie denn nicht einmal austrinken?“ fragte sie.

Sie hatte plötzlich ein Bedürfniß gefühlt, dem Jungen eine Freundlichkeit anzuthun, irgend etwas Gutes.

Er blickte in seine Tasse, in der noch ein Rest stand, und trank sie aus. Eilends goß sie ihm eine zweite ein. Aber obgleich er sich mit der kleinen, höflichen Verbeugung, die sie nun auch schon an ihm kannte, bedankte, hatte sie das Gefühl, daß er eigentlich nur annahm, weil er dadurch ihrem Wunsche entgegenzukommen glaubte, nicht weil ihm daran gelegen gewesen wäre, noch mehr Kaffee zu trinken. Indem er den Zucker in der Tasse umrührte, blickte er über diese hinweg, immer an der Frau vorbei; denn er vermied es jetzt, ihr in die Augen zu sehen. Und indem sie ihm von der Seite ins Gesicht sah, in das Gesicht mit den ernsten, verschlossenen Zügen, die so aussahen, als wäre noch nie ein Lachen darüber hingegangen, gestand sie sich, daß ihr noch nie ein junges Antlitz vorgekommen war, in dem die Erfahrung des Lebens so früh schon ihre lastende Spur hinterlassen hatte, wie dieses.

Von seinem Vater konnte sie nicht mit ihm sprechen; öde Cadettengeschichten mit anzuhören, zu denen der Hamster vielleicht Lust gehabt hätte, widerstand ihr. Sie fühlte nur ein einziges Bedürfniß: mit ihm sich zu unterhalten. Aber wovon sollte sie sprechen?

„Haben Sie noch mehr Andenken von Ihrer Mutter?“ fragte sie endlich.

„Ihr Bild,“ entgegnete er.

„Ja — zu Hause?“ meinte sie.

Nein, er hatte ein Bild von ihr mit ins Cadettencorps genommen, eine Photographie.

„Die haben Sie sich in Ihrem Zimmer aufgestellt?“

Er verstummte eine Zeit lang. — Nein — er trug sie immer bei sich.

„Bei sich? Hier?“

Er nickte.

„Aber dadurch wird eine Photographie doch verdorben? Warum denn das?“

Als sie das fragte, beugte er, wie vorhin, den Kopf zur Seite, aber noch tiefer, so daß sein Gesicht beinahe auf der Tischkante lag. Er setzte zum Sprechen an, schüttelte aber den Kopf, als ginge es nicht; und indem er den Kopf schüttelte, gewahrte sie, wie es in seinen Zügen arbeitete, gewaltsam, beinahe krampfhaft, als wenn die Thränen, die er mit letzter Anstrengung hinunterdrückte, ihm von innen die Augen aus dem Kopfe stoßen wollten.

Sie rückte mit dem Stuhle um den Tisch herum, etwas näher zu ihm hin. Sie fühlte ein Bedürfniß, näher bei ihm zu sitzen. Warum? Um dem Jungen zu helfen? Ihn zu beschwichtigen? Zu trösten? Oder war noch ein anderer Magnet, der sie zog? Und war dieser Magnet vielleicht das Bild, von dem sie wußte, daß es nur wenige Zoll von ihr sich in der Brusttasche

des Jungen da befand? Die Photographie des Weibes, das Bild der Klippe, an der ihr Leben gescheitert war.

Noch einmal, wie sie vorhin gethan hatte, legte sie die Hand auf die seinige, so daß er die brennend heiße Hand der Frau auf seiner Hand fühlte. Fast ohne zu wissen, daß sie es that, beugte sie sich auf seinen gesenkten Kopf herab, so daß ihre Lippen beinahe sein Haar berührten.

„Warum tragen Sie es bei sich, das Bild?“ forschte sie, indem sie gedämpften Tones auf ihn einsprach. „Können Sie's nicht sagen?“

Er hob das Haupt, aber nur unmerklich.

„Weil“ — und man hörte ihm an, wie blutig schwer ihm das Sprechen wurde, „weil sie — wenn ich es aufstellte — und sie es sähen — dann würden sie kommen und vielleicht schändliche Redensarten darüber machen.“

Er ließ den Kopf wieder sinken, bis auf den Arm herab, der auf dem Tische auflag, als wenn er sein Gesicht verstecken wollte. Wieder wurde es still. Auch die Frau konnte nicht sprechen. Sie hätte sich ja denken können, warum er das Bild versteckte, hatte ja von ihrem Jungen erfahren, mit was für einem Spitznamen seine Mitschüler ihn verfolgten. Dennoch, als sie es jetzt von ihm vernahm, war es ihr, als hörte sie eine Enthüllung, und diese Enthüllung war etwas Furchtbares.

„Wollen Sie mir das Bild zeigen?“ Die Aufregung, mit der die Frage hervorkam, war so stark, daß ihre Worte beinahe einen harten Klang erhielten. Wahrscheinlich empfand der Knabe diese Härte; vielleicht hielt er ihre Frage darum für Neugier oder für etwas noch Schlimmeres. Er blickte auf, seine Augen huschten über ihr Gesicht, und in seinen Augen war der mißtrauisch-geängstigte Ausdruck eines gehetzten Thieres. Er schien zu zögern — „wollte auch sie wie die Anderen —?“ Aber dann gewann seine schüchterne Natur wieder die Oberhand. Die fremde Dame wünschte es. Der fremden Dame gegenüber mußte er doch höflich sein. Sie war seine Wirthin. Und mehr als das — die Frau hatte vom ersten Augenblick an solch einen merkwürdig starken Eindruck auf ihn gemacht. Jedes ihrer Worte erschien ihm wie ein Befehl, dem er gehorchen mußte. Es war etwas so — so Stolzes in ihr, daß ihm zu Muthe war, als gehörte sie eigentlich gar nicht in die ärmlichen Räume, in denen sie wohnte. Wenn sie nur etwas freundlicher zu ihm hätte sein wollen! Als sie vorhin seine Hand gestreichelt hatte, das war ihm so durch und durch gegangen, so unerwartet — so —

Ohne ein Wort zu sagen, griff er langsam in die linke Brustseite seines Rockes, und aus der dort befindlichen Tasche holte er eine in einen Umschlag von Seidenpapier gehüllte Photographie hervor. Ein fragender Blick war in seinen Augen: „soll ich sie Dir in die Hand geben oder auf den Tisch legen?“

Mit einer Bewegung, die sich zur Ruhe zwingen wollte und doch, aller Selbstbeherrschung zum Trotz, zu greifender Hast wurde, streckte sich ihm die Hand der Frau entgegen. Sie nahm ihm die Photographie ab, beinahe, daß sie sie ihm entriß. Im Augenblick, als er sie hingegeben hatte, stand der Knabe mit einem Ruck vom Stuhle auf. Gluth und Blässe flogen im Wechsel über sein Gesicht. Man sah ihm an, daß es ihm unmöglich war, der Frau

gegenüber am Tische sitzen zu bleiben, während sie das Bild betrachtete. Er blickte nach rechts, blickte nach links, als wüßte er nicht, was er thun sollte; dann drehte er sich um und trat an das Fenster, indem er dem Tische und denen, die am Tische saßen, den Rücken wandte.

Sie ließ ihn gewähren. Für sie gab es in diesem Augenblick nur eines: das Bild. Das Bild, das noch in seiner Umhüllung von Seidenpapier steckte, das noch ganz warm von der heißen jungen Brust war, an der es getragen wurde.

Der Hamster, der bis heute noch kein Wort von dem Vorhandensein des Bildes gehört hatte, wollte aufstehen, ihr über die Schulter hin die Photographie zu besehen. Mit einer heftigen Handbewegung wies sie ihn zurück. Niemand sollte dabei sein. Ganz für sich wollte sie sein, ganz mit der da allein!

Das Seidenpapier war durch die Wärme so fest an die Photographie angeklebt, daß ihre zitternden Finger Zeit brauchten, es davon loszulösen. Endlich — mit beiden Händen hielt sie das Bild vor sich hin — da war sie!

Das also war die, für die sie drangegeben, um deren willen sie um ihr Leben betrogen und bestohlen worden war.

Das Bild rührte offenbar aus den letzten Jahren der Frau her, es war das eines schon leidenden Menschen. Aber wenn auch das Leiden ihrer Erscheinung Eintrag thun mochte — daß diese Erscheinung auch in gesunden Tagen nichts Glänzendes gewesen sein konnte, das sah man auf den ersten Blick.

Eine mittlere, schwächliche, beinahe dürftige Gestalt, eingeschlossen bis an den Hals in ein eng anliegendes Kleid von unzweifelhaft kostbarem Stoff, das trotzdem einen unscheinbaren Eindruck machte; ein Gesicht mit mageren, unregelmäßigen Zügen. Ein Einziges war anziehend, beinahe schön: die großen dunklen, kummervoll blickenden Augen.

Und für das dahingegeben und fortgeworfen, wie ein werthloses Stück, das man für etwas Besseres vertauscht?

Nein — das war nichts Besseres gewesen! Ein Triumphgefühl schwoll in der Frau auf; auch in ihren besten Tagen war das keine Käthe von Pehle gewesen! Niemals! Nie!

Also, nicht weil er eine Schönere gefunden, hatte er die schöne Käthe sitzen lassen, nicht dem Weibe war das Weib geopfert worden, sondern dem reichen Mädchen das arme, dem Geldsack der herrliche Leib und das glühende Herz!

Bebend hatte sie nach dem Bilde gegriffen — jetzt war etwas wie ein tiefes Aufathmen in ihr; trotz Allem — das Weib hatte über das Weib gesiegt. Jeder Gedanke in ihr, der früher an die Andere gerührt hatte, war Haß gewesen — jetzt regte sich etwas in ihr wie verächtliches Mitleid. Und indem sie in diese Augen, diese traurigen, blickte, wurde das verächtliche beinahe zu wahrem Mitleid. Immer heißer, immer tiefer senkte sie die Blicke hinein, als wollte sie hinuntersteigen bis auf den Grund, als wollte sie suchen, ob auf dem Grunde dieser Augen das Glück läge, das ihr abhanden gekommen

war, ob er dort niedergelegt hätte, was er ihr geraubt hatte. Nein — in diesen Augen hatte er nichts niedergelegt, keine Lebensfreude, keine Liebesfreude; die Frau, der diese Augen gehörten, war nicht glücklich geworden durch ihn.

Und er — glücklich durch sie?

Ob er Glück, wie sie es meinte, überhaupt brauchte? Ein Glück überhaupt verstand, das nicht von den Dingen draußen, sondern aus dem Menscheninnern kam?

Eine Empfindung stieg ihr auf, daß es Menschen gibt, die wie falsches Geld sind. Die Natur hat sie so geprägt, daß sie täuschen müssen. Weil die Natur sie in Umlauf bringen will, hat sie sie mit Eigenschaften ausgerüstet, die sie von außen wie glänzendes Gold erscheinen lassen. Wer sie als solches einsteckt, ist betrogen: er hält sich für reich und erkennt plötzlich, daß er ein Bettler ist. Und eine andere Empfindung kam ihr, daß es in der Frauennatur ein Unbewußtes, einen unheilvollen Instinct gibt, der sie zu gewissen Männern reißt, wie es die Schafe in die Feuersbrunst treibt. Eine dumpfe Ahnung sagt ihnen, daß es das Verderben ist, was da vor ihnen steht, aber es hilft nicht, sie müssen hinein, bis daß sich die Verderbensarme um sie schließen. Diese Männer, die ihrer Ueberzeugung nach immer am Besten wissen, „wie man die Weiber zu nehmen hat", wissen von der wirklichen Frau gar nichts; und wenn die Stunde kommt, die einmal immer kommt, wo die Frau in ihren Armen erwacht, fühlt sie sich überflüssig, weil man sie nicht brauchen kann. Ueberflüssig aber ist schlimmer, als todt sein.

Indem solche Gedanken durch die Seele der Frau rasten, die das Bild der Anderen noch immer in Händen hielt, fühlte sie plötzlich, daß es Thorheit war, wenn sie die Andere mit Haß und Eifersucht verfolgte. Thorheit, wenn sie einen Unterschied zwischen sich und ihr machte, weil sie eine adlige Deutsche und jene eines Juden Tochter war, daß etwas Größeres über ihnen war, das sie beide verband: das gemeinsame Schicksal, das gemeinsame Leid des Weibes, das ihnen beiden zugefügt worden war durch einen und denselben gefährlichen, schlimmen Mann. Vielleicht sogar, daß sie noch das weniger schlimme Theil erwählt hatte, da sie nicht wie jene bis in die Verderbnißarme hinein und bis zu der Stunde hin gelaufen war, wo es nur noch das Aufwachen zur Verzweiflung gibt.

Und indem ihre Blicke jetzt über das Bild hinweg zu dem Fenster gingen, an dem der Knabe stand, als sie sah, wie er dort beide Hände über dem Fensterriegel in einander klammerte, die Stirn an die Scheiben gedrückt, den jungen Leib wie von Fieberschauern geschüttelt, fühlte sie, daß nicht nur über ihr und jener Anderen, daß auch über ihr und dem Knaben gemeinsames Schicksal war, daß auch er unter dem Manne litt, der ihr solche Leiden bereitet hatte. Unter dem gemüthlosen Manne, der seine Mutter um des Geldes willen geheirathet, sie dann unglücklich gemacht, der seinen Jungen ins Cadettencorps gestoßen hatte, ohne zu fragen, ob er zur Laufbahn des Soldaten geboren war, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, in was für Lebensbedingungen er den Jungen versetzte, was für Qualen der Sohn der jüdischen Mutter dadurch

ausgesetzt sein würde, der über das Leben seines Kindes verfügt hatte wie über eine Sache, die ihm gehörte, darüber verfügt hatte, einzig und allein nach den Eingebungen seiner kalten, ehrgeizigen Seele. In ihren Händen hielt sie das Bild. Es war warm gewesen von seiner Brust, an der es gelegen hatte, und wieder warm geworden in ihren heißen Händen.

Es war ihr, als hielte sie das Herz des Jungen selbst in Händen, dieses einsame, um seine Jugend betrogene, vergrämte Herz.

Einen einzigen, dürftigen Schatz besaß dieses arme Leben. Und diesen Schatz, das Bild seiner Mutter, den er angstvoll vor Aller Augen verbarg, ihr hatte er ihn in die Hände gegeben, ihr hatte er ihn anvertraut, und mit solchen Gefühlen hatte sie sein Heiligthum entgegengenommen, so mit eifersüchtiger Neugier, so mit Bitterkeit und Haß — —

Georg von Drebkau stand noch immer, mit dem Rücken gegen die Stube, an seinem Fenster. Hinter ihm die Beiden verhielten sich so leise, daß er auch keinen Laut aus dem Zimmer vernahm. Er wußte nicht, was sie machten, wagte nicht, danach zu fragen. Ob die Frau noch immer das Bild betrachtete? Ob sie beide darauf hinsahen? Ob sie sich verstohlen in die Augen blickten? Mit einem stummen, verständnißvollen Augenzwinkern „na ja?“ Er wußte nicht, wie er es anstellen sollte, um sich überhaupt wieder zu ihnen herumzudrehen. Der Gedanke, daß er einen solchen Ausdruck in ihren Gesichtern finden könnte, bereitete ihm solch' eine Qual, vor dem Gedanken fürchtete er sich so. Und andererseits — wie lange sollte er, die Stirn an die Scheiben gepreßt, hier noch stehen?

Inmitten dieser rathlosen, dumpfen Noth vernahm er plötzlich hinter sich eine Stimme, eine ganz neue, als wenn hinter seinem Rücken, ohne daß er dessen gewahr geworden war, ein fremder Mensch eingetreten wäre. „Du armer Junge Du!“

Er fuhr herum. Hinter ihm, hoch aufgerichtet, stand die Frau, die vom Tische herangetreten war, ohne daß er es gehört hatte, und die jetzt — ja — war das die Frau?

Jene, die ihm vorhin, als er kam, solch' eisigen Empfang bereitet, die sich so hart in eckigen Gliedern aufgereckt hatte, war es die Frau, dieselbe, die jetzt da stand, die ganze Gestalt so weich überhaucht, als zitterten die innersten Organe in ihrem Leibe? Die Augen, die vorhin, wenn sie nicht höhnisch lächelten, wie bleierne Keulen auf ihm gelegen hatten, strömten jetzt ein weiches, warmes, wie durch einen feuchten Schleier zitterndes Licht. Die ganze Erscheinung war verändert, wie verwandelt, wie zu einem neuen Menschen geworden. Als wenn sie gewachsen wäre, so sah die Frau aus, herausgewachsen aus knöcherner Enge, aus feindseligem Versagen zu einem hingebenden und hinreißenden, von innerem Reichthum berauschten, Lebensfülle ausströmenden Geschöpf.

Und jetzt, wie unter dem unbewußten Drange eines herrlichen Gefühls, breitete sie beide Arme aus. „Komm zu mir,“ sagte sie.

Aller Schüchternheit und Altklugheit vergessen, wie von einer Naturgewalt erfaßt, flog der Knabe auf sie zu, mit einem aufjauchzenden Schrei

des Entzückens stürzte er sich in ihre Arme, umschlang sie mit beiden Armen, drängte sich an ihre Brust, und dann, nach einem letzten, kurzen, von einem reizenden Lächeln begleiteten Zögern, drückte er seine Lippen auf ihre Lippen und küßte sie auf den Mund.

Sie erwiderte seinen Kuß, hielt ihn umschlungen und so, indem er an ihr hing, zog sie ihn mit sich, bis an das Ruhebett, das hinter ihr stand. Dort setzte sie sich und schob ihn sich so zurecht, daß er auf ihren Knieen saß.

Schamvoll beugte er den Mund an ihr Ohr.

„Ich bin ja doch viel zu schwer," flüsterte er.

Und ebenso, wie er es gemacht hatte, drehte sie den Kopf zu ihm herum, so daß ihr Mund an seinem Ohre lag.

„Kinder sind der Mutter nie zu schwer," sagte sie leise. „Willst Du mein Kind sein? Soll ich Deine Mutter sein?"

„Ach ja," erwiderte er. Das Wort kam wie ein ausströmender Seufzer hervor. Dann aber, als wenn er sich jetzt erst seines Reichthums und seiner Seligkeit bewußt geworden wäre, schlang er sich ungestüm um ihren Hals, schmiegte sich an sie, daß sie seine heiße Brust an ihrer Brust fühlte, und weil ihre Wange seinem Munde zunächst war, drückte er Kuß und Kuß auf ihre Wange.

„Ach ja," wiederholte er mit unterdrücktem Jubel. „Mamachen! Mamachen! Mamachen!"

Sie bog ihm den Kopf zurück, um in sein Gesicht zu sehen, dieses bisher wie vom Leben ausgeschlossene, jetzt, in seiner freudigen Verklärung wie zum Dasein aufgethane, schöne Gesicht.

„Ach Junge," sagte sie, „ach Junge!"

Es war ihr zu Muthe, als hätte sie ein Geschenk erhalten; beinahe wie einem Mädchen, das sich an seiner Puppe erfreut. Jung wie ein Mädchen kam sie sich plötzlich vor. Nicht, als wenn sie wieder jung geworden wäre, sondern als wenn sie es überhaupt zum ersten Male würde. Solch ein aufblühendes Lebensgefühl war in ihr, solch eine Empfindung gestillten Sehnens, solch ein tiefes Aufathmen der Frauennatur, die endlich einmal lieben durfte. Lieben — wen? Lieb haben — was? Sie fragte nicht danach. Nur lieb haben, lieben dürfen, lieben können überhaupt!

Und indem sie jetzt aufblickte, sah sie da drüben an der anderen Zimmerwand den Hamster stehen, der sprachlos staunend dem ganzen Vorgang zugesehen hatte, die kleinen, geschlitzten Augen so weit aufreißend, als diese es gestatteten.

Eine dunkle Röthe überglühte ihr Gesicht, beinahe wie die Farbe des Schuldbewußtseins. Dann aber schüttelte sie den Kopf. „Ach was!" Freigebiger Reichthum weiß, daß man den Einen beschenken kann, ohne daß darum der Andere zu kurz kommt. Und sie war reich. In ihr war das große Glücksgefühl, das dem Menschen Flügel verleiht, weil es ihn über die Dinge hinwegträgt, die er, wenn er im Unglück ist, mit grübelnden Augen prüft und neidisch zu sich in Vergleich zieht.

„Komm her, Dickerchen," sagte sie, indem sie die Hand nach ihm ausstreckte und den Anderen von ihren Knieen herabgleiten ließ.

Der Hamster trat heran und legte die Hand in die seiner Mutter. „Hast Du gehört," fragte sie, „was ich zu Deinem Freunde da gesagt habe?"

Statt aller Antwort umklammerte er ihren Hals, mit beiden Armen, so daß er, wie das nun einmal seine Gewohnheit war, die Mutter beinahe erwürgte. Der merkwürdige, eigentlich feierliche Vorgang vorhin, wie sie die Arme ausgebreitet, wie jener sich an ihre Brust gestürzt hatte, war nicht ohne tiefe Wirkung auf ihn geblieben. Nachträglich überkam ihn die Rührung; er fing an zu weinen.

„Mammi," schluchzte er, „Mammi, ich hab's ihm ja immer gesagt, wie gut Du bist!"

Sie hielt ihren dicken Jungen an sich gedrückt und klopfte ihn in den Rücken. Wie ganz der Vater in dem Jungen war, der arme, gute, neidlose Vater! Von dem sie in all' den Jahren ihrer Ehe nicht eine böse, eifersüchtige Bemerkung über den Andern gehört hatte, nicht eine. So wie sie eben den Anderen geküßt hatte, seinen Freund, so war der Hamster in seinem ganzen Leben nicht von ihr geküßt worden. Aber wenn sich in seiner jungen Seele etwas regte, so war es nur Freude am Glück seines Freundes; Unreines nichts. So tief, so rein, so unbedingt war in ihm der Glauben an die Mutter, daß auch nicht die Ahnung eines Gedankens in ihm aufstieg, ihre Liebe, oder nur ein Bruchtheil ihrer Liebe, könnte ihm abhanden kommen, weil sie nun auch den Anderen liebte.

Sie drückte das Gesicht auf seinen runden Kopf.

„Du guter Kerl," murmelte sie, „Du guter Kerl."

Beinahe wie eine Beschämung war in ihr, indem sie empfand, wie der erwachsene Mensch durch das Kind erzogen werden kann, wie wir durch das unschuldvolle Vertrauen des Kindes gezwungen werden, unser Thun und Fühlen unbefleckt zu erhalten.

Sie machte den Hamster von ihrem Halse los und stellte beide Knaben einander gegenüber, indem sie dem einen die rechte, dem anderen die linke Hand auf die Schulter legte. „Sieh ihn Dir mal an, Hamster," sagte sie, indem sie die Augen auf Georg von Drebkau richtete, „von jetzt an ist das Dein Bruder. Willst Du so zu ihm sein?"

Der Hamster wischte sich mit dem Handrücken die letzten Thränentropfen aus den Augen. „Na — ob!" sagte er dann.

Unwillkürlich lachten die beiden Anderen auf. Seine Hausbackenheit hatte es wieder einmal fertig gebracht, die hochgespannte, beinahe überreizte Stimmung, in der sie sich befanden, zur sogenannten vernünftigen Temperatur herunterzuschrauben. Für jetzt aber war das ganz gut, denn es war spät geworden, und die Beiden mußten in die Anstalt zurück.

„Jetzt kommen die Klappstullen!" rief der Hamster, der wieder zu seiner angeborenen Fröhlichkeit zurückgekehrt war. Und nun kamen für Jeden zwei Butterbrote, die von dem Hamster mit schmatzendem Behagen, von dem Anderen

leise und nachdenklich verzehrt wurden. Und nachdem dieses vollbracht, war die Abschiedsstunde da.

Auf dem Tische, da wo Frau von Carstein sie aus den Händen gethan hatte, lag noch die Photographie, das Bild seiner Mutter. Indem Georg von Trebkau vom Stuhle aufstand und sich, zum Fortgehen, den Rock zuknöpfte, griff er nach dem Bild, um es wieder einzustecken. In dem Augenblick aber legte sich die Hand der Frau auf die seinige.

„Steck's nicht wieder ein," sagte sie halblaut, „es wird Dir verdorben, wenn Du's immer so trägst. Ich will's Dir aufbewahren. Willst Du?"

Sie war dicht an ihn herangetreten, hatte den Arm um ihn gelegt; in ihrem Arme beugte er sich rücklings über und sah ihr mit einem dankbeseligten Blick in die Augen.

„Ja gern," erwiderte er mit dem hauchenden Laute, der seiner Stimme den eigenartigen Zauber verlieh, „gern".

Unwillkürlich blickte sie nach der Thür, ob sie allein wären. Der Hamster war schon hinaus und klapperte draußen an der Treppenthür. Noch einmal drückte sie den Knaben an sich und küßte ihn voll in das Gesicht.

„Nun gehörst Du mir ganz," sagte sie.

Er nickte. „Ja — ganz," antwortete er dann. Mit den Lippen haschte er noch einmal nach ihrem Munde, der ihm willig entgegenkam.

Dann ging er. In der Thür, bevor er hinausging, sah er sich nach ihr um, die an ihrem Orte stand. Und indem sie sich schweigend in die Augen blickten, sah es aus, als wäre zwischen ihnen fortan ein Geheimniß, nur für sie beide vorhanden und bestimmt.

Nicht lange danach suchte sie ihr Lager auf. Als sie im Nebenzimmer, wo der Schreibtisch stand, die Lampe angezündet hatte und an dem Spiegel vorbeigehen wollte, der über dem dürftigen Sopha hing, fiel es ihr ein, wie sie heut vor acht Tagen an eben dieser Stelle ihr Bild im Spiegel betrachtet hatte. Sie blieb wieder stehen und hob die Leuchte empor. Merkwürdig, was für ein neuer Zug in das Gesicht gekommen war, das ihr da heut entgegenblickte. Etwas Lächelndes, beinahe übermüthig Herausforderndes. Wem galt das? Dem Leben im Allgemeinen? das ihr wie ein Geizhals Alles hatte versagen wollen und nun doch mit einem Schatze hatte herausrücken müssen? Oder einem bestimmten Menschen? der sie einstmals ums Lebensglück bestohlen hatte, und dem sie dafür zum Entgelt heute wie ein kecker Corsar ins Leben eingebrochen war und das Kostbarste geraubt hatte, was sein Leben besaß? Etwas wie kichernde Bosheit war in ihr. So wie neulich die schweren Gedanken, ging heute dieses Kichern mit ihr zu Bett. Und dann kam der Halbschlaf vor dem Schlafe, der merkwürdige Zustand, in dem sich die Einzelheiten des Denkens und Fühlens ausbreiten zu einem Halbdunkel, in dem wir keine einzelnen Linien mehr zu unterscheiden vermögen, zu einer Fluth, in der wir langsam versinken. Heute war es eine wohlige Fluth, in der ihr Denken unterging. Das harte Bett erschien ihr heute so weich. Bis daß sie sich dessen inne ward, daß sie gar nicht im Bette, in der Hoditzstraße lag, sondern in einem tiefen, blauen, sonnenumwärmten Meere umher schwamm. Nixen

rings um sie her, ein feingliedriges Nixchen, mit edel geschlossenen Zügen, feingebogenem Näschen, dunkeltiefen Augen, immer an ihrer Seite und liebevoll hinter ihr drein; und eine Meerjungfrau sie selbst, mit jungen, weißen schneeleuchtenden Gliedern, von liebkosenden Wellen getragen, die plätschernd an sie anschlugen und ihr ein Wort ins Ohr rauschten, wie eine immer gleich bleibende, süße Melodie „Käthe, Käthe, schöne Käthe". Ein Gelächter war über den Wassern, weil sie wie Kobolde alle lachten, die Nixen, über den Meermann dort, der auf einer Klippe in ihrer Mitte saß und auslugte, ob er eine von ihnen finge. Immer im Kreise schwamm sie, die schöne Meerjungfrau, um ihn herum, ihr Nixchen hinterdrein, den Meermann verspottend, weil sie sah, wie gerne er ihr den holden Begleiter weggefangen hätte, und wie es ihm nicht gelang. Bis daß sich plötzlich, ehe sie sich's versah, der Meermann auf seiner Klippe erhob, sein goldenes Netz auswarf, nicht nach dem Nixchen an ihrer Seite, sondern nach ihr selbst, und — surr — da war sie gefangen; in den Maschen des Netzes zappelten ihre Glieder. Und mit einem aufschreienden „Das gilt nicht!" fuhr sie empor in ihrem einsamen Bett, in der Hoditzstraße zu Potsdam.

„Nein, das gilt nicht!" — unwillkürlich wiederholte sie sich das mit flüsternden Lippen, indem sie nach dem Taschentuche griff, das auf dem Nachttischchen zur Seite des Bettes lag, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, der ihr vor Schreck im Traume ausgebrochen war. So war es nicht gemeint gewesen, als sie heute seinen Jungen an sich gerissen und gefragt hatte, ob er von jetzt an ihr Junge sein wollte, ob sie von nun an seine Mutter sein sollte, so nicht, wie Du vielleicht meinst, Du da draußen, auf Deiner öden Klippe von Ehrgeiz und Erfolg! Wenn ich Deinen Jungen lieb habe, so gilt das Deinem Jungen, keinem Anderen, am Wenigsten aber Dir. Du bleib', wo Du bist, in der Atmosphäre, in der Streber allein leben können, in Deinem Egoismus. Hier ist Liebe, ist Wärme, ist Menschheit; von dem Allen weißt Du nicht; darum bleib' Du draußen, Dich können wir hier nicht brauchen! So umkreisten ihre Gedanken, wachend und träumend, das heutige Erlebniß. Und wenn es in erster Linie ihre leidenschaftliche Seele war, die sie so zügellos, ohne nach rechts oder links oder in die Zukunft zu sehen, in den neuen Zustand hineinstürmen ließ, so kam diesem Ungestüm vielleicht auch der geheimnißvolle, im Seelenleben des Menschen noch nie erklärte, vielleicht nie zu erklärende Umstand entgegen, daß eine andere Seele vorhanden war, die der ihrigen Antwort gab, jeden ihrer Gedanken wahrnehmend, ohne daß sie ihn aussprach, jede ihrer Empfindungen verdoppelnd, indem sie dieselbe mit genau der gleichen Empfindung erwiderte. Nur durch solches Ineinanderwirken zweier Menschenseelen entstehen die dämonischen Gewalten, die Liebe oder Haß uns vor Augen führen.

Die Seele aber, die so der ihrigen entgegenkam, war die des Knaben, dessen weichem, heißem, nach Liebe sehnendem Herzen sich heute endlich das Paradies aufgethan hatte, von dem ihn Lieblosigkeit bis heute ausgeschlossen hatte.

Ganz leise, beinahe wortlos, wie das seine Art, war er mit dem Hamster zur Anstalt zurückgegangen; in seinem verschlossenen Innern aber war eine solche, beinahe schreiende Wonne, daß sie ihn fast körperlich betäubte.

„Mamachen," hatte er die fremde Frau genannt; aber mit was für anderen Lippen hatte sein Herz dieses Wort ausgesprochen, als wenn er früher zu seiner Mutter „Mama" oder „Mutter" gesagt hatte! Dies war ein sanfter, selbstverständlicher Laut, Jenes war ein glühender Schrei gewesen. Darum verglich er die Beiden überhaupt nicht, darum kam es ihm gar nicht zu Sinne, daß er der einstigen Mutter, der Dahingegangenen, durch die Liebe zu der neuen etwa untreu werden könnte.

All' die ängstliche Scheu, die seine schüchterne Seele Anfangs vor der kalten, stolzen Frau empfunden hatte, wurde ihm jetzt, nachdem sie ihn mit all' der Huld beschenkt hatte, mit der nur der Stolz zu beschenken vermag, zu doppelter Seligkeit.

Als wenn er ein Märchen erlebt hätte, so war ihm zu Muthe. Wie er es im Märchenbuche gelesen hatte, so war es ja gewesen, als die Frau plötzlich hinter ihm gestanden und die Arme nach ihm ausgebreitet hatte. Aus der bösen Königin war plötzlich die himmlische Fee geworden. Schön war sie ihm ja vom ersten Augenblick an erschienen, aber doch mehr schrecklich als schön; im Gesicht solch drohende Falten, in allen Bewegungen etwas so Hartes, Herrisches, Aufstampfendes. Und dann plötzlich die Erscheinung, wie die Falten von ihrem Gesicht abgeglitten waren, als hätte ein in die Sonne getauchter Schwamm sie hinweggewischt. Die Bewegung dann, wie sie sich über ihn gebeugt hatte, einer weichen, warmen, duftenden Welle gleich. Ja duftend — denn als er nachher auf ihren Knieen gesessen, als er sich an sie gedrängt hatte, daß er ihre Brust wie ein schwellendes, seidenes Kissen an seiner Brust, ihr in tiefen Schlägen pochendes Herz an seinem hüpfenden Herzen gefühlt hatte — der Duft, der da von ihr ausgegangen war, aus ihren Gewändern, von ihren Lippen, von ihrer ganzen Persönlichkeit, wie er ihm wohlgethan, ihn berauscht hatte, dieser Duft, wie er ihn hatte fühlen lassen, indem er ihn athmete, daß sein Leben an der Stelle angelangt war, wo es hingehörte, wo ihm gut war! Wie er sie in Gedanken immer noch vor seinen Augen sah, die Wange der schönen Frau, die weiße, mit ganz feinen, blauen Aederchen durchzogen, die so nah an seinem Munde gewesen war, daß er die Lippen darauf gepreßt und sie geküßt und geküßt hatte. Ach, daß es nur erst wieder Sonntag gewesen wäre! daß er sich wieder hätte an sie schmiegen, sie wieder küssen, und daß Alles sich hätte wiederholen können, wie es gewesen war.

So tobte, wühlte und raste in dem Jungen etwas, das er mit all' seiner Süßigkeit empfand, ohne daß er sich Rechenschaft darüber zu geben vermochte, was es eigentlich war, was er empfand. Wäre er älter und erfahrener gewesen, so hätte es ihm keine große Mühe gemacht, die dunkle Gewalt bei Namen zu nennen; er hätte sich dann, vielleicht mit einem Lächeln über sich selbst, gesagt, daß er, der unflügge Junge, ganz einfach verliebt war in die Frau, die den Jahren nach sehr wohl seine Mutter hätte sein können.

Aber — Junge hin, Junge her — alle Erscheinungen, die Verliebtheit in Erwachsenen zeitigt, bringt sie in solch einem heiß gewordenen Knabengemüth auch hervor. Dazu gehört vor Allem das Bedürfniß der ausschließlichen Gemeinschaft mit dem geliebten Gegenstand. Wäre er ein erwachsener Mann gewesen, so hätte ihn die Eifersucht gestachelt, die Frau allein zu besitzen — weil er noch ein Knabe war, empfand er es als Bedürfniß, von Niemandem besessen zu werden, als von ihr.

„Nun gehörst Du mir ganz," hatte sie zu ihm gesagt. Dieses, ihr Wort beim Abschied, war von Allem, was sie zu ihm gesagt hatte, das Schönste gewesen. Anfänglich hatte er es, nur halb verstanden, wie einen süßen Trank eingeschlürft; jetzt arbeitete es in ihm weiter. Wenn er ihr ganz gehörte, so hieß das, daß er nur ihr und keinem Anderen gehören sollte, vor Allem nicht — Jenem da, dem Mann, gegen den er so ganz anders empfand, als gegenüber dieser Frau — seinem Vater.

Gerade jetzt, wo er erfahren hatte, von wo die Liebe herkam, wurde er sich doppelt darüber bewußt, von wo sie in seinem Leben bisher nicht hergekommen war. Alles, was ihm im Leben Schweres, Bitteres, Peinvolles bereitet worden, wer war es denn gewesen, der ihm das Alles zudictirt hatte, ohne ihn danach zu fragen, wie ihm dabei zu Muthe war? Der Mann, vor dem er sich scheu in die Ecken gedrückt, sich gefürchtet hatte, sein Vater. Je wärmer, je weiter sein Herz sich gegen die Frau aufschloß, um so härter, um so kälter schloß es sich gegen Jenen zu. Wie zwei, aus einem und demselben Instinct geborene Zwillinge wuchsen die beiden Gefühle, Liebe zu ihr und Abneigung gegen den Vater, in ihm auf. Eine Empfindung, die er sich selbst kaum zu erklären vermochte, erfüllte ihn, daß er eine Zuflucht vor ihm gefunden hatte, einen Anhalt, einen Menschen, der ihn vor Jenem schützen würde. Zu seiner Mutter hatte er sich, als sie noch lebte, ja wohl auch geflüchtet, aber sie hatte ihn eigentlich nicht zu schützen vermocht; es war ihm immer gewesen, als verstände sie den Vater eigentlich nicht, als wüßte sie gar nicht recht, wie sie mit ihm sprechen sollte, als fürchtete sie sich vor ihm. Der Instinct sagte ihm, daß das mit der Frau hier anders sein würde, daß der Mann, der Allen imponirte, ihr nicht imponiren, daß sie sich nicht, aber auch gar nicht vor ihm fürchten, daß sie ihm, erforderlichen Falls, entgegentreten würde, wie Eisen dem Eisen, Stahl dem Stahl.

Zwischen dem Vater seiner Mutter, dem Großvater, und seinem Vater hatte niemals große Freundschaft bestanden. Seit dem Tode der Mutter war daraus unverhüllte Feindschaft geworden. Seitdem der Junge in den Cadettenrock gesteckt worden, war er dem alten Geldmenschen geradezu ein Greuel geworden. Auch von der Seite also nichts als Kälte, Abweisung und verschlossene Thüren. Und nur hier eine offene Thür, bei der schönen, fremden, nicht mehr fremden, geliebten Frau!

Darum, hinein in die Pforte, die Thür hinter sich zu, und draußen gelassen Alles, was draußen stand, und abgewiesen Alles und Alle!

Schon der nächste Sonntag gab ihm Gelegenheit, diese Empfindungen zu bethätigen. Man war im Hochsommer, die großen Sommerferien standen vor

der Thür. An Georg von Drebkau war ein Brief von seinem Vater gelangt, worin dieser ihm die Wahl stellte, entweder zu ihm an den Rhein zu kommen oder eine Reise zu machen. Ein Reisebureau hatte in den Zeitungen die Absicht angekündigt, während der Ferien mit Knaben einen Ausflug in die sächsische Schweiz und den Böhmer Wald zu unternehmen; Theilnehmer sollten sich melden. Der General von Drebkau stellte seinem Sohne anheim, ob er sich dem Unternehmen anschließen wollte. Wenn er Lust dazu hätte, sollte es ihm auch erlaubt sein, sich einen, vielleicht unbemittelteren Kameraden aus dem Cadettencorps, der die Ferienzeit nicht anders unterzubringen wüßte, als Reisegefährten mitzunehmen.

Kaum, daß er den Brief gelesen hatte, war der Junge auch schon mit seinem Entschlusse fertig: nicht an den Rhein, nicht zum Papa General, sondern mit dem Reisebureau in die sächsische Schweiz; und den Hamster wollte er mitnehmen.

Ganz aufgeregt kamen beide am nächsten Sonntag Nachmittag in der Hoditzstraße an, und dort wurde Frau von Carstein in den Plan eingeweiht. Die Wirkung aber war anders, weniger erfreulich, als sie es sich vorgestellt hatten. Im Gesicht der Frau, als sie die Sache vernahm, erschien der finstere Zug wieder, der den Knaben zu Anfang ihrer Bekanntschaft erschreckt hatte.

„Hast Du den Brief bei Dir?" Und so wie vor acht Tagen das Bild seiner Mutter, kam heute der Brief des Vaters aus seiner Brusttasche hervor. Dann aber verwunderte es ihn, wie lange die Frau an dem Briefe las, obschon er doch kurz genug war, und wie finster, beinahe feindselig sich ihr Gesicht dabei verzog.

„Der Hamster vom Geld Deines Vaters mit Dir reisen? Nein! Geht nicht! Ist nicht!" Mit diesen Worten, die aus ihr herauskamen, als wenn sie geschossen würden, hatte sie den Brief auf den Tisch geworfen und war aufgesprungen. Sie erstickte beinahe vor Aufregung, und weil es ihr unangenehm zu sein schien, daß die Knaben sie in solchem Zustande sahen, drehte sie sich jählings um, ging hinaus, in ihr enges Stübchen nebenan und schmetterte die Thür hinter sich zu.

„Das ist nun so," sagte der Hamster gleichmüthig, „manchmal weiß man rein gar nicht, was mit ihr los ist".

Er bereitete sich, in Vertretung der Mutter den Wirth zu spielen und seinem Freunde Kaffee einzuschenken. Georg von Drebkau aber saß, ohne auf ihn zu achten, in Gedanken versunken, am Tische. Sein Gesicht sah heute noch mehr als gewöhnlich wie das eines voll ausgereiften Menschen aus; eine Falte, die sich über der Nasenwurzel zusammengezogen hatte, verlieh ihm einen fast düsteren Ausdruck. Plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und ging an die Thür des Nebenzimmers.

„Mamachen," sagte er, indem er leise anklopfte.

„Mamachen," wiederholte er, als keine Antwort erfolgte, „ich habe Dir etwas zu sagen."

Die Thür wurde ein wenig geöffnet, im Thürspalt erschien Frau von Carstein. Als sie die Augen des Knaben mit dem merkwürdigen Ausdruck auf

sich gerichtet sah, that sie die Thür weiter auf, und ohne ferneres Widerstreben ließ sie ihn herein. Es sah aus, als hätten zwei Erwachsene über eine Sache zu verhandeln gehabt, von der ein Kind, wie der Hamster, nichts verstand.

Frau von Carstein setzte sich auf das schmale Sopha unter dem Spiegel, der Knabe an ihre Seite, indem er die Arme um sie legte und den Kopf an ihrer Brust niederbeugte. Es sah aus, als suchte er nach Worten.

„Mamachen," hob er nach einiger Zeit an, „ich wollte Dir nur sagen — wenn er schreibt, er wollte das Geld geben, daß noch einer mit mir reisen kann — Mamachen, es ist gar nicht sein eigenes Geld."

Die Frau blickte erstaunt auf ihn herab.

„Wessen denn sonst?" fragte sie.

„Mamachen," fuhr er fort, „mein Großvater hat mir Alles gesagt: er hat Mama geheirathet, weil Mama so viel Geld gehabt hat. Mein Großvater aber hat gesagt, „lieb gehabt hätte er Mama eigentlich gar nicht."

Die Frau, an die der Knabe sich geschmiegt hielt, so daß sie das leise Zittern fühlte, das seinen ganzen Leib durchschütterte, hörte ihm lautlos zu. Ein grausendes Gefühl verschloß ihr den Mund. Was für ein schrecklicher Himmel war über dem Leben dieses unseligen Knaben ausgespannt gewesen! Ueber was für einen besudelten, mit Unkraut bewachsenen Boden war diese blühende Jugend hingeschleppt worden. „Armer Junge," sagte sie leise, indem sie sich auf sein Haupt niederbeugte. „Armes Kind!"

Sie fühlte, wie sein Arm sich fester um sie schlang, wie eine stumme Antwort auf ihre stummen Gedanken.

„Darum hat mein Großvater mir gesagt," setzte er wieder an, „wie Mama gestorben ist, hat Mama ein Testament gemacht, und da hat sie drin gesagt, daß er ihr Geld nicht haben sollte. Sondern das Geld sollte für mich sein. Und sie hat gesagt, so lange ich noch nicht groß bin, soll er von dem Geld nehmen dürfen, so viel als Zinsen davon kommen, alle Jahre. Aber wenn ich einmal groß bin, dann soll das Geld mein Geld sein, und dann darf er auch nicht mehr die Zinsen davon nehmen."

Er verstummte. Auch die Frau schwieg. Nun legte er auch den anderen Arm um sie, so daß er sie ganz umfaßt hielt.

„Mamachen," sagte er, indem er den Kopf an ihrer Brust emporschob und das Gesicht zu ihr aufrichtete, „nun siehst Du doch, daß es nicht sein Geld ist, sondern meines, wenn der Hamster mit mir auf die Reise geht? Darum wollte ich Dich bitten, Mamachen, laß doch den Hamster mit mir auf die Reise gehen? Ja bitte, Mamachen! Bitte."

Die Frau sprach noch immer nicht, konnte noch nicht sprechen. Als wenn er einen letzten, äußersten Ansturm auf ihren Widerstand machen wollte, schob er den Mund an ihr Ohr: „Denn siehst Du, Mamachen, daß ich zu ihm gehe in den Ferien, das will ich nicht! das — kann ich nicht!"

„Junge!" sagte sie, indem sie ihm, wie neulich, das Haupt zurückbog, „Junge! Junge!"

Gedankenvoll schaute sie in das erregte, beinahe verzweifelte, schöne Gesicht, das zu ihr aufblickte. Nicht ein einziges Mal, indem er ihr das Alles er-

zählte, hatte er von dem Manne als seinem „Vater", wie von einem Fremden hatte er gesprochen, immer nur von „ihm". So kamen die Empfindungen des Knaben den ihrigen entgegen! Sie erschrak beinahe. Eine Frage zuckte in ihr auf, ob es nicht ihre Pflicht sei, den Versuch wenigstens zu machen, daß sie dieses so unnatürlich abgelenkte Gemüth wieder zurecht rückte, dieses dem Vater entfremdete Kind zu ihm zurückleitete? Aber was sollte sie ihm sagen? Was konnte sie ihm sagen? Moralische Vorhaltungen allgemeiner Art? Das würde wenig gefruchtet haben, das fühlte sie wohl, diesem Knaben gegenüber, der mit solcher, über seine Jahre hinaus gereiften, geradezu entsetzlichen Klarheit in die Thatsachen hineinsah. Und konnte sie eine dieser Thatsachen widerlegen? Auch nur eine einzige? Nein! Alles, was der Mann an ihr gethan hatte und an der Anderen, seiner Frau, wie ein Nachhall alles dessen kam es jetzt von dem nachgeborenen Geschlechte zurück; die Schicksalsruthe, die er sich selbst gebunden hatte, da war sie: sein eigener, einziger Sohn wandte sich von ihm und haßte ihn.

Ein langes Verstummen trat zwischen den beiden Menschen ein. So übervoll war ihr das Herz — aber wie eine Hand lag es auf ihrem Munde, die ihr den Mund verschloß. Darum, weil sie nicht sprechen konnte, beugte sie sich zu ihm und küßte ihn. Leidenschaftlich, beinahe gierig, erwiderte er ihre Küsse.

„Dich habe ich lieb," stammelte er, indem er sich an sie drängte, „Dich habe ich lieb!" Und die Art, wie er das „Dich" betonte, hätte ihr, wenn sie es noch nicht gewußt hätte, verrathen, wen er nicht lieb hatte.

„Wenn ich denn erlauben soll," begann sie alsdann, „daß der Hamster mit Dir reist, so mußt Du mir eins versprechen: Du darfst Deinem Vater nicht sagen, mit wem Du gereist bist; darfst ihm seinen Namen nicht nennen".

„Daß er — Carstein heißt?" fragte er.

„Ja, das darfst Du ihm nicht sagen."

Er überlegte ein Weilchen schweigend, als sänne er nach, warum sie dieses Verlangen stellte.

Jetzt kam die Leidenschaft an sie. Er fühlte, wie ihre Hände sich um seine Arme spannten. „Das mußt Du versprechen, sonst geht es nicht!"

Mit heißem Flüstern hatte sie das gesagt, und klug wie er war, mochte der Junge ahnen, daß hier etwas war, wonach er nicht zu fragen hatte.

„Ich werd's ihm nicht sagen! Ich schwör's Dir. Nie." Sein Mund war dicht an ihrem Ohre. Wieder war ihre Wange vor seinen Lippen, die weiße, mit zarten, blauen Aederchen durchzogen, und wieder, wie neulich, wollte er die Lippen darauf drücken, als die Frau, wider ihren Willen erglühend, sich von ihm los machte und vom Sopha erhob.

„Also ist's abgemacht," sagte sie, „der Hamster soll mit Dir auf Reisen gehen".

Sie stand bereits in der offenen Thür, als sie das sagte, so daß der Hamster ihre Worte hörte. Der dröhnende Jubel, mit dem er dafür quittirte, brachte die gewohnte Wirkung hervor, aus friedlicher Stimmung wurde Heiterkeit, und die Heiterkeit ging nach und nach fast in Ausgelassenheit über. Die beiden

Knaben jauchzten, indem sie an die bevorstehende Freiheit dachten, und die Frau zeigte sich als gute Kameradin. Was hatte sie sich darum zu grämen, wenn sein Junge nichts von ihm wissen wollte! Unsinn! Mochte er die Suppe ausessen, die er sich eingebrockt hatte; sie hatte ihre Lebenssuppe auch löffeln müssen. Und wenn sie bitter gewesen war, wer hatte sie ihr bitter gemacht? Das schadenfrohe Lachen, das sie neulich im Traume als Seejungfrau gelacht hatte, kicherte wieder in ihr auf; nach allen Bitternissen des Lebens kam jetzt ein süßes Gericht: die Rache. Darum tollte sie, wie ein ausgelassenes Mädchen, mit den beiden Jungen mit und hörte lachend ihre abenteuerlichen Vorschläge an: Nach Dresden sollte sie ihnen, wenn sie zurückkämen, entgegenreisen, das war der Vorschlag, den der Hamster machte. Und in Dresden wollten sie dann alle drei „riesig fidel" sein. Viel phantastischer aber war, was Georg von Drebkau vorschlug: sie sollte sich als Knaben verkleiden und als solcher überhaupt mit ihnen reisen.

„Bist Du verrückt, Junge?" fragte sie lachend. Er aber fiel geradezu über sie her und erstickte sie fast unter leidenschaftlichen Küssen.

„Dann will ich Dir was Anderes vorschlagen: Wenn wir auf der Reise irgendwo eine recht schöne Gegend finden, da baue ich uns ein Schloß. Und dann kneife ich aus dem Cadettencorps aus und entführe Dich, und auf dem Schloß leben wir dann."

„So? Also da leben wir?" sagte sie.

„Ja — und dann —"

„Und dann?"

Er wurde blutroth, bis über die Ohren und die Stirn.

„Und dann" — in seiner gewohnten Art drückte er den Mund an ihr Ohr — „und dann — heirathe ich Dich".

Der Hamster, der dies mit angehört hatte, brüllte förmlich vor Entzücken. Er warf sich auf das Ruhebett, kugelte sich lachend darauf herum, und der Lärm, den er machte, überhob die Mutter der Antwort.

„Jungens," sagte sie, nachdem wieder Ruhe eingetreten war, „jetzt geb' ich Euch Euere Butterbrode, und dann macht Ihr Euch nach Haus, sonst schnappt Ihr mir beide noch über."

Dann, als es zum Abschied kam, richtete sie es wieder so ein, daß, während der Hamster vorausging, sie noch einen Augenblick mit dem Anderen allein blieb. Wieder wie neulich hielt sie ihn im Arm, und mit kopfschüttelndem Lächeln sah sie auf ihn nieder, der mit sehnenden Augen zu ihr aufblickte. Und weil ihr ganzer Verkehr mit ihm eigentlich nur ein fortgesetztes Verwundern war, Verwunderung aber wortkarg ist, brachte sie auch jetzt nichts Anderes hervor, als daß sie mit einer, wie aus tiefen Gedanken herauftönenden Stimme „Du Junge — Du Junge" sagte.

Dann küßte sie ihn. „Wirst Du mir einmal schreiben?" fragte sie. Ja, das wollte er wohl meinen, daß er ihr schreiben würde! Oft! Und an Niemanden sonst!

Immer von Neuem trieb es ihn, ihr zu versichern, daß er nur sie liebte und den Anderen nicht, als wenn ein dunkler Instinct ihm verrathen hätte, daß auch ihr Herz unter dem Anderen geblutet hatte.

Noch einmal kam ihr Mund zu ihm herab.

„Also leb' wohl," sagte sie leise, „reise glücklich und komm' glücklich zurück."

Und dann, als es wieder einsame Nacht um sie wurde, kam ihr das Wort des närrischen Jungen zurück: „Dann heirathe ich Dich." Es war ihr, als spürte sie den glühenden Hauch von seinen Lippen noch, der über ihre Wange gegangen war, indem er das sagte. Und wie der Junge sie geküßt hatte! Sie meinte, ihr Gesicht noch jetzt unter seinen Küssen erbeben zu fühlen. Was hatte denn das Alles zu bedeuten? Etwa — daß er sie —? Beinahe hätte sie laut aufgelacht — aber sie lachte nicht. Erst neulich hatte sie in einem Buche über Vererbung gelesen. Seelische Eigenschaften, so hatte darin gestanden, gingen von Eltern auf Kinder über, und nicht solche nur, sondern auch Gefühle: Zuneigungen und Abneigungen. Manchmal freilich schlüge die Empfindung bei dem Kinde ins Gegentheil um, so daß es verabscheute, was Vater oder Mutter geliebt; manchmal aber, und meistens, triebe es den Sohn, ebenso und in der Art zu lieben wie der Vater geliebt hatte.

Also, wenn dieser Knabe, der dem Vater so ähnlich sah, ihm so ähnlich war in jeder Regung und Bewegung des Körpers, wenn er, wie es nun wirklich schien, trotzdem daß es toll, ganz toll war, wenn er wirklich — in sie verliebt war, so mußte man daraus füglich schließen — daß einstmals auch der Vater — wüthend warf sie sich im Bette herum. Schlafen wollte sie, nicht denken! Noch dazu so überflüssiges Zeug! War denn das etwas Neues? Daß der Mann sie einstmals wirklich geliebt, hatte sie denn das nicht gewußt? Dann aber beruhigte sie sich wieder. Was hatte sie gethan, daß sie so auf sich zu zürnen brauchte? Nichts weiter, als daß sie, gewissermaßen urkundlich, feststellte, daß der Mann, der später eine Andere um des Geldes willen geheirathet hatte, wirklich einmal in sie verliebt gewesen war. Jetzt war das ja gleichgültig, änderte nichts mehr. Aber immerhin — warum sollte man so etwas nicht feststellen? Es war doch von Interesse. Dann fiel ihr ein, daß der Junge ihr versprochen hatte, von der Reise aus zu schreiben. Sie überlegte, ob wohl seine Handschrift der des Vaters ähnlich sein würde. Und dann schlief sie ein.

Schon die nächsten Tage sollten ihr Belehrung über diese Frage bringen. Beide Knaben schrieben. Aber sehr verschieden. Der Hamster alle acht Tage einmal, der Andere mindestens alle drei Tage, manchmal auch Tag um Tag. Jener mit steif correcten Schriftzügen auf correcten Briefbogen, deren letzte Seite er durch einen langen Schnörkel unter der Namensunterschrift bis zum anständigen Ende bugsirte, dieser mit fliegender Hand auf unregelmäßig gegriffenen Blättern, bald auf vollem Bogen, bald auch nur auf einzelnen Bogenseiten, manchmal nur auf Papierfetzen. Als wenn sich der Lebensbaum über ihm geschüttelt und ihm Blätter zugeworfen hätte, nach denen er griff, um sie zu beschreiben, ohne danach zu fragen, welche Form sie hatten und welche Größe. Der Hamster immer pünktlich Bericht erstattend über jeden Reisetag und Alles, was sie an jedem Tage gesehen hatten; der Andere immer nur sprungweise andeutend, skizzirend, und mit jeder Skizze ein Bild heraus=

schlagend, wo jener trockene Linien gab. Der Eine immer fleißig, nüchtern und langweilig — der Andere immer farbig, saftig, beinahe genial.

In schweigenden Gedanken saß die Frau an ihrem Tische und hielt die Briefe nebeneinander: hier Carstein — hier Drebkau. Wie sich das Alles wiederholte! Wie es sich wiederholte! Die Handschrift — sie fragte kaum mehr danach. Aber der Inhalt! Beinahe fühlte sie sich versucht, aus dem Zimmer nebenan die alten Briefe heranzuholen und sie mit diesen da zu vergleichen. So ganz, wenn auch ins Kindlich-Unbehülfliche übertragen, sprudelte hier das Temperament wieder auf, das sie berauscht hatte, als jene Briefe sie umschäumten. Daß so ein Knabe schreiben konnte, ein vierzehnjähriger! „Immer, wenn wir früh Morgens aufbrechen," schrieb er, „und Gegenden kommen, die ich noch nie gesehen habe, ist mir, als wenn eine wunderschöne Fee sich zu mir herabbeugte und sagte: nun will ich dir wieder etwas Schönes zeigen. Und dann ist es, als wenn sie einen Schleier aufhöbe, und hinter dem Schleier kommen Berge und Thäler und Flüsse, und dann geht sie vor mir her und sieht sich immer nach mir um, nur nach mir. Und die Fee hat sammetne Pantöffelchen an den Füßen und ist so schön und sieht Jemandem so ähnlich — weißt Du auch, wem?" Jeder seiner Briefe war wie eine Umarmung, jedes der abgerissenen Blätter wie ein Kuß. Wenn sie wollte, hätte sie lachen können — und doch, wie hätte sie lachen sollen? Als wenn eine warme, weiche Fluth an ihren Gliedern emporstieg und ihr das Herz umspielte und umbadete, so war ihr zu Muth. Es gab also Naturgewalten, die sich vererbten? Und die Naturgewalt, die über den Drebkau's lag, war also die, daß sie sich verlieben mußten in das, was Käthe von Pehle hieß? Denn, indem ihr dieser Gedanke kam, war sie nicht Frau von Carstein mehr, die Wittwe des „braven, anständigen" Majors von Carstein, sondern Käthe wieder, die schöne Käthe von Pehle. Und wenn es so war, wenn das junge Feuer, das hier loderte, hervorgebrochen war aus der Gluth, die einst in dem Vater gebrannt hatte, wie mochte es dann in diesem ausgesehen haben damals, als er seine Liebe um schnödes Geld von sich geworfen hatte und nun in liebeleerer, öder Ehe gefangen saß? Nie hatte er einen Wiederannäherungsversuch gemacht — wie hätte er es auch wagen dürfen — aber mit was für Gedanken, was für glühendem Sehnen mochte er so manchmal der einstigen Geliebten gedacht haben!

Sie sprang vom Tische auf, an dem sie, die Briefe überdenkend, gesessen hatte. Solche Vorstellungen gehörten nicht mehr in ihren Kopf. Sie wollte davon nichts mehr wissen! Und die Vorstellungen blieben doch. Eine ganz besonders drängte sich ihr auf, ging ihr geradezu nach: der Recognoscirungsritt vor Königgrätz, von dem sie gelesen hatte, der Ritt auf Leben und Tod. Wie kam es nur, daß sie plötzlich immerfort daran denken mußte? Damals, als sie in der Zeitung davon las, war sie ja ganz ruhig, beinahe gleichgültig geblieben, und jetzt — was jetzt? Was war das für ein verrückter Gedanke, der ihr jetzt mit einem Male zuflüsterte, daß er den Ritt aus Verzweiflung gemacht hatte, weil er sein Leben los werden wollte, das ihm zur Last ge-

worden war? Dazu war sie doch in militärischen Angelegenheiten bewandert genug, um zu wissen, daß das Unsinn war, daß Officiere zu solchen Unternehmungen einfach befohlen werden. Und den Befehl haben sie auszuführen, gleichgültig, ob Gefahr damit verbunden ist oder nicht. Natürlich, natürlich — aber — man kann bei solch einem Recognoscirungsritt eben näher an die Gefahr heran gehen, oder ferner davon bleiben, je nachdem es einem auf sein Leben ankommt oder nicht. Dazu war sie eben auch zu sehr Soldatenkind und Soldatenfrau, um das nicht zu wissen. Und der war nahe heran gegangen an die feindlichen Linien, ganz nahe, so fürchterlich nahe, daß sie hinter ihm drein gekommen waren und ihn umgebracht haben würden, wenn er nicht einen der Verfolger aus dem Sattel geschossen hätte. Und das Alles nur aus Pflichtgefühl? Aus Ehrgeiz? Aus Streberei? Damals, als sie die Zeitung weglegte, hatte sie einfach „Jawohl" darauf gesagt. Und heute mit einem Male sagte sie anders? Warum? Und woher? Was war das, was da plötzlich, wie die Stimme eines Fremden in ihr flüsterte, „weil er an Dich gedacht hat und nicht mehr hat leben mögen ohne Dich, darum ist es geschehen!" Weil er sich vorgestellt hat, wie ihm zu Muth sein würde, wenn das schöne Mädchen, das er einstmals geliebt hatte, jetzt zu Hause in der kleinen Garnison säße, als seine Frau, und darauf wartete, in Zittern und Bangen und doch in Seligkeit, ob er wiederkommen würde; wenn er dann wirklich aus Noth und Tod und Gefahren errettet nach Hause käme, zu ihr, in ihre Arme und in ihrer beider große Liebe zurück. Und weil er sich gesagt hat, daß von dem allen nichts mehr für ihn geschrieben stand, daß Niemand da war, der sich besonders freuen würde, wenn er nach Hause käme, und Niemand, der besonders um ihn trauern würde, wenn er draußen bliebe, weil er seine Liebe verkauft hatte für einen Geldsack, und sein Menschenglück für seine Carrière. Darum hat er dem Pferde die Sporen gegeben, ist drauf los geritten und hat zu sich gesagt „hol' der Teufel Alles und va banque!"

Beide Hände an die Schläfen gepreßt, wie Jemand, der verfolgt wird, ging sie im Zimmer auf und ab. Nein! Nein! Nein! Das waren ja lauter Einbildungen, die ihr Herz ihr vorphantasirte! Ihr albernes, dummes, elendes Herz, das mit einem Male, nachdem es so lange vernünftig gewesen war, wieder sentimental wurde! Das ist es ja eben, wodurch die Herzlosigkeit die Oberhand gewinnt, daß die Gutmüthigkeit sich immer zum Narren für sie macht und sie mit ihrem eigenen Fleische füttert. Sie leiht ihr ihr Herz, trägt all' die freundlichen Empfindungen, die wie sanfte Kerzen in ihr leuchten, in die herzlose Brust hinüber und illuminirt damit die kalte, dunkle Behausung. Wenn dann ihr eigenes Licht aus den leeren Fensterhöhlen heraus strahlt, bildet sie sich ein, da drüben wäre wirklich Menschlichkeit lebendig geworden, und unter sentimentalen Rührungsthränen feiert sie das Ereigniß. Bis daß eines schönen Tages das Licht plötzlich wieder erlischt, das geliehene Herz ihr zurückgeworfen wird, vor die Füße oder wohl gar an den Kopf, und ein Hohngelächter für ihre Dummgläubigkeit quittirt. Hatte sie den Traum von neulich vergessen? Und ihr „das gilt nicht", mit dem sie aus dem Traume emporgefahren war, als der Meermann das Netz nach ihr warf

und sie darin fing? Und jetzt kroch sie ihm selbst in die Maschen? Und merkte gar nicht, wie sie sich hineinzappelte und zappelnd darin verstrickte? Nichts davon! Nichts davon! Mit einem Griffe raffte sie die Briefe des Jungen auf, die sie zu solchen Träumereien verführt hatten, als wollte sie die Briefe zerreißen. Aber dann fiel es ihr ein, daß der Junge den da drüben ja haßte. Also warum zerreißen? Im Gegentheil! Und sie nahm die heißen, schönen Briefe des Knaben auf und küßte sie. Denn den da drüben haßte auch sie.

Der Sommer ging zu Ende, die Ferien gingen zu Ende, die Schwalben hatten Potsdam bereits verlassen, als die Potsdamer Cadetten und unter ihnen auch die beiden Knaben in das Nest, das aber nicht als das „heimathliche“, sondern als das „verdammte“ Nest begrüßt wurde, zurückgeflogen kamen. Sonnenverbrannt kehrten sie heim. Der Hamster ungefähr wie ein dunkles, braunes, knuspriges, hartes Bauernbrot, Georg von Drebkau wie ein Ephebe von gebräunter Bronce aus der Hand eines griechischen Bildhauers anzusehen.

Viel war von unterwegs brieflich berichtet worden, noch mehr blieb mündlich zu erzählen, so daß die nächsten Sonntage ganz damit ausgefüllt wurden. Daß Georg von Drebkau jetzt an jedem Sonntag Nachmittag erschien, verstand sich ganz von selbst; die drei Menschen lebten und fühlten sich wie eine zu einander gehörende Familie.

Frühzeitig, nachdem der Herbst vorbei war, setzte der Winter ein, und jetzt, nach einer schier endlosen Reihe von Extemporalien, Exercitien und anderen Blut- und Angstmomenten, bei denen Drebkau treulich und willig Carstein unter seine Flügel genommen und hatte abschreiben lassen, winkte von ferne eine neue Pause aufathmender Erholung: Weihnachten und die Weihnachtsferien.

Während aber die herannahende Freizeit auf den Hamster die Wirkung der aufgehenden Sonne ausübte, die sich der todtverschlafenen, mürrischen Erde ankündigt, erging es mit Georg von Drebkau umgekehrt, er wurde finster und finsterer. Der Hamster bemerkte es, erfuhr aber nicht, was ihn bedrückte, wie es denn überhaupt in der Natur des Knaben lag, schweigend über den dunklen Wassern seiner Seele zu sitzen. Einen einzigen Menschen hatte er gefunden, gegen den ihm Herz und Mund unwillkürlich aufgingen, dem gegenüber vertrauendes Kind zu sein er nicht nur die Möglichkeit, sondern das Bedürfniß empfand, das war die Mutter des Hamsters, Frau von Carstein, seine Erlöserin und Erlösung. Zu ihr sprach er, und zwar nicht in Gegenwart des Hamsters, sondern in dem kleinen Zimmer nebenan, wohin sie sich jetzt beide, wie auf stillschweigende Verabredung, zurückzogen, sobald etwas zu besprechen war, das über den Hamster hinaus ging. Dort also erfuhr sie es von ihm:

Der Generalmajor von Drebkau würde zu Weihnachten nach Berlin kommen. Er hatte geschrieben.

Frau von Carstein zeigte sich nicht besonders verwundert; vielleicht würde er bald überhaupt nach Berlin versetzt werden. Es munkelte etwas, daß er eine Gardedivision übertragen erhalten sollte.

„Und da sollst Du in den Weihnachtsferien zu ihm nach Berlin kommen?“

Er sollte zu den Ferien nach Berlin kommen. In einem Hôtel sollte er mit dem Papa wohnen, Hôtel de Rome unter den Linden.

„Na,“ sagte sie, „das ist ja, soviel ich weiß, ein sehr schönes, beinahe das schönste Hôtel von Berlin?“

Er drückte den Kopf an ihre Brust und gab einen murrenden Laut von sich, beinahe wie einen Vorwurf, daß sie so sprechen konnte.

„Ja, — was ist denn?“

„Weil ich doch viel lieber zu Weihnachten bei Dir wäre,“ erwiderte er leise.

„Aber wenn Dein Vater will, mußt Du doch zu ihm gehen?“

Das war's ja eben, daß er mußte. Darum nickte er so finster vor sich hin.

Dann wurde es wieder ganz still in dem kleinen Zimmer. Auch die Frau verstummte. Welch eine Last für sie, von seinem Vater wie von einem Unbekannten mit ihm sprechen zu müssen! Und dabei zu wissen, daß der Mann vielleicht über kurz oder lang in Berlin sein, dann bei Gelegenheit natürlich auch nach Potsdam kommen würde! Und dabei immer so erscheinen zu müssen, als ginge sie das Alles nichts an!

„Wirst Du allein bei ihm sein?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Meine Tante Ida wird auch nach Berlin kommen.“

Tante Ida war eine ältere, unverheirathete Schwester des Generals, die irgendwo in der Mark in einem adeligen Damenstift lebte.

„Na, — wird Dir das nicht lieb sein?“

Er schwieg.

„Doch vielleicht angenehmer, als wenn Du mit ihm allein wärst?“

Er gab keine Antwort.

„Du kennst doch Deine Tante? Magst Du sie nicht gern?“

Er zuckte die Achseln. So selten hatte er sie zu Gesicht bekommen. Kaum ein paar Mal.

„Magst Du sie nicht gern?“

Plötzlich war sein Mund wieder an ihrem Ohr.

„Die hat meine Mutter auch nicht lieb gehabt.“

Was war darauf zu sagen? Schweigend drückte sie den Knaben an sich.

Er schlang beide Arme um sie. „Wenn ich doch nur bei Dir bleiben könnte,“ flüsterte er, „bei keinem sonst. Alles Andere ist ja so schrecklich!“

„Junge,“ sagte sie, mit dem tiefen Tone, der immer wie Musik in seine Seele ging, „sei vernünftig, halt' den Kopf oben, laß Dich nicht von Einbildungen unterkriegen. Er ist doch Dein Vater, und wenn er Dich bei sich haben will, siehst Du doch, daß er Dich lieb hat. Geh freundlich zu ihm, dann wird er auch freundlich zu Dir sein.“

Während ihr eigenes Herz mit dumpfer Noth rang, sprach sie so auf ihn ein. Freilich mit dem Bewußtsein, daß sie vergebens sprach. Kluge Menschen zu trösten ist schwer; wenn man es mit Allgemeinplätzen versucht, unmöglich. Und was konnte sie ihm anderes als Allgemeines sagen, da sie über die Stelle, wo in ihrem Herzen die lebendigen, wirklichen Worte sprühten, ein dunkles Tuch breiten mußte, durch das er nicht hindurch sehen durfte und Niemand überhaupt.

Seinem Gesichte sah sie es an, daß er unberuhigt ging. Aber sie konnte ihm nicht helfen, mußte sogar die tröstende Vernunft weiter spielen, und als sie ihm lächelnd Abschied bot, ihn nach Berlin zu entlassen, war es ihr, indem sie zurückblieb, als wenn sie an einem dunklen Erdspalt stände, aus dem sich die Stimme der Zukunft wie ein unverständliches, drohendes Gemurmel erhob.

Sie hatte erwartet, daß er die ganzen Ferien über, die bis nach Neujahr dauerten, in Berlin bleiben würde. Sie hatte sich geirrt; gleich nach Ablauf der Weihnachtsfeiertage war er wieder da.

An einem Nachmittage kam er an, als es schon dämmerte. Der Hamster war beim Schlittschuhlaufen draußen; sie war allein.

Ob es das Dämmergrau des Abends war, das ihn so blaß erscheinen ließ? In dem Jungen war etwas Unruhiges, Flackerndes, beinahe Verstörtes.

„Du kommst schon zurück?" fragte sie.

„Ja, aber noch nicht ins Corps; heute Abend fahr' ich wieder nach Berlin," erklärte er.

„Zu — Deinem Vater zurück?"

Er blickte zur Erde. „Papa ist wieder fortgereist."

Ueberrascht horchte sie auf. „Ich dachte, er wollte die ganzen Ferien über bleiben?"

„Der Doctor von Barnim ist bei ihm gewesen."

„Doctor von Barnim? Wieso?" Sie hatte den Namen eines damals in Berlin und Potsdam berühmten alten Arztes gehört, verstand aber den Zusammenhang nicht sogleich; Alles, was der Junge sagte, kam so abgebrochen heraus, wie gehacktes Blei.

„Er hat gesagt, er soll im Winter auf Urlaub gehen."

„Dein Vater?" fragte sie, „Das hat Doctor von Barnim gesagt? Warum denn?"

„Ich glaube, er ist krank," sagte er.

„Dein Vater?"

„Ja."

Als die Frau dies gehört hatte, wurde sie stumm. Dann zog sie den Knaben in das kleine Nebenzimmer und schob den Riegel vor. Der Hamster mußte bald nach Hause kommen. Es sah so aus, als wollte sie ungestört sein.

„Bist Du dabei gewesen," fragte sie, nachdem sie sich, wie gewöhnlich, auf das schmale Sopha neben einander gesetzt hatten, „als Doctor von Barnim mit Deinem Papa sprach?"

„Nein," entgegnete er, „als er aber fortging, habe ich gehört, was er gesagt hat."

„Also was hat er gesagt?" Die Augen der Fragerin bohrten sich auf den Mund des Knaben.

„Doctor Barnim ist immer so lustig," erzählte dieser. „Er hat gelacht und gesagt, mein lieber General, der Pfeffer, in dem bei Ihnen der Hase liegt, ist ziemlich durchsichtig: Der Mensch, wie Sie wissen, hat so ein gewisses Geflecht im Leibe, was man die Nerven nennt. Damit geht's ungefähr so, wie mit den

Claviersaiten. Wenn man auf eine zu stark hämmert, verstimmt sie sich, und dann ist der ganze Musikkasten in Unordnung. An einem gewissen Julitage Anno sechsundsechzig hat nun ein gewisser Oberst von Trebkau ein bißchen sehr stark auf seine achtbaren Nerven losgehämmert, indem er so nahe an die Oesterreicher herangeritten ist, daß er hat rapportiren können, welche von ihnen Kukuruz und welche Zwetschkenknödel in ihren Feldkesseln gehabt haben. Na — er soll ja auch noch Anderes zu rapportiren gehabt und seine Sache überhaupt nicht übel gemacht haben. Aber sehen Sie, wenn der Oberst von Trebkau damals, wie er nach Hause gekommen ist, den Doctor von Barnim gefragt hätte, dann würde der ihm gesagt haben: ausspannen, mein lieber Oberst, Urlaub nehmen und ganz gehörig ausspannen! Statt dessen hat der Oberst von Trebkau nicht ausgespannt, sondern ist General geworden — was er ja auch ohnedem geworden wäre — und hat bis jetzt, wo wir mit unseren Nasen beinahe schon ans Jahr achtzehnhundertneunundsechzig stoßen, an Alles gedacht, bloß an das nicht, woran er zuerst hätte denken sollen, an seine ehrenwerthe Gesundheit. Und darum sagt jetzt der Doctor von Barnim zu dem General von Trebkau: auf Urlaub gehen, Excellenz! Nach dem Süden gehen, Excellenz! Und zwar sofort! Nicht den Winter hier oben bleiben, sondern dahin gehen, wo jetzt unsere Störche sind! Und wenn Sie die treffen, dann suchen Sie sich einen darunter aus, der Ihnen besonders gefällt, und den bestellen Sie sich, damit, daß wenn Sie dann nach Hause zurückgekommen sind und wieder geheirathet haben, er Ihnen was Hübsches mitbringen kann."

Die Erzählung des Knaben wurde mit stumpfem Schweigen aufgenommen; die Späße des alten Arztes fanden keinen Widerhall.

„Dann ist er also gleich abgereist?" fragte nach einiger Zeit Frau von Carstein. „Nach dem Süden?"

„Ein paar Tage darauf," berichtigte Georg von Trebkau.

„Und nun gehst Du wieder nach Berlin? Wirst Du allein in dem Hôtel wohnen?"

„Meine Tante Ida," entgegnete er, „bleibt in Berlin, mit der soll ich wohnen."

„Also hat sie Deinen Papa nicht begleitet?"

Der Knabe senkte das Haupt; sein Gesicht war dunkelroth.

„Sie — haben sich gezankt," erwiderte er stockend.

„Deine Tante und Dein Papa? Warum denn?"

„Ganz genau weiß ich's nicht," sagte er. „Als sie angefangen haben, bin ich noch dabei gewesen, nachher aber haben sie mich hinausgeschickt."

Der Knabe verstummte. Man sah ihm an, daß er innerlich kämpfte, daß er etwas zu sagen hatte, was nicht aus ihm heraus wollte. Dann, wie es seine Gewohnheit geworden war, schlang er sich um die Frau.

„Ich muß Dir etwas sagen," hauchte er über ihre Brust hin. „Du mußt nicht böse werden. Er hat erfahren, daß ich mit dem Hamster zusammen gereist bin, und wie der Hamster heißt."

„Daß er Carstein heißt?"

„Ja."

„Und von mir hast Du auch gesprochen?"

Er schmiegte sich fester an sie. Er hatte gefühlt, wie ein Zucken durch den Leib der Frau gegangen war.

„Sei nicht böse," flüsterte er, „ich habe nichts dafür gekonnt." Dann brach er plötzlich in Thränen aus.

„Warum weinst Du?" fragte sie. Ihre Stimme klang ungeduldig, beinahe rauh.

Der Knabe trocknete sich schweigend die Augen. Alles, was er da drüben in Berlin, in den kahlen Stuben des fremden Gasthauses erlebt und mit angehört hatte, indem es halb vor seinen Ohren und über seinen Kopf hinweg zwischen dem Vater und der Tante verhandelt wurde, war wie etwas Dumpfes, Unverständliches, Beängstigendes auf ihm liegen geblieben und hatte sich, weil er keinen Ausdruck dafür fand, in Thränen ergossen.

„Ich — weiß nicht," sagte er, „es war so sonderbar. Ich habe ihm doch nie von Dir geschrieben — und nachher war es doch so, als wenn er von Dir wüßte. Und die Tante auch. Kennt Ihr Euch denn?"

Sie antwortete nicht auf die Frage. Mit aller Gewalt hielt sie an sich, um sich nicht, wie sie vorhin gethan hatte, durch ein Zucken zu verrathen.

„Erzähle," gebot sie. Sie hatte keine Zärtlichkeit für den Jungen übrig, kaum Mitgefühl dafür, daß er so offenkundig litt. In ihr war in diesem Augenblicke nur die egoistische Gier des Hörenwollens, des Wissenwollens. „Erzähle doch! Erzähle!"

„Wie wir beim Abendessen gesessen haben," erzählte er, „hat meine Tante Ida zu mir gesagt, ‚also in der sächsischen Schweiz bist Du herumgereist in den Ferien? War's hübsch?' Darauf habe ich gesagt ‚Ja, sehr'. Darauf hat der Papa gesagt, ‚es sind eine ganze Menge Jungens zusammen gewesen, und er hat sich einen besonderen Begleiter mitgenommen aus dem Cadettencorps, das hatte ich ihm erlaubt.' ‚Sieh mal an,' hat darauf die Tante gesagt, ‚so jung noch und bekommt schon einen Adjutanten zugetheilt?' So hab' ich gesagt, ‚es war nicht mein Adjutant, sondern mein Freund.' Da hat sie gelacht und gefragt, ‚wer war's denn?' Und Papa, weil er gedacht hat, sie fragte ihn, hat gesagt, ‚ich weiß nicht; er sagt's ja nicht'. Darauf hat Tante Ida mich angesehen und gefragt, ‚na also — wer war's?' Weil ich aber doch gewußt habe, daß Du's nicht haben wolltest, habe ich nichts gesagt. Da hat Tante Ida rothe Flecke auf den Backen bekommen und gemeint, ‚nun sag' mir in aller Welt, was das heißen soll, daß Du Dir so die Würmer aus der Nase ziehen läßt? Du willst's wohl nicht sagen?' Also hab' ich geantwortet, ‚ich darf's nicht'. Darauf haben sie mich beide angesehen, die Tante aber hat gesagt, ‚Morbleu! Das sind Jungens! Hat's Dein Freund Dir verboten?' Und da ist es mir so herausgefahren, daß ich gesagt habe, ‚nein, aber seine Mutter'. Und wie ich das gesagt hatte, haben sie sich beide über den Tisch angesehen, und er hat zu der Tante gesagt, ‚na dann wollen wir es doch lassen, es kommt ja gar nicht drauf an'. Die Tante aber hat gemeint: ‚I, warum denn? Das wird ja interessant.' Wie sie aber hat weiter fragen wollen, hat Papa sie unterbrochen und gesagt, ‚wozu denn solche Indiscretion, wenn es

die Frau doch einmal nicht haben will?‘ Und dann haben sie mit einem Male angefangen, auf Englisch mit einander zu sprechen. Denn weil sie doch wußten, daß ich im Corps Französisch lerne, haben sie jedenfalls gedacht, ich würde es verstehen, wenn sie Französisch sprächen. Und weil ich es nicht verstehen sollte, haben sie Englisch gesprochen. Es hat aber nicht lange gedauert, und dann hat Tante Ida zu mir gesagt, ‚na so viel jedenfalls ist mir klar, daß Ihr zwei Dickköpfe seid, Du und Dein Freund, oder vielmehr —“ Der Knabe brach ab.

„Oder vielmehr —,“ nahm Frau von Carstein mit heißer, trockener Stimme auf. „Oder vielmehr die Mutter von Deinem Freunde.“

Unwillkürlich spähte er zu ihrem Gesicht auf. In ihrem Gesicht bewegte sich keine Muskel, es sah ganz starr aus. Als er nicht gleich fortfuhr, griff sie nach seiner Hand. Ihre sonst so warme Hand war eiskalt. „Bist Du schon fertig?“ fragte sie.

„Nein.“

„Also erzähle weiter.“

Der Knabe schluckte, als müßte er einen neu aufsteigenden Thränenstrom verschlucken. Seine Stimme schwankte, als er wieder ansetzte:

„Eine ganze Zeit nachher hat Tante Ida wieder angefangen und gefragt, ‚wie gefällt's Dir denn eigentlich im Cadettencorps?‘ Darauf habe ich gesagt, ‚Anfangs hat's mir gar nicht gefallen, aber jetzt viel besser‘. ‚So?‘ hat sie gemeint, ‚warum denn jetzt?‘ So hab' ich geantwortet, ‚weil ich Anfangs Niemanden gehabt habe, zu dem ich auf Urlaub gehen konnte‘ — und dann habe ich nicht weiter sprechen wollen. Darauf aber hat der Papa mich angesehen und gesagt, ‚und jetzt hast Du Jemanden? Wer ist denn das?‘ Darauf hab' ich gesagt, ‚eine Dame‘. Wie ich das aber gesagt habe, ist er ganz böse geworden und hat gesagt, ‚was das heißen soll, eine Dame! Laß endlich einmal die Geheimnißkrämerei und sage, was für eine Dame, und wie sie heißt!‘ Und weil er nun so böse geworden war und Du es doch auch nicht verboten hattest —“

„Hatte ich nicht verboten?“ Mit schrillem Tone kam die Frage aus ihr heraus. Er fühlte, wie ihre Hand sich in seinen Arm krallte.

„Nein wirklich,“ versicherte er, „daß ich mit dem Hamster gereist bin und daß er Carstein heißt, das sollte ich nicht sagen; aber daß ich zu Dir auf Urlaub komme, das hattest Du wirklich nicht verboten, daß ich es sagte.“

Sie löste die Hand von seinem Arme. „Also hast Du gesagt —?“

„Also hab' ich gesagt, sie heißt Frau von Carstein. Und wie ich das gesagt habe, hat er mit einem Male Messer und Gabel weg gelegt und mich angesehen — so — so, — ich weiß gar nicht, wie. Die Tante Ida aber hat ganz rasch gesagt, ‚und das ist auch die Mutter von Deinem Freunde? Die Dir verboten hat, zu sagen, daß Du mit ihm gereist bist?‘ Und weil ich doch darauf nicht nein sagen konnte, habe ich gar nichts gesagt. Die Tante aber hat den Papa angesehen und gesagt ‚voilà!‘“

„Hat — wie gesagt?“ unterbrach ihn die Frau mit einer Stimme, vor der er erschrak. Wie verzweifelt umklammerte er sie.

„Ich kann doch nichts dafür! Kann doch nichts dafür!“

Er fühlte, wie ihre Brust sich in wogenden Stößen hob und senkte.

„Weiter,“ sagte sie harsch und herb, „weiter!“

„Der Papa hat etwas sagen wollen,“ fuhr der Knabe fort, „aber er hat so ausgesehen, wie Jemand, wenn er auf einen hohen Berg hinaufgestiegen ist und nicht gleich sprechen kann, weil er keine Luft hat. Und da hat die Tante über den Tisch gelangt, nach seiner Hand, und auf Englisch ‚my dear, my dear, my dear‘ gesagt. Er aber hat seine Hand fortgezogen und zu mir gesagt, ‚diese — Dame ist Wittwe?‘ Hab' ich geantwortet ‚ja‘. ‚Ihr Mann war Hauptmann? Lehrer an der Kriegsschule in Potsdam?‘ Also hab' ich wieder gesagt ‚ja‘. Hat er weiter gefragt, ‚eine Geborene von Pehle?‘ ‚Das weiß ich nicht,‘ hab' ich geantwortet. — ‚Aber ihr Vater,‘ hat er gefragt, ‚war Oberst außer Dienst in Potsdam?‘ Und das hat mir doch der Hamster erzählt, daß Dein Vater das gewesen ist. Also siehst Du doch, daß er von Dir gewußt haben muß und Dich kennen muß? Ist denn das richtig, daß Du eine Geborene —“ er brachte seine Frage nicht zu Ende. Mit einem Schrei war die Frau vom Sitze aufgefahren und hatte sich aus seinen Armen losgerissen. In dem engen Zimmer, in dem es fast dunkel war, weil keine Lampe brannte, ging sie auf und ab, ruhelos, wie der Schatten eines Abgeschiedenen, der um die Erinnerung seines Erdenlebens herumläuft. Der Knabe saß regungslos auf dem Sopha und sah ihr mit weit aufgerissenen Augen zu. Endlich kam sie zu ihm zurück; so jählings, wie sie aufgesprungen war, saß sie plötzlich wieder neben ihm. Jetzt war sie es, die den Arm um ihn schlang. Sie drückte ihn an sich, so daß sie sein marmorkaltes Gesicht an ihrer brennenden Wange fühlte. „Sei still, Du Kind,“ flüsterte sie, „erzähle, was Du noch weißt. Sprich weiter, sprich weiter!“

Ihr ganzes Wesen war wie aufgelöst in einer wilden Unruhe, als wenn ein Feuer in ihr loderte; die Worte liefen ihr von den Lippen, als wenn Flammen ihr aus dem Munde schlügen. Der Knabe brauchte Zeit, bis er wieder zu sich kam.

„Wie ich ihm also gesagt habe,“ fuhr er fort, „ja, das hab' ich gehört, daß ihr Vater in Potsdam gelebt hat und Oberst außer Dienst gewesen ist, hat er ein Stück Brot vom Tische aufgenommen und in der Hand zerdrückt, eine Kugel daraus gerollt und nachher die Kugel wieder platt gedrückt, die Tante Ida angesehen und dann wieder in die Luft gesehen und etwas vor sich hin gemurmelt, was so geklungen hat, wie ‚es ist richtig‘. Dann ist er vom Tische aufgestanden und hin und her gegangen und dann auf mich zugekommen und hat gesagt, ‚und zu der gehst Du alle Sonntage auf Urlaub? Hat sie Dich denn eingeladen?‘ So hab' ich gesagt, ‚natürlich, wie würde ich denn sonst zu ihr gegangen sein?‘ Darauf aber, wie ich das gesagt habe, ist er plötzlich ganz wild geworden — ich weiß gar nicht, warum — und hat gesagt, ‚wenn's natürlich wäre, würde ich Dich nicht gefragt haben!‘ Und da ist auch die Tante aufgestanden und hat wieder ‚my dear, my dear, my dear‘ zu ihm gesagt. Er aber hat gar nicht auf sie hingehört, sondern zu mir hat er gesagt, ‚also erzähle jetzt, wie das sich gemacht hat, daß Du zu der Dame

gekommen bist.' Darauf also habe ich ihm erzählt, wie ich mit dem Hamster Freund geworden bin und wie der Hamster mir gesagt hat, daß er Dich bitten wollte, daß Du mich einladen solltest, und wie Du mich dann eingeladen hast. Und während ich das Alles erzählte, hat er sich auf einen Stuhl ans Fenster gesetzt und immerfort zum Fenster hinausgesehen. Die Tante aber, wie ich fertig gewesen bin, hat gesagt: ‚Na, das ist ja die einfachste Geschichte von der Welt. Was ist denn dabei aufzuregen?' Das hat sie zu ihm gesagt. Der Papa aber hat wieder gar nicht darauf hingehört. Darauf ist sie zu ihm hingegangen und hat ihm die Hand auf die Schulter gethan und gesagt, ‚ich denke, wir lassen die Geschichte zu Ende sein, nicht wahr? Du weißt doch, daß wir heute Abend bei Schwechows sind?' Wie sie das gesagt, hat er sich umgesehen, als wenn er von nichts wüßte und hat gesagt ‚so?' ‚Ja natürlich,' hat die Tante geantwortet, ‚das wirst Du doch nicht vergessen haben?' ‚Paßt mir aber gar nicht,' hat er darauf gesagt. Und alsdann ist die Tante im Zimmer auf und ab gegangen und hat so vor sich hin ‚mon dieu, mon dieu, mon dieu' gesagt, und ich habe gesehen, wie sie angefangen hat, sich zu ärgern, denn sie hat wieder rothe Flecke auf den Backen bekommen, und wenn sie bei mir vorüber gekommen ist und mich angesehen hat, hat sie ein böses Gesicht gemacht. Alsdann aber ist sie wieder zu ihm herangegangen und hat leise zu ihm gesagt, wahrscheinlich, damit ich's nicht hören sollte — ich hab's aber doch verstanden — ‚denk' doch, daß Ottilie heute Abend da sein wird'. Wie sie das aber gesagt, ist er ganz plötzlich aufgestanden und hat den Fauteuil zurückgestoßen, daß er bis mitten ins Zimmer gerollt ist und hat gesagt, ‚nun erst recht nicht! Das paßt mir am Allerwenigsten! Du kannst hingehen, mich entschuldigen! Ich — gehe in den Club'. Darauf ist sie erst ganz still geworden, dann aber ist sie mitten im Zimmer stehen geblieben, und es hat ganz merkwürdig ausgesehen, wie wenn sie mit einem Male ganz lang geworden wäre, noch länger als gewöhnlich. Alsdann hat sie sich zu mir herumgedreht und hat zu mir ‚Junge, geh' hinaus!' gesagt. ‚Geh spazieren in den Straßen,' hat sie mir nachgerufen, wie ich hinausging. Ich aber bin nicht auf die Straße, sondern in mein Zimmer gegangen, das nebenan lag, und da hab' ich mich an die Thür gestellt. Und da habe ich gehört, wie die Beiden da drin mit einander gesprochen haben, ganz laut, und immer lauter, so daß ich zuletzt gemerkt habe, sie zankten sich. Was es gewesen ist, was sie gesprochen haben, das habe ich genau nicht hören können, denn weil sie beide fast immer zugleich gesprochen haben, ist es gewesen, wie — wie ein Getöse. Nur so viel hab' ich verstanden, daß die Tante gesagt hat, er sollte doch daran denken, was Doctor von Barnim gesagt hätte — weil doch Doctor von Barnim an dem Nachmittage dagewesen war — vom Wiederverheirathen. Und dann hab' ich noch ein paar Mal gehört, daß sie von der Ottilie gesprochen haben, das heißt die Tante, die hat von ihr gesprochen, dagegen Papa, sobald sie die genannt hat, ist jedesmal ganz furchtbar losgefahren, und ich habe so etwas verstanden, daß er von Strohwisch gesprochen hat, und Vogelscheuche, und alles mögliche Andere. Und dann ist es mit einem Male still geworden, weil sie beide fortgegangen sind aus

dem Salon. Und ob sie dann zusammen gegangen sind, das weiß ich nicht, aber ich glaube nicht. Am nächsten Tage ist er dann in Berlin umhergefahren, wahrscheinlich, weil er Urlaub nehmen wollte, und dann am Vormittag darauf ist er abgereist."

Eine abermalige Pause in der Erzählung deutete an, daß noch etwas zu berichten blieb, und das schwere Athemholen des Knaben verrieth, daß es etwas Schweres war.

„Wie der Papa fortgewesen ist," fuhr er fort, „hat die Tante Ida zu mir gesagt: ‚Dein Papa, hat sie gesagt, ist abgereist und wird wohl längere Zeit fortbleiben. Er hat mit mir gesprochen. Ueber Dich. Zu Ostern wirst Du nach Berlin versetzt werden, also werde ich bis Ostern in Berlin bleiben, damit Du zu mir auf Urlaub herüber kommen kannst. Ist das erlaubt, das Du alle Sonntage kommst?' So habe ich geantwortet, ‚nein, nach Berlin auf Urlaub zu gehen, ist nur alle vierzehn Tage erlaubt,' darauf hat sie gesagt, ‚na, wenn's nicht anders geht, dann geht's eben nicht, also wirst Du alle vierzehn Tage herüber kommen.' Dann hat sie wieder rothe Flecke bekommen, und es hat ausgesehen, als wenn sie nicht gleich wüßte, was sie sagen sollte. Endlich aber hat sie gesagt, ‚daß Du nämlich zu der Dame da in Potsdam noch länger auf Urlaub gehst, das — wünscht Dein Papa nicht. Das — sind Sachen, die Du nicht verstehst, dazu bist Du noch zu jung. Und kurz und gut, Dein Papa wünscht es nicht, und also hört das auf!"

Der Knabe schluckte; beinahe wie ein Stöhnen hörte sich das Schlucken an. „Darauf habe ich gesagt, ‚aber wenn ich nur einen Sonntag um den anderen nach Berlin komme, dann kann ich doch den einen Sonntag zu der Dame gehen? Weil sie doch immer so freundlich zu mir gewesen ist und ich immer so gern zu ihr gegangen bin.' Darauf aber ist sie vom Tische aufgestanden, denn es war gerade, als wir beim Essen gesessen hatten, und hat gesagt, ‚zum Kuckuck noch einmal, hast Du nicht gehört, daß Dein Papa es nicht will? Hast Du im Cadettencorps noch nicht soviel gelernt, daß Du weißt, was Disciplin ist?' Alsdann ist sie hinausgegangen, und ich, weil ich — gar nicht gewußt habe, was ich — thun sollte —" Die Stimme des Knaben fing an zu schwanken, daß es sich anhörte, als taumelten ihm die Worte — „und bin fortgegangen und nach dem Potsdamer Bahnhof, und habe nachgesehen, wann der nächste Zug nach Potsdam ging, und da habe ich mich hineingesetzt und bin hierher gefahren, weil ich Dir das Alles doch sagen mußte — und weil ich Dich doch fragen wollte — den einen Sonntag, wenn ich nicht nach Berlin muß — nicht wahr? — den einen Sonntag kann ich doch immer zu Dir kommen? Wieder so wie früher? Nicht wahr? Nicht wahr?"

Sein Kopf hatte sich an ihre Brust gedrückt, seine Arme hatten sich wie Klammern um sie gelegt. Wie von einem Stoße aber flog sein Kopf zurück; seine Arme fuhren aus einander; so jählings, mit einem beinahe gellenden „Nein!" war die Frau vom Sopha aufgesprungen. So wie sie vorhin gethan hatte, ging sie wieder im Zimmer auf und ab, aber noch wilder als vorher, so daß ihre Bewegungen zu einem förmlichen Hin- und Herrasen wurden. Der Knabe war ebenfalls aufgestanden, ohne ein Glied zu rühren stand er

vor dem Sopha. Sie achtete nicht darauf, sah ihn überhaupt nicht an. Gesenkten Hauptes, mit zuckenden Gliedern, wie ein Thier im Käfig, stürmte sie auf und nieder, abgerissene, kaum verständliche Worte hervorsprudelnd. Zu mir kommen? Was soll mir der Junge? Was habe ich mit ihm zu schaffen? Gar nichts! Gar nichts! Damit sie nachher sagen können, ich habe gestohlen? Ein wüthendes Lachen rang sich über ihre Lippen und endigte in heiserem Murmeln: „Weil man selbst ein Dieb ist, brauchen's Andere noch nicht zu sein! O nein! Durchaus nicht! Nein! Aus Gnade und Barmherzigkeit habe ich ihn — und jetzt — kommt so eine — und sagt —" Mitten im rasenden Gang machte sie plötzlich Halt, wandte sich dem Knaben zu und warf beide Arme empor: „Also geh," sagte sie — aber ihr Sprechen war beinahe ein Schreien — „geh', wo Du hin gehörst. Worauf wartest Du? Hast Du nicht gehört, daß Du zu ihnen kommen sollst? Bei mir darfst Du nicht sein! Sollst auch nicht mehr! Denn ich will nicht, daß Du wieder zu mir kommst! Will's nicht! Will's nicht! Will's nicht mehr!"

Indem sie ihm diese Worte zurief, mit einem Ausdruck, daß es eigentlich war, als würfe sie ihm jedes Wort an den Kopf, ins Gesicht, stand der Knabe noch immer, ohne ein Glied zu rühren. Sein Gesicht war so leichenblaß geworden, daß es ganz weiß durch das Dunkel schimmerte, seine Augen hafteten an der Frau, ganz starr, und doch so, daß es aussah, als wenn sie in den Augenhöhlen zitterten. Und plötzlich, ohne daß eine Thräne aus seinen Augen drang, ohne daß man eine Bewegung seines Mundes sah, gab er einen Laut von sich, einen so merkwürdigen, leisen und doch vernehmbaren, den ganzen Raum durchzitternd, von dem man nicht hätte sagen können, ob es ein Wort oder ein Ausruf, oder nur ein Seufzer gewesen wäre, aus seinem innersten Innern hervorkommend, mit einem Klange, als wenn da drinnen etwas gesprungen, als wenn ein Nerv gerissen wäre, beinahe ein Klang, wie wenn eine Claviersaite springt.

Als die Frau, die noch immer wie eine Furie ihm gegenüberstand, das vernahm, sanken ihr die Arme nieder, ihr verzerrtes Gesicht wandelte sich zum gewohnten Ausdruck zurück, ein zitternder Schauer überlief ihren Leib, und unter einem Thränenstrom, der jählings, furchtbar, mit elementarer Gewalt hervorbrach, stürzte sie sich über den Knaben her.

„Junge!" schrie sie, „Kind! Mein Kind! Mein Kind!"

Sie stand über ihn gebeugt, sie riß ihn in ihre Arme. In ihren Armen stand er, so starr, so steif, als wäre sein Körper zu Eis gefroren, als wären die Gelenke in ihm verklammt gewesen. Indem sie ihm jetzt in die Augen sah, gewahrte sie den trostlosen, dumpfen, beinahe todten Ausdruck in seinen Augen, indem sie sein Gesicht an ihr Gesicht drückte, fühlte sie die eisige Kälte, die auf seinem Gesichte lag. Als wenn sie ihn hätte erwärmen wollen, überfluthete sie ihn mit Küssen. Sie setzte sich auf das Sopha, riß ihn auf ihren Schoß, drückte ihn an sich, so daß sein Leib an ihrem Leibe lag, in ihre Hände nahm sie seine Hände, als wenn sie es wirklich mit einem Erfrorenen zu thun gehabt hätte, den es wieder ins Leben zu rufen galt.

Während dem Allem ging ein unabläßiges, schluchzendes Murmeln von ihren Lippen, so daß es sich anhörte, als ergösse sich über das Haupt des Knaben, das an ihren Hals gedrückt lag, ein kochender, murrender Lavastrom. „So weh gethan“ — und sie streichelte ihn — „armes Kind — so weh gethan! Armes Kind! Kann doch nicht dafür! Kann nichts dafür! Haben ihm das Leben vergiftet! Ihm und mir! Böse Menschen! Böse Menschen! Muß fort. Liebling muß fort von mir. Kann nicht bei mir bleiben. Muß gehen. Muß gleich gehen. Nach Berlin zurück. Darf ihn nicht behalten. Kannst nicht bei mir bleiben. Darfst nicht wiederkommen. Kann's Dir ja nicht sagen, warum! Kann's nicht, kann's ja nicht!“ Indem sie dieses hervorbrachte, schütterte ihre Brust, als wenn ein Krampf sie zerrisse. Sie senkte das Gesicht so tief, daß sie beinahe über dem Knaben lag; ihr Gemurmel hatte aufgehört, nur ihre Thränen flossen. Der Knabe lag in ihren Armen, ohne Regung, ohne Laut, beinahe wie todt. In dem dunklen Zimmer herrschte eine finstere, tödtliche Stille. Wer die Beiden gesehen hätte, wie sie sich an einander drängten, als wenn ihre Herzen sich küssen wollten, der würde den Eindruck empfangen haben, als wäre ihm das Menschenleid, in einer düsteren Gruppe verkörpert, leibhaftig erschienen. Endlich kam sie zu sich.

„Du mußt gehen,“ flüsterte sie dem Knaben zu, „es ist Zeit. Du mußt gehen.“

(Schluß folgt.)

---

# Wilhelm Müller's unveröffentlichtes Tagebuch und seine ungedruckten Briefe.

Von
**James Taft Hatfield.**



Am 15. Februar 1900 schrieb Professor Max Müller in Oxford an Dr. Philipp Allen und den Verfasser dieser Zeilen[1]: „Eine neue Ausgabe der Werke meines Vaters wäre sehr wünschenswerth .... Ich habe wenig anzubieten; denn wie Sie wissen, wurde die Bibliothek meines Vaters durch Feuer vollständig zerstört. Doch habe ich kürzlich unter den Papieren meiner Mutter ein paar Fragmente entdeckt .... Es existirt auch eine Art Tagebuch aus der Zeit, ehe er Berlin verließ, um in den Krieg zu ziehen, aber das sind Schriftstücke, die ich nicht aus der Hand geben möchte, ohne sie nochmals sorgfältig durchgesehen zu haben. Wenn Sie nach Oxford kommen könnten, ließe sich vielleicht etwas arrangiren, — nur daß ich alt werde und sehr vergeßlich. Was ich selbst hätte thun sollen, werden Sie nun thun müssen."

Im folgenden October ist Max Müller gestorben, und im vorigen Sommer erhielten wir durch die Großmuth seiner Wittwe alles das, was unter den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen bei endgültigem Durchsuchen als Manuscripte Wilhelm Müller's oder als Papiere, die Bezug auf ihn hatten, erkannt wurde. Es sind das: ein Berliner Tagebuch von 124 Seiten, neun unbekannte Sonette, einige für die Biographie des Dichters interessante Papiere, sowie 24 noch ungedruckte Briefe (22 davon an Müller's Frau Adelheid, geb. Basedow) — Alles in der reinen, sorgfältigen Handschrift des Verfassers der „Griechenlieder", die eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen Goethe's hat. Tagebuch und Correspondenz sollen in nächster Zeit in den „Germanic Studies of the University of Chicago" zur Veröffentlichung gelangen.

[1] Der Verfasser obigen Aufsatzes ist Professor der deutschen Literatur an der Northwestern University, Evanston, Illinois. Die Redaction.

I.

Der wichtigste Bestandtheil der ungedruckten Manuscripte Wilhelm Müller's, das Tagebuch, wird zweimal kurz in der Skizze erwähnt, welche Max Müller dem Leben seines Vaters in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Bd. XXII, 1885, S. 686, 692) gewidmet hat. Seitdem scheint es vollständig verloren gewesen zu sein, und Max Müller selbst war Jahre lang der Meinung gewesen, es sei mit den übrigen Reliquien verbrannt. Auch Gustav Schwab hat in seiner Biographie Wilhelm Müller's, die er den „Vermischten Schriften" des Dichters vorangehen läßt, weder vom Tagebuch noch von den Briefen etwas gewußt.

Max Müller irrt, wenn er meint, sein Vater habe das Tagebuch geschrieben, „ehe er Berlin verließ [im Frühjahr 1813], um in den Krieg zu ziehen". Thatsächlich gehört es der späteren Periode des Dichters nach seiner Theilnahme am Befreiungskriege an[1]).

Es beginnt voll feierlicher Stimmung:

Mein Tagebuch, angefangen am 7. October 1815, als an meinem einundzwanzigsten Geburtstage.

*Γνωθι σαυτον!*

Was ich liebte, was ich lebte,
Was ich litt, und was ich strebte.

Den 7. October.

Ich feiere heute meinen einundzwanzigsten Geburtstag, vielleicht den wichtigsten Tag meines ganzen Lebens, den Tag des Mannwerdens, des Mündigwerdens vor den Menschen. An diesem Tage schlugen unsere Väter den Knappen zum Ritter, der Ritter schwur den großen Eid.

Auch ich habe mir Manches gelobt und geschworen. Gott gebe ihm Gedeihen, so habe ich mich selbst zum Ritter geschlagen . . .

Die Einträge werden dann ohne jede Unterbrechung bis an das Ende des Jahres fortgeführt und folgen einander mit gleicher Regelmäßigkeit während des Januars 1816. Im Februar fangen die Notizen an, spärlicher zu werden, und Sommer und Herbst (vom 23. Mai bis zum 10. November 1816) bleiben ohne Bericht[2]). Mit dem Schlusse des Jahres 1816 hören die Einträge auf. In der Regel hat ein täglicher Bericht die Länge von einer halben bis zu drei Seiten, und mit überraschender Naivetät werden alle Erfahrungen, Empfindungen und Ahnungen dem Papiere anvertraut. Der Verfasser dachte nicht an die Möglichkeit, daß seine heimlichen Gedanken jemals an die Oeffentlichkeit gelangen könnten, deshalb sind die Ergüsse seines Herzens von einer einfachen Aufrichtigkeit, die den jugendlichen Geist des werdenden Dichters unverfälscht wiedergibt. Was er schreibt, wird sub specie aeternitatis erzählt: nichts Gutes oder Böses soll verschwiegen werden. „Nur für mich will ich

---

[1]) Müller trat am 16. Februar 1813 als freiwilliger Jäger in das Heer ein, wohnte im selben Jahre den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Kulm bei, diente im October im Depot zu Prag, dann im Jahre 1814 im Commandantenbureau zu Brüssel und verließ diese Stadt am 18. November, um über Dessau nach Berlin zurückzukehren.

[2]) Am 10. November wird erwähnt: „Ich bin auch über vier Wochen in Dessau gewesen."

Dich schreiben," redet er das Tagebuch an, und einen Monat nach dem Beginn spricht er seine innige Freude darüber aus — „so voll herrlicher Feiertage und recht eigentliche Sonnentage."

Es ist ein Vertreter der Jung-Romantik in ihrer höchsten Blüthe, der uns in diesen Blättern sein Herz öffnet, unreif, fast knabenhaft in seiner naiven Sentimentalität, jedem Eindruck zugänglich, Träumen und Thränen geneigt, von schwärmerischer Religiosität und gleichzeitig nachsichtig gegen sich selbst, mit dem zarten Gewissen und den quälerischen Beängstigungen seines Alters. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, und er gibt sich genaue Rechenschaft über ihr Treiben, faßt heute die heiligsten Vorsätze, um morgen einen Rückfall zu beklagen, gefällt sich in Entsagungen, die er rasch für neuere Ansprüche aufgibt, bis man versucht ist, über diesen widerstreitenden Pulsen die Geduld zu verlieren.

Wenn, wie Richard M. Meyer behauptet, das Tagebuch das Selbstporträt eines noch in der Entwicklung begriffenen Geistes vorstellt, wenn bei einem begabten Individuum das Werden von tieferem Interesse als das Fertigsein ist, dann liegt in diesen 124 Seiten ein wichtiges Document der Persönlichkeit während mehr als eines vollen Jahres ihrer bedeutendsten Entwicklung vor uns. Das „Γνῶθι σαυτόν" schlägt den Ton der Selbstbetrachtung an, die durchaus vorherrscht; das Rousseau-Werther'sche Hervorkehren der subjectiven Empfindungen wird erhöht durch einen vernehmlichen Ton der Selbstachtung, die dem ganzen jungen Geschlechte, welches an dem glorreichen Kriege „zur Verherrlichung der preußischen Natio" theilgenommen hatte, gerade zu dieser Zeit eigen war. An Werther gemahnen auch die genrehaften Scenen aus dem idyllischen Familienleben, die liebevolle Schilderung der Kinderseele und der Weisheit des Kindermundes wie auch der rhapsodische Ton der Liebesergüsse.

Obwohl in vielen Beziehungen noch unreif, war der einundzwanzigjährige Jüngling dem gewöhnlichen Treiben der studentischen Kreise bereits entwachsen. Es liegt weit hinter ihm. Schon am 26. November 1815 schreibt er:

> Wir waren . . . unter den Zelten. Ich dachte an das Olim, wo ich wie die anderen jungen Herren alle Sonntage und noch öfter durch jene Säle stutzerte und lorgnirte. Nun saß ich so gleichgültig da, als wäre ich allein; das bunte Gewühl schien mir einem Automaten ähnlich.

Und ein paar Tage später:

> Abends war Convent der Landsmannschaft, der jetzt wenig Theilnahme von meiner Seite erweckt. Ich bin darüber weg — vielleicht zu früh! — Denn die schönen Studentenjahre kehren nicht wieder.

Seinen Umgang beschränkte er wählerisch auf begabte, hochgebildete Menschen; von „Volksthümlichkeit" finden wir in dem, was seine persönlichen Beziehungen angeht, kaum eine Spur. Das geistige Berlin, mit welchem Müller in den Jahren 1815—1816 verkehrte, schließt viele anregende Menschen in seinen Kreis: er ging bei den Hensels, im Stägemann'schen Hause und bei Frau von der Recke aus und ein. Auch sein Verhältniß zu bedeutenden Gelehrten jener Zeit war ein intimes. Mit besonderer Freundlichkeit begegnet

ihm F. A. Wolf, dessen Gast er häufig ist, wenn auch Wolf's hochtrabendes Selbstgefühl und sein Neid abstoßend auf den jungen, zartfühlenden Dichter wirkten (26. October 1815):

Sonst sprach er fast nur von sich und seinem Ruhme; alles Andere wurde zu Boden getreten: Böckh, Buttmann, Schleiermacher 2c. Ich hätte ihm immer zurufen mögen: O Du Alleszermalmer!

11. November.

Niebuhr war Wolfen eben nicht so groß, wie Andere wollen; „es ist ein Autodidactos", sagte er, „und das frühe Versäumen läßt sich nie überwinden. Aber die Cliquen, die es hier gibt, heben ihn, und er hebt sie."

30. November.

Heute war ich zum Mittagstisch beim Geheimrath Wolf. Die Unterhaltung drehte sich wieder um seinen Ruhm und seine Gelehrsamkeit; ich muß mir den Vorwurf machen, ihm zu viel nachzugeben und mich von ihm verleiten zu lassen, hie und da einen anderen meiner Lehrer zu beklatschen. Es ist eine Schwachheit von mir, daß ich seiner Schwachheit gefällig bin.

Von anderen Berliner Gelehrten, mit denen Müller auf gutem Fuße stand, seien nur Zeune, Rühs, Giesebrecht, Preuß und De Wette erwähnt. Wir begegnen in seinen Aufzeichnungen auch vielen der interessantesten Persönlichkeiten aus literarischen Kreisen: Helmina von Chézy, Fouqué, Friedrich und Karl Förster, Hitzig, Tiedge, von Olfers, Adolf Müllner, Traugott Krug und Bernhardi finden häufige Erwähnung. Schon in den Aufzeichnungen der Berliner Zeit — und mehr noch in den Briefen aus den Jahren 1822 bis 1826 — zeigt sich Müller's ursprüngliche Seelenverwandtschaft mit Musikern und Componisten: in den Berliner Tagen sind es Musikdirector Augustin Gürrlich und Ludwig Berger, zu denen er freundschaftliche Beziehungen unterhält, später tritt er zu Carl Maria von Weber, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Friedrich Schneider in ein enges Verhältniß. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Müller's dichterische Eigenart für den Componisten einen besonderen Reiz hat; und daß dieses in der Sache selbst liegt und nicht etwa durch bloßen Zufall geschieht, beweist eine interessante prophetische Stelle am Anfang des Tagebuchs (vom 8. October 1815)[1]:

Du wunderlicher Capellmeister Kreisler! Die Leute haben mir gesagt, Du wärest ein Bösewicht gewesen. Aber ich weiß es besser als die, so Dich zu kennen vorgeben. Wenn ich so gut wäre, als ich wohl sein möchte, mit Dir wollte ich einen Tauschaccord machen um die ewige Seligkeit.

Mit Deinem Musikfeind habe ich manche Aehnlichkeit. Ich kann weder spielen noch singen, und wenn ich dichte, so singe ich doch und spiele auch. Wenn ich die Weisen von mir geben könnte, so würden meine Lieder besser gefallen als jetzt. Aber getrost, es kann sich ja eine gleich gestimmte Seele finden, die die Weise aus den Worten heraus horcht und sie mir zurückgibt.

In dieser Zeit erschienen die ersten Gedichte Wilhelm Müller's im Druck in der Sammlung „Bundesblüthen", die Anfang Januar 1816 veröffentlicht wurde. Das Wirken des „Bundes" der fünf heimgekehrten Freiheitskämpfer und — allerdings noch recht unreifen — Poeten fällt wohl in den Winter 1814—1815, da Müller erst am 18. November 1814 Brüssel verließ und seine

---

[1]) Theilweise (nicht ganz accurat) schon von Max Müller in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", Bd. XXII, S. 692, angeführt.

drei adligen Freunde Kalckreuth, Blankensee und Studnitz im Frühjahr 1815 wieder ins Feld zogen. Müller's ideale Freundschaft zu Wilhelm Hensel, dem Maler und Dichter, dem Bruder Luise Hensel's und späteren Gatten Fanny Mendelssohn's, bildet eines der festesten und innigsten Bande seines Lebens. Wir erfahren aus dem Tagebuche, daß er ihn schon 1812 bei seinem Eintritt in die Universität gesehen hatte und damals „von einer fast nie gefühlten Neigung" erfaßt wurde, ihn näher kennen zu lernen, ehe er noch seinen Namen wußte. Er hat ihn dann in der Campagne „bei den Kosaken" wieder gesehen, aber auch damals bot sich ihm keine Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen. Erst in Berlin — vielleicht gegen Ende des Jahres 1814 — hat Professor August Zeune die beiden begabten jungen Leute einander vorgestellt. Das heitere Freundschaftsverhältniß zu Hensel hat Müller's Leben sehr bereichert, und dem Maler verdanken wir die besten Porträtzeichnungen seines Freundes.

Das Band, welches den jungen romantischen Kreis in Berlin zusammenhielt, war die gemeinsame Begeisterung für die nationale Vergangenheit des deutschen Volkes als Grundlage zu einer größeren nationalen Zukunft, verbunden mit künstlerischer Sehnsucht nach mittelalterlicher Farbenpracht. Die vergilbten Blätter, auf welchen der junge Dichter seine Erlebnisse verzeichnete, veranschaulichen den stolzen patriotischen Eifer, welcher die Berliner Studentenschaft beseelte —

Ja, die Herrn in langen Haaren
Mit Barett und deutschem Kragen,

wie sie eine ihrer jungen Freundinnen nennt, die geistreiche, vornehme Hedwig von Stägemann (nachmalige Frau von Olfers), die gleichfalls in würdiger altdeutscher Frauentracht einherging. Müller machte mit, was die Anderen thaten (den 10. December 1815): „Luise sagte mir, mein altdeutsches Kleid, das ich gerade anhatte, stünde mir so gut. Ich will es nun öfters anziehen." Eine warme vaterländische Gesinnung pulsirt in jeder Zeile der Aufzeichnungen. Die Freunde verwerfen „die Einseitigkeit der Franzosen, die Nichtswürdigkeit des Kosmopolitismus". Sie haben wenig übrig für Diejenigen, „die dem guten deutschen Geiste nicht nachgeben wollen und den französischen Gang immer fortgehen". Ein Symptom dieses Cultus des Altdeutschen ist das Entzücken, womit die jungen Mitglieder dieser Gruppe der Ankunft des Danziger Altargemäldes „Das jüngste Gericht" von Memling zujubelten[1]), welches man den Franzosen im October 1815 wieder abgenommen und mit anderen aus Paris zurückgebrachten Gemälden in Berlin ausgestellt hatte. Müller nennt es „die Krone der Ausstellung, . . . ein großes, frommes, deutsches Bild". In einer Abendgesellschaft wurde ihm die ganze Unterhaltung verbittert durch eine Anzahl aufgeklärter Männer und Frauen, welche die Jo des Correggio schöner fanden als das Danziger Altarbild, und deren herablassende Kritik des letzteren den jungen Dichter endlich in einen Zornausbruch versetzte, in dem sich sein unterdrücktes deutsches Fühlen Luft machte. Es ist bemerkenswerth, daß in dem wichtigsten Manifest der Gruppe, welcher Müller

[1]) Vergl. Heine's nicht viel spätere Bewunderung für das Kölner Dombild.

angehörte, dem ästhetischen Jahrbuch „Die Sängerfahrt“ — einem der vollkommensten und bezeichnendsten Denkmale der Jung-Romantik[1]) —, das Gemälde als Hauptillustration reproducirt wird, wobei nicht weniger als sechzehn große Kupfer der Wiedergabe seiner Details (meist in Originalgröße) gewidmet sind. In der Gesellschaft von F. A. Wolf besuchte Müller eine Ausstellung von Gipsabgüssen der berühmtesten Werke der Antike. Indem Wolf innig davon ergriffen wurde, „mit den Götterköpfen herum spielte und sie streichelte,“ flößten sie seinem jungen Begleiter nur Bewunderung ein: „meinem Herzen blieben sie fremd in ihrer weißkalten Glorie.“

Obwohl eins der jüngsten Mitglieder, widmete sich Müller mit ganzem Herzen der am 4. Januar 1815 gegründeten „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ und berichtet in seinem Tagebuch umständlich über jede Versammlung der „Deutschen Gesellschaft“, wie er sie stets nennt. Er bringt uns dabei in intimen Verkehr mit den Hauptvertretern der deutschen Sache: Friedrich Ludwig Jahn, Zeune, Heinsius, Giesebrecht, Fouqué und Clemens Brentano. Die reactionären Bestrebungen des eitlen Geheimraths Schmalz, der die patriotische Begeisterung des preußischen Volkes für die Freiheit im Jahre 1813 verneinen und die ruhmreichen Kriegsthaten der preußischen Armee nur auf allerhöchsten königlichen Befehl zurückführen wollte, begegneten in diesem Kreise einer muthigen Opposition, wobei Müller nicht im Hintergrunde blieb. Ueber den Altmeister von Weimar bricht der junge Patriot ohne viele Schonung den Stab:

> Was von dem Gesprenkelten[2]) gesagt wird, so kenne ich ihn wohl. Es ist ein wunderbarer Mann! Wie ist es doch möglich, daß aus *einer* Feder, ich will nicht sagen aus *einem* Herzen, der „König von Thule“, Klärchen im „Egmont“, Grethchen im „Faust“ und das Epigramm:
>
> Jeden Schwärmer schlagt mir ans Kreuz 2c.
>
> und der ganze Epigrammentroß aus Venedig geflossen sind? Welches ist die wahre Farbe dieses Chamäleons? Sie sind Alle so hell, so bestimmt. — Ich glaube, nur in Italien hatte Goethe seine Elegien und Epigramme schreiben können. Aber er hätte sie auch dort lassen sollen. „Ach, wenn er doch weiter nichts geschrieben hätte als seine kleinen Lieder und Romanzen!“ so sagt auch Luise. „Wie lieb wollte ich *ihn* haben!“ — Es ist wunderbar. In den Stunden hätte ich ihn wohl einmal sehen mögen, wo er sie dichtete. Da kann er auch nicht der stolze Hofmann, der treulose Freund, der undeutsche Schmeichler gewesen sein. Die Gottheit scheint ihm in solchen Stunden ihre süßesten Gaben wie einem verirrten, aber um desto lieberen Kinde verschwendet zu haben, um ihn zurückzurufen in ihren Schoß. Doch wehe ihm, daß er nicht hörte ihren Ruf!

Den feurigen jungen Sängern des Befreiungskrieges blieb der Druck einer starken Reaction nicht lange erspart. Zu Anfang Januar 1816 erschienen die „Bundesblüthen“[3]), und schon am 17. desselben Monats erfahren die Bundesbrüder, daß der Königlich preußische Censor Renfner ihre für die Zeitungen

---

[1]) Im Jahre 1816 von Friedrich Förster veranstaltet. Zu den Mitarbeitern gehörten Wilhelm Müller (mit vier Nummern), Wilhelm und Luise Hensel, Seegemund, Hedwig von Stägemann, Karl Förster, Schenkendorf, Chamisso, Loeben, die Brüder Grimm, Helmina von Chézy, Arnim und Brentano.

[2]) Der Ausdruck rührt von E. T. A. Hoffmann her, der in seinen „Phantasiestücken in Callot's Manier“ Goethe in der Gestalt „einer gesprenkelten Kröte“ zu verspotten sucht.

[3]) Müller's Beiträge sind wieder abgedruckt in „Publications of the Modern Language Association of America“. Bd. XIII, S. 250—285. 1898.

bestimmten Ankündigungsverse gestrichen hatte. Müller besucht am folgenden Tage in Begleitung von Wilhelm Hensel den Censor, ohne aber etwas auszurichten. Renfner mutzte den jungen Dichtern besonders auf, daß sie so viel von „Freiheit" in ihren Versen redeten, und als Müller ihm erwiderte, „der König habe ja selbst dazu aufgerufen", antwortete er: „Ja, damals!" Ohne Wissen der Dichter schob er dann eine selbst verfaßte Anzeige in den Berliner Zeitungen unter, woraufhin die Verfasser der „Bundesblüthen" sofort eine Erklärung aufsetzten, „um ihre Ehre zu retten". In denselben Tagen vernehmen sie, daß Schleiermacher wegen seiner Schrift gegen Schmalz einen sehr ungnädigen Brief vom König erhalten hat, und daß Görres' „Rheinischer Mercur" auf Englands oder Rußlands Betreiben aufgehoben worden, was für die fortschrittlichen jüngeren Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft" „wenig erfreuliche Nachrichten" waren.

Im Jahre 1815 bezeigt Müller großes Interesse für die altfranzösische Poesie und beschäftigt sich lange mit einer deutschen Bearbeitung der Geschichte des Troubadours Geoffroy Rudel's. Gleichzeitig arbeitet er an der Wiederherstellung des Nibelungenliedes in dreifüßigen Versen. Von Gedichten unter den Titeln: „Herbstabendlied", „Das Klosterlied", „Selbstmörders Testament", „Gleich und Gleich", „Wenn ich ein Liedchen wär!", „Bauerlied" und „Schifferlied", die alle verloren gegangen sind, wird öfters im Tagebuch berichtet. Das innige Jugendgedicht „Der blaue Mondschein", welches in der „Sängerfahrt" (Frühjahr 1817) erschien, in Müller's Gedichtsammlung jedoch nicht aufgenommen wurde, ist meinem Dafürhalten nach als die Vorlage zu Heine's „Wallfahrt nach Kevlaar" anzusehen:

Ach Söhnchen, liebes Söhnchen,
Wie sind Deine Wangen so blaß!
Du wirst Dich schier verkälten
Im thauigen Wiesengras.

Ach Mutter, liebe Mutter,
Das mach' Euch keinen Harm:
Wollt nur aufs Herz mir fühlen,
Bin viel, ach viel zu warm . . .

Der Knabe legt sich nieder
Und drückt die Aeuglein zu,
Die Mutter weint und betet:
Gott geb' ihm sanfte Ruh!

Und als der Morgen dämmert,
Da liegt der Knabe todt,
Die Aeuglein stehn ihm offen,
Sein Mund ist rosenroth.

Und durch die Kammer flimmert
Ein wunderlicher Schein,
Es ist keine Morgenröthe,
Kann auch der Mond nicht sein.

Er schillert hell und trübe
In himmelblauem Licht,
Er kränzt mit Strahlenblumen
Des Kindleins Angesicht.

Und die den Schimmer sahen,
Die beklagen den Knaben nicht mehr,
Und der dies Lied gesungen,
Dem ward es gar nicht schwer.

Ludwig Geiger erblickt in dem „blauen" Mondschein einen specifischen Nachklang der romantischen Schule [1]), während uns jetzt das Tagebuch darüber belehrt, daß diese Farbe von den auch durch Wilhelm Chézy verherrlichten Vergißmeinnichtaugen der jungen Dichterin Luise Hensel hergenommen ist. Am 13. November 1815, „Abends um eilf Uhr", heißt es:

Ich komme von ihr. Es ist ein heller Mondabend. Ich möchte Dir wohl wieder einen Auftrag geben, du lieber Mondenschein! Es ist so ein eigenes Gefühl, wenn ich in den Mond blicke und denke: jetzt sind ihre Augen wohl auch darin. So ging es mir auch heute, wie ich zur Thüre heraus trat aus dem Garten in die Straße und Luise hinter mir zugeschlossen hatte. Der Mond schien mich recht ins Gesicht zu sehen und mich anzuwinken. Da sehe ich hinein, und es war mir, als sähen ihre beiden blauen Augen aus dem goldenen Rund heraus.

Ein paar Tage später findet sich der Eintrag:

Ich fing ein Lied an: von den blauen Augen im Monde . . .

Und am folgenden Tage:

Heute habe ich mein Lied von den blauen Augen im Monde vollendet und es benannt „Der blaue Mondenschein". Es ist ein wunderliches Lied, das aber Luisen gewiß gefallen wird.

Kurz darauf hat Wilhelm Hensel das Gedicht dem Schicksalsdramatiker Adolf Müllner in Weißenfels vorgelesen.

Das Tagebuch gibt auch gelegentlichen Bericht über die Entstehungszeit bekannter Lieder Müller's. Am 4. December liest er sein „neues Gedicht", den „Glockengießer" vor, welches bekanntlich erst im Jahre 1817 im „Gesellschafter" veröffentlicht wurde. Am 6. Januar 1816 vollendete er seinen „Ländlichen Reigen" (Gedichte, Bd. I S. 65, Leipzig 1868), der unter dem Titel „Wechselreigen" in der „Sängerfahrt" erschien. Man hat dieses Gedicht öfters der Periode zugeschrieben, in welcher sich Müller in Italien (1818) befand. Die „Bundesblüthen" wurden im Januar 1816, also früher als die „Minnesinger", veröffentlicht, die im März desselben Jahres erschienen [2]).

Neben den mehr oder weniger unreifen Urtheilen über Hoffmann, Uhland, Rückert, Fouqué u. A. wird jeder Bewunderer der Poesie Müller's die Richtigkeit seines Urtheils über seine eigenen Producte anerkennen: „Ich wüßte heute nicht, welches von meinen Liedern mir lieber wäre, wenn ich nicht den ‚Abendreihn' geschrieben hätte, der mir wohl ewig das Kleinod aller meiner Schriften bleiben wird". (17. November 1815.) Der feinsinnige Longfellow, welcher zuerst englische und amerikanische Leser mit den Gedichten Müller's bekannt

---

[1]) „Berlins geistiges Leben". Bd. II, S. 414. Berlin 1893.

[2]) Goedeke's Grundriß (alte Ausgabe) kehrt die Reihenfolge um.

machte, begann seine Einführung des Dichters durch die Uebersetzung der letzten Strophe des „Abendreihn“ im zweiten Buch des „Hyperion“ (1839). Die erste[1]) unverkennbare Anspielung auf dieses Gedicht findet sich im Tagebuch am 30. October 1815 gelegentlich eines Berichtes über einen bei Luise Hensel verbrachten Abend:

Sie sagte mir heute so viel Beruhigendes, ich bin lange Zeit nicht so froh von ihr gegangen. „Ich habe Ihren ‚Mondschein‘ auch bei Kerzenlicht gelesen, aber ich habe ihn doch verstanden,“ sagte sie unter Anderem. Ich wurde feuerroth und konnte kein Wort sagen.

Ueber seine eigene Schaffensmethode zu damaliger Zeit sagt er:

Es ist ein gar liebes Dichten, das Dichten im Innern, das wieder zum Innern dringt. Ich trage so manchmal ein Lied lange Zeit mit mir herum, es vollendet sich in mir, es feilt sich sogar — dann aufgeschrieben schnell und ohne Veränderung. Das sind dann meine besten Sachen.

Seine Theorie über das Verhältniß der Moral zur Kunst spricht er folgendermaßen aus:

Ich halte zwar auch dafür, daß der Dichter kein Trauer- oder Lustspiel schreiben müsse, einzig und allein, um Moral zu predigen, daß das Kunstwerk nur der Einband und Schnitt des moralischen Zweckes sei: aber wenn Kunsttendenz und moralische Tendenz in einander verschmelzen, Eins das Andere spornt und treibt, Kunst und Moral, dann vereinigt sich ihr Ziel in der höchsten Höhe menschlich-künstlerischer Vollkommenheit. Die Kunst ist nicht der Moral wegen, die Moral auch nicht bloß der Kunst wegen da: aber darum können sie sich doch freundlich entgegen kommen und mit einander gehen nach einem Ziel. Denn wenn die Kunst glaubt, auf demselben Wege mit der Moral nicht zu ihrem Ziele zu gelangen, so irrt sie; und die Moral, die mit dem Zusammengehen mit der Kunst Zeit zu verlieren glaubt oder gar ihren Pfad mit ihr zu verlieren, die irrt nicht weniger.

Während dieser Jahre dreht sich Wilhelm Müller's Dichten und Denken um eine einzige Persönlichkeit: das ganze Tagebuch ist das Hohe Lied von der poetisch begabten, schönen, liebenswürdigen, vielumworbenen Luise Hensel, der Schwester seines nächsten Freundes, — eine Gestalt, bei welcher die Phantasie gerne verweilt.

Ihr Name steht sowohl auf der ersten wie auf der letzten Seite der Aufzeichnungen, und sie ist das Hauptthema aller dazwischen liegenden Zeilen, die einzige Inspiration der Jugendpoesie Müller's. Bei einem Alter von siebzehn Jahren trug sie die frühzeitige Entwicklung der jungen Berliner Mädchen aus den gebildeten Kreisen jener Tage zur Schau; wie Bischof Reinkens bezeugt, war sie „eine fertige Dame mit fünfzehn Jahren“. Aus den verschiedensten Quellen, älteren sowohl wie neueren, ästhetischen und asketischen, empfangen wir übereinstimmend den Eindruck ihres Liebreizes und Edelsinns. Sie besaß einen außerordentlichen Verstand und doch erweckte sie auch bei den Aufgeklärten ihrer Zeit das Gefühl „inesse sanctum aliquid et providum“. Allen, denen sie begegnet ist, hat sie den Eindruck einer fromm-engelhaften Heiligen gemacht. Ihre ruhigen Züge und ihre von innerem Frieden verklärten blauen Augen verkündigten „des Herrn Magd“. Müller bezeichnet sie ohne Vorbehalt als

[1]) Sehr wahrscheinlich bezieht sich die gleichzeitige Notiz über das am 19. October 1815 gedichtete Lied „Der Mondmann“ auf den „Abendreihn“.

die Retterin seiner Seele, und auch Clemens Brentano schreibt ihr in verschiedenen leidenschaftlichen Gedichten seine seelische Rettung zu:

Es mahnet an dem Abgrund mich
Ein frommer Liedermund[1]).

In einem Briefe, Ende December 1816[2]), schildert er ihr Wesen:

Ich weiß eigentlich gar nichts von ihr, als daß sie still ist und bescheiden, daß sie höchst einfach aussieht und doch zugleich erlebt, daß sie nicht kokett ist und nicht untheilnehmend an sich und Anderen, daß sie eine ruhige, leise Stimme hat, die ich durch den größten Lärm durchhören wollte ... Sie ist in ihrer Gedanken-, Rede-, Gesichts- und Leibesbewegung nie eigentlich zierlich oder reizend oder pikant, aber auch nie ungeschickt, sondern durchaus recht, sicher, edel, lieblich ernst, jungfräulich gesammelt und das innigste Vertrauen erregend.

Ihre Klarheit, ihr Ernst und Verstand und ihr tiefes Gefühl wirkten niederdrückend auf ihre Anbeter; sie standen in heiliger Scheu vor ihr; selbst ihre Schönheit erschreckte sie, als ob ihnen solche Vollkommenheit hinieden unzugänglich sein müsse. „Sie war so schön heute Abend; ich weiß nicht, ob das gerade schuld war, daß ich nicht recht fröhlich war, da sie mir doch eigentlich nichts Niederschlagendes sagte.“ (Müller's Tagebuch vom 23. November 1815.) Müller's Hingabe ist nicht immer frei von Albernheit: er glaubt — oder wähnt zu glauben — an allerlei Gedankenübertragungen, Zeichen und Wunder in Verbindung mit seiner Liebesepisode. Er ist sogar auf ihren Vorschlag hin bereit, Theologe zu werden, besonders wenn er das große Loos gewinne, womit er die Ausgaben zu bestreiten hofft. Anfangs ist man geneigt, Luise für die Ermuthigung zu tadeln, die sie ihm durch den Schein, als ob sie ihn liebe, zu Theil werden ließ. Aber sie gab ihm nicht den geringsten Grund dazu: was er so auslegte, und womit er seine Hoffnung nährte, waren einfache Freundlichkeiten, die von seiner lebendigen, begeisterten Phantasie vergrößert wurden. Seine Furcht und sein Bangen sind so groß, daß er seine Liebe nicht zu gestehen wagt, — und wenn wir auch mitunter ahnen, daß Luise nicht so unschuldig war, um gegen seine Wünsche vollständig blind zu sein, besitzen wir keinen Beweis dafür, daß sie ihn jemals zu einer wirklichen Erklärung kommen ließ.

Thatsächlich war Luisens Herz schon lange vorher unwiderruflich auf die Dinge einer anderen Welt gerichtet. Für sie war die Religion das einzig Bedeutende im Leben. Nach Vereinigung mit Gott hat sie gerungen, wie kaum je eine andere Seele. Diese protestantische Pfarrerstochter war von Anfang an unabänderlich prädestinirt, durch die bloße Kraft und Tendenz ihres Temperaments den Weg in die römische Kirche zu finden: die Nüchternheit der förmlichen lutherischen Doctrin vermochte ihre inbrünstige, frommmystische Natur nicht zu befriedigen. Ihre religiösen Lieder aus dieser Zeit sind sämmtlich echte und glühende Ergüsse dieses aufstrebenden Herzens inmitten seines hohen Ringens und Strebens. Lange vor Müller's Bekanntschaft hatte sie sich gänzlich den Ansprüchen der Pflicht, wie sie sie verstand, ergeben, und — auf eine Weise, die ganz mit der asketischen Ueberlieferung der katho-

[1]) Brentano, Gesammelte Schriften. Bd. II, S. 205. Frankfurt a. M. 1852—1855.
[2]) Ebenda, Bd. VIII, S. 213.

lischen Kirche übereinstimmt — der Herrschaft der Resignation unterworfen; ohne Vorbehalt neigte sie sich dem göttlichen Willen:

> Gieb aus Deinem Erdenleben
> Alle Blumen mir,
> Und ich will Dir bessre geben,
> Ewige dafür[1]).

Wir erfahren aus ihrem eigenen Tagebuch und anderen Aufzeichnungen, daß sie sich bereits gegen das Eheleben entschieden hatte, „denn sie sah eben in der Ehe nur Sinnlichkeit, Bequemlichkeit und Selbstsucht". Am liebsten wäre sie in ein Kloster eingetreten, „was Gott anders wollte", wie sie sich in späteren Jahren ausspricht. Einmal plant sie ernstlich eine sogenannte „keusche Ehe" mit einem Werber, der ihre Zuneigung gewonnen hatte. Wilhelm Müller war nicht der Jüngling, der die Tiefe und den gewaltigen Ernst einer mystisch angelegten Seele zu erfassen vermochte. Was für eine Gemeinschaft konnte der Dichter von „Amor's Triumph" und „Weckt sie nicht" mit einer jungen Dame haben, die sich mit Vorliebe in den „Verheißungen des tausendjährigen Reiches" erging? Man nehme beispielsweise seine Auslegung ihrer Abneigung gegen das Tanzen; den wahren Grund dieser Abneigung lernen wir aus einem Gedichte Luisens kennen, welches in dieser Zeit verfaßt wurde und zweifellos nicht ohne Beziehung auf den jungen Poeten ist: „Die Siebzehnjährige auf dem Balle":

> Du liebst mich, weil durch braunes Haar
> Sich schlingt der grüne Lebenskranz,
> Weil frisch und voll der Wangen Paar
> Und leicht der Fuß sich hebt im Tanz.
>
> O, armer Jüngling! Wisse, bald
> Ist all' das hin, was Du geliebt,
> Geknickt die blühende Gestalt,
> Die jetzt den Zauber auf Dich übt.
>
> Denn eine Blume bin ich nur,
> Und kurz ist alles Erdenblühn;
> Drum suche ew'ger Schöne Spur,
> Ihr weihe Deines Herzens Glüh'n . . .[2])

Damit vergleiche man Müller's gleichzeitige Deutung desselben Widerwillens im Tagebuch vom 12. November 1815: „Luise hatte mir gesagt, sie sei heute auf einem Ball ... Sie hatte es mir gleichsam geklagt, denn sie tanzte nicht mehr gern. Das hörte ich nicht ungern: ich konnte mir ja einbilden, sie tanze nicht mehr gern, weil sie wisse, daß ich nicht tanze." Als sie die letzte Nacht des Jahres 1815 in langem einsamem Wachen hinbringt, zweifelt Müller nicht, daß er der Mittelpunkt ihrer Gedanken sei, und während er den festen Glauben hegt, daß sie von ihm träume, wissen wir, daß sie sich in ihrem Traume als Märtyrerin in den Händen grausamer Heiden erblickt. Die triviale Seite von Müller's Naturell mußte abstoßend auf sie wirken, jeden-

[1]) Lieder von Luise M. Hensel. Zweite Auflage. S. 65. Paderborn 1870.
[2]) Lieder. S. 23.

falls unterliegt er dem tragischen Geschick leichterer Naturen: sein Name wird nicht ein einziges Mal in allen ihren literarischen Reliquien, soweit sie veröffentlicht sind, erwähnt.

Luisens Hinneigung zur katholischen Kirche hat auch im Tagebuch Spuren hinterlassen, obwohl sie erst zwei Jahre nach dem Abschluß desselben zu dieser Confession übertrat. Zur Zeit der Aufzeichnungen Müller's bemühte sich Clemens Brentano, obgleich er selbst katholisch war, sie von diesem radicalen Schritt abzuhalten, und er selbst bewarb sich um sie mit stürmischer Leidenschaft, zu welcher sich Müller's Anbetung verhielt

. . . as moonlight unto sunlight, and as water unto wine.

Luise und Clemens hatten sich gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen im Stägemann'schen Hause im September 1816 als verwandte Seelen erkannt. Im achtunddreißigsten Jahre war Brentano's hochgespannte Natur zu ihrer vollen Entfaltung gelangt; er hatte Verständniß für Luisens Wesen, und er „bot den ganzen Sturm seiner Begeisterung und den Strom seiner Beredtsamkeit auf", um ihre Hand zu gewinnen. Die Kunst, glühende Episteln zu verfassen, scheint in der Brentano'schen Familie einheimisch gewesen zu sein, und seine Briefe an Luise (die schon während ihrer Lebenszeit durch unverzeihliche Indiscretion unter dem durchsichtigen Schleier „An eine Ungenannte" veröffentlicht wurden) nannte er selbst die „rührendsten Documente meines Lebens" [1]). Brentano's Gefühl seiner Unwürdigkeit und der Unmöglichkeit, daß ein „solches Gut eines Menschen sein kann", wie der Glaube, daß ein solcher Besitz ihn wegen des Uebermaßes der Freude sofort tödten würde, gleichen genau den Gefühlserregungen Müller's. Im Januar 1817 schreibt Brentano: „Wer Dich kennt, wie ich Dich kenne, und Deiner begehrte, den kann ich mir gar nicht denken, so unverschämt oder dumm kommt er mir vor." Sie blieb trotzdem unbeweglich:

Sie ist ohn' Liebe, lauter Pflicht,
Sie geht mit mir nur ins Gericht, [2])

und ihre Festigkeit versetzte Brentano in einen nothwendigen Zustand von Resignation, und zwar vielleicht um so eher, als sie auch allen übrigen Bewerbern gegenüber, wie Ludwig Berger, Leopold Piaste, August von Stägemann, Prinz Galitzin und wie sie alle heißen mögen, standhaft blieb. Ihre fernere Lebensgeschichte mit ihrer nonnenhaften Aufopferung für die Waisen, Armen und Kranken, die rauhe Schule, durch welche dieses herrliche Mädchen ergeben auf Veranlassung ihres beschränkten Beichtvaters ging, und ihre stets wachsende reactionäre Ansicht über Religion und Politik liegt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung; es mag genügen, anzudeuten, daß ihr herzliches Sehnen nach weiblichem Glück im häuslichen Leben niemals völlig erstarb, sogar nicht im späteren Alter.

Das Tagebuch enthält keine Notiz über den Ursprung der Müllerlieder im Stägemann'schen Hause, und ich bin geneigt, ihre Entstehungszeit etwa

---

[1]) Briefe der Dichterin Luise Hensel. S. 81. Paderborn 1878.
[2]) Brentano, Gesammelte Schriften. Bd. II, S. 502.

gegen Ende des November 1816 zu setzen, zu welcher Zeit die Aufzeichnungen anfangen, locker zu werden. Während die als Müllerin erscheinende Persönlichkeit wohl in Hedwig von Stägemann zu suchen ist, sind es in Wahrheit Luise Hensel's blaue Augen, die es dem jungen Müllersknecht angethan haben, und dieses ernste Geheimniß erklärt die ursprüngliche Innigkeit dessen, was nur ein Gesellschaftsspiel zu sein schien. Luise Hensel nahm an diesem Spiele in der Rolle des Gärtners Theil. Meines Wissens ist niemals darauf hingewiesen worden, daß ihr undatirtes Gedicht „Dahin“[1]) das einzige der „Gärtnerlieder“ dieser Gruppe ist, welches von ihr veröffentlicht wurde. In späteren Jahren betrachtete die Dichterin dieselben als „kleine, dumme Dinger“, wenngleich Ludwig Berger eine Anzahl dieser Lieder zur Zeit ihrer Entstehung in Musik gesetzt hatte.

Ueber die Periode, die im Jahre 1817 ihren Anfang nimmt (und welche Müller's Abgang von der Universität, seine Reise nach Wien und seinen langen Aufenthalt in Italien einschließt), findet sich kein Document unter den ungedruckten Handschriften, außer der von Buttmann unterzeichneten Anweisung der Königlichen Akademie zu Berlin, vom 20. August 1817, worin Müller beauftragt wird, Inschriften auf seiner beabsichtigten Reise in Griechenland und Asien zu sammeln.

## II.

Die vierundzwanzig neuen Briefe erstrecken sich ungefähr über die ganze Zeit von der Berufung Müller's nach Dessau bis zu seiner letzten Krankheit und bilden eine unschätzbare Ergänzung seiner bereits veröffentlichten sieben Briefe[2]). Im Gegensatz zu der trostlosen Tragödie der Liebe ohne Gegenliebe in dem Tagebuch, herrscht hier ein schalkhafter spielender Ton seit der glücklichen Heirath des Dichters (am 21. Mai 1821) mit Fräulein Adelheid von Basedow, der Tochter des Herzoglich dessauischen Regierungsraths Ludwig von Basedow und Enkelin des berühmten Pädagogen. Wenn auch Müller's Gattin bei Weitem nicht die begeisterte, himmlische Göttin war, die der junge Dichter in Luise Hensel angebetet hatte, so war sie doch eine schöne, kluge, feine und liebenswerthe Frau, für welche Müller eine zarte Neigung fühlte und vor deren entschiedenen Meinungen er einen wohl entwickelten Respect zur Schau trug. Sie war eine zierliche, kleine Person mit einer lieblichen Altstimme, und sie sang häufig die Solopartien bei den wichtigsten deutschen Musikfesten, besonders bei Klopstock's Säcularfeier in Quedlinburg im Juli 1824 unter der Leitung Carl Maria von Weber's. Obwohl musikalisch sehr begabt, scheint Frau Adelheid keine sehr romantisch gestimmte Seele gewesen zu sein. Die Briefe erscheinen in der Farbe etwas gedämpft, wenn

[1]) Luise M. Hensel, Lieder. S. 344. Max Friedlaender erwähnt (in dem Artikel „Die Entstehung der Müllerlieder“, Deutsche Rundschau 1892, Bd. LXXIII, S. 303) die Existenz zweier ungedruckter Gärtnerlieder in Ludwig Berger's Handschrift.

[2]) Vier derselben finden sich in den „Briefen an Fouqué“, S. 273 ff., zwei in den „Briefen an Tieck“. Herausgegeben von Karl v. Holtei. Bd. III, S. 45 ff. Breslau 1864 — einer an K. H. G. von Meusebach in Hoffmann's „Findlingen“. Bd. I, S. 211. Leipzig 1860.

man Müller's einfachen Bericht an seine Frau über seine Wallfahrt zum Grabe Jean Paul's mit der höchst poetischen Schilderung derselben Reise in seinen Schriften (Bd. IV S. 3—30) vergleicht. Daß aber die kleine Frau ein wenig anspruchsvoll war, kann uns nicht befremden, da ihr leichtlebiger Eheherr die Gewohnheit hatte, seine fröhlichen Erholungsreisen allein zu machen, während seine Gemahlin den häuslichen Pflichten in Dessau oblag.

Der erste der Briefe ist von Dessau, am 15. Juni 1820, fast ein Jahr vor Müller's Heirath, datirt und an Professor Karl Förster in Dresden gerichtet. Der Brief handelt hauptsächlich von dem Mißgeschick der Zeitschrift „Ascania" (zu der Müller, wie er erklärt, fast nichts als seinen Namen als Herausgeber gab): das lesende Publicum habe dieses literarische Blatt absolut vernachläßigt, so daß nicht einmal 150 Exemplare abgesetzt wurden. Die weiteren 22 Briefe sind an die Gemahlin des Dichters gerichtet: zuerst ein undatirtes Schreiben aus Leipzig, vielleicht früh im Jahre 1822 verfaßt, worin er eifrigst seinen Entschluß ausspricht, Webers „Freischütz", der dort gegeben wurde, zu hören. Dann folgt eine Gruppe von drei Briefen aus Dresden, welches Müller im Juli und August 1822 besuchte. Das bunte Leben in der schönen Großstadt stimmt ihn vergnügt und glücklich. Im Tieck'schen Kreise, der aus theatralischen, literarischen und musikalischen Sternen bestand, nimmt er an einem sehr bewegten gesellschaftlichen Treiben Antheil. Es war gerade Tieck, der bei einer früheren Zusammenkunft, im Jahre 1820, den schüchternen Dichter ermuthigt hatte, die zerstreuten Lieder des Cyklus „Die schöne Müllerin" zu sammeln und herauszugeben. Bei seinem Besuche im Jahre 1822 war Müller schon weit bekannt und wurde dementsprechend von dem Dresdener Kreise gefeiert. Auch verkehrte er viel mit Carl Maria von Weber, der zu dieser Zeit Königlich sächsischer Capellmeister war. Aus den Briefen erfahren wir ferner, daß Müller sich damals um eine Anstellung in Dresden, wahrscheinlich als Bibliothekar, bewarb.

Aus der Sommerferienzeit im folgenden Jahre (1823) stammen zwei Berliner Briefe, wo der Dichter bei seinem geliebten Freunde Wilhelm Hensel in der Kronenstraße logirte. Luise hatte schon am 11. März 1819 Berlin verlassen. Auch in dieser Stadt wurde Müller ein herzlicher Empfang in geistreichen Cirkeln zu Theil, namentlich in dem anregenden Mendelssohn'schen Kreise.

Im Mai und Juni 1824 genoß der Dichter eine ungemischte Freude und Freiheit in der reizenden Sommerwohnung seines Freundes, des Grafen von Kalckreuth, der Villa Grassi im Plauen'schen Grunde bei Dresden. „Ich lebe wie im Himmel," ruft er im ersten seiner vier langen, köstlichen Briefe an seine Frau aus. Müller's Seele öffnete sich der reizenden Schönheit der landschaftlichen Umgebung, die er mit Entzücken in sich aufnahm, und die sich widerspiegelt in jener Gruppe von „Frühlingsliedern aus dem Plauen'schen Grunde", welche Gustav Schwab „die lieblichsten und zugleich schwungreichsten Producte seiner Muse" nennt. „Könnt' ich Dich nur auf einen Moment hierher versetzen," schreibt Müller; „wie die Zweige an meine Fenster schlagen und die Weiseritz in beständigem Rauschen über die Steine und über die Mühlen-

dämme läuft, und die Vögel draußen und drinnen.“ Romantische Fußtouren in die benachbarten Berge wechseln ab mit häufigen Besuchen in Dresden in jenem Kreise, in welchem der vielgefeierte Tieck herrscht. Müller betheiligt sich innigst (in Gemeinschaft mit Kalckreuth, Malsburg und Loeben) am Thun und Treiben dieses Kreises, ist bei der traulichen Feier des einundfünfzigsten Geburtstages Tieck's zugegen und hört den berühmten Dichter seine neuen Novellen und Uebersetzungen aus Shakespeare und „Oedipus“ vorlesen. Indem er die Erinnerungen an diese anregenden Wochen zusammenfaßt, schreibt er: „Ich bin viel bei Tieck gewesen, so daß ich selbst von seinen Dresdener Freunden beneidet werde, welche mir sagen, daß er auf mich und meine Verse mehr hielte als auf irgend wen in Dresden.“ Ueber den Eindruck seiner eigenen neuen Trinklieder auf Tieck sagt er: „Tieck hat sich den Bauch dabei gehalten, so sehr ergötzten ihn die Romanzen von dem Sechsmonatskinde und dem Est Est.“ Verschiedene Scenen aus dem emsigen Leben Weber's geben ein lebendiges Bild der unermüdlichen Thätigkeit und schweren Verantwortlichkeiten des Componisten.

Im Jahre 1825 nahm der Dichter seinen Sommeraufenthalt im Norden und brachte als literarische Ernte die werthvolle Gruppe von Gedichten[1]) heim, die als „Muscheln von der Insel Rügen“ berühmt geworden sind. Hier zeigt Müller aufs Neue seine große Begabung, Naturerscheinungen leicht und subjectiv zu deuten, wie auch sein glückliches Talent, sich selbst mit Personen in niedriger Stellung zu identificiren. Zwei Briefe von der Insel erzählen uns von den lockenden Reizen, die seine Seele bei der Bekanntschaft mit der Ostsee gefangen nahmen. Bei herrlichstem Wetter machte Müller einen sechstägigen Ausflug zu Pferde nach allen Richtungen in der Begleitung des gastfreundlichen Dichters Furchau, und mit dieser Reise verband er eine Badekur, die ihn gestärkt und erfrischt den Heimweg über Berlin antreten ließ. Von Berlin, wo er sich ausschließlich musikalischen Genüssen überläßt, berichtet er am 15. August über das grenzenlose Aufsehen, welches Henriette Sontag mit ihrer Wiedergabe Rossini'scher Opern erregt. Holtei hat als besondere Gunst für Müller diesem einen guten Platz gesichert und es gleichzeitig einzurichten gewußt, daß er die Sängerin persönlich kennen lernt und die angebetete Künstlerin am Clavier hört. Auch bei Felix Mendelssohn wird er bewillkommnet.

Gegen Ende des Jahres 1826 besuchte Müller wieder einmal Dresden: „Die Glocke der letzten Stunde des alten Jahres hat mir bei Tiecks geschlagen in ganz kleinem Kreise, bei Austern und Champagner.“ Er hat Tieck eine neue Novelle (wahrscheinlich „Der Dreizehnte“), sowie seinen erotischen Trinkliedercyklus „Die schöne Kellnerin von Bacharach“ vorgelesen. Auch bei den Webers und Elise von der Recke war er zu Gaste. In den ersten Worten des Briefes gibt er seiner häuslichen Zufriedenheit Ausdruck:

Glück auf zum Neujahr, meine liebe Adelheid! Wir haben uns nichts zu wünschen, als daß Alles uns so bleibe, wie es ist, und gewiß gibt es heute nicht viele Menschen auf der großen Erde, die sich so glücklich und so zufrieden fühlen.

---

[1]) Erschienen in der „Urania“ für 1827.

In der letzten Hälfte des Juli 1826 begab sich Müller nach den Bädern zu Franzensbrunn bei Eger in Gesellschaft seines Freundes Baron von Simolin, eines munteren jungen Mannes von sechsundzwanzig Jahren. Die Erheiterung des Reisens war für Müller's klare, empfängliche Natur eine große Freude und spricht sich in seinen Briefen in munteren Scherzen aus.

„Ich habe eine so glückliche Reisenatur," schreibt er an seine Frau, „daß, so bald ich im Wagen sitze und die Unterstadt hinter mir habe, daß ich dann gleich frank und frei bin wie ein junger Bursche. Was ich zurück lasse, liegt mir nicht auf dem Herzen, aber wohl darin; aber da muß das, was darin ist, sich den lustigen Trab auch gefallen lassen."

In Franzensbad unterwirft er sich tapfer einen ganzen Monat lang der Kur, die ihn befriedigend kräftigte und erfrischte: „ich komme um zehn Jahre verjüngt nach Dessau. . . . Mein Befinden ist wahrhaft brillant." Obwohl er es vermied, neue Bekanntschaften zu machen, wurde er von den vornehmsten Vertretern des lustigen gesellschaftlichen Lebens in ihren Kreis gezogen. Unter ihnen befand sich auch eine Anzahl junger, eleganter Adliger, die sich in Marienbad aufhielten, und zu denen Fürst Lynar gehörte, ferner eine Gruppe von Weimaranern, darunter die Gräfin Henckel und Ulrike von Pogwisch. Man vertrieb sich die Zeit durch Feste, Gesellschaften und Ausflüge, besonders nach Schönberg in Sachsen, „wo man einen hohen Berg ersteigt, von dem man, außer dem Egerlande, das Fichtelgebirge in Bayern und das Erzgebirge überschaut. Dort hab' ich neulich beiliegende Verse gemacht, die ich Dir schicke, damit Du nicht mehr sagst, ich hätte nie ein Gedicht an Dich gemacht. . . . Du kannst sie Dir auf Wort und Glauben ganz zueignen." (Es sind die Gedichte „Berge schauen über Berge" und „Nicht auf die Höhe will ich steigen", Gedichte, Bd. I, S. 105, 106. Leipzig 1868.) Zweifellos beabsichtigte diese hübsche Huldigung, Frau Adelheid auf die Gruppe etwas fraglicher Gedichte vorzubereiten, welche die „Badelieder" ausmachen, und die den beiden angeführten Gedichten in den gedruckten Werken unvermittelt folgen. Eine Episode mit einer „schönen Jüdin aus Prag", die sich neben den beiden Freunden einlogirt hatte, gibt die Grundlage zu einer tollen Komödie „Die gefährliche Nachbarschaft" ab. An einem Morgen (dem 9. August 1826) schrieb Müller sieben Gedichte an die bewunderte Dame (namentlich die letzten sieben „Badelieder", Gedichte, Bd. I, S. 108 ff.), „von denen ein paar bereits in ihren Händen sind. . . . Die schöne Frau muß ihre Beisteuer zu meinem Reisegelde geben, das ist Alles." Die warme Sinnlichkeit dieser Gedichte mag im Gemüthe von Frau Adelheid gewisse Gefühle hervorgerufen haben, trotz der Versicherung des letzten Gedichtes, welches ihr Müller im Voraus gesandt hatte:

Seine Leiden sind nur Schäume,
Und sein Lied ist seine Lust.

Müller berichtet ihr auch, daß die „Griechenlieder" bis tief nach Oesterreich hinein bekannt waren, wenigstens dem Namen nach, und daß er daher oft mit großen Augen angesehen wird. Die Rückreise ging über Bayreuth, wo der Dichter eine gefühlvolle Pilgerfahrt zu dem frischen Grabe Jean Paul's unternimmt. Am 23. August kommt er in Weimar an, hält sich dort eine

Woche lang auf und betheiligt sich an der Feier von Goethe's siebenundsiebzigstem Geburtstage. Von hier schreibt er am 26. August:

Meine liebe, kleine Frau!

Wir haben unsere Reise auf das Glücklichste zurückgelegt und sind noch ein paar Tage früher, als wir uns vorgesetzt hatten, hier eingetroffen, nämlich Mittwoch Mittag, so daß, wenn das Festmahl zu Goethe's Geburtstag (den 28. August) uns nicht festhielte, wir schon einige Tage früher in Dessau sein würden. Donnerstag Mittag haben wir den alten Herrn gesprochen, und heute Abend sind wir zu ihm eingeladen. Dein Mann wird hier bei guter Laune erhalten und mit Complimenten, Ehrenbezeugungen und Einladungen nach Möglichkeit heimgesucht. Uebrigens hat er dazu noch den Trost für Dessau, daß das alte Sprichwort vom Propheten in der Vaterstadt oder im Wohnort sich hier sogar an dem großen Goethe bewahrt. Davon mündlich. Denn das Weimar ist ein wunderlicher Ort und von seinen bösen Seiten böser als Dessau. Namentlich ist das Cliquenwesen und das Klatschen hier toller als in Dessau, und es muß sehr schwer sein, sich als Neueintretender durchzuschlagen.

Den alten Großherzog hoffe ich bei der Frau von Heigendorf zu sprechen, da ich ihm, aus Mangel an Equipage, nicht bei Hofe präsentirt werden kann. Die Poeten und Gelehrten habe ich begrüßt, meist kleine Leute, aber freundlich und bescheiden. Sonntag reise ich nach Jena, wohin die Schopenhauer, die dort wohnt, mich eingeladen hat.

Was soll ich Dir von Goethe sagen? Er war freundlich, aber, wie immer bei der ersten Zusammenkunft mit Fremden, etwas befangen, ja fast verlegen, so daß er mich mehr sprechen ließ als selbst sprach. Alles das läßt sich besser mündlich wieder geben.

Ich bringe die Erfahrung mit: Partout comme chez nous, wenigstens in allen kleineren Hofstädten. Laß uns daher in Geduld unser Dessau tragen und ertragen. München ist ein Ort der eine eigens dazu eingerichtete Leibesconstitution bedarf, um gesund und wohl zu bleiben daher glaube ich auch kaum, daß Tieck hinkommen wird. Mir steht, wie ich wieder mit Sicherheit höre, der Ruf nach Wolfenbüttel hervor, wo ich fast ohne Competenz vorgeschlagen bin, seit mehr als einem Jahre. Aber die Leute rathen mich alle ab, den Ruf anzunehmen.

Leb wohl, meine liebe Adelheid, und gedulde Dich noch bei guter Laune die kurze Zeit bis zur Rückkehr Deines

viel gerührten aber unverführten

W. Müller.

In einem Briefe an Tieck vom 17. October 1826 berichtet Müller von demselben Aufenthalt in Weimar: „Der alte Herr war wohlauf, gut gelaunt, mit mir sehr höflich und freundlich, aber das ist auch Alles, und was ich aus seinem Munde gehört, das kann mir jeder gebildete Minister sagen." Aus dem übrigen Theile dieses Briefes wie auch sonst erfahren wir, daß Müller niemals zufrieden war mit den kleinen Verhältnissen von Dessau, einer ultraprovinziellen Hauptstadt damals von mehreren Tausend Einwohnern. Dafür hat er in früheren Mannesjahren zu tief aus dem reichen Quell des großstädtischen Lebens getrunken. Anderthalb Jahre nach seiner Niederlassung in Dessau hatte er an Karl Förster geschrieben (15. Juni 1820):

Zur Michaelsmesse erscheint von mir eine Anzahl von Gedichten, die das Beste enthalten wird, was ich nach eigenem Gefühl und dem Urtheil meiner Freunde bisher gereimt habe. Zu größeren literarischen Arbeiten, die in Plänen und Materialien theils schon vorbereitet sind, fehlt mir Zeit und Stimmung. Obschon meine Lage nicht eben unbehaglich ist und mein Geschäft als Bibliothekar meinen Studien nicht widerstrebt, so will mir doch die Ruhe nicht zusagen, und ich sitze immer noch wie auf Kohlen und kann nicht heimisch werden.

Er scheint beabsichtigt zu haben, sich um Tieck's Stelle in Dresden, falls dieser nach München übersiedeln sollte, zu bemühen, auch um Versetzung nach Berlin nachgesucht und auf eine Gelegenheit gepaßt zu haben, den Kreis seiner

Thätigkeit zu erweitern, obwohl er sich allmählich in seine Lage und seine Aussichten eingewöhnte.

Der letzte der unveröffentlichten Briefe, vom 21. November 1826, ist eine Antwort an den Herausgeber der Berliner Literaturzeitung auf dessen Ersuchen um Bücherbesprechungen. Müller erklärt sich zur Abfassung solcher Recensionen im Laufe des Jahres 1827 bereit, aber der Vorsatz kam niemals zur Ausführung, da der Dichter durch Krankheit zu leiden hatte und im selben Jahre starb. Ein Abschnitt dieses Briefes bringt neue Nachrichten über eine der letzten Beschäftigungen Müller's:

Leider kann ich zu Weihnachten doch nicht nach Berlin kommen. Warum nicht? Das werden Sie nicht errathen. Weil ich Regisseurgeschäfte habe. Unser Herzog, des herumziehenden Theaterwesens müde, läßt nämlich im Schlosse ein kleines, hübsches Bühnchen für Dilettanten einrichten, und da habe ich mich nolens volens nicht bloß als Spieler, sondern auch als quasi Regisseur engagiren müssen. Der Hof wußte keinen anderen Rath, da mußte ich denn einmal mehr sein als Titular-Hofrath. Länger als bis Ostern bleibe ich aber gewiß nicht ohne Reise, und die erste geht nach Berlin... Meine Frau — ebenfalls unter meine Theaterregie gebracht — erhält nun vor Ostern auch keinen Urlaub und empfiehlt sich bis dahin dem freundlichen Andenken bei Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin.

## III.

Da mit den uns vorliegenden Manuscripten wahrscheinlich die Quellen erschöpft sind, die ein neues Licht auf Wilhelm Müller's Leben und Dichten werfen könnten, ist man versucht, den Anspruch des Dichters auf eine dauernde Stelle in der deutschen Nationalliteratur[1]) in Erwägung zu ziehen, und das um so mehr, als es nicht an Kritikern fehlt, die ihn geringschätzig für seicht und oberflächlich erklären. Sicherlich ist Müller's Schaffen weit entfernt davon, titanisch oder auch nur inhaltsschwer zu sein; er blieb der wirklichen Tragödie des menschlichen Lebens fern; aber wir dürfen gewiß sein, daß er sich mehr und mehr einen Platz im menschlichen Herzen erobern wird. Seine Dichtungen sind voll fröhlichen Lebens und werden täglich von frischen Menschen gesungen, am meisten von jungen Leuten. Die Cyklen von der schönen Müllerin und der Winterreise verdanken ihre Weltberühmtheit nicht minder der Kunst des Dichters wie der meisterhaften Tonsetzung Schubert's. Auch die allgemeinen Würdigungen bei der Centenarfeier von Müller's Geburtstag im Jahre 1894 waren bezeichnend, und ebenso bemerkenswerth ist die beständig wachsende Anerkennung und die auf den Dichter bezügliche Literatur in den Ländern englischer Zunge, wobei die einflußreiche Anregung des verstorbenen Professors Karl Buchheim in London nicht unerwähnt bleiben darf. In Müller's lyrischen Schöpfungen überrascht uns eine ansteckende Lebendigkeit, dramatische Bewegung, Munterkeit, Abwechselung, klare Personification und Charakterisirung. Der Ton ist der des täglichen Lebens, der Stil durchsichtig und einfach, das Gefühl, obwohl nicht gerade tief, so doch kräftig, wahr und innig, wenn auch unter dem Schleier einer angenommenen oder scherzhaften

---

[1]) „Hat jemals ein Dichter den Namen ‚deutscher Sänger' verdient, so war's Wilhelm Müller." Holtei, Briefe an Tieck. Bd. III, S. 45. — „Ach, er war ein deutscher Dichter!" Heine, Reisebilder. III, Cap. 26.

theatralischen Verkleidung. Immer wieder begegnen wir dem Hervorbrechen zusammengedrängter Empfindung, welche die Seele jeder echten lyrischen Poesie ist. Wie groß ist die Singbarkeit der Dichtungen Müller's, die so oft von hervorragenden Componisten anerkannt wurde! Sie besitzen einen fehlerlosen melodischen Fluß, eine leichte Beweglichkeit und mehr noch einen musikalischen Ausdruck lyrischer Bewegung im tieferen Sinne des Wortes, in der Kunst des Aufbaues, der Entwicklung von Motiv und Thema, in Stimmung, Farbe und Ton. Des Dichters „Leichtigkeit der Natur" hat ihn nicht zu einer „Leichtigkeit der Fabrik" verleitet, wie er selbst in Bezug auf seinen Freund Friedrich Förster klagt. Er hat ein Talent für zarte und phantasievolle Vergleiche, und seine Gabe, die Natur lebendig und thätig in tausend quellenden Formen zu schildern, ist unübertrefflich; er ist ein Naturdichter, wie die deutsche Literatur nur wenige kennt.

Während einige seiner Griechenlieder wegen ihrer Frische und Kraft sich noch immer einer gewissen Beliebtheit erfreuen, besitzen seine zahlreichen Gedichte, die sich auf das Volkslied stützen, jene kunstlose, persönliche Einfachheit, welche Heine, wie er selbst zugibt, lehrten, von dieser reichen Quelle Gebrauch zu machen. Müller's „Glockenguß zu Breslau" nimmt unter den besten einfachen Balladen eine der ersten Stellen ein. Man muß ihm auch für die erfolgreiche Einführung von scheinbar ungekünstelten Nachahmungen volksthümlicher griechischer und italienischer Dichtungen Anerkennung zollen. Seine Gedichte kommen vom Herzen und gehen zum Herzen, und deshalb, wie Emerson von allen schönen Werken sagt, „übernimmt die Menschheit die Sorge dafür, daß sie nicht untergehen". Müller's Natur war wie die einer Frau augenblicklichen Einflüssen und äußerlichen Eindrücken leicht zugänglich, und seine glückliche Gabe der poetischen Antheilnahme befähigte ihn zu erfolgreichen Verkleidungen, wie der eines Gärtners, Fischers, Jägers oder Schäfers. Voll Anmuth, artig und empfindsam, wählerisch sowohl in Bezug auf seine Freunde wie auch auf den Stoff zu seinen Dichtungen, zeigt sich selbst in der zierlichen Form des Tagebuchs und der Briefe die angeborene Feinheit seines Wesens. Er war eine arglose, gewinnende Persönlichkeit, vornehm, freundlich und liebenswürdig. Da er aber kein Charakter von so vollendeter Reife war, daß er tiefe Naturen zu tiefem Vertrauen eingeladen hätte, macht er uns eher den Eindruck eines Mannes, der leicht unbeachtet bleiben konnte; wenn auch jeder Zeit gern gesehen, war er doch niemals unentbehrlich, und darum sucht man vergebens nach der Erwähnung seines Namens in den Chroniken der Kreise, in denen er viel verkehrte: in der Geschichte der „Berliner Deutschen Gesellschaft", in den Memoiren der Hensels, Webers und Mendelssohns. Wie ein echter Romantiker behandelte er das Dasein — das er gerne in ein poetisches Sonntagsleben umgewandelt hätte — in einem durchaus spielenden Tone. Er besaß eine fast kindliche Freude an Kleinigkeiten; die ernsteren Probleme des Lebens haben ihn wenig berührt, — mit einem Wort: er ist und bleibt unverbesserlich jung.

---

# Staatsbeamtenthum und Staatswissenschaft.

## Betrachtungen über die wissenschaftliche Vorbildung des höheren preußischen Beamtenthums.

Von

**Gustav Cohn.**



### XII.

Bei der Umgestaltung unseres Staatswesens im Sinne der liberalen Reformen hat man sich hinsichtlich des Bedarfs an Verwaltungsbeamten in zweierlei Richtung irrigen Erwartungen hingegeben. Einmal unterschätzte man die Sphären der öffentlichen Thätigkeit in Staat und Gemeinde; dann überschätzte man die Bedeutung der Selbstverwaltung und ihrer Organe gegenüber dem berufsmäßigen Beamtenthum.

In ersterer Hinsicht sind es die bekannten Vorstellungen der alten volkswirthschaftlichen Schule gewesen, welche die Aufgaben des Staates verengten, ja den Fortschritt des neuen Staatswesens in dem Verzicht der öffentlichen Wirksamkeit auf die meisten bisherigen Gebiete derselben sahen, auf Alles, was nicht Rechtspflege und Friedensbewahrung war. Im auffallenden Gegensatze zu diesen Idealen zeigt uns das abgelaufene Jahrhundert, und zwar um so mehr, je mehr es sich der Gegenwart annähert, eine unwiderstehlich zunehmende Menge von Aufgaben der Staats- und Gemeindeverwaltung, sowie namentlich eine wachsende Fülle von Veranstaltungen zu deren Bewältigung. Dies ist wiederum nicht eine Erscheinung, die etwa bloß dem deutschen Staatswesen eigenthümlich wäre, daher als eine Abirrung, als eine rückständige Form der Staatsthätigkeit, verglichen mit anderen Staaten, sich bei entsprechender Voreingenommenheit ansehen ließe, sondern gerade eine Erscheinung von erstaunlicher Allgemeinheit, die durch die ganze heutige Welt, durch alle Verfassungsformen und durch alle Länder der gesitteten Völker hindurch geht. Die Verschiedenheiten im Einzelnen bestätigen nur die Gemeinschaft dieses internationalen Zuges. Wie es denn unter Anderem äußerst lehrreich ist, zu beobachten, daß die typischen Völker des Individualismus, die Engländer, die Amerikaner, auf einzelnen Gebieten der modernen Staatsthätigkeit theils den deutschen Einrichtungen voran gehen, theils ihnen folgen.

In der anderen Hinsicht hat man die Leistungsfähigkeit der Selbstverwaltungsorgane überschätzt. Man hat sie überschätzt schon für den einstmaligen Zustand des Staatswesens vor hundert Jahren. Man hat sie vollends überschätzt für die Anforderungen der Gegenwart, die man damals nicht ahnte. Und was etwa durch die Fortschritte der politischen Reife die heutigen Leistungen der Selbstverwaltungsorgane Größeres zu thun im Stande sind als in den ersten Anfängen, da man ihre Hülfe herbeizog, um die Herrschaft des Beamtenthums einzuschränken, das ist weit überholt worden durch die Masse und die Beschaffenheit der Dienste, welche Staat und Gemeinde der Gegenwart für sich verlangen. Wie entfernt sind wir heute doch von dem Ideale des preußischen Staatsreformators, des Freiherrn vom Stein, der grundsätzlich das berufsmäßige Beamtenthum auf einen möglichst kleinen Bereich zurückzudrängen und durch die Selbstverwaltungsthätigkeit der besitzenden Classen zu ersetzen suchte. In die aus besoldeten Beamten bestehenden Landescollegia drängt sich leicht und gewöhnlich (so sagt Stein in seiner Denkschrift vom Jahre 1807) ein Miethlingsgeist ein, ein Leben in Formen und Dienstnachweisen, eine Unkunde des Bezirks, den man verwaltet, eine Gleichgültigkeit, oft eine lächerliche Abneigung gegen denselben, eine Furcht vor Veränderungen und Neuerungen, die die Arbeit vermehren, womit die besseren Mitglieder überladen sind, und der die geringhaltigeren sich entziehen. Dagegen soll man „Menschen aus dem Gewirr des praktischen Lebens" in die Verwaltungsbehörden aufnehmen, dadurch einen lebendigen, strebenden, schaffenden Geist und einen aus der Fülle der Natur genommenen Reichthum von Ansichten und Gefühlen hinein führen. An einer hinlänglichen Anzahl geschäftsfähiger Männer werde es in der Classe der Eigenthümer nicht fehlen; sie sei in den alten Provinzen des preußischen Staates so groß, daß sie mit Erfolg dem ihnen angewiesenen Geschäftskreise vorstehen würde. Was Erziehungsanstalten für die Jugend, das ist Theilnahme an den staatlichen Angelegenheiten für die Aelteren; sie werden genöthigt, ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit von dem Persönlichen auf das Gemeinnützige zu wenden, sie handeln unter der Aufsicht der Oeffentlichkeit.

„Ich sehe gar nicht ein," bemerkt Stein, „warum der Bürgermeister kein Gewerbe treiben soll, und warum ein großer Kaufmann oder Fabrikant nicht sollte Bürgermeister werden können." Er ist gegen Besoldungen: „Ausgezeichnete Männer müssen die Posten aus Liebe zum gemeinen Besten suchen." Das Gemeinwesen selbst einer mittleren Stadt sei nicht von dem Umfange, um die ganze Kraft eines Bürgermeisters in Anspruch zu nehmen.

Freilich dachten darüber schon die Mitarbeiter Stein's anders, und die preußische Städteordnung gab diesen Letzteren Recht. Jedoch vollends, wie ganz anders ist die thatsächliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts gewesen, wie hat sich das vom Freiherrn vom Stein so innig gehaßte berufsmäßige Beamtenthum immer weiter ausgebreitet und immer unentbehrlicher erwiesen! Und eben dieses nicht bloß bei uns in Deutschland, sondern allenthalben, namentlich auch in dem alten Musterlande der Selbstverwaltung — in England.

Das Ideal des Freiherrn vom Stein (und seines Zeitgenossen, des Oberpräsidenten von Vincke), das aus England entlehnt war, ist im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr in England selber verblaßt. Mehr und mehr ist auch hier das dem alten englischen Staate wie dem Freiherrn vom Stein so verhaßte Berufsbeamtenthum an die Stelle der Selbstverwaltung getreten oder für neue Aemter eingetreten, denen die Selbstverwaltung von vornherein nicht gewachsen erschien.

Das muß wohl seine guten Gründe haben.

Zunächst sehe man sich doch die Masse der öffentlichen Geschäfte an, die heute in unseren Staats- und Gemeindeverwaltungen zu verrichten sind; man betrachte etwa Art und Umfang der Angelegenheiten, welche in der Stadtverwaltung von Berlin zu erledigen sind, ja selbst in einer heutigen mittleren, verhältnißmäßig kleinen Stadt, das Bauwesen, Straßenwesen, Steuerwesen, Armenwesen, die Unterrichtsanstalten u. s. w., und man frage sich, ob es denkbar ist, daß selbst hier alle diese Geschäfte durch einen Bürgermeister, der in den Mußestunden neben seinem gewerblichen Berufe sich der Selbstverwaltung widmet, allenfalls noch durch einige Magistratsmitglieder, die in ähnlicher Weise bürgerliches Gewerbe und Selbstverwaltung vereinigen, besorgt werden können. In Wahrheit ist das heutzutage nicht einmal mehr in einer Stadt von 5—10 000 Einwohnern möglich; alle Gemeindeverwaltungen von dieser Größe haben längst ihre berufsmäßigen, besoldeten Beamten, und das Ideal der Selbstverwaltung ist nur noch in der Dorfgemeinde verwirklicht, bei einem äußerst bescheidenen Umkreise von Pflichten. Die großen Communalverwaltungen, zumal die eigentlichen Großstädte von Hunderttausenden und Millionen Einwohnern, haben längst eine eigene Communalbureaukratie entwickelt, bezeichnender Weise selbst mit ihren eigenen Titeln, Berufszweigen, vorgeschriebenem Bildungsgange, aufsteigender Carrière und Pensionirung. Nur die zwölfjährige Fristbegrenzung der Anstellung unterscheidet sie von der Laufbahn des lebenslänglich angestellten Staatsbeamtenthums.

Es fehlt hier nicht an mitwirkenden Kräften der Selbstverwaltung; aber das Uebergewicht der Zumuthungen an die Bewältigung der großen Arbeitslast richtet sich an die berufsmäßigen Beamten.

Ist das in großen und kleinen Städten gegenwärtig dahin gekommen, so ist es vollends so in der Staatsverwaltung. Man ruft zur Rechtspflege in das Schöffengericht, in das Schwurgericht die staatsbürgerlichen Elemente im Sinne der Selbstverwaltung zur Mitwirkung herbei. Der Schwerpunkt der Arbeitsleistung fällt aber doch in die berufsmäßigen Kräfte des juristischen Staatsbeamtenthums. Auf wenige Tage im Jahre oder in einer Anzahl von Jahren, die der zum Schwurgericht einberufene Bürger der Strafrechtspflege widmet, kommt die unausgesetzte Berufsarbeit von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, die der berufsmäßige Richter dem Staate weiht. Und ähnlich in jedem anderen Zweige der Staatsverwaltung oder wohl gar in jenen modernen Betriebsverwaltungen (Verkehrsanstalten u. dgl.), die sich gänzlich gegen das Element der Selbstverwaltung zu sträuben scheinen und das ganze Schwer-

gewicht ihrer Leistungen einem Heere von technisch geschulten Kräften auf die Schultern laden.

Diese einfache Unmöglichkeit, die sich aus der Quantität der öffentlichen Geschäfte ergibt, mit den Leistungen der Selbstverwaltung auszukommen, löst sich bei näherer Betrachtung in mehrere Gründe auf.

Es wird in einer großen Stadtverwaltung, selbst wie derjenigen von Berlin, durch die Mitwirkung von ehrenamtlichen Kräften bekanntermaßen Achtbares geleistet. Daß dieses möglich ist, beruht auf dem Vorhandensein von Persönlichkeiten, welche die Muße, die Fähigkeit, die Bereitwilligkeit, die Kenntnisse besitzen, die verlangten Leistungen darzubieten. Es ist etwas Aehnliches in unserer Kreis-, Bezirks- und Provinzialverwaltung. Auch hier setzt die Mitwirkung von Organen der Selbstverwaltung das Vorhandensein entsprechender Persönlichkeiten voraus. In welchem Umfange, in welcher Beschaffenheit solche Persönlichkeiten sich finden, das ist dann wiederum die Frage des gegebenen Zeitalters, der Landschaft, der Stadt, der Wohlstandsverhältnisse, der Bildung, der politischen Cultur, des Gemeinsinns. Unbestritten ist es, daß wir in der Richtung auf dieses Ziel noch große Fortschritte zu machen haben, so achtbar die Leistungen sein mögen, deren wir uns heute erfreuen. Namentlich ist es bei uns auffallend und unverkennbar, wie sehr eine verhältnißmäßig kleine Zahl von leidlich geeigneten Persönlichkeiten mit Pflichten und Aemtern der Selbstverwaltung überladen ist, deren Bürde es ihnen unmöglich macht, jedes einzelne Amt mit derjenigen Sorgfalt zu versehen, wie es an sich ihnen möglich wäre.

In diesem Zusammenhange ist es, wo man von den Aufgaben einer Grundaristokratie redet, die, auf zureichenden Vermögenskräften ruhend, gute Traditionen der Pflichterfüllung für den Staat hat. In diesem Zusammenhange geschieht es, daß man die Pflichten des neuen Reichthums betont, der im Wetteifer mit dem alten Besitze sich legitimiren soll im Angesichte einer socialpolitisch erregten Gesellschaft.

Es ist eine Sache des Besitzes, der Muße, der Gesinnung für den Staat. Es ist, wie wir Alle heute nur zu deutlich wahrnehmen, ein Fingerzeig auf die Zukunft aus einer Gegenwart, die weit ab steht von Demjenigen, was einmal kommen *sollte*.

Mit dem bloßen guten Willen ist es auch nicht allein gethan. Es gehören die moralischen und intellectuellen Fähigkeiten dazu, die fachmäßigen Kenntnisse, die Uebung in dem Zweige der öffentlichen Thätigkeit, den man ausfüllen soll.

Wie lehrreich ist da doch das, was wir an der Spitze des Reiches erleben, gleichsam in dem Aufbau, der die Krönung der Selbstverwaltung bildet, im Parlamente des deutschen Volkes! Wie weit bleibt hier die Mehrzahl der Volksvertretung zurück hinter dem, was sie durch Muße, Pflichtgefühl, Fähigkeit, Sachkunde, Beharrlichkeit zu leisten hätte nach der Idee eines Reichstages, und wie hat sich der Fortschritt hier in der umgekehrten Richtung bewegt! Oder die einzelnen Gebiete der Staatsverwaltungsthätigkeit. England hat uns zumal auf zweien derselben das merkwürdige Beispiel gewiesen, wie

ein Staat aus den Gewohnheiten der Selbstverwaltung, seinen innersten Neigungen zuwider, heraus gedrängt wird durch die Unbrauchbarkeit der Selbstverwaltungsorgane. Dies ist geschehen u. a. im Gebiete der Steuerverwaltung und der Durchführung des Arbeiterschutzes. Weil für diese Aufgaben die Selbstverwaltung nicht die widerstandsfähigen Kräfte hergeben mochte, weil der Standpunkt der Staatsgesinnung zu hoch lag für die wirklichen Gesinnungen der in den Aemtern der Selbstverwaltung thätigen Elemente, weil diese daher die Staatsgesetze durchzuführen sich unfähig erwiesen, so mußten staatliche, berufsmäßige, besoldete Behörden neu geschaffen werden, damit dem Staate gegeben werde, was des Staates ist! Und dieses nicht in Nachahmung des Beispiels, das die Beamtenstaaten des Festlandes gegeben, sondern vielmehr so sehr als lehrreiche Vorbilder für diese, daß England ihnen damit immer noch voraus ist.

Nun ist diese Entwicklung so beschaffen, daß sie aller Voraussicht nach in dem eben begonnenen Jahrhundert fortschreiten wird, wie sie in dem verflossenen Jahrhundert fortgeschritten ist. Und darin liegt auch von dieser Seite der Betrachtung her der große Beruf des höheren Verwaltungsbeamtenthums für Gegenwart und Zukunft, darin liegt die Mahnung zur Ausbildung der sittlichen und geistigen Kräfte für diesen Beruf als gesonderten Lebensberuf.

Es ist etwas Aehnliches damit wie auf dem Gebiete der Landesvertheidigung. Die Hoffnungen auf eine Lockerung der Last, auf lose, leichte Pflichten des Wehrdienstes im Sinne alterthümlicher Milizen — sie sind je länger je mehr zerronnen an den harten Erfahrungen eines Jahrhunderts. Wie wir England von der Selbstverwaltung zu den strafferen Formen der Beamtenverwaltung übergehen gesehen, so hat das abergläubisch angerufene Land der Volksmiliz vielmehr von Stufe zu Stufe seine primitiven Gebilde fortentwickeln und zu den typischen Einrichtungen des Militarismus übergehen müssen. Wie nun allenthalben die Vertheidigung des Staatswesens nach außen ihre unbeugsamen Forderungen durchgesetzt hat, so sehen wir die innere Staatsverwaltung vor der Nothwendigkeit einer Ausrüstung stehen, die auf einem angemessen geschulten Beamtenthum beruht. Die Hoffnung oder der Wahn eines modernen Staates, der nichts zu thun habe oder für das Wenige, was er zu thun habe, einiger mäßiger Ehrenämter bedürfe, die sich mit Leichtigkeit nebenher besorgen lassen, ist verschwunden vor der Wirklichkeit des heutigen Gemeinwesens und seiner ungeheuren Pflichten.

## XIII.

Was ist nun zu thun?

Die Antwort ergibt sich aus den früheren Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der wissenschaftlichen Vorbildung für den höheren Verwaltungsdienst. Denn darauf wollen wir uns beschränken. Wir reden einerseits nicht von den Reformen für den juristischen Staatsdienst oder doch nur insoweit, als dieser, nach unseren preußischen Verhältnissen, mit der Vor-

bildung für den Verwaltungsdienst zusammenhängt. Wir reden andererseits nicht von der Vorbildung in der Praxis, weil darüber Praktikern ein besseres Urtheil zusteht, weil auch in dieser Richtung das wesentliche Gebrechen der gegenwärtigen Ausbildung nicht zu liegen scheint, es sei denn, daß in sehr bezeichnendem Zusammenhange mit dem Mangel an wissenschaftlicher Vorbildung ein Ueberfluß an praktischer, d. h. subalterner Ausbildung zu constatiren ist. Wir sprechen also von der Reform der Einrichtungen, die für die wissenschaftliche Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten bestimmt sind.

Und zwar zuvörderst von der Dauer des Universitätsstudiums.

Hier erinnern wir uns des merkwürdigen Gegensatzes zwischen Norddeutschland und Süddeutschland, zwischen der vierjährigen Dauer des Studiums in den süddeutschen Staaten, der dreijährigen Dauer in Preußen; des Gegensatzes zwischen den anderen akademischen Studien auch an unseren Universitäten und dem juristischen Studium, der erstaunlichen oder beschämenden Erscheinung, daß in diesen anderen Fächern das dreijährige Studium, sofern es gesetzlich für die Ablegung des Staatsexamens als ausreichend bezeichnet wird, doch thatsächlich längst als unzureichend gilt und regelmäßig um ein bis zwei Jahre überschritten wird — daß dagegen das dreijährige Rechtsstudium regelmäßig unterschritten wird, weil es Raum lassen muß für einen ausgiebigen Lebensgenuß, und der bescheidene Rest von wirklichen Studiensemestern dennoch genügt, mit dem mäßigen Troste, daß es vor Kurzem hiermit noch schlimmer bestellt war, daß nämlich das Militärjahr durch die äußere Form und nichts als die Form des Studiums, obwohl es noch weniger Raum für das wirkliche Studium übrig läßt als der organisirte Lebensgenuß, für einen Bestandtheil des dreijährigen Rechtsstudiums gelten durfte.

Trotz des auffallenden Contrastes, den wir hier bemerken, fehlt es keineswegs an Vertheidigern des bestehenden Zustandes. Zum Theil macht sich dabei die Macht der Trägheit geltend, die alles Bestehende in ihren Schutz nimmt. Es verbindet sich damit in unserem Falle die gerade in den entscheidenden Sphären vorherrschende Abneigung gegen die „bloße Theorie“, auf deren wahrem Grunde die Ansicht ruht, die „praktische“ Anlernung sei das einzig Richtige für den jungen Juristen — eine Ansicht, der gegenüber man zu fragen hat, was dann eigentlich unsere „höheren“ Beamten von den Subalternen unterscheiden soll?

Ernsthafter ist das öfter gehörte Bedenken, das sich äußerlich freilich mit dem anderen nicht selten vermischt: es werde Derjenige, der die sechs Semester nicht ordentlich ausgenutzt hat, auch in einem siebenten oder achten Semester nur das akademische Bummelleben fortsetzen, es werde das, was zur Beförderung des Studiums gemeint sei, in Wahrheit zur Vermehrung der für das Studium verlorenen Semester dienen.

Ich habe dieses Bedenken niemals theilen können, auch abgesehen von der Thatsache, daß man in den anderen deutschen Staaten mit der längeren Studienfrist keineswegs so schlimme Erfahrungen gemacht hat, und abgesehen davon, daß dieses ein um so traurigeres Zeugniß für unsere norddeutschen Studenten der Rechte wäre. Es ist nämlich eine Beobachtung der Gegenwart,

in welcher die sonst so weit aus einander gehenden Ansichten übereinstimmen, daß nach den Semestern des akademischen Lebensgenusses — von seltenen Ausnahmen verbummelter und verlorener Existenzen abgesehen — der typische stud. jur. et cam. sich endlich entschließt, an die ernsthafte Arbeit, d. h. an das wirkliche Studium, zu gehen. Daß jetzt zwei bis drei Semester wirklicher Arbeit für das Referendarexamen genügen, weiß er und ist seinerseits befriedigt mit diesem bescheidenen Maße des Studiums oder vielmehr des Einpaukens. Indessen, eben der Ernst, zu dem er endlich hindurch gedrungen ist, würde ihn auch dann begleiten, und gerade dann begleiten, wenn er dazu veranlaßt wäre, länger bei dem Studium zu bleiben und dieses verlängerte Studium als unentbehrlich zu kennen für das fortan zu erreichende Ziel eines so viel ernsthafteren, wissenschaftlicheren Examens.

Jene alten Gewohnheiten der englischen Universitäten, die wir kennen lernten, vermöge deren der standesgemäße Sport des jungen Gentleman mit der Abrichtung zum Examen verbrämt ist, besitzen wir auf unseren Universitäten nur in einer reducirten Nachahmung. Wir verlangen in jedem Falle von dem Universitätsstudium das Eindringen in eine Wissenschaft, und wenn das nun einmal unvermeidliche Recht auf den standesgemäßen Lebensgenuß für einen Theil der oberen Classen sich derart unsere Universitäten zum Tummelplatze erkoren hat, daß die Formen des Universitätslebens für einen Inhalt zu dienen haben, der mit Studium und Wissenschaft nichts zu schaffen hat, so muß durch Gewährung eines ausreichenden zeitlichen Spielraums der ehrliche Versuch gemacht werden, neben dem Scheine des Studiums das wirkliche Studium zur Geltung kommen zu lassen.

Wenn so manches nachsichtige Vaterherz dem Sohne ein volles Triennium des Lebensgenusses gönnt, sofern er nur sein Examen macht, ja wenn wir heute in Staat und Reich eine ganze Menge von höheren und höchsten Beamten haben, die es thatsächlich selber so gemacht und sich dessen wohl gar rühmen, so sind das eben Dinge, die keine Nachsicht verdienen, und für die kein anständiger Mensch die Stimme erheben würde, sobald sie nur einmal unmöglich geworden sind und der Vergangenheit angehören.

Wir nun, die wir erstens eine Vertiefung des gesammten rechts- und staatswissenschaftlichen Studiums anstreben, welches an die Stelle des gegenwärtigen Einlernens für ein dementsprechendes Staatsexamen treten soll, die wir zweitens Raum schaffen wollen für die Fächer des öffentlichen Rechts, die jetzt stiefmütterlich behandelt sind, die wir drittens, was uns am nächsten liegt, ein ernsthaftes Studium der Wirthschaftswissenschaften für den Staatsdienst und zumal für den Verwaltungsdienst erst einführen wollen — wir können nicht im Zweifel sein über die bittere Nothwendigkeit des neuen Zeitraumes für das akademische Studium. Ja, wir sehen es als eine bescheidene Forderung an, wenn ein viertes Jahr dafür verlangt wird, wie das bekanntlich durch erhebliche Minderheiten in den beiden Häusern des preußischen Landtages längst gefordert, wie es seitens einer Reihe von wissenschaftlichen Männern (so auch von mir selber) seit vielen Jahren gewünscht worden ist. Sollte nach langen Vorbereitungen endlich bei uns ein einziges siebentes Semester

errungen werden, so würde das für mich ein Beweis sein, wie schwer selbst ein bescheidener Fortschritt in diesen Dingen bei uns ist.

Man kann nicht, wie es in den letzten Jahren immer wieder geschehen ist, durch Ministerialrescripte das Universitätsstudium erweitern wollen, indem man heute die Interessen der allgemeinen Bildung (deren Lücken man richtig bemerkt hat), morgen das Bedürfniß an technologischen Kenntnissen, übermorgen wieder etwas Anderes empfiehlt, indem man in den engen Raum eine Ueberfülle von platonischen Wünschen drängt. Auf die Erweiterung des Raumes kommt es vor allen Dingen an und auf die Vertiefung der Art und Weise, wie die mannigfaltigen Fächer studirt werden.

Das Hauptmittel zu diesem Ziele ist und bleibt nun ein Examen, abgehalten von wissenschaftlich qualificirten Examinatoren. Von der Art des Examens hängt es ab, wie das Studium beschaffen ist; das Examen ist — mangels anderer Handhaben — der entscheidende Regulator für den Ernst und die Tiefe des wissenschaftlichen Lernens.

Es scheint, gerade Angesichts der bekannten Uebelstände des Rechtsstudiums, die Einführung eines Zwischenexamens in der Mitte der Frist der Universitätsstudien sich nach manchen darauf gerichteten Vorschlägen (so auch meinem eigenen in einem dahin gehörigen Aufsatze aus dem Jahre 1885) neuerdings der Gunst einflußreicher Stimmen zu erfreuen. Dasselbe soll ein Memento sein gegenüber der grassirenden Versuchung, den ersten Theil des Trienniums in Nichtsthun zu verlieren. Im Sinne meines alten Vorschlages sollte das Zwischenexamen zugleich den Wegweiser am Scheidewege bedeuten zwischen Rechtsstudium und staatswissenschaftlichem Studium, deren jedes im dritten und vierten Studienjahre seine eigene Bahn zu gehen habe. Ich bin auch heute nicht von der Ansicht abgekommen, daß nur auf diese Weise das Studium meines Faches entsprechenden Spielraum, Ernst, Vertiefung erhalten kann. Wahrscheinlich aber ist es, daß etwas dieser Art zunächst nicht erreichbar ist, weil es sich zu weit entfernt von den bestehenden Einrichtungen.

Bei dieser Resignation wäre dann auch nur ein einheitliches Referendarexamen möglich für den juristischen und für den Verwaltungsdienst. Dieses aber müßte dann wenigstens derart umgestaltet werden, daß die jetzigen Mißstände einigermaßen beseitigt werden. Einmal durch die Zusammensetzung der Prüfungscommission, dann durch angemessene Berücksichtigung der Fächer des öffentlichen Rechts und der Wirthschaftswissenschaften. Nicht nur daß diese Fächer durch ihre wissenschaftlichen Lehrer vertreten sein müssen, es muß auch die Gestalt und Dauer der Prüfung Raum für sie gewähren; es muß dasjenige zur Warnung dienen, was diese Fächer an dem heutigen Zustande des Referendarexamens erlebt haben. Daher Theilung des Examens in zwei Hälften, deren jede an einem besonderen Tage ihren Termin erhält, und Vorkehrung durch entsprechende Maßregeln gegen die factische Alleinherrschaft des Privatrechts, die bis zur Stunde fortbesteht und fast allein den Ausfall der Prüfung entscheidet.

## XIV.

Die gegenwärtige Scheidung zwischen juristischem und Verwaltungsdienst in der Vorbildung der preußischen Beamten findet bekanntlich inmitten der Referendariatszeit statt, derart, daß die zweite Hälfte derselben, wenn sie für den Justizdienst bestimmt wird, bei Gerichtsbehörden fortgesetzt wird, wenn sie für den Verwaltungsdienst bestimmt wird, bei Verwaltungsbehörden zuzubringen ist. Der Gabelung entspricht dann auch die Zweiheit des Assessorexamens für den Gerichtsassessor und für den Regierungsassessor.

Die relative Bedeutung des Regierungsassessorexamens ist daraus zu entnehmen, daß für erhebliche und breite Zweige der höheren Staatsverwaltung nicht die Ablegung dieser Prüfung verlangt wird, vielmehr die Ablegung der Gerichtsassessorprüfung als vollkommen gleichwerthig in den amtlichen Bedingungen für die Aufnahme in den Verwaltungsdienst erachtet wird. Sie erhellt ferner daraus, daß in den Erwägungen über eine Aenderung und wo möglich Besserung der bestehenden Einrichtungen immer wieder auf den Gedanken zurückgekommen wird, die Gabelung ganz zu beseitigen und auf die einheitliche Qualification zum Gerichtsassessor, die zeitweilig schon früher bestanden hat, zurückzugreifen. Ein Standpunkt, der mit völliger Offenheit die Geringwerthigkeit der sonderartigen Ausbildung und Prüfung für den höheren Verwaltungsdienst anerkennt. Hiermit stimmen directe Zeugnisse von hochgestellten und erfahrenen Staats- und Verwaltungsmännern überein — Zeugnisse, die sich nichts weniger als rühmend über die Beschaffenheit des Regierungsassessorexamens äußern.

Es ist mir daran namentlich dieses aufgefallen, daß Niemand der Prüfung die Wirkung zuzuschreiben scheint (die man aus wissenschaftlichem Standpunkte für selbstverständlich halten sollte, wenn man über den thatsächlichen Inhalt jenes Examens nicht besser unterrichtet ist), die Wirkung, den Geist des Candidaten zu rechter Zeit, also bereits in den Jahren der Universitätsstudien, auf diese Fächer hinzulenken und eine gewisse Nöthigung zu wissenschaftlichem Ernst dafür auszuüben.

Das aber scheint einfach daher zu kommen, wie es denn auch durch jene competenten Zeugnisse bestätigt wird, daß dieses Examen mit dem alten Fluche des Einpaukerthumes beladen ist so sehr wie irgend ein anderes in Preußen. Es ist mehr als ein Menschenalter her, daß die Preußischen Jahrbücher aus der Feder eines bekannten Parlamentariers (und einstigen Regierungsassessors!) die Beschreibung des damals blühenden „Baumgartenbrück" brachten. Bis zur heutigen Stunde ist der Inhalt des preußischen Regierungsassessorexamens ein derartiger, daß es nach allgemeinem Zeugniß Niemand bestehen kann, der nicht durch Einpauken dazu abgerichtet ist, und daß die tiefste und breiteste wissenschaftliche Bildung dafür nicht ausreicht, da es sich um diese hier überhaupt nicht handelt.

Es ist eben die Art des Examens, wie sie von „Praktikern" zu erwarten ist; es ist die ungemischte Wiederholung dessen, was wir an dem Examiniren der Praktiker in dem Referendarexamen kennen, nur mit dem Unterschiede, daß der Oberlandesgerichtsrath doch einstmals durch die Schule der Pandekten

hindurch gegangen ist, der im Regierungsassessorexamen prüfende Geheime Oberregierungsrath dagegen — mit seltenen Ausnahmen — wohl niemals durch die Schule des Adam Smith und seiner Nachfolger. Die Fragen richten sich daher auf allerhand empirisches Detail, das dem Fragesteller, und nur Diesem, nahe liegt. Er würde eine große Zahl von Gelehrten des Faches in Verlegenheit bringen (sofern man sich durch solche Fragen in Verlegenheit bringen läßt), wenn er sie nach diesen Dingen fragen wollte, die ein Gelehrter (und ebenso ein Praktiker von entsprechender wissenschaftlicher Bildung) nicht im Kopfe, sondern in den Büchern hat. Freilich würde der Gelehrte den Fragesteller mit der ersten besten wissenschaftlichen Gegenfrage in eine begründetere Verlegenheit bringen.

Nun kann sich derlei empirisches Detail, gerade innerhalb des Wissensbereiches eines Praktikers, nicht über das ganze Gebiet der Gesetzgebung und der Verwaltung erstrecken; es können nur zufällige einzelne Stücke sein, die sich von selber bei demselben Examinator wiederholen. Das aber ist die willkommene Beute des Einpaukers, der diesen Gedächtnißkram in das Netzwerk seines Apparates einfängt und seine Zöglinge für das Examen damit ausrüstet.

Was wir früher von dem Examen im Allgemeinen und von dem Referendarexamen im Besonderen gesagt haben, gilt im Wesentlichen auch von dieser Prüfung. Von dem Fluche des Einpaukerthums, d. h. des eingelernten Gedächtnißkrames und der wissenschaftlichen Flachheit, kann nur die Erhebung des Examens auf das Niveau der Wissenschaftlichkeit durch wissenschaftliche Examinatoren uns erretten.

## XV.

Hiermit sind wir an dem Punkte angelangt, von wo aus sich der Blick in ein Stück neuen Landes eröffnet. Seiner Entdeckung rühmen sich seit mehr als einem halben Jahrhundert die mannigfaltigsten Entdecker, da der Gedanke in der Luft zu liegen schien, da Jeder immer wieder von sich selber aus darauf gekommen ist und von den Vorgängern nichts wußte.

Der früher genannte hochbetagte hannoverische Staatsmann hat ebenfalls die Entdeckung gemacht und war dann erstaunt, zu sehen, daß sie nicht neu sei. Von dem Standpunkte seiner Entdeckung aus geschah es, daß er über die Unreife der studirenden Jugend für das Verständniß der Staatswissenschaften so schroff sich äußerte. Er wollte die Studien dieser Fächer in ein späteres Stadium der Ausbildung verlegen. Er sprach — wie schon vor ihm so mancher Andere — von einem Analogon zur Kriegsakademie, von einer „Civilakademie“ oder „Verwaltungsakademie“.

Was bedeutet das Vorbild, das hier befolgt werden soll? und was bedeutet die Nachahmung? Die preußische „Kriegsakademie“, wie sie seit der Cabinetsordre vom 19. August 1858 heißt, hat den Zweck, den Subalternofficieren aller Waffen, welche hervorragende Anlagen besitzen und in militärischen Kenntnissen einen guten Grund gelegt haben, die Gelegenheit zu bieten, sich eine höhere wissenschaftliche Ausbildung zu erwerben. Nur solche Officiere dürfen aufgenommen werden, welche mindestens drei Jahre als Officier

gedient haben, mit dem praktischen Dienste völlig vertraut sind und sich in ökonomisch geordneten Verhältnissen befinden. Vor der Aufnahme haben sie eine Prüfung abzulegen. Der Cursus der Anstalt ist ein dreijähriger und umfaßt drei Cötus. Das Lehrpersonal besteht aus Generalstabs-, Artillerie- und Ingenieurofficieren, Lehrern der Universität und der übrigen gelehrten Anstalten. An der Spitze der Kriegsakademie steht eine Militärdirection und eine Studiencommission. (Lud. von Rönne, Das Staatsrecht der preußischen Monarchie. 1872. II. § 558.)

In seinem Aufsatze über „das statistische Seminar des Königlich preußischen statistischen Bureaus in Berlin“ (1864) hat der an Anregungen reiche damalige Director des statistischen Bureaus, Ernst Engel, sich auf das Vorbild der Kriegsakademie berufen, um für den höheren Verwaltungsdienst etwas Aehnliches zu empfehlen. Engel hatte seit dem Jahre 1862, anknüpfend an die Arbeiten und Kräfte des statistischen Bureaus, jährlich einen Cursus des „statistischen Seminars“ eingerichtet, welcher zunächst denjenigen jüngeren Verwaltungsbeamten des preußischen Staates offen stehen sollte, die das Examen für den höheren Verwaltungsdienst zurückgelegt hatten, daneben dann aber auch anderen Personen von ähnlicher Bildung, jungen Gelehrten, Ausländern wie Inländern. Um diesem Versuche größere Wirksamkeit und Festigkeit zu geben, strebte Engel die Ausstattung der zugelassenen Regierungsassessoren mit Diäten an, hatte aber an vorgesetzter Stelle keinen Erfolg, weil man hier meinte, es sei eine Inconsequenz, junge Männer, die sich dem Beamtenstande widmen, während der Zeit ihrer Ausbildung auch noch mit finanziellen Mitteln aus Staatsfonds zu versehen, — ein Fall, der weder bei den Universitäten noch bei anderen höheren Bildungsanstalten Platz greife. Auch sei zu befürchten, daß die Folge der Diäten ein Zudrang zum Seminar sein werde, weil viele Assessoren dasselbe als Vorwand für einen längeren, wenig controlirten und nicht allzu sehr durch Arbeit ausgefüllten Aufenthalt in Berlin benutzen würden.

Demgegenüber wies Engel auf das Vorbild der „Kriegsakademie“ hin, zu welcher junge, talentvolle Officiere aus allen Theilen des preußischen Staates auf drei Jahre abcommandirt werden. Während der Zeit ihres Aufenthaltes in Berlin beziehen sie nicht nur die Gage als Officier ihres Regimentes fort, sondern sie erhalten noch eine Zulage sammt dem üblichen Burschen zur Bedienung.

Auch im Uebrigen schwebte Engel das Ziel vor, den Jahrescursus des Kgl. statistischen Seminars allmählich zu einer „Verwaltungsakademie“ zu erweitern durch Verlängerung der Studienfrist, durch Ergänzung der Studienfächer, die schon von Anfang an neben der eigentlichen Statistik die staats- und wirthschaftswissenschaftlichen Fächer in ihren Kreis gezogen hatten, gestützt auf Lehrkräfte der Universität.

Es ist zu dieser Erweiterung nicht gekommen, und der beachtenswerthe Versuch ist mit Engel's Rücktritt im bureaukratischen Sande verlaufen. Es war ein sprudelnder Quell in seinen ersten und besten Jahren, sprudelnd wie der Mann ganz und gar, von dem er ausgegangen ist. Eine bescheidene

Anzahl tüchtiger Verwaltungsmänner hat dem Seminar angehört, eine kleine Auslese von Männern, die sich dann auch schriftstellerisch und selbst wissenschaftlich ausgewiesen haben. Daneben freilich gar manche Assessoren, auf welche die erwähnte Befürchtung wegen der Wirkung der Diäten auch ohne Diäten zutraf, obwohl Engel — ideenreich wie immer — den Satz aufstellte, es sei eine statistische Erfahrung, daß das Pflichtgefühl in den Menschen ungleich stärker ausgeprägt sei als der Hang zum Vergnügen. Andererseits junge Gelehrte des In- und Auslandes, die sehr bald danach als Professoren der Universitäten hervorgetreten sind.

Alles in Allem ein Mittelpunkt geistiger Anregung für Praktiker und Theoretiker, für mannigfaltige Elemente, für Staatsverwaltung und Wissenschaft, welcher unter günstigeren Umständen zu einer festeren und stärkeren Institution sich hätte ausreifen können, sich auszureifen verdient hätte.

Oder lag der Grund des Mißlingens tiefer?

Weit später hat der Minister Bacmeister (1887) die Einrichtung einer „Civilakademie, ganz ad modum et analogiam der Kriegsakademie" empfohlen. Der Unterricht soll hier Denen gegeben werden, die nach den Universitätsstudien und nach Kenntnißnahme von den Zuständen und Bedürfnissen des praktischen Lebens für die tiefere Durchdringung der wirthschaftswissenschaftlichen Fächer gereift sind. Die Methode soll sich nicht auf das Hören von Vorträgen beschränken, sondern es sollen die Lernenden durch Disputationen, Vorträge u. dgl. selbstthätig betheiligt werden. Auf diese Weise erhalte die Regierung die einzig sichere Auskunft über die Fähigkeiten und Brauchbarkeit der Lernenden. Dauer des Curses anfänglich nicht über 1½ Jahre; jährlich höchstens drei Monate Ferien. Besuch der Vorlesungen und Leistung der aufgegebenen Arbeiten ist obligatorisch. Ohne Urlaub darf keine Stunde versäumt werden. Entscheidend für die Aufnahme ist der Ausfall des Regierungsassessorexamens, die Gesammtzahl etwa achtzig. Lehrkräfte theils für die Akademie ausschließlich angestellt, theils aus den Kreisen der Universitätslehrer im Nebenamte gewonnen. Die Besucher der Akademie behalten die Einnahme (Diäten u. dgl.), wenn sie in Folge ihres Dienstverhältnisses eine solche bereits beziehen. Nach Absolvirung des Curses wird ein (dem Betreffenden nicht mitzutheilendes) Zeugniß für die vorgesetzte Behörde ausgestellt, das eine genaue Charakterisirung enthält über Anlagen, Geistesrichtung, Fleiß und Leistungen, damit die Regierung ein treues Bild daraus entnehmen kann behufs Verwendung im Verwaltungsdienste.

So weit Bacmeister.

Es wird Niemand zu bestreiten wagen, daß auch dieser Plan — wenn ehrlich ausgeführt — Nützliches zu leisten im Stande ist. Wo so große Lücken offen sind, da wäre man in der Stimmung, zu sagen, daß jede Gabe dankbar angenommen wird. Sie ist ein Stückchen Brot, statt eines Steines. Die Erfahrung an dem erwähnten Versuche Ernst Engel's, der doch so wenig festen amtlichen Halt hatte, bestätigt die Richtigkeit dieser Empfindung.

Indessen, es ist doch wohl wünschenswerth, daß, wenn nun etwas gethan werden soll (und es scheint gegenwärtig einige Aussicht dafür zu sein), dieses

Gethane nicht bloß „etwas" sei, sondern wo möglich das Beste, was man zur Zeit erreichen kann, und daß man sich darüber freimüthig äußere.

Da möchte ich nun mit der Ansicht nicht zurückhalten, daß man sich davor hüten soll, die Analogie der Kriegsakademie zu weit zu treiben. Es gibt eine Tyrannei des Vergleiches, die daraus entspringt, daß man ein Merkmal der Gemeinsamkeit zwischen Vorbild und Nachahmung richtig betont, dann aber sich verleiten läßt, die anderen Merkmale als Folgerung aus der Gemeinschaft des einen Merkmales abzuleiten. Das zutreffende Gemeinsame zwischen Kriegsakademie und Civilakademie in unserem Falle ist das Bedürfniß, daß der Assessor das Studium wieder aufnimmt (oder beginnt) wie der Officier. Ein Gemeinsames mag auch sein, daß dieses Studium nur für eine Elite bestimmt ist. Darüber hinaus stellt sich der Zweifel entgegen, ob eine Civilakademie nach militärischem Muster erstens sich für unsere Regierungsassessoren durchführen läßt, sofern es sich um Organisation, Disciplin u. s. w. handelt, zweitens ob die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit eines solchen Institutes sich auf derjenigen Höhe befinden würde, die man ihm zumuthen müßte als einer höheren Stufe des Studiums von jungen Männern, welche in jüngeren Jahren die Universitäten, d. h. das Beste einer wissenschaftlichen Lehranstalt, das wir besitzen, absolvirt haben.

Ich habe meinerseits in beiderlei Hinsicht sehr ernste Bedenken.

Zunächst habe ich immer noch gefunden, daß die militärische Disciplin bei uns in ihrem eigenen Hause ebenso vortrefflich gedeiht, wie jede Nachahmung derselben außerhalb desselben bei uns fehlschlägt. In Frankreich scheint das besser zu gelingen; bei uns geht es nicht, sobald der Zögling den bunten Rock nicht anhat. Dieselben Assessoren, die vor wenigen Jahren noch die akademische Freiheit in vollen Zügen genossen haben, sie sollen jetzt zu einem Schulrégime zurückkehren, das strenger als die Prima des Gymnasiums ist, — wird so etwas durchführbar sein? Ich beneide jedenfalls die Lehrer und Directoren nicht, denen zugemuthet wird, diese Disciplin zur Wahrheit zu machen.

Und zweitens: Wie wird, an wissenschaftlichem Maßstabe gemessen, ein solches Institut aussehen? Was wird es bedeuten? Gerade hier ist für dasselbe die Analogie der Kriegsakademie verhängnißvoll. Für den jungen Leutnant ist die Kriegsakademie zum ersten Male ein höheres Lehrinstitut, das ihn emporheben soll über das Niveau der Mehrzahl seiner Berufsgenossen, die überhaupt nur die übliche Schulbildung und Viele von ihnen nicht einmal die übliche Schulbildung der studirten Berufsarten besitzen. In dieser Relativität bedeutet die Kriegsakademie eine Emporhebung der Bildung für den Beruf, die Auszeichnung für eine Elite, welche zu qualificirteren Aufgaben des militärischen Berufes bestimmt sein soll.

Es ist etwas ganz Anderes mit dem Verhältniß einer analogen Verwaltungsakademie zu derjenigen Vorbildung, welche der studirte Beamte bereits empfangen hat. Bei seinem Austritt aus dem Gymnasium ist er in die Sphäre einer Unterrichtsanstalt eingetreten, die überhaupt das Höchste ist, was die Nation für die Zwecke der wissenschaftlichen Erziehung besitzt. Die

deutschen Universitäten sind sicherlich — wie alles Menschliche — der Vervollkommnung sehr fähig und sehr bedürftig; dieses zu leugnen ziemt am wenigsten einem Manne, der einer deutschen Universität seit langen Jahren angehört. Jedoch, nachdem dieses eingeräumt ist, darf um so rückhaltloser behauptet werden: es ist das Beste, was wir für solchen Zweck in deutschen Landen besitzen, und was uns die anderen Völker Europa's in der neuen Zeit nicht nachgemacht haben.

Auch die gelegentlich aufgestellte Behauptung von dem Niedergange der deutschen Universitäten kommt entweder von fern stehenden Leuten, die überhaupt einen Maßstab für den Vergleich nicht besitzen, oder von enttäuschten Personen, die in einer verunglückten Laufbahn, theilweise bereits bei dem mißlungenen Examen, die Bitterkeit eingesogen haben, die dann die Norm ihres Urtheils verschoben hat.

Und selbst wenn all' dergleichen Bitterkeit des Urtheils die Wahrheit der Sache träfe: es bliebe dennoch dabei, daß wir eben nichts Besseres haben als unsere Universitäten, und daß der studirenden Jugend dieses Beste dargeboten wird. Daher kommt es, daß jene Specialakademien, die man neuerdings nahe um den Bereich der uns beschäftigenden Wissenschaften begründet hat, indem man mit vielem guten Willen etwas Neues, Ergänzendes, Verbessserndes gegenüber den Universitäten schaffen wollte, den Primat der Universitäten nicht im mindesten haben antasten können. Aus einfachen Gründen. In erster Reihe entscheidet für die Höhe einer Unterrichtsanstalt die Qualität der Lehrkräfte. Die Universitäten ziehen herkömmlich die besten Kräfte an, sofern diese überhaupt es nicht verschmähen, sich dem Hochschulunterricht zu widmen. Jene neuen Institute sind auf diejenigen Kräfte angewiesen, welche an den Universitäten noch keinen festen Platz gefunden, ja öfters noch nicht einmal die Zulassung zur Privatdocentur erhalten haben oder auch diese niemals erhalten würden. Sie suchen naturgemäß bewährte Kräfte von den Universitäten zu erobern und scheitern oft in diesem Bemühen trotz lockender Bedingungen. Einfach deshalb, weil nun einmal die Universitäten ihnen gegenüber das sind, was sie sind.

Wir sprechen von diesen neuen Instituten, weil sie hie und da den an sich verständlichen Ehrgeiz gezeigt haben, über den Kreis ihrer eigentlichen Zuhörerschaft hinaus auch in der Art einer „Verwaltungsakademie“ zu wirken und entsprechende Zuhörer aus den Kreisen des Verwaltungsbeamtenthums u. dgl. anzuziehen. Es ist das nicht einmal etwas ganz Neues. Schon vor längerer Zeit ist auf Grund einer solchen Stiftung ein derartiges Institut ins Leben getreten, und schon damals ist auf die Lücken in der Universitätsbildung unseres höheren Verwaltungsbeamtenthums hingewiesen worden, um daraus die nützliche Lehre zu ziehen, es seien nun eben solche neuere Specialinstitute dazu berufen, die Lücken auszufüllen. Die Erfahrungen über die Erfüllung der Verheißungen an dem älteren Institut können uns ebenso wenig wie die Programme und Prospecte der neueren Institute darüber täuschen, daß hier eine Verwechselung sich eingeschoben hat. Die Universitäten sind durchaus im Stande, für diesen Zweig des Unterrichtes wie für jeden anderen

ihre Schuldigkeit zu thun. Nicht an ihnen liegt es, daß die Lücken in der Ausbildung des höheren Verwaltungsbeamtenthums bestehen. Es sind die Staatseinrichtungen, die auf die Theilnahme oder Nichttheilnahme an der vorhandenen Unterrichtsgelegenheit einwirken, welche hier in Frage stehen, nicht das Bestehen dieser oder jener Lehrstühle, welche mit Leichtigkeit ergänzt werden können, wo irgend einer derselben fehlt. Und es ist ein seltsamer Widerspruch, wenn man nun neue Institute schafft, an die man die jüngsten Kräfte unserer Universitäten zieht, und zwar vorzugsweise für den Unterricht einer niedrigeren Stufe wissenschaftlicher Ausbildung — daß man diesen gleichzeitig die Aufgabe zumuthet, diejenige Ausbildung für höhere Beamte in reiferen Jahren zu fördern, welche diese auf der Universität in jungen Jahren versäumt haben. Das sollten die Universitäten selber nicht zu leisten im Stande sein?

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Es ist eine erfreuliche Erscheinung und auch ein erfreulicher Ehrgeiz, daß man in die Hauptstätten des großen Erwerbes solche neue Brennpunkte geistiger Arbeit setzt. Je mehr sie durch Sammlung tüchtiger, frischer Kräfte zu Leuchten der Wissenschaft werden, um so besser. Man kann gar nicht genug davon haben, und es ist wünschenswerth, daß außer den Universitätsstädten auch diese geistigen Centren sich entwickeln. Indessen soll der relative Charakter dieser Institute nicht verkannt werden; es soll eingesehen werden, daß die Universitäten eben — die Universitäten bleiben, daß diese es sind, die ihnen die jungen Kräfte zuführen, und daß es eine Umkehrung des normalen Verhältnisses ist, wenn man meint, dieses Neue sei das Leistungsfähigere. Die Erfahrung wird eine solche Selbsttäuschung sehr bald berichtigen. Alle Kraft und aller Saft für den Hochschulunterricht liegt doch in den Universitäten. Hier gibt es keine gleichberechtigte Concurrenz.

Ich fürchte, daß auch eine vom Staate eingerichtete Verwaltungsakademie einem ähnlichen Schicksal verfallen würde. Das Beste, was sie an Lehrkräften zu gewinnen vermöchte, wären die vorhandenen Kräfte der Universitäten, die jetzt im Nebenamt helfen sollten, dies neue Institut mit Leben zu erfüllen. Ein Hinderniß wäre hierbei sogleich, daß die von der Kriegsakademie entlehnte militärische Knappheit der Ferien mit der Erfüllung des Lehrauftrages durch Universitätslehrer nicht recht in Einklang zu setzen sein möchte. Am ersten würden abermals aus diesem Grunde die jüngsten Kräfte zu haben sein oder auch diese nicht!

Und nun bedenke man: Das Beste, was wir an Hochschulunterricht haben, ist dem jungen Studenten in der Universität geboten worden. Dem Assessor, also dem fünf bis zehn Jahre älteren und gereifteren Manne, soll jenes neue Institut zweiten Ranges geboten werden, obenein mit den unliebsamen Vehikeln schulmäßiger Disciplin und dessen, was damit zusammenhängt!

Jener alte Minister hat in der Weise von Pensionären, die um die Universität herum wohnen, die aber durch einen dreißigjährigen Aufenthalt in dieser Nähe nicht das Urtheil erwerben, das ein einziges Semester der Wirksamkeit an einer Universität gewährt, ein Bild von bestrickender Einfachheit über die nothwendigen Einrichtungen nach militärischem Muster gegeben, über

die Lernbegier selbst der jungen Studenten, über die Trägheit der Professoren, welche die Vorlesungen zu spät beginnen und zu früh endigen, so daß es hier bloß auf einige neue mechanische Vorschriften ankäme, um Alles zu bessern. Wie radical redet doch der conservativste Mann über Dinge, die er nicht versteht! Er sollte einmal die Dinge von innen her kennen lernen, und die Reform würde ihm nicht mehr so einfach vorkommen.

Ja noch mehr. Der Nachdruck, der auf dieses neue Lehrinstitut gelegt wird, verstärkt sich durch die Meinung, daß ein Universitätsstudium der Staatswissenschaften für den üblichen Studirenden und seine jungen Jahre nicht angemessen sei. Es fällt also die ganze Last der Zumuthung auf dieses neue Gerüste. Hier soll er zuerst, hier soll er Alles lernen! Und wenn nun wenigstens von dem Vorbilde der Kriegsakademie die dreijährige Dauer des Lernens entlehnt würde! Aber mit nichten. Der Cursus soll 1—1½ Jahr dauern. In dieser kurzen Frist soll Alles gelernt werden, da vorher und nachher von dem Fache nichts gelernt wird. Ja, das soll gar noch auf eine Elitetruppe sich beschränken, während die Mehrzahl des Segens der neuen Akademie nicht theilhaftig wird.

Ich glaube, daß wir auf eine einfachere und zweckmäßigere Weise zu einer Besserung des Bestehenden gelangen können. Es sind keine neuen Institutionen zu schaffen; sie sind schon da.

## XVI.

In einem älteren Aufsatze (Archiv für Eisenbahnwesen, herausgegeben im Kgl. preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Jahrgang 1885) habe ich auf die Bedeutung der staatswissenschaftlichen Universitätsseminarien für diese Zwecke hingewiesen.

Es muß hier nothgedrungen von vornherein bemerkt werden (da man gewohnt ist, sich allerhand seltsame Vorstellungen über das zu machen, was in unseren Universitäten vorgeht), daß die Leitung eines Universitätsseminars, zumal eines staatswissenschaftlichen, zu den mühseligsten und undankbarsten Aufgaben eines Professors gehört. Jedes einzelne Mitglied des Seminars, gerade in dem Maße, als es ernsthaft arbeitet (und dazu sind die Seminarien da), muthet dem Director desselben eine schwere Last zu, die sich regelmäßig durch mehrere Jahre hinzieht, und die zu tragen die ganze Freudigkeit des Universitätslehrers an seinem Lehrberuf erfordert. Je größer die Zahl der Theilnehmer, um so vielfältiger ist diese Last. Und der typische Professor, der nach der Ueberzeugung der Umwohner der Universität die Pflichten seines Berufes zu erfüllen scheut, wird vor allen Dingen sich vor dieser Pflicht zurückziehen. Es ist auch — unabhängig von solchen Phantasien — eine Thatsache, daß in der voraufgegangenen Generation die meisten Professoren unseres Faches ihren Pflichteifer wohl in den üblichen Vorlesungen bewiesen, dagegen sich ungern oder gar nicht dazu verstanden, die Last der seminaristischen Uebungen auf sich zu nehmen[1]).

---

[1]) Mit Humor hat vor einigen Jahren der Director eines staatswissenschaftlichen Seminars, der es sich rechtschaffen sauer werden läßt mit seinen Schülern, in dem Nekrolog für einen älteren

Das ist nun heute anders geworden. Aber anders geworden ist es, weil die heutigen Universitätslehrer des Faches so viel mehr Zeit und Fleiß auf die Erfüllung ihrer Pflichten verwenden, wenigstens so weit es sich um diese Seite derselben handelt. Und wenn einer von ihnen vorschlägt, diese Last zu vergrößern, so thut er es wahrlich aus keinem anderen Grunde als getrieben durch sachliche Ueberzeugung.

Der heutige Betrieb unserer staatswissenschaftlichen Seminarien, die Einrichtung derselben, der ganze Zuschnitt ist das Werk der Universitätsprofessoren ganz allein. Wohl hat die Staatsregierung in Preußen, die überhaupt ein reges Interesse für neue Organisationen des Universitätsunterrichts bewiesen und keineswegs mit äußeren Mitteln zu deren Förderung geknausert hat, — wohl hat die Staatsregierung in der neuesten Zeit mehr und mehr auch für die staatswissenschaftlichen Seminarien geleistet, indem sie ihnen Räumlichkeiten anwies, indem sie Geld zur Anschaffung von Bibliotheken u. s. w. gewährte. Indessen, so dankenswerth diese äußere Unterstützung sein mag, die eigentliche Arbeit für Einrichtung und Gang der Seminarien ist durchaus die Sache der Universitätslehrer. Es läßt sich wohl ein Seminar denken, darin alle äußeren Mittel für diesen besonderen Zweck entbehrt werden, — in den privaten Arbeitsräumen der Professoren selber, in ihren Bibliotheken, wenn nur die lebendige Thätigkeit der dazu gehörigen Persönlichkeiten mitwirkt, und in der That ist es in den Anfängen vielfach so gegangen. (Das einst berühmte Seminar des Göttinger Historikers Georg Waitz begnügte sich mit einem runden Tisch in seinem Arbeitszimmer.) Umgekehrt jedoch geht es nicht. Bücher und Arbeitsräume allein wollen wenig bedeuten, wenn der Geist und die Kraft des Lehrers, der Fleiß der studirenden Jugend darin fehlt. Die Thatsache des Vorhandenseins von Räumen und Büchern genügt nicht, um beides zu erzeugen.

Da ist es denn eben bemerkenswerth, daß die staatswissenschaftlichen Seminarien, deren wir gegenwärtig bei unseren Universitäten nicht wenige und in nicht geringer Blüthe besitzen, durch ihre Professoren gleichsam aus dem Nichts geschaffen worden sind. Aus dem Nichts, — wenn wir sie vergleichen mit den parallelen Instituten der sonstigen Fächer des Universitätsstudiums. Es gibt theologische, philologische, neuphilologische, mathematische Seminarien, wie es naturwissenschaftliche Laboratorien und medicinische Kliniken gibt. Gewiß hat auf ihren inneren Zustand, auf ihre Blüthe und ihre Früchte die Kraft ihrer leitenden Professoren großen Einfluß. Indessen, daß sie sich füllen, daß immer neuer Zufluß ihnen kommt mit jedem neuen Semester, es hat vor Allem darin seinen Grund, daß Semester für Semester junge Leute zur Universität entlassen werden, welche Theologie, Philologie, neuere Sprachen, Mathematik, Physik, Chemie, Medicin studiren wollen und zu diesen Studien die thätige Theilnahme an den Fachseminarien u. s. w. nothwendig brauchen.

---

Lehrer unseres Faches (J. Helferich in Göttingen) dessen Verhalten zu seinen akademischen Zuhörern geschildert. Er erzählt von Helferich's „Lohengrinischem Gebot“:

Nie sollst Du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen.

Woher kommt der Zufluß für die staatswissenschaftlichen Seminarien? Woher kommen die fachmäßigen Studirenden der Staatswissenschaften? Durch die Räume und die Bücher der staatswissenschaftlichen Seminarien wird das nicht erzeugt. Im Uebrigen aber thut der Staat gar nichts dafür.

Es hat sich aus den früheren Erörterungen bereits mit hinreichender Deutlichkeit ergeben, daß die zur Theilnahme an solchen Uebungen in erster Reihe berufenen Studirenden, welche die einstigen Träger der höheren Staatsverwaltung werden sollen, theils vergnüglichere Dinge auf der Universität zu thun haben, als Seminarien zu besuchen, theils in den Semestern eines wirklichen ernsthaften Studiums durch die Vorschriften über das Studium und zumal durch die Gestalt der Staatsprüfungen nicht einmal auf ein ernsthaftes Hören der staatswissenschaftlichen Vorlesungen, geschweige denn auf ein Arbeiten in staatswissenschaftlichen Seminarien hingeleitet werden. Geschieht es dennoch, so ist es eine seltene Ausnahme, die der Ungunst aller äußeren Umstände abgezwungen wird.

Woher kommen nun also die jungen Kräfte für die staatswissenschaftlichen Seminarien?

Die Antwort auf diese Frage ist: Das Zeitalter hat sich auf merkwürdige Art selber geholfen. Die Kräfte, welche auf dem Wege der staatlichen Einrichtungen nicht haben kommen können, die Kräfte, die eben darum von der Verwendung im Staatsdienste ausgeschlossen waren, sie haben sich ihre eigene Bahn gebrochen und sind in die staatswissenschaftlichen Seminarien geflossen. Nach dem gegenwärtigen Zustande in Preußen hat, wer immer von Staatswegen über Wirthschaftspolitik, Socialpolitik, Handelspolitik, Steuerpolitik, Verkehrspolitik, Agrarpolitik, Gewerbepolitik in der preußischen Verwaltung oder in der des Reiches als höherer Beamter mitzuwirken hat, eine fachwissenschaftliche Schulung für alle diese Materien nicht nöthig. Aber wer als studirte Arbeitskraft einer Landwirthschaftskammer, Gewerbekammer, Handelskammer, als geistiger Dirigent eines jener großen Interessenverbände, deren immer neue und immer mächtigere sich gerade in den letzten Jahren gebildet haben, — wer an solcher Stelle zu wirken berufen ist, der hat jetzt regelmäßig die Schulung eines staatswissenschaftlichen Seminars genossen und sie meist durch Promotion in normaler Weise abgeschlossen.

So steht es also: weil zwar der Staat nicht, wohl aber die Interessenvertretung der wirthschaftlichen Berufsstände geschulte wissenschaftliche Kräfte braucht, darum haben die staatswissenschaftlichen Seminarien ihre Zöglinge. Ja, im Angesichte der Ungunst dieser Verhältnisse — soweit es sich um den Staat handelt — hat sich eine eigene Laufbahn entwickelt, welche mit der staatswissenschaftlichen Schulung in unseren Universitätsseminarien anhebt. Im Gegensatze zu den Umwegen durch das Studium des Privatrechtes, durch die fragwürdige Dauer der praktischen Ausbildung der Referendare in den Gerichtsbehörden, die zu einer zweiten Auflage des standesgemäßen Lebensgenusses reichlichen Raum bietet, haben wir eine concentrirte, erst auf Wissenschaft, dann auf Praxis gegründete, aber sehr bald zur selbständigen Wirksamkeit im öffentlichen Leben führende Laufbahn. Anziehend für Leute,

die nicht zu den „besseren“ Familien gehören, anziehend auch (und dieses neuerdings immer mehr) für Männer in reiferen Jahren, Officiere a. D. und ähnliche Persönlichkeiten, die keine Zeit mehr zu verlieren haben, um über das Referendariat hinweg zur staatlichen Anstellung zu gelangen, die aber eben darum jetzt auf diesem neuen Wege zu einer höheren Berufsstellung kommen, welche ihren Anlagen, ihrem Streben gebührt und sie über das Subalternenthum hinauf hebt.

## XVII.

Soll das nun immer so bleiben? Soll der erstaunliche Widerspruch zwischen Staatsbeamtenthum und Privatbeamtenthum in diesem wesentlichen Punkte ihrer wissenschaftlichen Schulung fortbestehen? Wer möchte das wohl bejahen! Wer möchte nicht, gerade wenn er von dem Ernste und der Würde unseres Staatsbeamtenthums erfüllt ist, den lebhaften Wunsch theilen, daß dieser Widerspruch bald beseitigt werde!

Wie aber kann das geschehen? Ich denke, einfach dadurch, daß man Raum frei macht, daß man vor Allem eine angemessene Verlängerung der Universitätsstudienzeit, also die in Preußen längst geforderten und in den süddeutschen Staaten längst bestehenden acht Semester des Studiums endlich bei uns zur Wahrheit macht.

Statt dieses zu thun, gefallen sich unsere Centralbehörden darin, heute das eine Ministerium, morgen das andere, Rescripte zu erlassen, die allerhand neue oder neu wiederholte Wünsche enthalten für Dasjenige, was alles noch Weiteres in der Studienzeit auf der Universität gelernt werden sollte. Da hat man irgendwo, etwa bei dem Gerichtsassessorexamen, unliebsame Beobachtungen gemacht über die Lücken der allgemeinen Bildung, der historischen Kenntnisse u. dgl. m. Die Folge davon ist ein Rescript, welches den Studirenden der Jurisprudenz die Nothwendigkeit ans Herz legt, ihre Studien in erhöhtem Maße auf derartige Gegenstände der allgemeinen Bildung zu richten. In solchem Zusammenhange ist es geschehen, daß vor nicht langer Zeit das Ministerium der öffentlichen Arbeiten ein Rescript erlassen hat, das im Hinblick auf die in seinen Dienst aufzunehmenden Assessoren die Ergänzung der juristischen Studien durch technologische und volkswirthschaftliche Kenntnisse empfohlen, für die letzteren dann auch die Betheiligung an den Seminarübungen betont hat.

Wie dergleichen hohe Wünsche in die Wirklichkeit übersetzt werden sollen, wie in dem ohnehin schon großen Gedränge, wo nach Maßgabe des qualitativen Studienzustandes und der thatsächlich kümmerlichen Studienfrist alle anderen Fächer außer dem Privatrecht in die Ecke gedrängt sind, wie in diesem Gedränge noch Raum für die Befriedigung neuer Zumuthungen und Wünsche gefunden werden soll, ist für Jeden, der den Dingen nahe steht, unbegreiflich.

Von alledem wird im Ernste erst geredet werden können, wenn diejenigen qualitativen und quantitativen Reformen des Universitätsstudiums durchgeführt worden sind, die wir zuvor als nothwendig bezeichnet haben. Dann wird auch Raum, Zeit, Gelegenheit, Antrieb für ernsthafte Theilnahme des

Studirenden an den Uebungen der staatswissenschaftlichen Seminarien sein. Ehe diese Voraussetzungen erfüllt sind, wird die Folge solcher neuen Rescripte und neuen Wünsche für das Universitätsstudium nur eine Steigerung des schon jetzt reichlich genug wuchernden Scheinwesens sein, welches noch ärger sein würde, wenn nicht die betheiligten Professoren ab und zu ihr Veto dagegen einlegten. Ganz im Geiste der eingerissenen Unsitten ist alsbald das Ansinnen einer Theilnahme an seminaristischen Uebungen von dem stud. jur. et cam. dahin interpretirt worden, daß er auch dieses Colleg „belegt“ und die übrige Sorge für den Studienfleiß auf das Antestiren und Abtestiren beschränkt. Denn es macht der gegenwärtige Zustand des gesammten Rechtsstudiums Dasjenige, was hier vernünftiger Weise von oben herab nur gemeint sein kann — nämlich ein ernsthaftes Arbeiten in solchen Uebungen des Seminars — für Alle, bis auf äußerst seltene Ausnahmen, zur Unmöglichkeit. Erst also sollen die vorgesetzten Ministerien ihren guten Willen in der Durchführung der grundlegenden Studienreform beweisen. Danach wird die Möglichkeit sein, diese neuen Forderungen zu befriedigen.

Nun glaube ich allerdings nicht, daß selbst nach Durchführung der nothwendigen Reform die Arbeit in den seminaristischen Uebungen mehr wird sein können als eine erste Einführung in die selbständige wissenschaftliche Bethätigung. Das ist in so kurzer Zeit, wie sie selbst bei vierjährigem Studium für das staatswissenschaftliche Seminar übrig bleiben würde, von besonders begabten Studirenden abgesehen, gar nicht zu erwarten. So schnell geht es mit derartigen Dingen überhaupt nicht. Die Früchte, welche aus den Uebungen in diesen Seminarien regelmäßig heranreifen, brauchen Zeit, brauchen Jahre. Darum muß der ganze Plan auf einen weiteren Ausblick eingerichtet sein. Der vor dem ersten Staatsexamen stehende Studirende wird in den letzten Semestern seiner Universitätszeit in dem staatswissenschaftlichen Seminar eine nähere Beziehung zur wissenschaftlichen Arbeit anknüpfen, die ihn dann späterhin, nach Verlassen der Universität und nach dem Eintritt in die praktische Vorbereitung für den Verwaltungsdienst, durch das Leben geleitet, die seine Wirksamkeit im staatlichen Amte fortdauernd in lebendiger Berührung mit der Wissenschaft hält.

Bei der Mannigfaltigkeit des Menschenmaterials, welches hier in Betracht zu ziehen ist, zumal im Angesicht der Thatsache, daß wir noch lange mit einer Schicht dieses Materials, einer „oberen Schicht“, zu rechnen haben werden, die gerade für unsere Absichten einen harten Stoff, also eher die unterste Schicht, abgibt, — bei dieser Sachlage wird man natürlich sich vor überspannten Plänen hüten müssen. Es wird ein Mehr oder Weniger sein; es wird sich vorerst nur um die Elite handeln können, es wird das Ziel des Strebens zunächst sein müssen, daß diese Elite möglichst zahlreich sei. Es wird schon viel erreicht sein, wenn das Bedürfniß gestillt werden kann, das seit so vielen Jahren unsre hoch gestellten Verwaltungsmänner im Reiche und im preußischen Staate unter Stoßseufzern immer wieder geäußert haben, daß es an geeigneten Kräften fehle selbst für jene Minderzahl von Aemtern, die sich an der Spitze der Verwaltung befinden. Es wird zuvörderst darauf ankommen, eine angemessene

Vorbildung zu dieser höheren Qualität des Beamtenthums herbeizuführen. Unbeschadet allerdings dessen, was weiter kommen soll für die Gesammtheit unseres höheren Staats- und Verwaltungsbeamtenthums, was aber nach der Weise jedes Fortschrittes auf die erste Etappe desselben folgen soll.

Wenn hier abermals eine Analogie aus unseren sonstigen Staatseinrichtungen herangezogen werden soll und wiederum hierzu die Einrichtungen der Kriegsverwaltung gebraucht werden dürfen, so möchte ich sagen: ähnlich, wie nach Ableistung der einjährigen Dienstpflicht, die im Rahmen des stehenden Heeres vor sich geht, der Rücktritt in den bürgerlichen Beruf des Pflichtigen, zugleich aber die dazwischen hineintretenden militärischen Uebungen und die Beförderung zum Officier mit den daran sich schließenden Dienstleistungen folgen, so soll die Theilnahme der Studirenden am staatswissenschaftlichen Seminar, Hand in Hand mit den andern Formen des Universitätsstudiums das erste Dienstjahr bilden, von dem aus dann, als der ersten Grundlage, die fernere Ausbildung parallel mit der Praxis oder vielmehr die Praxis durchsetzend einzutreten hat.

Von der Freiwilligkeit allein und den in der höheren Staatslaufbahn winkenden Lorbeeren dürfen wir natürlich für unseren Plan nicht zu viel erwarten. Es müssen feste Vorschriften geschaffen werden, welche dieses eigenartige Verhältniß zwischen staatswissenschaftlichem Studium und Vorbildung bei den Behörden reguliren. Hält man an der vierjährigen Dauer der Referendariatszeit (bei Gerichts- und Verwaltungsbehörden) fest, so dürfte es kaum Schwierigkeiten begegnen, wenn man ein Jahr davon alternativ für die begabteren und strebsameren Elemente frei machen wollte zu Gunsten der Rückkehr in das Universitätsseminar. Solch ein Jahr wäre zugleich eine gute Gelegenheit, manche Vorlesungen an der Universität, sei es repetendo und mit gesteigertem Verständniß zu hören, sei es nachzuholen, um dies und das, etwa auch Technologisches, zu ergänzen.

Durch ein solches akademisches Uebungsjahr, welches mitten in die Referendariatszeit hinein gepflanzt wäre, würde die Verbindung aufrecht erhalten, die sonst leicht in dem Drange anderer Umgebungen, Geschäfte, Eindrücke, Geselligkeiten verloren gehen könnte, — die Verbindung zwischen Wissenschaft und praktischer Amtsthätigkeit. Ohne diesen Zwischenbau würde die Spannung und die zeitliche Entfernung eine gar zu weite sein, wenn man im Sinne mancher älteren Entwürfe ein Studienjahr erst mit Ablegung des Assessorexamens eintreten ließe. Man sollte das Eine thun und das Andere nicht lassen; man könnte beides um so leichter durchsetzen, je mehr man zunächst von einer Verschiedenheit der Begabungen und Leistungen ausginge, je mehr man also sich mit einer Abstufung begnügte, der zu Folge man als Unterstufe etwa Dasjenige ansähe, was bei einjährigem Universitätsstudium durch die thätige Theilnahme am Seminar erreicht wird, als mittlere Stufe die darauf folgende Betheiligung an demselben während eines Referendariatsjahrs, als höchste Stufe den Abschluß in einem dritten Jahre (oder auch nur einem Semester) nach Absolvirung des Regierungsassessorexamens.

Die wissenschaftliche Arbeit, welche durch diese Stufen sich hindurch zu ziehen hätte, ist durch eben das vorgezeichnet, was in unseren staatswissenschaftlichen Seminaren längst das Centrum ihres Lebens bildet. Es soll hier der Weg gefunden werden von der Kenntniß der Hauptlehren des Faches, von der receptiven Beherrschung des Gesammtgebietes einer Wissenschaft zu derjenigen eindringenderen Herrschaft, die gewonnen wird durch die eigene Mitarbeit an der Weiterführung der wissenschaftlichen Erkenntniß. Dies geschieht schrittweise, indem zunächst eine gründliche Vertrautheit erworben wird mit einem Specialgebiete, dem sich die besonderen Neigungen des Studirenden zuwenden, indem alsdann ein eng umgrenztes Problem angefaßt wird, das völlig zu bemeistern die Aufgabe ist. Es ist ein allmähliches Vordringen aus der Peripherie in den Mittelpunkt der Forschung, bei welchem der Weg immer mehr aus dem Allgemeinen zum Besonderen, aus dem oberflächlichen Besitze zum tieferen Eindringen führt. Es ist verschieden nach dem Grade der Vertiefung, verschieden nach der Masse des hinzugezogenen Materials, verschieden nach der Größe des Gegenstandes, auf den die jungen Kräfte sich richten, um mit ihm zu ringen.

Die üblichen Mitglieder der staatswissenschaftlichen Seminarien versuchen es damit, je nach den Gaben, die ihnen gegeben, je nach dem Ernst, den sie daran zu setzen bereit und fähig sind. Sie bleiben bei den Außenwerken stehen oder dringen in die Festung ein. Sie erwerben einen kleineren oder größeren selbständigen Besitz an eigenen Errungenschaften in dem weiten Gebiete der Wissenschaft. Je nach dem, was sie erreichen, ist auch das Ziel beschaffen, welches im Leben ihrer wartet. Eine relative, eine zeitweilige, eine mehr oder weniger dauernde Theilnahme an der Arbeit der Wissenschaft und an deren Berufe.

Es wird sich etwas Gleichartiges an diese bisherigen Gewohnheiten anreihen, wenn die Candidaten unseres höheren Verwaltungsdienstes (mehr als bisher) an diesen Uebungen theilnehmen. Das Ziel sollte wohl sein, wenn auch zunächst nur von einer bescheidenen Zahl erreicht, daß der einzelne Mann ein ordentliches Thema angriffe und überwinde. Ein Thema aus dem großen Gebiete der Staatsverwaltung, der agrarischen oder gewerblichen, der socialpolitischen oder der handelspolitischen Aufgaben, der Steuerpolitik oder der Verkehrspolitik. Ein Thema, dessen erschöpfende Behandlung aus einem Jahre langen Zusammenwirken und Zusammenwachsen von Wissenschaft und praktischer Verwaltungsthätigkeit in gleicher Weise eine Förderung der wissenschaftlichen Forschung bedeuten würde wie eine Vorbereitung schwebender staatlicher Reformen.

Es kommt nur darauf an, daß man erst einmal diesen Weg betritt, und daß man nicht auf den Abweg neuer, mechanisch construirter Unterrichtsinstitute geräth, die an dem bisherigen Zustande nichts Wesentliches verbessern würden, die aber desto schädlicher wirkten, je mehr sie die Meinung erweckten, es sei nun eine Reform fertig gebracht.

Zu Gunsten unseres Gedankenganges und gegen ein solches neues Unterrichtsinstitut spräche namentlich auch dieser Umstand: es ist nicht abermals ein

Stück Centralisation, es ist vielmehr ein Anschluß an die gegebenen, durch den ganzen Staat zerstreuten Universitäten. Die Candidaten des Verwaltungsdienstes (oder wenigstens eine Elite derselben) werden durch unsere Einrichtung Affiliirte der Universitätsseminarien, die auch in der Abwesenheit des Ortes ihnen geistig und wissenschaftlich zugehören, durch schriftlichen Gedankenaustausch mit dem Director und den Mitgliedern des Seminars (wie das in einzelnen Fällen längst geschehen ist), für die Förderung ihrer wissenschaftlichen Arbeit im Besondern wie für ihr ganzes praktisch-wissenschaftliches Berufsleben eine Stütze und einen dauernden geistigen Halt haben. Eine wechselseitige Durchdringung also der Wissenschaft und Amtsthätigkeit, wie sie eben das Ideal jedes hervorragenden Staatsbeamten sein soll, wie sie hier in den Fundamenten der Vorbildung hergestellt wird.

## XVIII.

Alles dieses würde ich nicht geschrieben haben, wenn nicht einerseits die Schwierigkeiten große wären, die noch zu überwinden sind, ehe eine Reform des Bestehenden in Gang gebracht wird, wenn nicht andererseits Zukunft verheißende Anfänge zu bemerken wären, welche Muth verleihen für die Hoffnung auf eine Reform.

Grund zur Ermuthigung gibt Mehreres. Zunächst und vor Allem dieses. Es ist das unwiderlegliche Zeugniß, das immer wieder für den Beruf und die Würde der Staatswissenschaft abgelegt wird, daß es der Regel nach die besten, begabtesten und zu gebührender Stellung im Staate gelangten Persönlichkeiten unter unseren hohen Beamten sind, welche einen Zug zur Wissenschaft in der einen oder anderen Weise ihr Leben lang bekunden. Es ist eben kein Zufall, daß jene Gedanken des hervorragenden Verwaltungs- und Staatsmannes, welche ihn und seine Thaten über das Alltagsniveau erheben, in dem Grade, als sie in den harten Stoff der Thatsachen eindringen, auch die Gedanken der Wissenschaft sind. Denn der beliebte Gegensatz zwischen Theorie und Praxis ist nur bei Denjenigen populär, welche nicht begreifen, daß die Theorie nichts Anderes ist als das Denken über die Praxis. Und Diejenigen, welche über ihre Praxis nachdenken, stehen eben dadurch der Theorie, d. h. der Wissenschaft, nahe, um so näher, je gründlicher ihr Nachdenken ist. Trostreich ist es nun für den Freund eines so nothwendigen Fortschrittes auf dem uns hier beschäftigenden Gebiete, daß — wenn nicht alle Anzeichen trügen — die Empfindung und das Verständniß für das, was wir wollen, sich in unseren hohen Staats- und Reichsbehörden immer mehr verbreitet.

Das Andere (im Grunde nur dasselbe von der anderen Seite gesehen), ist der Antheil an unseren Universitätsvorlesungen und staatswissenschaftlichen Seminarien, welchen gegenwärtig schon eine — allerdings kleine — Auslese des höheren Beamtenthums zu nehmen sich mehr und mehr gewöhnt hat. Aus diesen Kreisen sind bereits Elemente vorhanden, welche so zu sagen Affiliirte unserer staatswissenschaftlichen Seminarien oder „correspondirende Mitglieder“ sind, welche aus dem freiwilligen Zuge der Sache Dasjenige sind, was wir als fester gegründete Institution für einen weiteren Kreis anstreben. Wir wissen,

was wir an diesen besitzen; sie sind zum Theil die Stützen und die Säulen unseres wissenschaftlichen Unterrichtes, entsprechend der erhöhten geistigen und moralischen Reife, die sie zu dem Unterricht mitbringen.

Da ist nun in den letzten Jahren durch die Mitwirkung des vorgesetzten Ministeriums ein neuer Strom hinein geleitet worden. Aus den verschiedensten Fächern und studirten Berufsarten her ist ein Bedürfniß vernommen worden, von den Universitäten und deren Lehrern eine Auffrischung oder Fortsetzung des Unterrichts der üblichen Studentenzeit ausgehen zu lassen. So sind „Fortbildungscurse" entstanden in allen möglichen Wissenschaften: Fortbildungscurse für Aerzte und im Einzelnen für die Specialfächer der Medicin; Fortbildungscurse für Mathematiker, für Lehrer der Naturwissenschaften, für Altphilologen und für Neuphilologen, sowie für Archäologen und Kunsthistoriker. Das Neueste dieser Art war in den ersten Wochen des Jahres 1901 ein Fortbildungscursus für höhere Verwaltungsbeamte, der an der Universität Göttingen abgehalten wurde. Nicht das, was in eng bemessener Frist hier an Vorlesungen geboten werden konnte, nicht eine bestimmte Masse des überlieferten Wissensstoffes oder der neu erworbenen Kenntnisse war das Wesentliche bei diesem ersten Versuche. Das Entscheidende war die geistig gehobene Stimmung, in welcher dieses Experiment sich bewegte, war die Empfindung von der geistigen Wohlthat der akademischen Luft, die sich verbreitete, von der Luft, welche frei macht, innerlich frei, geistig frei, welche den an ihr Theilhabenden frei macht von dem Druck der Alltagsatmosphäre, von der bleiernen Unveränderlichkeit der Routine. Das Entscheidende war die Vorempfindung dessen, was hier geschehen könnte und früher oder später geschehen wird, wenn derartige embryonische Ansätze zu ihren Consequenzen geführt werden, wenn das lose Werk einiger Wochen zu dem festen Bau von Jahren ausgestaltet wird.

Die bloße Ankündigung des neuen Versuches wirkte nach allen Seiten hin. Aber es kennzeichnete und ehrte den Charakter desselben, daß er seine Anziehungskraft ausübte vorzugsweise auf die besten jüngeren und zum Theil nicht mehr ganz jungen Kräfte des höheren Beamtenthums in Staat und Gemeinde. Der unmittelbare persönliche Eindruck im täglichen Verkehr bewies das, und eine Reihe von Berichten der Theilnehmer an die amtlichen Stellen bestätigte es aufs Erfreulichste. Aus der preußischen Staatsverwaltung und von der Reichs-Marineintendantur, aus den Stadtbehörden und zumal aus den Verwaltungen der kleineren deutschen Staaten war eine bunt und doch harmonisch gemischte Schar von Männern gekommen. Es war ein handgreifliches Bild, ein lebendiger Eindruck von den latenten Kräften, die auf diesem Gebiete erst noch frei zu machen sind.

Es wird jetzt darauf ankommen, daß diese erfreulichen und ermuthigenden Anfänge weiter geführt, daß feste Einrichtungen geschaffen werden, um daraus die Consequenzen zu ziehen. Es ist die Aufgabe der hohen preußischen Staatsbehörden, dieses zu leisten. Die Ehre der preußischen Staatsverwaltung ist je länger je mehr daran geknüpft. Ein Blick auf das Beamtenthum der anderen deutschen Staaten und seine Einrichtungen beweist das. Es gilt, hier endlich lange Versäumtes nachzuholen, die anderen deutschen Staaten einzuholen.

XIX.

Und endlich: Die Anzeichen dafür mehren sich, daß der gute Wille zur Besserung bei uns vorhanden ist. Um dies zu erkennen, muß man nur bereit sein, jede Gabe dankbar hinzunehmen.

Ein Beweis ist das, was eben jetzt in einem Gesetzentwurf angekündigt ist, wenige Monate, nachdem die voraufgehenden Blätter geschrieben sind. Zwar, das Gebiet der Staatswissenschaften ist wiederum nur mit dem Aermel gestreift, für die Vorbildung des höheren Verwaltungsbeamtenthums ist noch immer nichts an dem alten Zustande geändert. Aber wenigstens eine Art von Fortschritt für die Vorbildung der Juristen und eine Zusage für die der Verwaltungsbeamten enthält die Thronrede vom 8. Januar d. J. Leider — und das ist bezeichnend — knüpft dieser Fortschritt sich an eine bedenkliche Neuerung, an die weitherzige Reform, welche das Reifezeugniß der Oberrealschulen und der Realgymnasien auch für die juristischen Studien dem Gymnasialzeugnisse gleichstellt. Auf die Kenntniß des Griechischen wird verzichtet, die Kenntniß des Lateinischen soll nachgewiesen werden in der Interpretation römisch-rechtlicher Quellen, die zugleich eine Art von Tentamen (bescheidenster Größe) für jeden Studirenden der Rechte nach dem dritten Studiensemester in Verbindung mit den Zeugnissen über andere Uebungen bildet.

Meine Bedenken gegen diese Weitherzigkeit entspringen nicht nur dem altgläubigen Vorurtheil für das classische Gymnasium (das ich allerdings, gleich manchem anderen Universitätslehrer, für mehr als ein Vorurtheil halte), sondern namentlich der erfahrungsmäßigen Besorgniß, daß jetzt für so viel reichlicheren Zufluß von minderwerthigen Elementen zum juristischen Studium die Bahn frei gemacht ist. Mischt sich also ein großer Wermuthstropfen in die Freude über den neuesten Fortschritt, weil der Fortschritt mit einem Rückschritt beginnt, so mag gern anerkannt werden, daß der Versuch mit einem bescheidenen Surrogat für das oft und lange geforderte Tentamen der Juristen vielleicht geeignet ist, die uns bekannten Mißstände des Rechtsstudiums zu beeinflussen. Mehr darüber wird erst die Erfahrung lehren. Ebenso, wie über den Versuch mit den vorgeschriebenen Zeugnissen der Theilnahme an den praktischen Uebungen die Erfahrung entscheiden muß. Bei seiner Einführung gar zu günstig beurtheilt, soll er jetzt nach mancherlei Enttäuschungen in ein zweites Stadium des Experimentes treten, wenn man die Zahl der Theilnehmer an jedem obligatorischen Prakticum begrenzt haben wird.

Das Beste an den jetzt geplanten neuen Vorschriften ist, daß die Zahl der Studiensemester auf sieben erhöht wird, und zwar derart, daß vier Semester erforderlich sind nach Ablegung jenes Quasi-Tentamens. Wird letzteres erst später als nach dem dritten Semester geleistet, so verlängert sich das Studium in entsprechendem Maße.

Neben der Verlängerung der Studienfrist um ein Semester (wofür die Dauer der praktischen Vorbereitungszeit im Referendariat um eben so viel abgekürzt werden soll) ist für uns von Bedeutung das folgende Anerkenntniß,

welches die amtlichen Motive des neuen Gesetzentwurfes enthalten. Es haben, heißt es darin, von jeher Zweifel bestanden, was unter den „Grundlagen der Staatswissenschaften" (welche einen Gegenstand des Referendarexamens bilden sollen) zu verstehen sei. Die Folge war, daß dieselben thatsächlich durchaus in den Hintergrund getreten sind. Es ist daher zweckmäßig, jenen allgemeinen unbestimmten Ausdruck durch eine klare Forderung zu ersetzen. Als deren Gegenstand ist die Nationalökonomie gewählt, weil sie die Grundlage der sog. Staatswissenschaften bildet und weil ihre Kenntniß zum Verständnisse der modernen Rechtseinrichtungen, häufig auch zur richtigen Würdigung der dem Richter unterbreiteten thatsächlichen Verhältnisse unerläßlich ist. Aufgabe der Justizverwaltung wird es sein, dafür Sorge zu tragen, daß eine Befragung in der Nationalökonomie fortan in keiner juristischen Prüfung fehlt.

So der Wortlaut der Motive. Es wird darauf ankommen, in welcher Weise die Justizverwaltung für die Erreichung dieses Zweckes Sorge trägt. Die Lehrer der Nationalökonomie sehen dem mit getheilten Empfindungen entgegen. Für ihr persönliches Wohlbefinden haben sie die Fortdauer des alten Zustandes aufs innigste zu wünschen; für die Sache und für den Ernst ihrer Wissenschaft das Gegentheil.

Die Motive der Vorlage sagen: trotz eines ihre Berücksichtigung in jeder Prüfung fordernden Runderlasses vom 30. October 1879 sind die „Grundlagen" thatsächlich durchaus in den Hintergrund getreten. Jedoch durch Runderlasse — so erlauben wir uns zu bemerken — setzt man die Prüfung eines Faches nicht in den Vordergrund, sondern durch dazu bestellte fachmäßig befähigte Examinatoren. Hat man aber wohl, bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, schon gehört, daß Professoren der Nationalökonomie zu Examinatoren für römisches Recht oder für Staatsrecht ernannt worden sind? Ohne diese Maßregel wird auch ein neuer Runderlaß ohnmächtig bleiben.

Inzwischen haben wir die Entscheidung des Landtages abzuwarten. Und wenn dieser, wie wir hoffen, sein Jawort zu dem Entwurf gesprochen hat, dann mag die andere Zusage der Regierung bald erfüllt werden — das, was uns in diesem Aufsatze am meisten beschäftigt hat: die Reform der wissenschaftlichen Vorbildung der höheren Verwaltungsbeamten.

---

# Victor Hugo.

Von
**Hugo von Hofmannsthal.**



## Das Weltbild in seinen Werken.

Poesie ist Weltgefühl; es wird in den Werken eines poetischen Genies immer ein Bild der Welt enthalten sein, freilich aber dürfen wir darin nicht nach philosophischen oder politischen, systematischen Ideen suchen, sondern nur nach poetischen. Auf jene Gewalt der Phantasie kommt es an, vor der keine Amorphie bestehen bleibt, der Alles lebendig, Alles zum Sinnbilde wird, jene mythenbildende Gewalt, von welcher der platonische Sokrates schmerzlich bekennt, daß sie ihm mangle.

Der Mensch ist es, der auf den Menschen am stärksten wirkt, und er nimmt auch hier die Mitte des Weltbildes ein. Menschliche Größe zu verherrlichen, darauf geht Hugo's poetischer Instinct schon in den ersten, unsicheren Versuchen. Was er als die Grundform menschlicher Superiorität erkennt, ist eine eigenthümliche Vermengung handelnder Genialität mit rhetorisch-poetischer. Das Element des Rhetorischen ist in ihm so mächtig, daß er fast alle grandiosen Aeußerungen der Seele damit ausstattet. In seinen Figuren entlädt sich Ueberlegenheit der Seele in Ueberlegenheit der Rede. Seine größten psychologischen Conceptionen sind nicht Liebende, nicht eigentlich Handelnde, nicht Märthyrer, sondern Redner. Ja, auch die gegen den Menschen wirkenden Naturgewalten sind mit der Gewalt der Rede ausgestattet, und sein Begriff von Gott ist der: das Wesen, welches das letzte Wort behält. Und dies alles abgesehen von den Dramen, in welchen es natürlich ist, daß sich die Figuren in Rede und Gegenrede ausleben müssen.

Man fühlt es, wie das Ich des Dichters zugleich mit seiner ganzen Sympathie in jene Gewalten überströmt, aus deren Mund sich die erhabene, mit Gleichnissen geschmückte, ungeheure Beredtsamkeit ergießt.

Sie sind Seinesgleichen; war er doch von früh an der Wortführer, der Prediger, der Anwalt; ist doch der schönste Theil des Buches „Les Contemplations“ sein unausgesetztes Reden mit Gott, das ganze Buch „Châtiments“

seine einzige, zornvolle, glühende Rede, mit kleinen Einschnitten, Pausen, um Athem zu schöpfen oder um den Standort zu wechseln, die Tribüne mit der Barricade, die Barricade mit der Insel des Exils zu vertauschen.

In der Légende des siècles löst ein solcher den anderen ab. Welf, Castellan von Osbor, eine einsame, fast mythische Gestalt, hält von der Zinne seines Thurmes herab eine Harangue, die sich über eine unten lagernde Armee, über den Kaiser, Könige und Herzöge entlädt wie ein furchtbares Gewitter über einem Kornfelde.

Ein paar Seiten später tritt Elciis auf, ein Redner, der noch eine Stufe über Welf steht. Das Gedicht heißt: „Les quatre jours d'Elciis". Der Kaiser Otto III. hat gelobt, jeden Vorübergehenden anzuhören:

> D'entendre, d'écouter, lui César tout-puissant
> Tout ce que lui dirait n'importe quel passant,
> Devant les douze rois et la garde romaine,
> Cet homme parlât-il pendant une semaine.

Und nun hebt Elciis an, ein erhabener Greis, und spricht durch vier Tage, jeden Tag vom frühen Morgen bis zum Abend; und jeden Abend, wenn er fertig ist, sagt der Kaiser erstaunt: „Schon!" Diese Rede geht vor sich wie das Austoben einer ungeheuren Naturkraft. Die Fülle ist so groß, ein so grenzenloses Zuströmen von Athem und Worten, daß es Elciis nicht verschmäht, zwölfmal dasselbe zu sagen, so sicher ist er, es immer mit noch stärkerem Tone, in einer noch gewaltigeren Zusammenstellung der Worte sagen zu können. Er spricht gegen die Könige; er sagt, daß die großen und mächtigen Könige sterben müssen und unter der Erde elend verstauben; und er nimmt zwölf Könige beim Namen her und sagt es von einem jeden, bis die Wucht dieses Gießbaches von Worten den Hörer ängstigt; es ist das, was er gewollt hat.

Oder Zim-Zizimi. Der orientalische Despot auf einem Throne, an dem zehn goldene Sphingen angebracht sind. Zuerst spricht die eine Sphinx zu dem Despoten, dann die nächste; alle zehn nach einander. Wie sie zu Ende sind, wirkt das Schweigen unheimlich, und nun redet Zim-Zizimi seinen goldenen Becher an:

> Viens ma coupe,
> Moi, le pouvoir, et toi, le vin, causons tous deux.

Und der Becher kanzelt ihn ab. Nachher spricht er die goldene Lampe an. Und die Lampe antwortet, ebenso wie der Becher, wie die Sphingen, mit der Beredsamkeit aller Sibyllen und Propheten.

Ein anderes, sehr großartiges Gedicht ist nichts als ein gewaltiges Gegeneinanderreden zweier Adler, des freien, wilden Adlers hoch in den Wolken und des heraldischen, von Juwelen strotzenden doppelköpfigen Adlers im kaiserlichen Wappenschilde.

Die Strafreden des Cid an seinem wortbrüchigen König bilden ein Buch für sich. Der große Justiciero übt mit dem Munde eine fürchterlichere Strafgewalt aus als mit dem Schwerte; auch sein unermüdlicher Arm wäre nicht im Stande, so lange das Schwert zu schwingen. Denn diese Reden über dem

Niveau menschlicher Beredtsamkeit, sie sind wie Naturgewalten, Wildbäche, Eruptionen, die mit schwindelnder Heftigkeit eine ungeheure Masse mit sich fortreißen. Die Vehemenz des Geistes, welche eine solche Masse von Worten vor sich her treibt, wirkt an sich schon wie ein grausiges, erhabenes Schauspiel. Wir glauben, mit zu fühlen, wie ein Wille, ein athmendes Wesen sich in die Wucht der Materie einbohrt, mit titanischer Energie von innen heraus das Uebergewaltige erschüttert, empor treibt, durch die Masse hindurch kommt, das Unglaubliche vollbringt. In der That hat sich das oft erneuerte Erlebnißgefühl dieser ungeheueren geistigen Anspannung in Victor Hugo von innen nach außen gewandt und ist zu einer grandiosen sinnlichen Anschauung titanischer Kraftleistungen geworden. Eine davon bildet den Kern des Romanes „Les travailleurs de la mer“. Hier verrichtet ein einzelner Mensch, nur versehen mit einer Säge und einem Handbeile, die Arbeit eines hundertarmigen Titanen. Er rettet eine Schiffsmaschine, die nach dem Schiffbruche hoch zwischen Felsklippen eingeklemmt hängen geblieben ist. Die schwindelnde Höhe, die Härte des Gesteins, das wüthende Meer, der Sturm, der Nebel, Alles wirkt ihm entgegen. Die kostbare Maschine selbst, die er wegschaffen will, verzehnfacht seine Mühen: denn sie ist ebenso empfindlich als ungeheuerer Schwerfälligkeit, und er braucht hundertmal mehr Aufwand von Geduld und Schlauheit, um sie nicht zu verletzen, als er Vorkehrungen braucht, um ihre Masse zu heben. Er vervielfacht sich selber, indem er ein ganzes System von Balken und Hebeln, Rollen und Krähnen aufthürmt; und er siegt.

Der Titan der „Légende des siècles“ lebt im lichtlosen Erdinnern. Die Götter haben Berge über ihn gethürmt; aber ein Verlangen, das Licht zu sehen, überkommt ihn, und er wühlt sich durch und bricht aus der jenseitigen Kruste der Erde, die dem Empyreum zugekehrt ist, mit dem Kopfe hervor. Sein Durchwühlen, die dumpfe Wucht des Willens im Kampfe mit der dumpfen Wucht der Materie füllt zweihundert Verse; und indem immer neue Wortmassen an uns heran drängen, sich zu Schlünden aufthun, in unsicherem Lichte uns lastend umgeben, wird die Allegorie wirklich zur Magie und läßt uns in einem anderen Medium das Dargestellte selber erleben.

Man wird auch bei solchen Conceptionen nie an eine bewußte Allegorie denken dürfen, sondern unwillkürlich strömen die Kräfte der Phantasie zur Darstellung dessen zusammen, was starken inneren Erlebnissen analog ist, und machen aus der äußeren Welt ein Gleichniß der inneren.

Wenn man sich erinnert, daß Balzac sein Gefühl beim Arbeiten mit demselben Gleichniß ausgedrückt hat: „Ich springe in die Grube hinein, lasse mich verschütten, und dann schaufle ich mich wieder heraus,“ so wird man erkennen, daß die Arbeit für diese großen Energien das centrale Erlebniß war, die Arbeit, in welcher sich sehr heterogene Elemente mit einander verschmelzen und sehr verschiedenartige Formen dem Dasein gegenüber stehen, eine moralische Einheit bilden. Denn der Arbeiter fühlt sich als das Atom im Zweikampfe mit der Unendlichkeit und fühlt sich doch jeder schöpferischen Kraft verwandt, fühlt sich als ein Analogon des Schöpfers selber. Sein Dasein ist ebenso sehr mit den sittlichen Mächten verknüpft als mit den elementaren

Gewalten, und indem er sich seinem Thun ganz hingibt, verschmilzt ihm die äußerste Anspannung und heroische Selbstentäußerung in eins mit dem schrankenlosen Genießen der Welt, mit einer Orgie, die kein Anderer kennt. Dieses dithyrambische Element ist in dem Werke Hugo's nicht seltener und minder großartig ausgedrückt als jenes heroische. Vielleicht am grandiosesten an der Stelle in „Notre-dame de Paris“, wo geschildert ist, wie Quasimodo die Glocken läutet.

Dem, der wirkt, erschließt sich die Welt, und er begreift das Tiefere; den Dünkel geistiger Anmaßung lehnt er ab und steht dem Elementaren mit wachsender Ehrfurcht gegenüber. Denn hier sieht er Kräfte, die über sein Begreifen hinaus gehen, die der Zerlegung spotten; vor ihnen sich zu demüthigen, befriedigt ihn, denn da demüthigt er sich vor einem Höheren, das er auch in den Tiefen des eigenen Wesens wirksam fühlt.

In der niedrigeren Creatur, dem Thier, in der vom Leben unberührten Creatur, dem Kind, in der Vielheit der Creatur, dem Volk, ruht sich seine Betrachtung aus von allen schmerzlichen Empfindungen der eigenen Disharmonie und Unzulänglichkeit.

Die Thiere sind in diesen Werken durchaus als Symbole des Instinctiven in der Menschennatur verstanden: sie sind die „Larve des Menschen“; ihre Regungen sind dumpf, ungebrochen, großartig; sie sehen Gott dort, wo der Mensch ihn nicht sieht; sie wittern das, was über menschliches Begreifen hinaus geht; sie tragen ein dumpfes sittliches Gesetz in sich, und in ihren Augen ist die Unendlichkeit. In der That hat der thierische Blick etwas Vages, das ergreifend und schauerlich ist.

Schon in dem Gedicht „Ce que dit la bouche d'ombre“ findet sich diese Stelle:

> Homme!
> Pendant que tu te tiens en dehors de la loi,
> Copiant les dédains inquiets ou robustes
> De ces sages qu'on voit rêver dans les vieux bustes
> Et que tu dis: „Que sais-je?“ Amer, froid mécréant,
> Prostituant ta bouche au rire du néant,
> A travers le taillis de la nature énorme
> Flairant l'éternité de son museau difforme,
> Là dans l'ombre, à tes pieds, homme, ton chien voit Dieu.

Und dies ist ein Grundgedanke, der in der „Légende“ oft wiederkehrt und auf den eines der posthumen Bücher: „L'Ane“, ganz aufgebaut ist.

Die wirkliche Schilderung des Kindes, kann man sagen, hat vor Victor Hugo in der französischen Literatur nicht existirt. Rabelais bringt den kleinen Gargantua, aber das ist kein menschliches Kind und hat wenig von einem solchen. Der kleine Astyanax, bei Racine, ist kaum mit einem Strich angedeutet; es war nicht die Art des ancien régime, auf ein Kind als solches einzugehen; man sah in ihnen Wesen, denen eine gewisse Fähigkeit zu repräsentiren, fast mit dem Gehenlernen eingeflößt werden mußte. Vielleicht nur bei Lafontaine finden wir da und dort den flüchtigen Umriß eines Kindes,

mit etwas Natürlichkeit, zwischen einer Katze und einem Wiesel. Rousseau hat in Emile einen Automaten geschaffen und kein Kind. Das Werk Victor Hugo's aber ist erfüllt mit diesen Gestalten von einer Frische, einem Schmelz, der unvergleichlich ist. Da und dort tauchen sie in den Gedichten auf, in jedem der Romane kommen sie vor, in der „Légende“, in dem schönen Buch „Groupe des idylles“ nehmen sie ihren wichtigen, erhabenen Platz ein, und endlich existirt ein ganzes Buch nur durch sie und für sie: „L'Art d'être grand-père“.

Es ist nichts ungeschildert geblieben: ihr Stammeln, ihr Lallen, ihr Lächeln, ihr Staunen, ihr Schweigen, ihr ganzes unerschöpflich räthselhaftes Verhältniß zur Welt, zum Dasein, zu der Unendlichkeit, aus der sie herzustammen schienen, und deren Abglanz sie noch eine Weile umschwebt.

Aber das dumpf-gewaltige Thier, das größer gesinnt ist als der Mensch, und das schuldlose Kind, dessen Einfalt Gott beschützt, sind wiederum nur wie Symbole für die größte der dumpfen Mächte, für das Volk. Ja, es würden sich, das ganze Werk Victor Hugo's hindurch, Hunderte von Symbolen finden lassen, die das Volk verherrlichen. Denn da seine Symbole nicht mit dem Verstand gefunden, sondern aus der Fülle der mit Bildlichkeit geschwängerten Erregung geboren sind, so fand er, wenn eine große Sache seine Phantasie erfüllte, überall im Universum verwandte Vibrationen und gab sie mit solcher Kraft wieder, daß der Hörer sich mit Entzücken und Schauder der ungeheuren Concordanzen des Daseins bewußt wird. Das ist die geheimnißvolle Kraft seiner Poesie; denn seine Weltanschauung ist ärmlich, vag und fast trivial, wenn man sie abstract formuliren will; aber doch ist sein Weltbild großartig, indem es mit genialem Instinct das Geistige mit dem Materiellen verknüpft; und niemals durch das Gedankliche eingeengt, trägt diese Phantasie aus den Erscheinungen der ganzen Welt das ihr Gemäße zusammen und verfährt da so wie die menschliche Lebenskraft selber, die uns durch das unendliche Gewirr der Widersprüche des Daseins durchleitet, ohne daß wir zu Grunde gehen. So entzieht sich sein Weltbild völlig der Kritik; denn wie bei einem Menschen im Leben läßt sich auch bei der Betrachtung dieser Phantasie niemals mit Sicherheit sagen, wie tief sie sich, in ihrem unerschöpflichen und metaphorischen Drange, mit dem Einzelnen eingelassen hat. Denn sie genießt im Einzelnen immer den Abglanz eines Allgemeineren, im Geistigen ein vergeistigtes Materielles, im Materiellen ein versinnlichtes Geistiges.

Je näher wir das Gewebe dieses riesigen poetischen Lebenswerkes betrachten, in desto höheren, desto unbestimmteren Ideen glauben wir es erfassen zu müssen. Da scheuen wir uns fast, zu sagen, es sei die Idee des „Volkes“, welche einen so großen Platz einnimmt und in zahllosen Symbolen ausgedrückt wird. Zwar „Ruy Blas“ ist ein solches Symbol, der Diener, den das Schicksal in das Gewand eines Granden steckt, der in eine unbekannte Welt sich gestellt sieht, um in ihr zu befehlen. Und der Titan ist ein solches Symbol, der sich aus einem unterirdischen Gefängniß, seiner lichtlosen Höhle durchwühlt und mit gewaltig dröhnenden Schritten vom jenseitigen Abhang der Erde herauf gestiegen kommt und so gewaltig sein Haupt über den Rand der Erde hebt,

daß alle Götter erbleichen. Und der Satyr, der zu Gast in den Olymp kommt und vor den Göttern ein Lied zu singen anfängt und dabei wächst und wächst, zugleich mit der Gewalt seines Liedes anwächst zu einem ungeheuren Wesen, an dessen Hüften die gewaltigsten Ströme der Erde herabrinnen, zwischen dessen Fingern wandernde Völker sich verirren, um dessen Lippen die Adler hinkreisen wie um die Hänge der riesigen Gebirge. Ja, in solchen Gestalten drückt sich der erhabene Schauder aus, mit dem der Dichter sich die Möglichkeit ausmalte, es könne die unermeßliche gebundene Kraft, jener dumpfe Inbegriff aller Kräfte, der ihm das Volk war, sich erheben, könne seiner bewußt werden, sich aufrichten wie eine einzige Riesengestalt, der der Olymp nicht an die Kniee reicht, und könne den erbleichenden Herrschern der Welt seinen Namen zurufen, wie jener Satyr den schaudernden Göttern zuruft: „Ich bin der große Pan!“

Aber daß eine politische Aspiration seiner Zeit sich bei ihm in eine so ungeheure mythische Conception umsetzt, darin verräth es sich ja schon, daß seine Phantasie in Welt und Epoche haust wie eine dröhnende Stimme in einem hallenden Gewölbe. Ihm gab die Realität verstärkt die Erregung wieder, mit der er sich ihr annäherte. So liegt in diesen gigantischen Verherrlichungen einer sich enthüllenden Riesenkraft ebenso viel, was von Einem ausströmt, als was sich auf außen bezieht. Man könnte sagen: er hat bei diesen Dithyramben ebenso viel an das Erwachen des eigenen Genies gedacht als an das Aufwachen des Volkes. Aber es wäre nicht richtig, denn er hat gewiß weder an das Eine noch an das Andere mit scharfer Bestimmtheit gedacht, sondern die vage Idee der Kraft, der Kraft, die sich entfesselt, diese in ihrer Größe, Einfachheit und Unbestimmtheit fast musikalisch-thematische Idee lebte in ihm und trieb ihn im Leben jenen Gedankenkreisen und Erlebnissen, in der Poesie jenen erhabenen Bildern und Conceptionen zu, in denen sie sich ausdrücken konnte.

Indem es diese einfachen, vagen Ideen sind, die dem Dichter vorschweben, findet er Uebereinstimmung in vielen Erscheinungen des Lebens, hält sich wenig bei den historischen und politischen Scheidungen auf, und so geräth er in jene scheinbaren Widersprüche mit sich selber, jene äußeren Inconsequenzen der Gesinnung, die der Mitwelt zu viel zu schaffen machen. Ihm selber erscheinen diese Widersprüche so leicht aufzulösen, diese Wandlungen so verzeihlich. Denn das ist ihm ja gerade vom Geschick verliehen, daß er das Gemeinsame in den widerstreitenden Tendenzen erkennen kann, das Element des Lebens, ohne welches keine Gesinnung je bestehen und dauern könnte. Und darauf beruht auch seine Wirkung ins Breite; denn im Grunde sind die Menschen nicht parteilich, sondern freuen sich der gemeinsamen Gefühle.

Ein solcher Geist, der überall zusammenfaßt und simplificirt, macht die Gegenwart übersichtlich und die Vergangenheit genießbar. Ihrer beider bedient er sich souverän und läßt überall das Uebereinstimmende hervor leuchten. Er treibt Alles ins Große, und die nationalen Neigungen und Lieblingsgedanken wird er auszusprechen nicht müde. Nun liegt dem französischen Geist nichts so nahe als der Begriff der Größe und alle Relationen, welche sich von diesem

Begriffe ableiten lassen: wie Ueberlegenheit und Inferiorität, Stärke und Schwäche, Rang, Gebühr und Usurpation. Diese Relationen und die in ihnen enthaltenen Möglichkeiten menschlicher Schicksale sind der Angelpunkt des ganzen Werkes von Victor Hugo.

Situationen auszubrüten, in denen der relative Begriff der Superiorität das Grundthema ist, welches in einer neuen und unerwarteten Weise behandelt wird, dies ungefähr ist der größte Genuß, in welchem diese Phantasie sich auslebt. Aehnlich wie man es als den tiefen Grundtrieb von Goethe's Phantasie aussprechen kann, den Verlauf eines Gesetzmäßigen und die Verkettung der Gesetze fühlbar zu machen.

Victor Hugo hat die Superiorität in allen Formen verherrlicht, welche sie annehmen kann: zuerst als das Anerkannte, Tradition, Legitimität, Königthum, geoffenbarte Religion, dann als das autokratische Walten des Genies, in der Gestalt des ersten Napoleon, dann in jener vagen Figur des Volkes, in sich selber, in der sittlichen Ueberlegenheit des unbeugsamen Verbannten, des erhabenen Verfolgten, in allen Naturkräften und wiederum in der Einfalt, im Kinde, im stummen Thiere. Er hat alle Formen begriffen und acceptirt, in denen sich Selbstbewußtsein äußert, so sehr erscheint es ihm als der Grundtrieb der menschlichen Natur. Er ist unerschöpflich, Stolz und Selbstgefühl auszudrücken, und schwelgt im Erfinden solcher Situationen, wo dieses sich in jähem Umschwung des Schicksals mit besonderer Intensität äußern kann. Der Kern seiner dramatischen Situationen ist eine solche Peripetie, in welcher der die Oberhand gewinnt, der früher unten war. Darauf sind alle seine coups de théâtre gestellt: in „Ernani“ das ganze Verhältniß Ernani's zum König und zu Silva; im „Ruy Blas“ das ganze Schicksal des Ruy Blas; in den „Burgraves“ der erste Act, wo der Bettler sich als der Kaiser enthüllt und Alle ihm zu Füßen fallen.

Eines der berühmtesten Gedichte der Légende heißt „Suprématie“ und ist ganz auf die äußerste Zuspitzung dieses Motivs gestellt: ein Unbekanntes, Unbegreifliches offenbart sich und demüthigt die drei obersten Götter: Indra, Agni und Vajou.

Ein anderes Gedicht enthält einen Dialog der Gestirne, die mit einander an Glanz wetteifern und sich ihres Glanzes, ihrer Unvergänglichkeit, ihrer unermeßlichen Größe überheben; eines überbietet das andere in wundervollen Versen, zuletzt aber sagt Gott nichts als diesen einen Vers:

Je n'aurais qu'à souffler et tout serait de l'ombre.

---

Das Dichterwerk will immer das große Ganze des Daseins abspiegeln. Aber dem jugendlichen Geist sagt das Einzelne zu; Einzelnes ergreift ihn, Einzelnes hebt ihn über die Last des Daseins hinaus, in Einzelnem scheinen sich ihm die Ideen zu offenbaren. Diesem Einzelnen stellt er gern das Uebrige als das Gewöhnliche, das Gemeine, das Feindliche gegenüber; zur großen Materie des Lebens steht er noch in keinem Verhältniß. Allmählich aber stellt das Verständniß der Zusammenhänge sich ein; man erkennt, ein Wesen, ein

Ding bedinge das nächste und so ringsum in unbegrenzter Wechselwirkung; das Gebiet des Darstellbaren erweitert sich, fast ins Grenzenlose, und damit erweitert sich auch die Manier der Darstellung.

So sind bei Victor Hugo die Werke der ersten lyrischen Epoche durchaus auf die Darstellung des Einzelnen gestellt. „Odes et ballades“, „Feuilles d'automne“, „Chants du crépuscule“, „Voix intérieurs“ haben ihre vage Einheit nur in den Gesinnungen des Autors, in seinen allgemeinen Gefühlen. Das Weltbild ist in ihnen sehr wenig präcisirt. Ein unerfahrenes Gemüth könnte sich aus ihnen nicht über die Zusammenhänge des Daseins unterrichten. Die Einheitlichkeit des Buches „Orientales“ ist größer; aber sie liegt durchaus im Pittoresken und Stilistischen und gehört darum auf ein anderes Gebiet.

Hierauf folgen die vierzehn Jahre dramatischer Production, etwa 1829 bis 1843, von der Conception des „Cromwell“ bis zu dem definitiven Mißerfolg der „Burgraves“. Schon die Geschlossenheit dieser Periode des Schaffens läßt ein gewisses Element des Gewaltsamen, der innerlich ausgeübten Willkür errathen. In der That haftet der in den Dramen ausgedrückten Weltanschauung etwas Künstliches an. Sie ist einer noch unreifen Erfahrung mit einer Gewaltsamkeit abgerungen; sie ist einem einzigen Begriff mit Gewalt unterworfen: dem Begriff des Gegensatzes. Die Antithese, dieses Grundelement der französischen Diction und Composition, ist hier Eins und Alles der Conception geworden; sie beherrscht Inneres und Aeußeres, Psychologie und Mechanismus, die dramatische Fabel und den dramatischen Vers.

Es wird in diesen Dramen ausgedrückt, daß der Mensch ein aus Contrasten zusammengesetztes Wesen ist, dessen Schicksal in jähen Antithesen immer das Unerwartetste realisirt; und daß alle menschlichen Begriffe vom Ablaufe des Lebens die eitelsten und nichtigsten sind, weil jeder Begriff seinen Gegensatz und also den der Erwartung entgegengesetzten Verlauf herbeiruft. Dieses merkwürdige, unheimliche und concentrirte Weltbild aber hat seltsamer Weise keinen Einfluß auf die Figuren dieser Dramen. Sie sind sich, als Menschen genommen, in keiner Weise der Gesetze des Daseins bewußt, unter welchen sie leben, und welche sie selber verkörpern. Und nur diese gespenstische Unbewußtheit macht es möglich, daß sich ihre Schicksale in der Weise, wie es eben geschieht, zu tragischen Vorgängen verknüpfen. Könnte sich einer von ihnen jemals umwenden, so müßte er sehen, daß die anderen alle nur vorne bemalte Figuren sind und nach der Breite keinen Durchschnitt haben; daß es Figuren von Papier sind. Eine einzige nach allen Dimensionen reale Gestalt, eine Gestalt wie Hamlet, eine Figur wie Götz, müßte, wenn sie in eines dieser Dramen entwickelt würde, durch ihr bloßes Dabeisein die ganze Handlung zersprengen.

Man ahnt, daß hier eine Welt aus der Phantasie des Genies und doch nicht aus der Fülle der Wahrheit heraus geschaffen ist, eine seltsame Abbreviatur des Weltbildes. Im Gewande des Banditen verbirgt sich die Seele eines Helden; der Greis trägt die jugendlich widerstreitenden Gefühle in der Brust: Haß und Liebe; der Lakai sieht sich von der Königin angebetet; den Sohn treibt es, die Mutter zu tödten; in dem Narren, dem buckligen, ver-

achteten, tückischen Geschöpf, wohnt grenzenlose Vaterliebe, und mit seinem ganzen zusammengerafften Gelde bezahlt er den Degenstoß, der ihm das einzige Kind tödtet; der Verbannte, Geächtete erwirbt das Weib, das dem König, dem Kaiser versagt blieb: aber die Liebesnacht wird zur Nacht des Todes, und die Lichter, die dem Hochzeitsfest angezündet waren, beleuchten zwei Leichen; der Mächtige ist ohnmächtig; der Narr ist traurig und weise; der sterbende Cardinal bringt noch mit einem Worte seiner entfärbten Lippen den jungen, blühenden Didier um seinen Kopf; die Dirne liebt, wie keine Zweite zu lieben vermag; Cromwell, der seinem Könige das Haupt abschlagen ließ, zittert vor seiner Frau und vor den Reden eines Kindes . . . so ist diese Welt.

Dem aber, welcher diese Welt ins Dasein gerufen hatte, sollten erst zu Ende dieser Epoche wahrere, einfachere Gesetze des Lebens durch ein schmerzliches Erlebniß aufgehen. Ich meine das Erlebniß von 1843, den Tod seiner innigst geliebten ältesten Tochter. Sie ertrank in der Seine, wenige Tage nach ihrer Hochzeit, ihr Mann mit ihr. Dieser Tod des geliebten, blühenden Wesens, dieser jähe und große Schmerz war das erste wirklich große Eingreifen des Schicksals in eine bisher nicht aufgewühlte Existenz, und er übte auf die Seele des Dichters die heimlich bildende Gewalt der großen Schmerzen aus. Indem er sich durchaus weh fühlte, empfand er die Grenzen seines Wesens; eine etwas gedunsene Vorstellung von sich selbst, die einen übermäßigen Raum in der Welt eingenommen hatte, schrumpfte zusammen. Und das Dasein selbst gliederte sich ihm: mit dem geliebten jungen Leben schien eine Welt ausgestorben, und doch umgab ihn noch eine Welt. Zwischen den Beiden gähnte die Gruft, ein unermeßlicher Abgrund. So entsteht jenes bedeutende Buch „Contemplations“, welches die Gedichte von zwei Jahrzehnten umfaßt und doch von größerer Einheitlichkeit ist als eines jener früheren, rasch entstandenen. Hier ist die Persönlichkeit bei Weitem kräftiger ausgesprochen, das Verhältniß zur Welt ist unvergleichlich weniger vag. Der Schmerz ist die wahre Einführung ins Dasein, und indem er dem Gemüthe die Zusammenhänge fühlbar macht, ermöglicht er der schaffenden Phantasie die ersten Ansätze wirklicher Composition, dieses Wort in seinem höchsten Sinne verstanden.

Der Schmerz jenes Erlebnisses trieb Hugo in die Politik. Es folgt die Epoche, deren geistiger Gehalt oben festzuhalten gesucht wurde. Und hier spitzt sich schließlich Alles wiederum zu einem schmerzlichen Erlebnisse zu: dem Erlebnisse von 1851. Hier verwandelte sich das Geistigste in die brutalste Realität. Der Kampf der Ideen wurde mit Kanonen ausgefochten. Eine reactionäre Weltanschauung hatte die Oberhand gewonnen, und man kam zum Bewußtsein dieser Thatsache, indem man Gewehrläufe auf sich gerichtet fühlte, indem man seine Freunde im Blut liegen sah, indem man bei Nacht und Nebel ins Ausland flüchten mußte Revolution und Gegenrevolution ist immer die Realisirung von Tendenzen. Es gibt kein grausameres Erlebniß für den unterliegenden Theil, denn es ist das völlige Zusammenbrechen der inneren und äußeren Welt; aber es gibt zugleich kein befruchtenderes Erlebniß für die Phantasie, eben weil es eine solche Verknüpfung der äußeren und inneren Welt enthält, eben weil sich hier die Realität durchaus symbolisch

verhält. In solchen Zeiten geht dem erregten Geist ein Weltbild von grenzenloser Fülle auf; er sieht, daß nichts, was sich vollzieht, bedeutunglos ist, und, trunken von Zorn und Leid, schafft er zum ersten Male ein Werk, das alle früheren an Composition bei weitem übertrifft. Die „Châtiments“ sind dieses Werk, dessen Einheitlichkeit ebenso bewundernswerth ist, wie seine Lebendigkeit. Denn sie sprechen die ganze Fülle der Emotionen aus, die ein großes, die Allgemeinheit wie den Einzelnen treffendes Ereigniß hervorruft; sie geben die Fülle der Realitäten, aus denen sich das Ereigniß zusammensetzt, und geben in Hunderten von Symbolen, die aus allen Gebieten des Lebens herstammen, den geistigen Gehalt des Ganzen. Diese achtundneunzig Gedichte, die gleich zornvollen, tobenden Wellen zwischen dem Prolog Nox und dem Epilog Lux einher fließen, geben durch ihre Anordnung, durch die Reflexe, die sie eins von anderen empfangen, die Suggestion einer räumlichen Einheit, einer erhabenen symbolischen Schaubühne, und man darf hier, bei allem Abstand, an Dante denken. Nun hatte der Dichter, aus der Wirklichkeit heraus, einen großen Begriff von der Einheitlichkeit des Daseins gewonnen; Thun und Leiden hatte er als die Synthese der äußeren und inneren Welt erkannt; und so eine große Manier der Darstellung sich angeeignet; die Formen der großen Kunst vergangener Zeiten werden ihm durchsichtig: die Bücher des Alten Testamentes, die antiken Tragiker, Dante. Es geht ihm auf, wie man dazu gelangen kann, die Geschehnisse der Zeiten so lebendig zu erblicken, in ihnen den Athem Gottes ebenso zu spüren, wie er ihn in einem Geschehnisse der eigenen Zeit zu spüren bekommen hatte. Hier kommen zwei Elemente zu Hülfe: der große architekturale Zug seiner Phantasie und der Zug seiner Zeit zur Historie. Denn der Begriff des Historischen beherrscht die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

So entsteht jene Vision einer ungeheueren Mauer, die zusammengesetzt ist aus den menschlichen Geschlechtern und ihren Schicksalen. Und so entsteht das große Buch, das zusammengesetzt ist aus Gedichten eines großen Stils, die etwas vom Epos haben und etwas von der Allegorie, etwas Hymnisches und etwas Chronikhaftes: die Legende der Jahrhunderte. Diese Kunstform ist einzig; es sind in ihr alle Elemente des großen Stils amalgamirt, die uns überliefert sind; aber sie sind völlig amalgamirt. Es wird für einen Augenblick der Ton der Propheten aufblitzen oder der Ton der chansons de geste; Pindar wird von Lucrez abgelöst werden und Dieser in Vergil überfließen; es wird der innere Rhythmus des Dante anklingen und im nächsten Augenblick von jenem spanischen Ton übertönt werden, den auch Corneille gekannt hat. Aber dieses Ganze bewahrt eine Einheit, durch die es fortleben wird.

---

Wer mit großem, vereinfachendem Blick die wechselnden Formen des menschlichen Daseins überschaut, und wem dazu das Erblicken des Gegensatzes als eine Grundform seines Geistes gegeben ist, über den wird jene Vorstellungsweise eine große Kraft gewinnen, welche in dem Vorspiel zum Buche „Hiob“ symbolisch ausgedrückt ist: die Vorstellung, daß das gute und das böse Princip

eine Art Wette über den Verlauf der menschlichen Existenz im Einzelnen und im Allgemeinen abgeschlossen haben. Diese dualistisch-religiöse Vorstellung erlaubt Victor Hugo, in den großen Conceptionen seiner reifen Epoche über die Darstellung der Menschheit noch hinauszugehen, ohne sich doch völlig ins Vage zu verlieren. So waren, die Legende der Jahrhunderte ans Ewige zu knüpfen, noch zwei Bücher geplant, „La Fin de Satan“ und „Dieu“. Menschheit, Begrenztheit und Unendlichkeit sollten in den gewaltigsten Symbolen ausgedrückt werden.

Aber wer Vieles schuf und sich oftmals groß fühlte, dem wird auch das eigene Schaffen ein gewaltiges, die Betrachtung fesselndes Schauspiel. Er demüthigt sich und erhöht sich, indem er die Wirksamkeit seines Geistes dem Walten der Naturgewalten vergleicht. So entsteht das Buch „Les quatre vents de l'esprit“. Die vier Grundformen der eigenen Inspiration, die lyrische, die satirische, die epische und dramatische, leben sich aus, jede ein Buch füllend.

Noch ist ein letztes Wort auszusprechen diesem reichen Greisenalter vorbehalten, das sich selbst ein monumentales Grabmal mit erhabenen Statuen setzt. Die Inspiration dieses poetischen Genius trieb auf Antithese hin, der Verlauf des Lebens spitzte dies so zu, daß Parteilichkeit sein wahres Element bleiben mußte. Immer sah er irgendwo das Schlimme incarnirt und irgendwo das Gute, und mit mythenbildender Gewalt, Vergangenheit und Gegenwart aufwühlend, setzte er sein Inferno und sein Paradiso neben einander, nicht ganz ohne den Einfluß jenes erhabenen Vorbildes, das ich hier andeute, und doch aus einer so ganz anderen Geistesverfassung heraus, sehr entfernt von der ehrwürdigen Geschlossenheit, tiefsinnigen Verkettung des großen Vorbildes. Indessen hatte ein Decennium das andere abgelöst, und den rednerisch-historischen Drang der ersten Hälfte des Jahrhunderts vertrieb das naturwissenschaftliche Streben der zweiten Hälfte. Von diesem neuen Licht angeglüht, spricht ein Werk des Greisenalters den Geist tiefen Begreifens und mitleidsvoller Zurechnung aus.

In „La pitié suprême“ ist die Gestalt Ludwigs XV., auf die an anderen Stellen mit allegorisirender Wucht alle Züge des Bösen gehäuft sind, mit einem Blick angesehen, der alle Verzerrungen auflöst und im „Bösen“ ein menschliches Schicksal sieht.

Und doch ist Eines abzuthun. Wer die Geschichte der Menschheit durchwühlt hat, Generationen über Generationen thürmt, durch die Geschichte hindurch ins Dickicht der Legende dringt, das Gewühl der Untergegangenen mit dem Blick durchstreift hat und auf die einzelnen Töne eines unendlich verworrenen Geräusches zu horchen bestrebt war, dessen Phantasie ist bis zur Ermattung belastet mit der Vielfalt des menschlichen Denkens und Wähnens. Der eingeathmete Dunst dieser Myriaden von abgestorbenen Gedanken muß ausgeathmet werden, die Kraft der Phantasie muß dieses Chaos einen Augenblick zusammenballen, um es dann für immer von sich wegstoßen zu können.

Dies ist das Buch „L'Âne“. Die Einkleidung ist ein parabolischer Gedanke, den schon die „Légende“ enthält, in dem Stück: „Dieu invisible au

philosophe". Der Prophet, der Assyrisch und Arabisch, Persisch und Hebräisch versteht, weiß nichts. Er starrt in die Nacht hinein und brütet über dem Räthsel des Daseins. Auf einmal, wie er in seinen Gedanken durch den Wald reitet, stutzt sein Esel und steht starr. Die stumme Creatur hat Gott gesehen, den der Prophet zu erblicken sich vergeblich müht.

In dem Gedicht „L'Âne" tritt an Stelle der vier Sprachen, welche der Prophet versteht, die ganze Wirrniß des angehäuften überlieferten Wissens:

> Tous ces textes qui font le silence autour d'eux
> Et d'où l'odeur des ans et des peuples s'exhale . . .

Von einem minder bedeutenden aber eigenartigen Dichter der auf Victor Hugo folgenden Generation ist das Wort gesagt und wiederholt worden, seine Eigenart beruhe darauf, daß für ihn die sichtbare Welt existire. Diese Eigenschaft, die ein Hinstreben der Poesie nach der Seite der Malerei andeutet, besitzt aber Hugo vor Allen und in einem solchen Grade, daß alle nachher Kommenden nicht unabhängig von ihm gedacht werden können. Die künstlerische Stärke seines Weltbildes ist das Bild der sichtbaren Welt. Dies geht so weit, daß ihn fast immer und fast überall das Sichtbare mehr interessirt als das Seelische. Ein berühmtes Gedicht, „Tristesse d'Olympio", enthält Klagen über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge und über das Hinschwinden der Liebe. Diese Klagen werden in einem Park ausgesprochen und die Schilderung dieses Parks, der doch nichts als der Rahmen des seelischen Vorganges sein soll, ist so herrlich, daß das Gedicht sehr wenig rührend, aber unendlich descriptiv wirkt. Der Ideengehalt der Orientales ist nicht sehr groß. Aber alles Pittoreske in diesem Buch ist unvergleichlich und eigentlich besteht das Buch aus nichts Anderem. Er sieht die Länder, die er nie gesehen hat, und er sieht sie mit mehr Lebendigkeit vielleicht als Tausende, die dort gelebt haben.

> La ville au dômes d'or la blanche Navarin
> Sur la colline assise entre les térébinthes

Und Korinth mit seinem Vorgebirge und die Inseln mit ihren leuchtenden Klippen, und den Hügel von Sparta, und den Teich von Arta, und die seltsam geformten Fahrzeuge, die sich auf den Wellen schaukeln, und die Pferde mit wilden Mähnen, mit den farbigen Sätteln, an denen die großen, scharfkantigen Steigbügel herab hängen,

> et le Klephte à l'œil noir, au long fusil sculpté,

er sieht sie, sieht Alles, sieht den großen Orient und jenen anderen Orient, das maurische Spanien . . .

> Quand la lune à travers les mille arceaux arabes
> Sème les murs de trèfles blancs . . .

So sieht er, in anderen Büchern, die Stadt des Mittelalters, den Dom, den Thurm, die Burg, sieht dies alles so, daß man sagen kann: er lebt darin, lebt in diesen architekturalen Conceptionen stärker als in seinen menschlichen

Gestalten, empfindet ihr stummes Dastehen, ihre Mächtigkeit, ihre concentrirte, gleichsam in ein einziges, nie auszusprechendes Wort zusammengepreßte Ausdrucksfähigkeit, ihre Schatten und Lichter, ihr Wuchten und Emporstreben, ihre Melancholie und ihren Stolz besser als die Regungen der menschlichen Seele.

Und so sieht er seine Menschen, sieht sie vor Allem, bevor er sie fühlt. Er empfängt durchs Auge suggestive Vermuthungen über ihr Inneres. Eine erhabene Gestalt tritt bei ihm unnachahmlich auf:

> Comme sort de la brume
> Un sévère sapin, vieilli par l'Appenzell
> A l'heure où le matin, au souffle universel
> Passe, des bois profonds balayant la lisière,
> Le preux ouvre son casque, et hors de la visière
> Sa longue barbe blanche et tranquille apparaît.

Und die Schilderung ihres Thuns und Lassens, Alles, was nachkommt, vermag oft nicht den Eindruck einer solchen ersten Vision zu erhöhen, in welcher das Pittoreske durch seine Intensität symbolisch wirkt.

---

# Herder und die Herzogin Louise.

Von
**Eleonore von Bojanowski.**



## IV.

Herder war Weimar erhalten geblieben, und es schien, als müsse der im doppelten Sinn „nach Weimar Zurückgekehrte“ sich dem dortigen Kreise um so näher, um so fester verbunden fühlen. In der That betraute das Herzogliche Paar Herder, der schon vor seiner Abreise nach Italien den Erbprinzen geprüft und Grundlinien für seinen Lernplan aufgestellt hatte, mit der Oberaufsicht über die Ausbildung Karl Friedrich's. Ueber die bei der Erziehung des Prinzen zu berücksichtigenden Gesichtspunkte, über zu treffende Entscheidungen in Bezug auf die Person der Lehrenden und die Wahl der einzelnen Lehrfächer berichtet Herder in einer Reihe von Briefen an die Herzogin, die sich über den ganzen Zeitraum bis zur Confirmation des Prinzen im Jahre 99 erstrecken. Diese erhalten gebliebenen Schreiben[1]) liefern in ihren eingehenden pädagogischen Erwägungen nicht nur einen werthvollen Beitrag für die Beurtheilung Herder's als Erzieher, sie entkräften auch die gegen die Herzogin erhobenen Vorwürfe, den Erbprinzen gegen den später geborenen Prinzen Bernhard zurückgesetzt zu haben. Sie bilden vielmehr ein schönes Zeugniß von dem pflichtbewußten hohen Sinn, in dem die fürstlichen Eltern, vor Allem die Mutter, die geistige wie die Charakterentwicklung ihres Sohnes durch die Berücksichtigung von Herder's aufrichtiger, durch keine Schmeichelei entstellten Meinung zu fördern und zu festigen suchte.

Nach wie vor finden wir die Herzogin in stetem freundschaftlichen Verkehr mit dem Herder'schen Hause. Allein die äußeren wie die inneren Umstände hatten sich gewandelt. In bewußter männlicher Reife verfolgte jetzt Karl August staatsmännisch-fürstliche Pläne, die ihn auf häufigen Reisen weit über die Grenzen des eigenen Landes hinausführten. In dem militärischen Dienst, der ihn in seinen kriegerischen Aufgaben wie im Garnisonsdienst gleichmäßig

---

[1]) Sie befinden sich im Großherzogl. Hausarchiv.

fesselte, stählte er seine Manneskräfte; aber es versank auch hinter ihm mehr und mehr das idyllische goldene Märchenland, das die Dichtkunst dereinst für ihn erträumt hatte. Nicht allein durch die Abwesenheiten ihres Gemahles, auch durch die Richtung, die ihr eigenes Leben genommen hatte, fand sich die Herzogin mehr und mehr auf sich zurückgewiesen. Die Wirklichkeit des Lebens hatte ihr Wunden geschlagen, für die nicht mehr wie einst für die Leiden Lila's der Doctor Verazio-Goethe eine poetische Heilung finden konnte, sie hatte ihr Thränen erpreßt, die sie nicht durch Mittheilung ihres Schmerzes wie einst in ihrer Jugend an Lavater erleichtern konnte; sie hatte ihr in heißen Kämpfen das Herz in Bitterkeit zusammengezogen und die Lippen versiegelt auch denen gegenüber, von denen sie sich verstanden wußte. Die Fürstin selbst bekennt eine solche Wandlung, wenn sie an Herder schreibt: „Meine Freundschaft für Sie ist und bleibt gewiß dieselbe. Ich nehme aber an mir wahr, daß ich immer zurückhaltender und mißtrauischer werde. Ich tadle mich deswegen, aber ich kann nicht Herr über diese schlimme Seite werden.“

So zogen sich allmählich die nordischen Nebel wieder über das von Herder in der Ferne so klar erkannte Bild Louisen's, und nur selten vertheilen sie sich, um es wieder im alten Glanz hervorleuchten zu lassen. Ein solcher Lichtblick war die Taufe des Prinzen Bernhard, der am 30. Mai 1792 geboren wurde. Welche Wünsche für die Zukunft die Eltern an diesen Sohn knüpften, sollte schon sein Name besagen, den er zu Ehren seines heldenhaften Ahnherrn Bernhard von Weimar trug. „Wenn er sich dieses Namens nicht eines Tages würdig erzeigt,“ so heißt es in einem Briefe, den die Herzogin bald nach der Geburt des Kindes, selbst noch des Schreibens unfähig, Frau von Stein an den geliebten Bruder, den Prinzen Christian von Hessen, dictirte, „so werde ich ihn als meinen Sohn verleugnen, wie ihn sein Onkel nicht als Neffe anzuerkennen braucht.“

Ein Abglanz der Empfindung, die Louisen's Herz verklärte, spiegelt ein Brief Herder's, der bald nach der Taufe des Prinzen zur Heilung eines schweren Gichtleidens nach Aachen abgereist war[1]).

Das Bild Euer Herzogl. Durchlaucht am Tauftage ist mir so tief und erfreulich in der Seele geblieben, daß es mich längs der Ufer des Rheins begleitet hat und mich in den Aachener Auen noch oft besucht. Nie habe ich, so dünkt es mich wenigstens, Euer Durchlaucht so heiter, unbefangen vergnügt und auf die edelste, rührendste Weise gleichsam außer sich selbst gesehen als in diesen Minuten. Eine Jugend dünkte mich auf Ihrem holden Gesicht zu blühen, wie ich Sie (verzeihen Euer Durchlaucht einer Erinnerung, die mir der frappirende Augenblick gewährte) das erste Mal, da ich vor so vielen, vielen Jahren Euer Durchlaucht in einem Concert in Darmstadt sah, bemerkte. Dank dem Himmel dafür, und ewig sei diese Jugend, diese Heiterkeit und Freude, in der edlen, schönen Seele der würdigsten Fürstin, die ich kenne auf Erden .... Genießen Euer Durchlaucht die Rosenzeit in Weimar als eine neu aufgeblühte Rose und das holde Dreiblatt Ihrer Kinder sei Ihnen Freude und Stärkung. Meine besten Wünsche umschweben Sie, holde und gnädigste Fürstin.

Doch ein neuer Ton läßt in der Taufrede für den Prinzen Bernhard sich vernehmen, wenn Herder hier sagt, „der Prinz sei in einer Zeit geboren, die für seinen fürstlichen Stand, für die wahre Ehre und Würde seines Geschlechtes

---

[1]) Original im Hausarchiv.

merkwürdig sei und wahrscheinlich bei seinen Lebzeiten noch merkwürdiger sein werde. Im Gegensatz zu einer einstigen Schmeichler-Verehrung, die die Fürsten zu Göttern übertrieb, werde ihm jetzt durch die niedrige Leidenschaft des Gegentheils, aufgebrachten Haß, tollkühne Frechheit und scharfen Tadel, Gelegenheit gegeben, durch von ihm zu erlangende und zu bewährende Tugenden eine Berechtigung zu dem Vorrecht seiner Geburt zu erweisen". War das Weimar der achtziger Jahre ein Eden gewesen, ein Arkadien, in dem Dichter und Denker an den Ausbau ihrer Ideale mit dem Fürsten gingen, so schleuderte jetzt die beginnende Revolution den Blitzstrahl neuer Wahrheiten in diesen idyllischen Bezirk und trug auch in die edle Freundschaft der Herzogin für Herder einen Mißklang: an ihrer beiderseitigen Auffassung der sich in Frankreich vollziehenden Bewegung schieden sich ihre Anschauungen. Dort, wo der freie Denker den Anbruch einer neuen Morgenröthe der Menschheit begrüßt, erblickt der selbständige Geist der Fürstin einen gähnenden Abgrund, in dem die bestehende Weltordnung zu versinken droht.

Schon 1790 spricht sich die Herzogin in einem Brief an Frau von Stein mißbilligend über die „in einer Predigt sonderbarer Art" geäußerte Meinung Herder's aus, „die zwar die Nothwendigkeit eines Unterschieds der Stände auf der Welt anerkenne, aber den Personen eines höheren Ranges eine Menge von angeborenen Vorurtheilen vorwerfe, von denen sie sich nur mit Mühe frei machen könnten". Und als habe dieser Vorwurf die Fürstin, die so gewissenhaft an ihrer eigenen Erziehung arbeitete, empfindlich berührt, schließt sie ihr Schreiben mit der Bitte, die Freundin möge doch in Zukunft das „Madame" und das „ganz unterthänig" aus ihren Briefen fortlassen. Solchem Tadel stehen vielfache Aeußerungen gegenüber, welche zeigen, wie hoch ihr auf anderen Gebieten Herder noch immer stand. So erzählt sie in einem Briefe an ihren Bruder von einer der Sitzungen der kleinen, weimarischen Akademie, die die Herzogin Anna Amalie nach ihrer Rückkehr aus Italien gestiftet hatte, und zu denen sie einmal monatlich, in Anwesenheit des regierenden Herzogspaares und einer ausgewählten Gesellschaft, die Gelehrten und die denkenden Köpfe Weimars zu Vorträgen und Besprechungen bei sich sammelte. „Am letzten Freitag war eine Sitzung der gelehrten Gesellschaft, in der Herder zur Befriedigung aller Zuhörer seinen Aufsatz[1]) „über die menschliche Unsterblichkeit" vorlas, der sehr schön war und sehr gefiel und der ganzen Sitzung, indem er ihr eine anmuthige Form gab, ihre Trockenheit nahm."

Doch nicht immer gelang es den Geistern, sich in dieser abgeklärten Atmosphäre zu behaupten. Daß auch die Politik in diesem engen Kreis ihre Spuren zog, geht aus den Billeten der Herzogin an Herder hervor, und ebenso daß es die Fürstin versuchte, die gereizte Stimmung, die sich in solchen politischen Discussionen der Gemüther bemächtigen mochte, zu besänftigen und vor allem Herder, dessen leicht erregbares Temperament sie kannte, zu schonen, und ihm die immer gleichbleibende Vermittlerin zu sein. Bei einer solchen Gelegenheit schreibt sie ihm[2]):

---

[1]) Enthalten in der vierten Sammlung der „Zerstreuten Blätter".

[2]) Original in Herder's Nachlaß, im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Ihr Brief, mein lieber Herder, hat mich, wenn ich auch wahr sein soll, in Verwunderung gesetzt, und die neue Art, mich anzusehen, wirklich betrübt. Als Wieland Ihnen so unhöflich begegnete, fühlte ich's eben so sehr wie Sie, glaubte, es wäre Ihnen angenehmer, ohne ihn in Gesellschaft zu sein, und wurde noch mehr in dieser Vermuthung gestärkt, da mir Ihre Frau jüngstens nach einem solchen Thee, wo Sie ohne ihn waren, sagte, es wäre Ihnen lieber gewesen, ohne ihn zu sein. Uebrigens bin ich durch keinen Menschen in diesem Gefühl bestärkt worden, habe auch keinen um Rath gefragt, noch gesucht dadurch zu gefallen. Und habe mir nicht Vorwürfe zu machen, Sie jemals einem Geschöpfe aufgeopfert zu haben; halten Sie dies für wahr, so thun Sie recht und sind billig. Wenn es Ihnen nicht unmöglich ist und zu sehr zuwider, so kommen Sie doch, Sie werden mich immer unveränderter und immer unpolitischer finden als Sie es glauben. Leben Sie wohl.

Mehr und mehr spitzten sich dennoch die politischen Gegensätze zu. In ausgesprochen deutscher Gesinnung standen dem Liebäugeln mit französischen Ideen, den Franzosenfreunden im eigenen Vaterlande Karl August wie seine Gemahlin gegenüber. Wie der Herzog zu Felde zog, um nach seinen eigenen Worten „fränkische Unmenschlichkeiten vom deutschen Boden zu kehren“, so empfand sich auch die Herzogin durchaus als deutsche Fürstin. Diesem Gefühl entsprach es, daß beide den zur Flucht gezwungenen Anhängern des französischen Königthums sich schützend und hülfreich erwiesen, auch wenn diese sie wenig befriedigten. So schreibt Louise 1791 an Herder: „. . . Der Herzog findet auch die emigrirten Franzosen äußerst elend und schlecht; ihre zurückgebliebenen Landsleute mögen ihnen doch mehr oder weniger gleichen; denn sie sind und bleiben die eitelsten und frivolsten Menschen auf dem ganzen Erdball.“

Anders als zu Goethe, der der französischen Revolution gegenüber stets eine ablehnende Haltung bewahrte, brachte Herder ihr, besonders in ihren ersten Stadien, dem Kampf für die Sache der Freiheit und Menschenrechte, seine vollsten Sympathien entgegen und feierte den gewaltigen Geist der Zeit, der in kühnem Fortschritt mit dem Ueberlebten aufräume. Zu solch' Ueberlebtem aber warf er auch das Fürstenthum von Gottes Gnaden. Vergleicht er in den „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ das Amt des Fürsten, der seinen Beruf würdig erkannt habe, „dem Gott unter den Menschen, einem Genius in sterblicher Bildung“, und sieht die Wenigen, die diesen Ruf verstanden, „wie Sterne glänzen in der unendlichen Wolkennacht gewöhnlicher Regenten“ (in dem der Herzogin einst gehörigen Exemplar dieses Werkes findet sich diese Stelle ausgezeichnet), so führt er jetzt in der ursprünglichen Gestalt seiner „Humanitäts-Briefe“ eine ganz andere, heftigere Sprache, die sich gegen die bestehende Ordnung der Dinge, auch gegen die „krankende Fürstenheit“ wendet. Karoline, seine Kinder theilten diese Freiheitsbegeisterung und machten keinen Hehl daraus. Wennschon Herder sich vornahm, „der Herzogin gegenüber nicht mehr mit der Zunge zu sündigen,“ so konnte doch bei seinem Freimuth ihr seine neue Richtung nicht verborgen bleiben. Hatte sie einst Aussprüche, wie die oben angeführten, auf ihr eigenes Ideal vom Fürstenstand und seinen Aufgaben beziehen dürfen, so verletzte sie jetzt Herder's Stellungnahme gegen denselben um so tiefer. Nicht nur, daß das Bewußtsein ihres Fürstenwerthes mit seinen in der Tradition wurzelnden Rechten und Pflichten scharf genug in der Natur Louisens ausgeprägt war, um eine Grundlage ihrer

Individualität zu bilden. Sie mußte in Herder's Abwendung auch eine abermalige Bestätigung ihrer zur Ueberzeugung gewordenen Annahme erblicken, wie vollkommen ihr jede persönliche Einwirkung auf eine andere Existenz versagt sei, und es bitter empfinden, den ihr geistig so Nahestehenden ihr die heilige Treue brechen zu sehen, die auch bei anderer Meinung die verwundbaren Stellen des Freundes schont. Für ihre innere Entwicklung ward diese Erfahrung von weitestgehendem Einfluß; sie fand sich dadurch losgelöst von der einzigen Beeinflussung, die ihre selbständige Natur einem anderen Menschen eingeräumt hatte. Und wenn Herder einst geblieben war, um als „moralische Mauer" die Seele der Fürstin wie eine zarte Blüthe vor der rauhen Berührung der Außenwelt zu schützen, so sollte er jetzt gewahr werden, wie diese Pflanze, sich trennend von solchem Stützpunkt, gefestigt in sich selbst, in stolzer, stiller Einsamkeit dem kalten Windhauch des Lebens stand hielt. Es ist, als ob von nun an im Verkehr der Fürstin mit Herder die liebenswürdigen, menschlich-persönlichen Züge sich verwischten, um die großen Linien ihres Charakters mehr hervortreten zu lassen.

Diesem Gefühl einer Lockerung ihrer freundschaftlichen Beziehungen gibt Herder's dichterischer Neujahrsgruß für das Jahr 1795 Ausdruck[1]):

> Füge das neue Jahr, was das Alt-Jahr trennte, zusammen,
> Bringe das Neue zurück, was uns das Alte verscheucht.
> Mit dem gestrigen Abend, o sei der Nebel gefallen,
> Der auch die reinste Gestalt trübe mit Schatten verwirrt.
> Ewig goldnes Gemüth! Empfang', empfange die Treue
> Meiner Seele, die Dich nimmer, o nimmer verkennt.
> Sei, was Du sonst warst, mir. — Und was die Zunge nicht ausspricht,
> Gebe Dein gütiges Herz, gebe der Genius Dir.

Doch lockerte sich gerade in diesem 95er Jahre auch der äußere Zusammenhang mit dem Herder'schen Hause.

Die Beziehungen, die Herder noch im Jahre 1789 in Weimar festgehalten hatten, seine Freundschaft mit Goethe, seine Verehrung für die Herzogin hatten sich in den zwischenliegenden Jahren gewandelt. Einst die ausschlaggebenden Momente, dünkten sie jetzt dem durch häufige Krankheit noch reizbarer gewordenen, sich überall verletzt fühlenden Manne werthlos, und in gleichem Maße mußte auch das Opfer, das Herder mit seinem Bleiben ihnen gebracht zu haben glaubte, schwerer und drückender empfunden werden. „In meinem Gemüth bin ich jetzt, ich möchte sagen, unendlich einsam," äußerte er 1794 einmal, „fast keine Gestalt mehr dieselbe, fast kein Verhältniß." — Und ebenso wenig wie die innerliche, befriedigte ihn seine äußere Lage, die durch die Ernennung zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums wohl geändert, aber nicht eigentlich gebessert worden war, da der Herzog Ersparnisse halber die Stelle eines ständigen Consistorialrathes eingezogen hatte, und es die jährlich neu eintretenden Hülfsarbeiter immer von Neuem in die oft sehr verwickelten Geschäfte einzuführen galt. Unter diesen vermehrten Pflichten litt Herder's Gesundheit, und sie lasteten auch um so quälender auf ihm, je mehr er sich

[1]) Original im Großherzogl. Hausarchiv befindlich.

durch sie der Möglichkeit zu eigenem geistigen Schaffen entrückt sah. Zu diesem aber drängte ihn nicht nur sein immer neue Gedankenkreise aufnehmender Geist, auch die häuslichen Verhältnisse, das Heranwachsen seiner sieben Kinder, forderten immer dringender eine Vergrößerung seiner Einnahmen durch seine literarische Thätigkeit. Das Handbillet Karl August's, in dem er für die Erziehung und das spätere Fortkommen der Herder'schen Kinder zu sorgen versprach, war später verloren gegangen, und als die Bedingungen für Herder's Bleiben festgesetzt wurden, hatte man hierüber keine besondere Abmachung getroffen; doch hatten es der Herzog und die Herzogin übernommen, einstweilen für drei der Herder'schen Söhne jährlich einen Erziehungsbeitrag von je 50 Thalern auszuzahlen. Dabei hatte es einstweilen sein Bewenden gehabt, und als Gottfried, der älteste Sohn, zur Universität ging, hatten es Herder's aus Zartgefühl versäumt, an diese Zusicherung zu erinnern. Erst als im Jahre 1795 auch für die beiden nächsten Söhne eine Lebensbestimmung getroffen werden sollte, wandte sich Karoline, in deren Mutterherzen sich die Sorgen häuften, ohne Herder's Vorwissen an Goethe mit der Bitte, ihnen beim Herzog eine Anleihe von 1000 Thalern auf acht Jahre zu verschaffen. Da Goethe auf diesen Vorschlag nicht einging, brachte Herder selbst in einem Brief an den Herzog sein Anliegen vor und scheint von diesem abschläglich beschieden worden zu sein. Wir hören aus einem Briefe Karolinen's an Frau von Frankenberg, daß sie sich daraufhin schriftlich an die Herzogin gewandt habe mit der Bitte, das Gesuch ihres Mannes beim Herzog zu unterstützen. Noch am nämlichen Tage habe sie darauf die Fürstin zu sich kommen lassen und ihr gesagt: „Sie kennen den Herzog; wenn er einmal etwas abgeschlagen hat, so bleibt er dabei." Indessen habe sie, die Herzogin, ihrem Pathen Wilhelm etwas zugedacht und ihr 300 Thaler übergeben mit dem Zusatz, wenn Gottfried, der Aelteste, promoviren würde, so möchte es ihr mitgetheilt werden.

Inzwischen nun hatte sich unter Herder's Papieren das Originalbillet des Herzogs wiedergefunden; Karolinen's Ansprüche steigen demzufolge, wie jener, bereits bekannt gegebene Brief an Frau von Frankenberg[1]) bezeugt. Ihre, wie sie meint, berechtigten Forderungen, stellt sie auf den Rath dieser Freundin noch einmal in einem Brief an die Herzogin zusammen, dessen wesentliche Punkte sie abermals Goethe als dem für die Erfüllung des einstigen Contractes Verantwortlichen mittheilt. So werden noch einmal die Herzogin und Goethe zu fürsprechenden Vermittlern in der Herder'schen Angelegenheit aufgerufen. Aber wie sehr die Linien von einst sich verschoben haben, deckt Goethe's späterer Brief an Karoline auf: „Der Schaden liegt viel tiefer. Ich bedauere Sie, daß Sie Beistand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben, und deren Zufriedenheit zu befördern Sie keinen Beruf fühlen."

Daß sich das Verhältniß aber auf Seite des Herder'schen Hauses, nicht

---

[1]) Veröffentlicht in dem Aufsatz Suphan's, „Goethe und Herder". Preußische Jahrbücher, Bd. 43.

auf der der Herzogin, so verschoben hatte, beweist Louisen's Aufnahme von Karolinen's erstem Briefe; Deckung suchend für die ihr über den Kopf gewachsenen Ausgaben, rechnet sie in demselben der Herzogin nicht nur ganz detaillirt die Kosten für die Erziehung und die Studien der Söhne vor, sondern weist auch auf Herder's schlechte Gesundheit und seine durch des Herzogs Aenderung im Consistorium vermehrte Arbeitslast hin, um mit dem Anruf zu schließen: „Seien Sie uns noch einmal der liebreiche Schutzengel und helfen uns die Hoffnungen realisiren, die uns an Ihnen und in Weimar hielten. Mehr als alle Vortheile würden wir die gütigen Gesinnungen rechnen, die der milde Boden jener Hoffnungen gewesen sind und die schönsten Früchte, die wahrhaft edelsten Verhältnisse hervorbringen." — Die Herzogin, obgleich leidend, versäumte nicht, Karolinen's Aeußerungen dem Herzog mitzutheilen, der „zwar keine bestimmte Antwort" gegeben habe; sie aber zweifle nicht einen Augenblick, „daß Alles gut gehen werde". In alter Herzlichkeit endet sie ihre Zeilen mit dem gewohnten „Leben Sie wohl und behalten beide mich lieb".

Karl August als Fürst und Landesvater aufgefordert, „das Schicksal der Seinen zu machen," zeigte sich bereit, es nach seiner Auffassung zu gestalten. Daß er Karolinen's Wünschen eine gewisse Berechtigung zuerkannte und sich ihnen nicht von vornherein ablehnend gegenüber stellte, beweist Karolinen's eigene Aeußerung: „Wenige Tage nach meinem Brief an die Herzogin vom 21. September 1795 setzte der Herzog einen permanenten Regierungsrath ins Consistorium mit 200 Thalern jährlichem Gehalt." Hatte sein Gerechtigkeitssinn Herder'n dies Zugeständniß gemacht, so konnte er doch kaum darauf eingehen, die Ausgaben einer kostspieligen Erziehung nach dem Gutdünken der Eltern jetzt nachträglich auf sich zu nehmen; vielmehr macht er nun seinerseits Vorschläge, die — wie die Herzogin selbst Karolinen mittheilt — seinem praktischen Sinn gemäß darauf ausgingen, sobald sich ihm momentan eine kostenlose Gelegenheit biete, die Söhne unterzubringen, ohne freilich ihre persönliche Berufswahl und bisherige Ausbildung besonders zu berücksichtigen. Hierin sah Karoline einen Eingriff in die väterlichen Rechte Herder's, der es „als den einzigen Zweck seiner Erziehung betrachte, seine Kinder zu brauchbaren Menschen zu erziehen und nach seiner Wissenschaft die besten Mittel dazu erwähle". Des Herzogs vorgeschlagenes Eingreifen, das die Söhne aus den ihnen angemessenen Bahnen herauszureißen drohte, mußte sie um so tiefer kränken, da es für die Unkosten, in die sie sich den Kindern zu Liebe eingelassen hatte, keinen Ausgleich bot. Ohne Herder Mittheilung davon zu machen, lehnte Karoline diese Vorschläge ab und verlangte nun ihrerseits von der Herzogin, an die sie ein von ihrer heftigen Erregung zeugendes Schreiben richtet, daß diese ihr auf Grund des einstigen Contractes eine größere Summe als rückgeltende Zahlung für Gottfried's Studien auswirken möge. Gleichzeitig übersandte sie einen nicht weniger erregten Brief an Goethe mit der beigefügten Abschrift des ersteren und der Mahnung, diesem vermeintlichen Vertragsbruche gegenüber „sei es seine, Goethe's Pflicht, des Herzogs Ehre und Moralität wie seine eigene Ehre zu retten".

An diesen Forderungen ihrer eifernden Mutterliebe scheiterte für immer Karolinen's langjährige Freundschaft mit Goethe, der sie dereinst im Darmstädter Bunde der schönen Seelen zur Eifersucht Herder's gefeiert hatte.

Verhandlungen auf den Grundton „Geld" gestimmt berühren selten harmonisch. Auf das Gemüth der Fürstin, die sich bewußt war, mit reicherer Gabe, als Karoline ahnte, mit stets offener Hand ihre Freundschaft bewährt zu haben, müssen sie geradezu wie eine grelle Dissonanz gewirkt haben. Im Sturme der Erregung war der für das Beste ihrer Kinder eintretenden Karoline eben auch mit den idealen Freundschaftsbeziehungen von einst ihr Zartgefühl versunken. Wenn sie jetzt keinen Anstand nahm, Klatschereien und Verleumdungen als Ursache der veränderten Haltung Louisen's anzuführen, so geht aus den in dieser Angelegenheit geschriebenen Briefen der Herzogin, wiewohl auch sie die einzelnen Punkte ausführlich erörtert, jener Adel der Gesinnung hervor, der ein Hereinziehen jedes persönlichen Elementes vermeidet.

Karoline fühlte denn auch heraus, daß einzig in der einst „unkräftig" gescholtenen Güte der Herzogin jetzt noch die Möglichkeit liege, den Riß, den sie in bester Absicht gewaltsam herbei geführt hatte, durch einen für beide Theile annehmbaren Abschluß wieder einigermaßen zu überbrücken. Von Goethe als Vermittler will sie nichts mehr wissen; zu scharf hatte dieser sich mit ihr aus einander gesetzt, um wieder in das frühere freundschaftliche Gleise einlenken zu können: so sehen wir Knebel an seine Stelle treten. Er ist es, der, von Goethe's gutem Willen gegen die Herder'sche Familie überzeugt, ihr dessen Bereitwilligkeit mittheilt, ihnen eine von Herder's zu bestimmende Summe als Ausgleich vom Herzog zu verschaffen. Schon im Januar schreibt darauf Karl August an Goethe, daß er 600 Thlr. für Herder aus seiner Privatkasse angewiesen habe. Die gleiche Summe gelangt im Laufe des Sommers nochmals zur Auszahlung, und der Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe bezeugt die Bereitwilligkeit des Ersteren, mit ganz ansehnlichen Summen auch fernerhin für die weitere Ausbildung der Herder'schen Söhne einzutreten. Karoline stellt zehn Jahre später (1806) eine Berechnung auf, aus der sich im Ganzen ergibt, daß zwei ihrer Söhne vier Jahre lang eine Summe von je 200 Thlr. erhielten, außerdem der Aelteste 600 Thlr. und der Jüngste 200 Thlr. jährlich. Um aus der Zeit heraus einen Maßstab für den Werth dieser Summen zu erlangen, sei an das Fixum von 200 Thlr. erinnert, das der Herzog Schiller als außerordentlichem Professor in Jena aussetzte, worauf hin dieser heirathete. Ferner ergibt sich aus Goethe's Briefen an Schuckmann, daß die ersten Stellen des Ländchens mit etwa 1400 Thlr., die doch zur Bestreitung eines anständigen Lebensaufwandes ausreichen mußten, besoldet waren.

Beweisen die oben genannten Zahlen, daß Karl August sein Fürstenwort erfüllt hat, so behält für die Herder'sche Auffassung von der schließlichen Lösung des Conflictes das Wort seine Geltung, das Goethe zur Sache gesprochen hat: „Man danke dem das Mögliche nicht, von dem man das Unmögliche gefordert habe."

Der durch die Verschiedenartigkeit ihrer Naturen und ihrer Verhältnisse lange vorbereitete Bruch zwischen Goethe und Herder war durch die Vorgänge

des Jahres 95/96 beschleunigt und vertieft worden. „Der Alte auf dem Töpferberg," zu dem Herder bald geworden war, stand dem geistigen Leben, das eben um diese Zeit in dem Bund Goethe-Schiller neue, herrliche Blüthen trieb, fern und empfand dies um so bitterer, als er auch in Schiller, der sich ihm einst zur Zeit von Goethe's Abwesenheit in Italien und später noch freundschaftlich und literarisch genähert hatte, einen Abtrünnigen zu sehen glaubte.

Einst, in der Blüthezeit ihrer Freundschaft mit Herder, hatte die Herzogin wehmüthig geäußert: „bei uns sind sich die besten Menschen wenig," ohne zu ahnen, wie sich dies Wort an ihr selbst erfüllen sollte. Daß diese Besten trotz des gegenseitigen Gefühls ihres Werthes, auf einem kleinen Raume mit einander fortlebend, sich nur noch wenig sein konnten, wirkt noch heute schmerzlich ergreifend. Die erhalten gebliebenen Blätter an Herder und Karoline aus dieser späteren Zeit zeigen die Herzogin wohl noch nach wie vor als gütige Vermittlerin, theilnehmende Freundin, aber jene „unsichtbare Wirkung", der feine Blüthenstaub gegenseitiger Beziehungen, war verloren gegangen.

Ein Gebiet vor Allem war es, das beiden gemeinschaftlich am Herzen lag, die Erziehung des Erbprinzen. Lassen auch die Briefe Herder's über diesen Gegenstand aus den Jahren 1797 bis 1799 hier und da, besonders in seinem Urtheil über Ridel, den von Goethe empfohlenen Erzieher des Prinzen, eine gesteigerte Schärfe und Reizbarkeit durchblicken, so bleibt ihr Grundton doch aufrichtige Liebe zu dem „guten, guten Charakter" dieses Fürstensohnes und hoher erzieherischer Ernst.

Die Stellung Herder's zum Herzog war gerade in diesen Jahren immer schroffer geworden. Wie er sich amtlich nur selten mit ihm in Uebereinstimmung fand, so berührten sie sich auch menschlich nur selten harmonisch. Auch die Nichtbeachtung seines durch des Grafen Görtz' Vermittlung von Bayern erworbenen Adels von Seiten Karl August's hatte Herder tief verletzt. „Nach solch' großen Mißklängen war es," wie Karoline, die längst eingesehen, wie Unrecht sie der Fürstin einst gethan hatte, in den „Erinnerungen" schreibt, „wiederum die edle Herzogin, die Herder wieder zu versöhnen, wieder zu gewinnen suchte. Sie veranstaltete ihm mehrmals Gesellschaften." Handbillete, in denen sie das Herder'sche Ehepaar freundschaftlich wie immer ins römische Haus mit Wieland und seiner Freundin, Frau von Laroche, zum Thee einlädt oder ein ander Mal sie mit Schillers zu sich bittet, sind erhalten geblieben. „Aber Herder, so sehr er sich zusammennahm, brachte doch nicht mehr die alte, unbefangene Seele dahin. Des Herzogs Betragen war und blieb der große Fels zwischen ihnen. Und doch war er ihr so herzlich gut. Er zeigte ihr bei realen Gelegenheiten, z. B. bei der Confirmation des Erbprinzen, seine unveränderte Treue. Nur für diesen Beweis seiner treuesten Dienste hätte der Herzog ihm seine Gnade wieder eclatant zuwenden sollen. Aber fürstliche **Personen haben kein Gemüth**"[1]). —

Die Niederschläge innerer Erlebnisse mochten den Glanz des Bildes ge-

---

[1]) Aus dem Manuscript der „Erinnerungen".

trübt haben, das Herder einst auf der Italienfahrt in reiner, schweigender Hoheit, wie eine Transfiguration der Fürstin, mit dem Auge seines Geistes geschaut hatte. Und doch, wie Staub und Rauch ein werthvolles Gemälde verdunkelt haben mögen: ein verloren darüber hin gleitender Lichtstrahl — und seine Schönheit ersteht. So erwacht am Abend seines Lebens, als ein neues Jahrhundert den früh Gealterten zum Rückblick in die Vergangenheit aufforderte, noch einmal in Herder's Seele ein deutliches Gefühl für das, was die Fürstin ihm in einer langen Reihe von Jahren gewesen war, und noch einmal verlieh er ihm Worte. Am 31. December 1800 schreibt er der Herzogin[1]):

Erlauben Euer Herzogl. Durchlaucht einem Ihrer treuesten Verehrer das alte Jahr und Jahrhundert mit tiefgefühltem Dank zu beschließen. Nicht bloß für das große Geschenk, das Euer Durchlaucht mir so unverdient und gewiß unerwartet mit Swift gemacht haben, es hat mich sehr beschämt und ich werde es lange mit der Verwirrung ansehen, die solchen Geschenken gebührt, sondern noch viel, viel mehr für alle die Gütigkeiten, die ich im vorüber gegangenen Aeon, von 1776 an, fast also ein Vierteljahrhundert, selbst hier, und von wem mehr als von Euer Durchlaucht, genossen habe. Ganze Jahre haben Sie, gnädigste Fürstin, mir versüßt, Ihr edles Zutrauen erhob mich über mich selbst und wird in der Erinnerung der Vergangenheit mir immer eins der heiligsten Andenken sein, in das sich die Dankbarkeit meines ganzen Hauses mit einschließt. Möge die Zeitperiode, die wir antreten, in die ich den Rest meiner Jahre trage, Euer Durchlaucht Leben, Verdienst und Charakter mit alle dem Guten, mit alle den Erfolgen lohnen, die die Zunge kaum ausspricht, da sie in den Händen der Vorsehung ruhen. Mit stillen und treuen Wünschen dafür gehe ich, gehen die Meinigen ins neue Zeitmaß über.

Euer Herzoglicher Durchlaucht unterthänigster
Herder.

Hierauf antwortet die Herzogin[2]):

Es hat mich sehr gefreut, lieber Herder, daß Sie meiner beim Anfang des neuen Jahrhunderts mit so vieler Güte gedenken. War eine Zeit, wo es mir gelang, Sie zu überzeugen, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meinte, so wünsche ich, daß dieses Vertrauen, dieser Glaube an mich sich wieder erneuern könnte, denn gewiß und wahr ist es, daß ich immerfort recht theilnehmend bin für Alles, was Sie angeht. Ich schmeichle mir, daß das Geschenk von Swift's Werken, das ich gewagt habe, Ihnen zu geben, keinen unangenehmen Eindruck auf Sie gemacht haben wird. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, indem Sie es annehmen, denn es fehlt mir gar sehr an Platz, um meine Bücher aufzuheben, und dieses ist in der That ganz wahr. Leben Sie, lieber Herder, so wohl und zufrieden, wie ich es Ihnen von ganzem Herzen wünsche.

„Es war der Lichtstrahl der Vergangenheit, von dem die Gegenwart dieser letzten Jahre lebte," so erzählt Karoline weiter in den „Erinnerungen". „Als Herder (1803) aus Dresden, wo man ihm aufs Anerkennendste entgegen gekommen war, nach Weimar zurück kehrte, war seine Seele so rein und gut gestimmt zur Herzogin, daß, als er ihr aufgewartet hatte, er sehr vergnügt nach Hause kam und sagte, die Herzogin war so gut und ungenirt mit mir wie in den alten Zeiten, die ich mir auf einmal so lebhaft erinnerte."

Herder war in den letzten Jahren vielfach leidend gewesen, und mit nimmer müdem Antheil pflegte sich die Herzogin in solchen Zeiten in freundlichen Zeilen bei ihm selbst oder Karoline nach seinem Ergehen zu erkundigen. Als er im Herbst 1803 abermals schwer erkrankte, erregte sein Zustand ernste Befürchtungen.

---

[1]) Das Original des Briefes befindet sich im Großherzogl. Hausarchiv.

[2]) Original im Herder-Nachlaß, im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Wie sehr ich beklage, schreibt sie an Karoline[1]), daß die Gesundheit Ihres Mannes noch immer schwankend ist, kann ich Ihnen, liebe Herdern, nicht ausdrucken. Sie werden aber doch ohnedies davon überzeugt sein. Der Herzog, der auch einen recht aufrichtigen Antheil daran nimmt, läßt Ihnen sagen, daß er durch ein Rescript dem G. Consistorium wird bekannt machen, daß Er Herdern Urlaub bis auf Ostern gegeben hat, und an ihn selbst wird er auch darum schreiben[2]). Seien Sie meiner herzlichsten Wünsche für seine baldige Wiederherstellung versichert und meiner ganzen Theilnahme an Ihnen beiden. L. H. z. S. W.

Am 18. December 1803 entschlief Herder. Auf seinem Arbeitstisch hatte in der Redaction für das X. Stück der „Adrastea“ die Predigt gelegen[3]), in der er so tiefsinnig die Probleme des Werdens und Vergehens mit einer höheren, ewigen Bestimmung verknüpft. Wie tief sein Verlust die Herzogin bewegte, deuten die Worte an, in denen sie einen Monat später dem Prinzen Christian davon Mittheilung macht: „Der Monat December ist sehr trauervoll für uns gewesen; wir haben den armen Herder verloren, und ich vermag nicht das alles auszusprechen, was mich dieser Tod empfinden ließ, wie sehr mich der Verlust noch schmerzt und mir immer schmerzlich bleiben wird. Bei einem Wiedersehen werde ich Ihnen das erklären.“ An Karoline schrieb sie sogleich[4]), nachdem sie die Nachricht vom Hinscheiden Herder's erhalten:

Es ist mir unmöglich, liebe Herdern, Ihnen alle Gefühle und Erinnerungen, welche die Krankheit und jetzt der Tod Ihres Mannes mir wieder erneuert hat, zu beschreiben. Sie werden mir aber gewiß zutrauen, daß ich seinen Verlust schmerzlich fühle und daß sein Andenken mir immer theuer sein und bleiben wird, und seien Sie mit Ihren Kindern meiner wahrsten und innigsten Theilnahme versichert.

Alles dasjenige, was von Ihrem sel. Manne herrührt oder auch Bezug auf ihn hat, schreibt sie kurz darauf, macht mir einen unnennbaren Eindruck, und mit dieser Empfindung habe ich denn auch den X. Theil der ‚Adrastea‘ von Ihnen erhalten, für deren Uebersendung ich Ihnen sehr verbunden bin. Möge die Zeit Ihren Schmerz lindern, und von meiner Theilnahme seien Sie, liebe Herdern, auf immer versichert. L. H. z. S. W.

Auf die von Karoline ihr dargebrachten Wünsche zu ihrem Geburtstage erwidert, wohl im Jahre 1804, die Herzogin:

Ich danke Ihnen, liebe Herdern, für Ihre Theilnahme am gestrigen unbedeutenden Tag, der mir zwar auch gute und traurige Erinnerungen ins Gemüth zurückgeführt hat. Der Besuch, den ich Ihnen machte, und dessen Sie so gütig erwähnen, war mir in mancherlei Rücksicht recht schmerzlich, und indem ich das, was ich so tief fühlte, zu unterdrücken strebte, konnte ich keine Worte hervorbringen, und ich fürchte, Ihnen dadurch untheilnehmend vorgekommen zu sein; um desto mehr ist mir bange dafür, da es ja von jeher mein Loos gewesen ist, verkannt zu sein; denn ich habe nicht die Gabe, dasjenige, was ich im Innersten meines Herzens fühle, darzubringen, wie ich es wünsche. Leben Sie wohl, liebe Herdern, so wohl als ich es Ihnen von ganzem Herzen wünsche. L. H. z. S.

Noch im Jahre 1809 kann Karoline der Fürstin, als „der edeln Theilnehmerin und Leiterin unseres Daseins in Weimar von den ersten Zeiten bis

[1]) Original im Herder-Nachlaß der Königl. Bibliothek zu Berlin.

[2]) Karl August's Billet vom 19. November, im Herder-Album abgedruckt.

[3]) Die im ersten Abschnitt erwähnte Predigt für die todtgeborene Prinzessin.

[4]) Original dieses und der beiden folgenden Briefe im Herder-Nachlaß der Königl. Bibliothek zu Berlin.

zu den letzten und bis übers Grab hinaus" danken[1]). „Die innigste Ergebenheit und das Bestreben, Euer Durchlaucht und dem Herzogl. Hause treue Dienste zu leisten, die den Seligen so viele Jahre hindurch bis ans Grab belebt haben, können für Euer Durchlaucht nicht den Werth haben wie für mich, indem sie mir das trostvolle Bewußtsein geben, daß seine Wittwe und Kinder der Großmuth und Gnade Euer beider Herzoglichen Durchlauchten nicht ganz unwürdig sind." — Mit diesem harmonischen Ausklang mögen hier die persönlichen Beziehungen des Herder'schen Hauses zur Herzogin Louise ihren Abschluß finden. Aber weit darüber hinaus reichen die Beziehungen geistiger Art, die die Herzogin eng mit Herder verknüpft hatten. Herder selbst sagt uns, worin der unvergängliche Werth eines solchen Zusammenhanges bestehe, wenn er von dem Ueberlebenden Rechenschaft fordert für die Wohlthat, einem edlen Menschen auf Erden begegnet zu sein. Und fürwahr, das weitere Leben Louisen's, die im Bewußtsein ihrer Fürstenpflicht als Schützerin ihres Landes dem Sieger von Jena entgegen trat, bezeugt es uns, wie sehr sie das Ideal jener weiten und hohen Geisteswelt in sich trug, zu deren unvergänglichen Wahrheiten Herder sie geleitet. Was Herder einst dichterisch geschaut, was er als Geschichtsphilosoph von dem wahren Fürsten gefordert hatte, das war die Herzogin in dem düstersten Augenblick der Geschichte des deutschen Volkes ihrem Lande geworden: „Ein lichter, klarer Stern in dunkler Wolkennacht".

[1]) Aus einem im Großherzogl. Hausarchiv aufbewahrten Brief Karolinens.

# Franz Xaver Kraus.

[Nachdruck untersagt.]

Nach dem Weihnachtsfest lag das letzte Werk von Kraus, die als Beitrag zu der bei Kirchheim in Mainz erscheinenden „Weltgeschichte in Charakterbildern" verfaßte „Biographie Cavour's" mit dem Sondertitel „Die Erhebung Italiens im 19. Jahrhundert", noch ungelesen vor mir.

Unter schweren Leiden — wie wir jetzt wissen, bereits sterbend — hatte Kraus sie mit der wunderbar zu nennenden Energie vollendet, die seine Freunde zugleich in Erstaunen setzte und über seinen Zustand täuschte.

Es schien unmöglich, daß eine geistige Lebensfähigkeit wie diese nicht auch physische Lebenskraft zur Voraussetzung haben sollte.

Da wurde mir, am Nachmittag des 29. December, ein Telegramm eingehändigt. Es trug die Unterschrift der Landesfürstin und gnädigen Gönnerin von Kraus, Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Baden. Tief erschüttert gab sie Nachricht von dem Tags zuvor erfolgten Tode des katholischen Priesters und Gelehrten, den sie — in dem allverehrten Namen des Großherzogs und in ihrem eigenen — als einen für uns Alle unersetzlichen Verlust betrauerte. Spätere Nachrichten ergänzten diese erste Trauerkunde dahin, daß Franz Xaver Kraus zu San Remo nach viertägigem Ringen den Folgen eines Blutsturzes bei vollem Bewußtsein erlegen war.

Von einem treuen jungen Schüler und Freunde begleitet, hatte er in der milden Luft des Südens Erleichterung gesucht und scheinbar auch gefunden, nachdem er sich von den Beschwerden der Reise erholt hatte. Als sein Begleiter ihn hoffnungsfreudig vom Gefühl der Besserung und damit zusammenhängenden künftigen Plänen sprechen hörte, setzte er die Reise nach Rom fort. Dort ereilte auch ihn die Todesnachricht.

„Je mourrai seul." Dieses Wort Pascal's, das Kraus zum letzten Mal bei unserem Abschied im August wiederholte, ist in dem Sinne in Erfüllung gegangen, daß ihm, dem einsamen Manne, keine Freundeshand die Augen schloß.

An liebevollem Beistand von Seite des Arztes, der Krankenschwestern, eines deutschen Priesters und zweier mit der Seelsorge in San Remo betrauter Jesuiten, wovon der Eine ihm die Sterbesacramente reichte, der Andere noch als Weltmann ihm bekannt war, hat es dennoch nicht gefehlt. In Freiburg haben sie ihn in deutscher Erde bestattet.

Um so gegenwärtiger bleibe er uns, die wir im Leben ihm nahe standen. Die Treue, die wir in seiner letzten Stunde ihm nicht erweisen konnten, sei seiner Seele gehalten und dem Werke, das er hinterläßt.

Das Dasein von Kraus, früh durch den doppelten Beruf im Dienst der Kirche und der Wissenschaft bestimmt, ist äußerlich einfach verlaufen. Zu Trier am 18. September 1840 geboren, wuchs er, wie seine Erinnerungen an den Freund A. Reichensperger erzählen, im Hause seines Vaters, der Zeichenlehrer am Gymnasium war, unter den Künstlern und Kunstfreunden seiner Vaterstadt heran. Er zeigte früh außerordentliche Begabung und jenen idealistischen Zug, der, mit inniger Frömmigkeit gepaart, ihn dem geistlichen Stand zuführte. Zu Bonn und Freiburg i. Br. studirte er Theologie und Philologie, wurde am 23. März 1864 zum Priester geweiht und entschied sich, von begeisterter Liebe für das christliche Alterthum erfüllt, zunächst für christliche Archäologie. Eine der ersten Früchte seiner Studien war eine Abhandlung über „Die Blutampullen der römischen Katakomben", die 1868 erschien. Seit 1865 war ihr Verfasser als Vicar zu Pfalzel bei Trier in der Seelsorge thätig. Er widmete diesen Forschungen alle Zeit, welche die Verpflichtungen seines Amtes und die Unterbrechungen, die eine bereits angegriffene, von da an stets schwankende Gesundheit ihm auferlegte, nicht in Anspruch nahmen. Ihren Werth und Reiz steigerte noch der Umstand, daß sie ihn damals und später immer wieder nach Italien führten.

Die Hypothese von Kraus in der Schrift über die Blutampullen hielt die symbolische Bedeutung derselben fest, beschränkte aber, in Folge chemischer Analysen des Bodensatzes dieser Gefäße, ihre Beweiskraft als vorläufige Anzeichen des Martyriums auf die Fälle, wo der Blutinhalt nachgewiesen werden konnte. Die größte damals lebende Autorität auf dem Gebiete christlicher Alterthumsforschung, Cavaliere de Rossi, stimmte dem jungen deutschen Gelehrten bei, und es entstand die Freundschaft zwischen ihnen, die bis zu Rossi's Tode währte. Aber auch der Conflict zwischen den Anschauungen innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche begann sich im Leben des noch nicht Dreißigjährigen fühlbar zu machen. In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen 1871 (Nr. 205 und 217), wie er sagt, „geistvolle und bittere Betrachtungen über die Ausschreitungen des römischen Reliquiendienstes und die Politik der Curie" mit Bezugnahme unter Anderem auch auf die Schrift von Kraus. Dieser berief sich, gegen den der kirchlichen Autorität auch in diesen Fragen gemachten Vorwurf der Unverbesserlichkeit, auf das Zeugniß Benedict's XIV. und Mabillon's, wies aber mit de Rossi's Worten „archaeologum, non theologum facio" jede Beeinflussung durch theologische oder gar kirchenpolitische Absichten zurück, verwies auf die veränderte römische Praxis und nannte den Angriff seines Gegners („Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis". Leipzig, Weigel. 1871, unter dem Pseudonym „Paulinus" veröffentlicht), in Folge dessen „einen Anachronismus". Das geschah in der zweiten, 1872 über die Frage der römischen Blutampullen veröffentlichten Schrift von Kraus.

Dazwischen lag ein Stück Weltgeschichte, das Concil und der deutsch-französische Krieg.

Eine kurze Zeit des Winters von 1870 hatte Kraus zu Rom verbracht. Es war seine Absicht gewesen, der ökumenischen Synode eine auf der Zusammenstellung älterer und neuerer Facten beruhende Schrift „De cultu s. s. reliquiarum reformando“ &c. in Ehrfurcht vorzulegen. Das geschah aus nahe liegenden Gründen nicht, und die Täuschung, als ob die Kirche, der er mit so treuer Liebe anhing bis zum Tode, seiner Seele nicht allein, sondern auch seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ein Asyl des Friedens bereiten würde, diese Täuschung, wenn sie jemals bestand, ist schon damals einer richtigeren Einsicht gewichen.

Wenn es gestattet ist, in diesem Tribut der Freundschaft an einem frischen Grabe der Tage zu gedenken, wo sie begann, so ist es hier an der Stelle zu sagen, daß ich, durch einen glücklichen Zufall, Kraus im Januar 1870 in der Katakombe der heiligen Domitilla kennen lernte. De Rossi war unser Führer in seinem unterirdischen Reich. Wir lauschten, Lichter in der Hand, seiner Rede, als ich hinter mir Deutsch sprechen hörte. Durch den Klang der heimathlichen Laute ermuthigt, erlaubte ich mir, eine Frage an den augenscheinlich so wohl informirten Landsmann zu richten. Auf diese Weise begann eine Freundschaft, die in persönlichem und schriftlichem Verkehr über drei Jahrzehnte dauern sollte.

Wir Freunde lebten damals in anregendstem Verkehr mit liebenswürdigen, hochgebildeten französischen Katholiken, meist Priestern und Schriftstellern, worunter auch literarisch thätige Frauen dieser älteren Generation.

Die Männer hießen Darboy, Erzbischof von Paris, Dupanloup, Bischof von Orléans, Gratry, Priester des Oratoriums und Professor der Philosophie an der Sorbonne, Augustin Cochin, die Kunsthistoriker Rio und de Richemont u. s. w. Unter den Frauen nenne ich nur Mrs. Craven, geborene de la Ferronnays, deren „Récit d'une Sœur“ auch außerhalb Frankreichs begeisterte Leser gefunden hat. Ein schöneres Zeugniß wüßte ich ihnen Allen nicht zu geben, als daß die Ereignisse von 1870 unsere Freundschaft nicht trübten. Mit vollendeter Vornehmheit der Gesinnung, ohne ihren patriotischen Empfindungen das Geringste zu vergeben, sind sie uns treu geblieben. Nur den frühen, in vielen Fällen im Dienst des Vaterlandes und der Nächstenliebe erfolgten Tod so Vieler, unter ihnen vor Allem das grausame Ende des erleuchteten, den Menschen wahrhaft liebevoll gesinnten Darboy durch Mord hatten wir zu beklagen.

Kraus lernte mehrere dieser Franzosen in Rom kennen. Die eigene Frische, Anmuth und Beweglichkeit des Geistes, die Freude an Meinungsaustausch in anregenden Gesprächen ließen ihm diese verwandten Eigenschaften französischen Wesens besonders anziehend erscheinen. Er sprach, schrieb und kannte in späteren Jahren das Italienische wie seine Muttersprache; das Englische hat er verstanden, aber nicht gesprochen. Das Französische war ihm genügend geläufig, um es im geselligen Verkehr ohne Hinderniß zu gebrauchen, und die Literatur der Franzosen, vor Allem die großen Werke des 17. Jahrhunderts, hat er wie wenige Ausländer sich zum geistigen Eigenthum gemacht. Die

Angabe nekrologischer Notizen, als habe Kraus mit Lacordaire und Montalembert persönlich verkehrt, beruht auf Irrthum. Diesen hörte er 1863 auf dem Congreß zu Mecheln. Einundzwanzigjährig lernte Kraus Frankreich als Hauslehrer in einer dortigen Familie kennen. Er war im Januar 1861 bei der Akademiesitzung anwesend, in welcher Guizot als Director den Dominicaner Lacordaire aufnahm. Vor Jahresende schied letzterer aus dem Leben. Erst 1870 kam Kraus von Rom, wo er nur kurz verblieb, wieder nach Paris, mit Empfehlungen an Montalembert. Dieser lud ihn zu sich. Als Kraus, der Aufforderung entsprechend, am 14. März sein Haus betrat, lag der Herr desselben auf der Bahre. Tags vorher war er schnell, nicht unvorbereitet, verschieden.

Der von ihm mit begründete sogenannte liberale Katholicismus, der, von Laien ausgehend, Laien zu Führern hatte, beeinflußte in seinen verschiedenen Phasen die Geschicke der katholischen Kirche zwischen 1830 und 1870, und Kraus ist nur Einer von Vielen, wenn auch unter den Letztgekommenen, welche ohne diese Entwicklung ebenso wenig als Döllinger in Deutschland, Manzoni und Cavour in Italien, um nur diese zu nennen, richtig verstanden und beurtheilt werden können. Hier freilich muß die Geschichte des französischen „parti catholique“ als bekannt vorausgesetzt werden, schon deswegen, weil Kraus selbst auf die Darstellung derselben so oft und so eindringlich zurückgekommen ist. Wir beschränken uns somit darauf, ihre wesentlichsten Momente in die Erinnerung zurückzurufen.

## I.

Seit Beginn der neueren Geschichte hat die französische Kirche in Bezug auf ihre äußere Organisation zwei durch Concordate bezeichnete Stadien durchgemacht. Der erste dieser Verträge, 1516 zwischen Leo X. und Franz I. abgeschlossen, opferte das alte gallicanische System, welches, mit der Monarchie und der Feudalität zugleich erstarkt, nun dem Druck der Verhältnisse und der Politik der Diplomatien erlag. Die des mediceischen Papstes sicherte seinem Hause die Herrschaft in Florenz um den Preis, die französische Kirche der absoluten Monarchie zu unterwerfen. Bedingungslos geschah dies nicht. Wir erinnern hier nur an das Recht des Clerus, sich selbst zu besteuern. Das Königthum gewährte als Gegenleistung für materielle Vortheile und verstärkte Machtbefugnisse die Wahrung der Glaubenseinheit, die untrennbar vom System der geeinten Nationalität unter Richelieu und Ludwig XIV. blieb. Die zweite gallicanische Kirche wurde eine Stütze des Throns, proclamirte und vertheidigte ihre Rechte und Freiheiten gegen die Ansprüche der Curie, entwickelte eine großartige charitative wie geistige Thätigkeit und Lebensfähigkeit, lud aber die Betheiligung an der Verfolgung Andersgläubiger und Andersdenkender auf sich und erschöpfte dadurch und in innerkirchlichen Zwistigkeiten ihre Kraft. Den revolutionären Mächten erlag sie mit Würde, Gehorsam gegen ihr geistliches Oberhaupt und opferbereiter Erkenntniß der Forderungen einer veränderten Zeit, der das Urtheil der Geschichte — spät, aber doch — Gerechtigkeit gezollt hat und immer mehr zollen wird.

Zehn volle Jahre nach Säcularisation des Kirchengutes und Abschaffung des Cultus blieb das republikanische Frankreich officiell religionslos. Dann (1802) verwirklichte der Erste Consul einen lang gehegten Entschluß und schloß mit Cardinal Consalvi, als Bevollmächtigtem Pius' VII., das bis heute zu Recht bestehende Concordat.

Für Napoleon war die Maßregel eine vorwiegend politische, und über ihren Zweck hat er sich klar ausgesprochen. Er glaubte, dadurch den Papst völlig in die Hand zu bekommen, und wie den Papst, so die Kirche. Die Rechnung schlug bekanntlich in Bezug auf den Papst fehl, aber erst, nachdem Napoleon ihn gegen seinen Willen zum Herrn der französischen Kirche gemacht hatte.

Die Sache stand im Wesentlichen wie folgt. Der Episkopat und die Mehrheit des Clerus verweigerten 1792 den Eid auf die Civilconstitution, welche mit der päpstlichen Jurisdiction brach, und ergaben sich lieber als schismatisch zu werden, in die Verbannung und selbst in den Tod. Von diesen 131 Bischöfen überlebten 1801 noch 81, lauter Royalisten, die der Erste Consul als Gegner behandelte. Durch Drohungen und Versprechungen, selbst durch die trügerisch genug in Aussicht gestellte Rückgabe der Legationen, zwang er endlich den widerstrebenden Papst, aus eigener Machtvollkommenheit diese Bischöfe, die sich für ihn geopfert hatten, aber jetzt auf ihre apostolische Würde zu verzichten sich weigerten, einfach abzusetzen, die neue Abgrenzung und Eintheilung der Diöcesen vorzunehmen und neue Bischöfe zu ernennen. Ihre Besoldung, sowie die kärglichen Bezüge des Pfarrclerus übernahm der Staat im Cultusbudget und als Ersatz für die Säcularisation des Kirchengutes. Die Heranbildung der Cleriker erfolgte in bischöflichen Seminarien. Dieser Centralisation der Kirche unter der Autorität des Papstes durch das Concordat folgte der Schutz der staatlichen Rechte durch die organischen Artikel, die Napoleon's Legisten nach den Gesetzen und Traditionen der alten Monarchie redigirten.

Dieses Erbe der Napoleonischen Aera, das Concordat sowohl als die organischen Artikel, trat die der Charte verpflichtete Restauration unverändert an. Von Feinden umringt, hatte sie allen Grund, ihren Freunden noch ungleich mehr als ihren offenen Gegnern zu mißtrauen. Fanatische Reactionäre, royalistischer als der König, suchten diese constitutionelle Monarchie zur Rachepolitik zu verpflichten, die eine Hälfte von Frankreich gegen die andere zu den Waffen rief. Während große oder doch kluge Minister, mehrmals im Einverständniß mit Rom, einen Mittelweg einzuhalten suchten, wie bei Gelegenheit der ersten gegen die extremen Bestrebungen 1828 gerichteten Ordonnanzen, hatte sich seit 1818 ein großes, aber unheilvolles Talent gegen sie erhoben. Es war der 1782 geborene bretonische Priester Felix de Lamennais. Im berühmten „Essai sur l'indifférence en matière de religion" nannte er das Papstthum die Vollendung der von der allgemeinen Vernunft bezeugten Offenbarung zur Leitung aller Angelegenheiten der Menschheit, und nicht etwa nur der geistlichen, sondern auch der profanen Wissenschaften, da subjective Erkenntniß der Wahrheit ausgeschlossen sei. Zugleich verkündete er die

legitime absolute Monarchie als den höchsten Ausdruck irdischer Autorität. Von der bestehenden Regierung aber sprach er, als ob sie durch das Bekenntniß der ihm verhaßten gallicanischen Lehren Christenverfolgungen plane. Die Verblendung wird dadurch verständlich, daß Lamennais ein in der Einsamkeit lebender Schwärmer war, der, zugleich weich und fanatisch, die Welt nicht kannte und sie nach einer verhängnißvollen Theorie sich construirte. Er wollte die atheistische Gesellschaft retten und verlangte unter Anderem Aufhebung des Concordates und die Uebergabe des ganzen Unterrichtswesens an den Clerus. Letzteres stand bekanntlich, unter dem Namen „Université de France“, ebenfalls in Napoleonischer Centralisation, unter Leitung eines Großmeisters, der damals noch dazu ein Bischof war. Als Lamennais sein ungeheuerliches Begehren stellte, waren 15 000 Posten in der Seelsorge wegen Priestermangels unbesetzt! Wegen Beleidigung der Regierung in einem Preßproceß verurtheilt, gab Lamennais, den der große katholische Advocat Berryer vertheidigt hatte, von da an die Dynastie preis.

Es blieb die Kirche.

In Irland, in Belgien war die katholische Bewegung mit der nationalen eins. Lamennais veröffentlichte jetzt das Buch „Des progrès de la révolution et de la guerre contre l'église“, verlangte für die französischen Katholiken Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Lehrfreiheit „wie in Belgien“ und erwiderte Denjenigen, die über den Frontwechsel staunten, „der Liberalismus müsse christianisirt werden“.

„Jam foetet,“ erhielt der Royalist Berryer zur Antwort, als er Lamennais' moralische Unterstützung für das Ministerium Polignac beanspruchte.

Als eine sociale Erhebung zur Vertheidigung des Rechtes der Armen und Kleinen begrüßte Lamennais „1830“ und stellte die Kräfte des Katholicismus, als Organ des allgemeinen Gewissens, in die Dienste der Bewegung, welche die Trennung zwischen Kirche und Staat herbei führen und die verderblichen Fesseln sprengen sollte, die bis dahin den Thron mit dem Altar solidarisch erklärt hatten. Der Mystiker, der bei Lamennais dem Fanatiker zur Seite lebte, fand nichts natürlicher, als vom französischen Clerus den freiwilligen Verzicht auf alle als Compensation ihm zugesicherten Staatsbezüge zu verlangen. Zugleich beanspruchte er Unterrichtsfreiheit und Vereinsrecht und vertrat mit jungen, gleichgesinnten Genossen, worunter bekanntlich Montalembert, dieses Programm in der Zeitschrift „L'Avenir“. Sie schuf durch Organisation der sogenannten „allgemeinen Agentur zur Vertheidigung der religiösen Freiheit“ die erste katholische, kirchenpolitische Partei. Durch Lamennais ist die katholische Laienwelt als solche zur systematischen Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten und zur Opposition gegen die Regierungen geschult worden. Sie beschränkte sich nicht auf interne Fragen, sondern verlangte mit Berufung auf „die Freiheit wie in Belgien“ die Intervention Louis Philipp's zu Gunsten der aufständigen Polen, die seinem Gesandten in Petersburg, Mortemart, auf der Durchreise in Warschau mit Hinweis auf diese Agitation erklärten, sie verlangten „Alles oder nichts; die Opposition werde den König zwingen, ihnen zu Hülfe zu kommen“. Zu jener

Zeit rettete nur die rasche Intervention Oesterreichs den durch Aufstände in den Legationen, den Marken und Umbrien bedrohten weltlichen Besitz des Papstes, der seit dem 2. Februar 1831 Gregor XVI. hieß. Beim Ausbruch der Krisis stellte das Organ der französischen Liberalen, der „Globe“, seinen Collegen vom „Avenir“ die verfängliche Frage, ob sie bereit seien, das Recht der Selbstbestimmung, das sie für die Völker beanspruchten, gegebenen Falles auch den Römern zuzugestehen?

Lacordaire übernahm die Replik. Wenn es, schreibt er, aller Wahrscheinlichkeit entgegen dahin kommen sollte, werde Gott ein freieres Stück Erde als das so oft von den Fürsten gedemüthigte Rom finden. Lamennais wandte sich an das Papstthum selbst und rief es zur Rettung der Menschheit auf: es solle die letzten Reste einstiger irdischer Größe mit dem Fuß von sich stoßen und, vom starken Arm des Volkes getragen, die Erneuerung der Gesellschaft in Angriff nehmen.

Der Mann, der diese Worte an das Papstthum richtete, hatte diesem, scheinbar wenigstens, dadurch den größten Dienst erwiesen, daß er durch Vertheidigung eines ganzen Systems von ultramontanen Ansprüchen die letzten Ueberlieferungen und Reste der gallicanischen Freiheiten praktisch vernichtet und gegen die Rechte und Jurisdictionen der Bischöfe und die Befugnisse der Staatsgewalt an die absolute, directe Autorität des römischen Stuhles als der in religiösen Angelegenheiten einzig entscheidenden appellirt hatte.

Es kann kaum Wunder nehmen, daß die jetzt von Lamennais an Gregor XVI. gestellte Zumuthung, als Souverän des Kirchenstaates durch Verzicht auf denselben die Religion von der Politik zu trennen, Alles eher als Nachsicht fand, da noch dazu die Revolution an den Thoren pochte. Auch die Geduld des unaufhörlich von Lamennais angegriffenen und beleidigten Episkopates mit ihm und dem „Avenir“ war zu Ende. Eine Eingabe der französischen Bischöfe vom 22. April 1831 rief die Intervention des päpstlichen Stuhles gegen denselben an; Lamennais selbst drang auf eine solche; er hatte es dahin gebracht, daß nur die Zustimmung Roms ihn retten konnte. Er selbst begab sich dahin, erlebte dort den in Folge eines neuen Aufstandes gegen die päpstliche Regierung veranlaßten Einmarsch der Oesterreicher in römisches Gebiet, die Besetzung Ancona's durch die Franzosen und die Verurtheilung der polnischen Revolution durch das Breve Gregor's XVI. an die polnischen Bischöfe, vom Juli 1832, als Gegenleistung für das Anerbieten russischer Hülfe gegen alle Angriffe von außen. Lamennais wußte jetzt, was er zu gewärtigen hatte, verkündete im Ton von Propheten und Sibyllen das Ende der weltlichen Macht, von dem er wünschte, es möge bald eintreten, „sonst gehe der Glaube verloren“, und verließ Rom. Auf deutschem Boden, zu München (im August), erreichte ihn die Encyklika „Mirari vos“, welche die Doctrinen des „Avenir“, insbesondere auch die als „Wahnsinn“ bezeichnete Gewissensfreiheit aufs Schärfste verurtheilte. Die Allianz der Kirche mit der Demokratie war abgelehnt, das Papstthum hielt zu den bestehenden Gewalten. Sie hießen Metternich, Zar Nicolaus, aber auch Casimir Périer u. s. w. Mit Lamennais' Schicksal haben wir uns hier nicht weiter zu befassen. Er schied

aus der katholischen Kirche und verkündete bis zuletzt mit zündender Beredsamkeit, schiefer Logik und maßloser Uebertreibung das socialistische Evangelium, das mit einer auf das Kreuz gestülpten Jacobinermütze verglichen worden ist. Gregor XVI. hat Montalembert gegenüber noch einmal seiner gedacht. Es war im December 1836 bei einer Audienz des Grafen im Vatican. Die Arme weit ausspannend sagte der Papst: „Questo Abbate voleva darmi un potere, un potere del quale io non avrei saputo che fare.“ Er empfahl bei derselben Gelegenheit dem Clerus, sich nicht mit Politik zu befassen.

Zu jenem Zeitpunkt hatte Montalembert, nunmehriger Pair von Frankreich und der Gesinnung nach Orleanist, zur Vertretung der religiösen Interessen das „Univers catholique“ gegründet. Wie alle seine jungen Kampfgenossen vom „Avenir“ mit der Kirche nach Lamennais' Verurtheilung in Einklang geblieben, nahm er jetzt ebenso unbedenklich den Gedanken desselben, die Befreiung der Schule von der Bevormundung des Staates, wieder auf. Der Kampf um die Unterrichtsfreiheit vereinigte damals Liberale und Katholiken. Und zwar waren es unter letzteren vorwiegend Laien, die Clerus und Episkopat in die Bewegung zogen und ihrer Sache ein zweites Organ, den „Correspondant“, schufen. Er vereinigte alle Talente der Partei, die zum geringeren Theil Gelehrte im eigentlichen Sinne, meist aber Schriftsteller, unter diesen hervorragende wie Albert de Broglie, Montalembert selbst, Thureau-Dangin u. s. w. waren. Die Parole lautete: „Gleiches Recht, gleiche Freiheit für Alle.“ Man lebte wie man dachte, und es war nicht gleichgültig, daß weder die Verleumdung noch irgend ein begründeter Vorwurf sich jemals gegen das Privatleben und die in der Oeffentlichkeit bewährte makellose Ehre dieser Männer heran wagen durften. Im Uebrigen waren Unterschiede vorhanden. Durch Abkunft von Seite der Mutter, persönliche Neigung und Kenntniß der Verhältnisse stand Montalembert im intimen Verkehr mit England, dessen Staatseinrichtungen und öffentlichen Geist er rückhaltlos bewunderte. Eine seiner besten Schriften, „De l'avenir politique de l'Angleterre“, brachte diese Gesinnung zum Ausdruck. Sie wurde durch die Wendung eines Theils der Oxforder Bewegung zu Gunsten der katholischen Kirche verstärkt. Diese führte ihr unter Anderen den größten der Convertiten des 19. Jahrhunderts, den späteren Cardinal Newman, zu, dessen geistige Größe ganz England, Gladstone an der Spitze, rückhaltlos anerkannten.

Zugleich stand Montalembert seit den dreißiger Jahren mit der deutschen historischen Schule und den deutschen Romantikern in Beziehungen. Mit Döllinger verband ihn warme Freundschaft. Er kannte persönlich Schelling, Franz von Baader, Möhler, Görres, Windischmann, A. W. Schlegel, Tieck, Raumer, A. von Humboldt, Ranke, Savigny, Radowitz, Schleiermacher, die Brüder Grimm, Otfried Müller, Heeren, Mittermaier, F. Schlosser, Creuzer, Uhland, Boisserée u. s. w. Montalembert war selbst ein Romantiker. Rumohr's „Italienische Forschungen“ beeinflußten seine eigene Kunstrichtung und jene Rio's, Caumont's, Dideron's wie die von Vitet und Merimée. Auf deutschem Boden, zu Marburg, erwachte die Inspiration zum Leben der „heiligen Elisabeth von Thüringen“. Montalembert's Romantik behielt den aristokratisch-ritterlichen

Zug; als glänzender Redner, in der Pairskammer, gebrauchte er eines Tages die berühmt gebliebene Apostrophe: „Wir sind die Söhne der Kreuzfahrer; wir lassen uns nicht von den Söhnen Voltaire's in die Flucht schlagen."

Anders Lacordaire. Vor dem Eintritt in den Priesterstand und den Dominicanerorden, 1827 und 1839, war er Advocat. Die Anschauungen des französischen Mittelstandes waren und blieben in politischen Dingen die seinigen. Aber wie Montalembert und sein ganzer Kreis war auch Lacordaire aus Gründen der Erfahrung überzeugt, daß die Art der französischen Erziehung und Bildung einen demoralisirenden Einfluß in intellectueller und sittlicher Beziehung auf die Jugend ausübe. Sie waren alle entschlossen, das Monopol der Universität zu brechen und die französische Verwaltung zu decentralisiren. Ersteres geschah nach achtjährigem Kampf, trotz der Gegnerschaft von Männern wie Guizot, Barante, dem älteren Herzog von Broglie, Villemain, Rossi, dem späteren Minister Pio Nono's, und selbst des Erzbischofs von Paris. Vergebens warnten Tocqueville und Ozanam, überzeugungstreue katholische, aber gemäßigter denkende, überlegene Männer. Letzterer sagte bereits 1844: „Ich möchte nicht, daß es eine katholische Partei gäbe, denn dann würde es keine katholische Nation mehr geben." Die Warnung kam zu spät. Nach dem Sturz der Julimonarchie wurde die Unterrichtsfreiheit das Pfand, welches Louis Napoleon dem Grafen Montalembert und einem Theil seiner Partei für ihre Unterstützung seiner Candidatur gab. Sie erfolgte 1849/50, nachdem Graf Falloux Unterrichtsminister geworden war, und durch eine Transaction. Die Universität blieb bestehen. Die Concurrenz durch geistliche Genossenschaften und Privatinstitute wurde freigegeben: Falloux, der politischste Kopf der katholischen Bewegung, erklärte jetzt, die katholische Partei sei gegenstandlos geworden und solle aufgelöst werden.

Aber die Partei war gespalten und ihr extremer Flügel revoltirte.

Seit 1843 stand ein vom Freidenkerthum zum Glauben bekehrter, im höchsten Grad begabter und gewandter, leidenschaftlicher Schriftsteller und Journalist, Louis Veuillot, an der Spitze des „Univers". Während „Freiheit für Alle" die officielle Losung der Partei blieb, schrieb er schon damals: „Ihr fürchtet die Kirche, aber Ihr werdet gezwungen werden, zu wollen, was sie will, denn Ihr existirt überhaupt nur deshalb, weil sie es Euch gestattet." Gegen den Protest einzelner Bischöfe hielt von nun an das „Univers" über Laien, Clerus und Episkopat Gericht und denuncirte nach und nach Andersdenkende in beleidigenden persönlichen Angriffen.

Differenzen der Meinungen kamen seit 1846 über Fragen der auswärtigen Politik hinzu.

Der revolutionäre Reigen begann in Polen. Der Freistaat Krakau fiel; Montalembert zieh die österreichische Regierung Metternich's der Mitwissenschaft am Bauernaufstand in Galizien, und als die Zerwürfnisse, deren Schauplatz die Schweiz seit Jahren war, den Sonderbundskrieg entfachten, standen Montalembert und seine Gesinnungsgenossen zu den katholischen Cantonen, deren Niederlage im Jahre 1847 den Anlaß des Streites, die Ausweisung der Jesuiten, herbeiführte. Die Geschicke des Ordens hatten in der französischen Partei-

geschichte eine wichtige Rolle gespielt. Hier kann nur daran erinnert werden, daß unter der Restauration die vom Staat nur geduldeten Jesuiten, sowie andere religiöse Congregationen durch die Ordonnanzen von 1828 mit Zustimmung Roms vom Lehramt in den staatlichen Anstalten ausgeschlossen wurden. Unter der Julimonarchie tauchte die Frage der Congregationen wieder auf. Schon durch seine leidenschaftlichen Angriffe gegen den Gallicanismus, die er später, weil auf ganz ungenügender Kenntniß der historischen Vergangenheit seiner Kirche und seines Landes beruhend, so lebhaft bedauert hat, vertheidigte Montalembert alle ultramontanen Forderungen in dieser Frage. Gegen die Anhänger der Gemäßigten und der Regierung, vor Allem gegen Rossi, der, in die Pairskammer berufen, die Unabhängigkeit des Staates, die Auffassung der kirchlichen Gewalt als einer gemäßigten, keiner absoluten Regierung vertrat, gegen die Angriffe, die Männer wie Michelet und Quinet gegen den Jesuitenorden richteten, trat Montalembert auf Seite desselben. Es erschien 1844 die Schrift des Pater Ravignan, „De l'existence et de l'institut des Jésuites", der mit Milde und Freimuth die Sache derselben führte. Ravignan, der Jesuit, theilte sich mit Lacordaire, dem Dominicaner, in den außerordentlichen Erfolg, der ihre Beredsamkeit im Dienste der christlichen Moral und Apologetik auf der Kanzel von Notre-Dame lohnte. Er war das Muster eines heiligmäßigen, liebevollen, vornehm denkenden Priesters und Ordensmannes und ein großes Talent. Dem Tode nah, wollte er sich noch über die Alpen schleppen, um gegen die Polemik seiner Brüder in der neu gegründeten „Civiltà cattolica" zu protestiren. Auch Kraus hat ihm mit Recht enthusiastische Anerkennung gezollt. Aber die Jesuitenfrage blieb dennoch 1846 das Ziel der Angriffe gegen Louis Philipp's Regierung. Guizot sandte Rossi als Botschafter nach Rom zu Gregor XVI. und dessen Staatssekretär Lambruschini. Der Papst war kein Freund des Ordens und ließ eben damals durch Pater Theiner das Material sammeln, welches die Aufhebung desselben durch Clemens XIV. rechtfertigte. Er gestand, wenn auch nicht ohne begreifliche Schwierigkeiten, Rossi die Convention vom Juni 1845 zu, nach welcher die Jesuiten in Frankreich sich selbst auflösen sollten. Sie blieb unausgeführt wie die Ordonnanzen von 1828. Denn am 1. Juni 1846 starb Gregor XVI. Im Februar 1848 fiel die Regierung des Juste milieu.

Seit 14. Juni 1846 hieß der neue Papst Pius IX.; am 16. Juli erließ er die Amnestie, welche die neue Aera einleitete, und die italienische Frage war zu Rom entrollt.

## II.

Wir konnten nur kurz den Zusammenhang zwischen den Katholiken Frankreichs, Englands und Deutschlands andeuten. In gesteigertem Maße umfaßte er Italien. Sein größter Dichtergenius im 19. Jahrhundert, der 1785 geborene Alessandro Manzoni, verbrachte die Jahre 1805—1808 in Paris. Selbst freidenkend begegnete er sich noch mit Cabanis und den Ueberlebenden der vorrevolutionären Philosophie, mit Abbé Grégoire, dem constitutionellen Bischof von 1792, mit Bernardin de Saint-Pierre, Benjamin Constant, aber auch mit

Claude Fauriel, dem Dante-Kenner, der der romanischen Philologie die Wege bahnte und sein treuer Freund blieb. Chateaubriand's ästhetische Religion ist Manzoni stets unsympathisch geblieben. Im Augenblick, wo der „Genius des Christenthums", „René" und „Atala" an der Hand, die Menschen rührte und nicht überzeugte, vertiefte sich Manzoni in Theologie, las Massillon, Bourdaloue, den großen Jansenisten Arnauld, Pascal, und begründete die religiösen Ueberzeugungen seines späteren Lebens. Sie waren ebenso fest als mild und erleuchtet. Der Prophet der theokratischen Doctrinen, Bonald, und Lamennais waren die Helden des Tages, als Manzoni 1819—20 schrieb, die Vermischung der religiösen Interessen mit irdischen Zwecken und Leidenschaften, Anrufung der Gewalt zur Vertheidigung der Religion, das Lob dahingegangener als der mustergültigen Zeiten diskreditiren die Religion. Manzoni's „Osservazioni sulla Morale cattolica", gegen Sismondis Anklage gerichtet, der Katholicismus trage Schuld an der Corrumpirung des italienischen Charakters, ist das Muster einer Controversschrift, die jegliche Bitterkeit vermeidet, dem Gegner gerecht wird und den zufälligen Anlaß zur Entwicklung eines hohen, über allen Tagesstreit sich erhebenden Standpunktes benützt. Seit 1814 nach Mailand zurückgekehrt, veröffentlichte Manzoni 1815 die „Inni sacri", 1819 die Tragödie „Il Conte di Carmagnola", und die italienische Romantik ward geboren. Es blieb ihm beschieden, das größte Werk der Romantik überhaupt 1827 mit den „Promessi Sposi" zu geben. Goethe's Bewunderung dieser Schöpfung, die er als vollkommen pries, ist bekannt. Walter Scott, als ihm Manzoni sagte, er sei es, von dessen Romanen er den Anstoß erhalten habe, erwiderte: dann sei dies sein schönstes Werk. Es hielt seinen Einzug in alle Sprachen und bezauberte die ganze Welt. Kraus nennt die „Promessi Sposi" den poetischen Commentar zur „Morale cattolica": „Das Leben ist nicht bestimmt, für die Einen ein Fest, für die Anderen eine Plage zu sein; es ist für Alle eine Pflicht. In dem Wohlwollen des Thoren liegt etwas Edleres und Vortrefflicheres als in dem Scharfsinn eines großen Denkers. — Wer viel liebt, hat keine Zeit, zu hassen."

Mangelnde Gesundheit und Neigung, fern vom Weltgetriebe, im Umgang mit vertrauten Freunden auf dem Lande zu leben, führten Manzoni von Mailand, so lange und oft er konnte, nach seinem Besitz Brusuglio und den Ufern des Lago Maggiore. Auch dort blieb er ein Mittelpunkt. Silvio Pellico, aus dem Gefängniß des Spielbergs zurückgekehrt, der Literarhistoriker Tommaséo, der Historiker Cantù, später die Brüder Cavour, R. Bonghi waren ihm befreundet. Mit Franzosen blieb er in Correspondenz; Massimo d'Azeglio war sein Schwiegersohn. Den roveretanischen Priester und Philosophen Rosmini, der zu Domodossola und Stresa am Lago Maggiore den Klöstern seines „Istituto della Carità" vorstand, hat er wie einen Heiligen verehrt und aus ganzer Seele geliebt. Nach Cantù wäre es Manzoni gewesen, der Rosmini durch Galluppi's Arbeiten auf die Kantische Lehre verwies, die Rosmini's „Nuovo Saggio sull' Origine delle Idee" und überhaupt sein ganzes philosophisches Werk beeinflußte.

Zur selben Zeit, wo John Henry Newman durch das Studium der alten Kirche und des arianischen Streites seine Rückkehr zum Katholicismus anbahnte, 1832, verfaßte Rosmini die „Cinque Piaghe di Santa Chiesa“, die er jedoch erst 1847 veröffentlichte. Es war ein Reformprogramm der Kirche an Haupt und Gliedern, wie Dante und vor und nach ihm so viele große und heilige Denker sie gewollt. Die Verweltlichung der Kirche, die mangelhafte Erziehung des Clerus, seine Scheidung in eine höhere und niedere Classe, der Mangel an Zusammenhang mit dem Volk, diese Auffassung der Dinge von Seiten Rosmini's berührt sich mit dem Reformgutachten, welches Cardinal Sala 1831 für Gregor XVI. verfaßte. Herstellung des Contactes zwischen Priesterschaft und Laien durch Betheiligung des Volkes an den Wahlen der Bischöfe und Pfarrer, an Bestimmung des Kirchengutes für die Zwecke des Cultus, des Unterrichts, der Armen, nicht absolute Trennung der Kirche vom Staat, aber Verzicht derselben auf irdische Vortheile, der Primat des Papstes an der Spitze einer Conföderation der italienischen Staaten mit constitutionellen Regierungen, Erhaltung der Monarchien, aber Ausschluß der österreichischen Fremdherrschaft, — so lautete das viel umstrittene Programm Rosmini's.

Die Verhältnisse auf der italienischen Halbinsel zwischen 1815 und 1843 hat Kraus in seinem „Cavour“ noch ein Mal zusammenfassend geschildert.

Sie waren unhaltbar. Das System Metternich traf der Fluch, daß auch die guten Früchte seiner Verwaltung Niemandem zu Gute kamen. Das intellectuelle Leben Italien's war vernichtet, sein nationales Leben in Toscana, wo verhältnißmäßig mild und weise regiert wurde, ganz ebenso zu Tode getroffen, wie in Neapel, dessen Regierung als die „Verneinung Gottes“ aus berühmtem Munde bezeichnet worden ist, wie im Kirchenstaat, wo Polizei, Spionage und Censur nur durch fremde Bayonette den Status quo gegen die Revolution mühsam und qualvoll genug aufrecht erhielten.

Seit 1833 sammelte G. Mazzini diese revolutionären Elemente in der „Giovane Italia“ und stellt gleichzeitig den einzigen Vertreter einer nationalen Dynastie, Carl Albert von Savoyen, vor die Wahl, der Nation den König zu geben oder als letzter der Tyrannen zu sterben. Kraus hat im „Cavour“ und überall sonst, wo sich ihm Gelegenheit dazu bot, gegen die Geschichtslüge protestirt, als ob die Mazzinianer, die das Unglück des Risorgimento waren, seine endlichen Geschicke entschieden hätten. Die Verschwörungen und die Secten und ihre strafbaren Verbrechen befleckten die nationale Sache, sie schufen sie weder noch vermochten sie ihr die Führer zu geben, die ihre lebensfähigen Ideen zu Thaten umsetzten. Das geschah zuerst durch Idealisten und Romantiker, nach Carducci's Darstellung des Risorgimento seit vollen hundert Jahren. Wir nennen hier nur seine unmittelbaren Verkünder.

In der Verbannung zu Brüssel veröffentlichte Gioberti, ein Piemontese, den „Primato“. Es war die Verherrlichung Italiens und des Papstthums, als providentielle Träger der Civilisation, ein Protest gegen den Umsturz und die Fremdherrschaft, der kühnste Traum, den jemals der Patriotismus eines philosophisch geschulten, einsamen Denkers historischen Thatsachen zum Trotz

geträumt hat. Ihm antwortete der nüchterne, ehrliche Balbo in den „Speranze d' Italia". Er verwarf die Chimäre Gioberti's wie den nationalen Einheitsgedanken Mazzini's, plaidirte für einen lombardischen Staatenbund unter Sardiniens Führung und die moralische Regeneration Italiens und des Papstthums. Es folgte Massimo d'Azeglio, ein thätiger Politiker, mit der Anklageschrift gegen die römische Verwaltung, nicht gegen das Papstthum: „Gli ultimi Casi di Romagna", 1846. Sie enthielt die Worte: „Entweder ist das, was Ihr von der Gerechtigkeit Gottes und seinen fürchterlichen Strafgerichten in einem anderen Leben schreibt, unwahr, — dann sind auch meine Worte thöricht, und Ihr thut Recht, um dieselben Euch nicht zu kümmern. Oder das, was Ihr lehrt, ist wahr, und Ihr selbst seid überzeugt, daß Gott, Rechenschaft fordernd, zu Euch sprechen wird: ‚Ich habe Euch ein Volk gegeben; was habt Ihr mit ihm gemacht?'"

Die Ueberzeugung, der Absolutismus, zur Reform nicht mehr fähig, sei gerichtet, theilten mit Massimo d'Azeglio bereits alle jungen italienischen Patrioten. Einer derselben, der 1810 geborene Piemontese Graf Camillo di Cavour, hatte sich seit den dreißiger Jahren in Genf, in England, vornehmlich in Paris in ökonomischen und politischen Fächern geschult. Er verkehrte in gelehrten und literarischen Kreisen. Seine künftige Größe erriethen zuerst die Frauen: die Genueserin, die ihn liebte, und Gräfin Circourt, eine zum Katholicismus übergetretene Russin, die ihn genau kannte. In ihrem Pariser Salon sah er Tocqueville. Er verkehrte mit Guizot, Thiers, Rossi, unter den Katholiken mit de Broglie, Barante, Ozanam, d'Haussonville. Er lernte die eigenthümliche Politik kennen, die das Julikönigthum überdauerte und das Frankreich des Staatsstreichs und der Opposition übereinstimmend der Strategie der römischen Expeditionen verpfändete. Ein Skeptiker, Doudan, der Freund von Mr. Thiers, hat eine Seite dieser Politik mit den Worten gekennzeichnet: „Je ne sais comment des gens raisonnables ne voient pas qu'un pape sans états est un des êtres les plus dangereux de la création; quand les cerf-volants n'ont pas une queue très-pesante, ils donnent des coups de tête terribles." Für Guizot, den orthodoxen Protestanten, ist die italienische Bewegung eine rein politische, unreligiöse, verwerfliche geblieben. Thiers erklärte rundweg, er sei nicht Christ, sondern Papist: „L'esclavage des états romains est nécessaire à la foi catholique!" Die Ungeheuerlichkeit der Aeußerung wird im Licht der französischen Politik verständlich, deren Sonderzwecken die italienische Einheit unannehmbar war.

Wir kommen auf die Frage zurück, welche Stellung die französischen Katholiken in der Krisis einnahmen. Lacordaire ging 1847 nach Rom. Von dort aus warnte er aufs Nachdrücklichste vor der Politik der Reaction und den Jesuiten:

„Diese haben sich," schrieb er, „mit dem Gedanken identificirt, Europa müsse früher oder später unter die Herrschaft des Despotismus zurück fallen. Seit 1814 gehen alle ihre Projecte von diesem Grundgedanken aus, und die Bewegung von 1830, weit entfernt, sie eines Besseren zu belehren, hat sie nur darin befestigt . . . Der Sturz von Lamennais, die Encyklika, die ihn veranlaßte, bestärkte sie im Glauben, daß die constitutionellen Lehren vom Heiligen Stuhl verworfen waren, und wenn sie zuweilen mit Montalembert von Freiheit sprachen, so war das ein

bedeutungsloser Zufall, um so mehr als nie eine Zeile von ihrer Hand den Gebrauch dieser neuen und gefährlichen Waffe gut hieß."

Gioberti's „Gesuita moderno", der im Angriff auf den Orden viel weiter ging, war inzwischen erschienen, der 1815 als Anhänger Murat's und Rebelle von der päpstlichen Regierung geächtete Rossi schon bei Pius IX. ein freundlich aufgenommener Rathgeber. Auf der Tribüne der Pairs, im December 1847, huldigte Montalembert dem liberalen Papst, der das ohnmächtige und verachtete österreichische Papstthum für das schwierigere und gefahrvollere italienische, jenes der Zukunft, hingegeben habe. Die Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles gehöre allen Christlichen, allen katholischen Nationen; sie dürfe weder auswärtigen Mächten noch im Kampf der Parteien geopfert werden. Diese Rede entfremdete Montalembert dem „Univers" und vertrat, einmal und nicht wieder, die Ideen der italienischen Reformpartei. Rossi, Rosmini, Gioberti wurden im Lauf von 1847/48 die Rathgeber des Papstes, der die Municipalverwaltung Roms wieder herstellte, die Einsetzung eines Staatsraths bewilligte, während die italienischen Fürsten, frei oder gezwungen, Constitutionen gewährten. Da brach die Februarrevolution aus.

In der republikanischen Constituante nahm jetzt Montalembert auf der äußersten Rechten den Kampf mit dem Radicalismus auf und vollzog noch vor den Junitagen gegen Lacordaire, der als Deputirter der Linken die Allianz der Kirche mit der Demokratie befürwortete, die Wiederannäherung an Veuillot und die Partei des „Univers".

Angesichts des Sieges der Revolution in Paris, Wien, Berlin, bald auch in Rom hielt er den Bestand der europäischen Gesellschaft für gefährdet. Der Papst, vor die Eventualität des Kriegs mit Oesterreich gestellt, verweigerte jetzt die Kriegserklärung gegen die katholische Macht, knüpfte die gewährte Verfassung an die unmögliche Bedingung der Sanction ihrer Gesetze durch einen Senat von Cardinälen zur Wahrung ihrer Uebereinstimmung mit der kirchlichen Ordnung, wechselte, von der öffentlichen Meinung bereits verlassen, seine Ministerien, bis er zu dem von P. Rossi präsidirten Ministerium vom 12. September 1848 gelangte. Am 15. November fiel Rossi unter dem Mordstahl der römischen Carboneria, und aufathmend nannte später u. A. Cretineau-Jolly, der Apologet des Jesuitenordens, den Tag doch ein Glück für die Kirche, die durch den Skeptiker Rossi compromittirt worden wäre. Am 24. November floh der von der Revolution umzingelte Pius IX. nach Gaëta; das Regiment Antonelli's und der Reaction begann. Die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Italien und dem Papstthum war dahin.

Die edle Illusion, es mit dem nationalen Gedanken in Einklang zu bringen und durch Aufnahme des Laienelementes in die reformirte Verwaltung als weltliche Macht wieder lebensfähig zu machen, führt auf die Tage zurück, wo Pius IX. mit Rosmini's „Cinque Piaghe" und Gioberti's Schriften bekannt wurde. Letzterer grüßte ihn noch zu Rom 1848 als Papa angelico; Rosmini, im August als Träger einer Friedensmission vom bereits geschlagenen Carl Albert nach Rom gesendet, suchte den Papst in letzter Stunde für das Präsidium eines norditalienischen Bundesstaates zu gewinnen. Pius IX. ver-

hieß ihm den Purpur; ein radicales, schon die Idee des Einheitsstaates befürwortendes Ministerium in Turin und Rossi's Opposition zu Gunsten einer Conföderation der Fürsten, vereitelten diese Mission. Nach der Ermordung des unglücklichen Ministers, während der Aufstand tobte und die Kugeln bis in das Gemach des Papstes einschlugen, war es Rosmini, den Pius IX. zum Präsidenten des Conseils in dem ihm aufgedrungenen Ministerium ernannte. Rosmini verweigerte, mit des Papstes Zustimmung, die unmögliche Aufgabe.

Als sie zu Gaëta sich wieder sahen, waren die „Cinque Piaghe“ und Rosmini's „Projetto di Costituzione secondo la Giustizia soziale“ verurtheilt. Zu ihm sagte der Papst: „Caro Abbate, non siamo più costituzionale.“ Rosmini's letzte Bitte, das Pontificat nicht in zwei Hälften zu schneiden, dem Volk nicht alle Hoffnung auf die Zukunft zu rauben, blieb ungehört. Auf ihn und seine Gesinnungsgenossen fiel die Rache der Reaction. Es ist auch der objectivsten Darstellung unmöglich, die Verdammung der vierzig, meist Rosmini's posthum erschienenen Schriften entnommenen, Thesen, die 1888 erfolgte, nachdem die Indexcongregation 1854 und 1874 nichts Tadelnswerthes in seinem philosophischen Lebenswerk gefunden hatte, nicht in Verbindung mit der Feindseligkeit zu bringen, deren Gegenstand er und seine Gesinnungsgenossen von 1850 an gewesen sind. Lacordaire, die Cardinäle Wiseman, Bonnechose, Newman, Pius IX. selbst, als er 1854 „Gott lobte, der von Zeit zu Zeit zum Besten seiner Kirche solche Männer sendet“, unzählige Jünger und Freunde, von A. Manzoni bis A. Fogazzaro, bezeugten und bezeugen noch heute die Größe und Heiligkeit dieses außerordentlichen, genialen Mannes.

Allein, seit Gaëta, war ihrer aller Rolle praktisch zu Ende. Die Cavour's begann. Die Erfahrungen seiner Lehrjahre im Ausland, vornehmlich in Paris, und die Entwicklung der Dinge in Italien entschieden die Politik, die sich der Revolution bediente und sie bändigte, die italienische Einheit schuf und an der Verständigung mit der Kirche scheiterte. Der Gedanke Cavour's, mit der berühmten, vom Schweizer Protestanten, dem vortrefflichen A. Vinet, entlehnten Formel „Libera Chiesa in libero Stato“ den Katholicismus für den Verlust des Temporale durch Freiheit und Erneuerung des religiösen Lebens zu entschädigen, war durchaus aufrichtig. Es ist der Theil Idealismus, der den Realisten Cavour mit dem katholischen Risorgimento vor 1848 verknüpft. Aber nur Italien war geschaffen, nicht die Italiener, die als Volk befähigt gewesen wären, die Verständigung der beiden Gewalten herbeizuführen. Der irreligiöse Unverstand und die Corruption der parlamentarischen Parteien versagten ganz ebenso wie die starre, unter den Umständen begreifliche Ablehnung der Curie, und dem Einheitswerk Cavour's ist der Stachel geblieben.

Von Anfang an begegnete es der Gegnerschaft der katholischen Partei in Frankreich. Schon nach des Papstes Flucht hatte Montalembert seine Sache von der aller anderen Souveräne getrennt und im Namen der religiösen Freiheit von zweihundert Millionen Katholiken Intervention für ihn gefordert: die Demagogie habe in Rom die Freiheit getödtet und ihre Anhänger Lügen gestraft; ein Papst, der das vergessen könnte, würde das Vertrauen der Katholiken verscherzen. Montalembert handelte, wie er sprach. Im Licht der römischen

Expedition erschien ihm, ganz ebenso wie Louis Veuillot, der Urheber des Staatsstreichs als Gesellschaftsretter; er rechtfertigte Louis Napoleon im „Univers“ und führte seine Partei ins bonapartistische Lager. Weder in Paris noch in Rom fand er ein Wort des Protestes gegen die Wiederkehr des absolutistischen Régime.

Persönliche Erfahrungen und die Confiscation der Güter des Hauses Orléans weckten Montalembert schon sechs Wochen später zur Besinnung, und er brach mit dem Bonapartismus. Aber das Geschehene ließ sich nicht wieder gut machen; seine politische Rolle war zu Ende; er und Falloux fanden kein Gehör mehr, als sie, Montalembert in der Schrift „Des intérêts catholiques au XIX. siècle“, Falloux in „Le parti catholique, ce qu'il a été, ce qu'il est devenu“, Abrechnung mit den zum Cäsarismus übergegangenen Ultramontanen hielten: „Ce sont les nuances qui se querellent, non les couleurs,“ urtheilte richtig genug Tocqueville. Lacordaire allein wankte nicht. Als der Krieg von 1859 Napoleon an Cavour's Seite über die Alpen führte, anerkannte er die sittliche Nothwendigkeit einer weltlichen Macht zur Wahrung der Unabhängigkeit der Kirche, bezeichnete aber als Ziel seiner Wünsche die Befreiung Italiens, die Umgestaltung der römischen Regierung und die Veränderung der Richtung, die das „Univers“ in Paris, die „Civiltà cattolica“ in Rom vertraten. „Diese Richtung“, schrieb er 1861, in seinem Todesjahr, „aus dem Staub der Doctrinen von Lamennais erstanden, ist die Negation des christlichen Geistes und der gesunden Vernunft, die größte Insolenz, die sich mit dem Namen Jesu Christi deckt.“ Er starb, wie er sagte, „als katholischer Büßer und unbußfertiger Liberaler“, nach einem Leben der Abtödtungen und vollständiger Hingebung an sein religiöses Ideal. Montalembert verurtheilte im „Correspondant“ Cavour's machiavellistische Politik, und als sich dieser auf den Ausspruch der „Intérêts catholiques“ berief, nur die Freiheit könne den religiösen Geist wieder erwecken, antwortete Montalembert, Cavour sei für das einige Italien und Garibaldi, er aber für die Conföderation, die Verträge, die Moral in der Politik, für Lamoricière und Pius IX. „Interessen der Kirche?“ ... sagte in Bezug darauf Manzoni einer Freundin, der Gräfin Maffei: „ein Parteiwort, von Montalembert erfunden. Man spreche von Ehre, von dem, was sich geziemt, und wir werden uns verstehen.“ Manzoni wurde unbedenklich Senator des Regno. Das „Univers“ erklärte jetzt, 1861, die weltliche Macht für eine göttliche Institution, denuncirte Montalembert seit 1852 in Rom, verhinderte seine Wiederwahl zum Deputirten durch den Abfall der Clericalen, und appellirte schon damals gegen seine Verurtheilung durch die Mehrzahl des französischen Episkopates an den römischen Stuhl, der den Bischöfen den Schutz der katholischen Presse empfahl, worauf der Pariser Erzbischof seine Verurtheilung zurückzog. Von da an fielen die letzten Reste des Baus, an welchem die großen Theologen der französischen Kirche gearbeitet hatten. Ihre Liturgien, ihr Brevier, ihre Lehrbücher verschwanden und wurden durch Compilationen wie Rohrbacher's Kirchengeschichte ersetzt, die, wie Montalembert sagt, „den Ursprung des Communismus, des Socialismus, aller Laster und Verirrungen im Protestantismus suchten“. Er selbst war ein Feldherr ohne Truppen. Es brach sich endlich die Einsicht bei ihm Bahn, daß er an einem Zerstörungswerk gearbeitet hatte, als er die päpstliche Allocution vom 18. März

1861 las. Sie beklagte „die Täuschung Derjenigen, die „im Gegensatz zu den ewigen Gesetzen göttlicher Gerechtigkeit von Versöhnung mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation sprechen und sich dabei als aufrichtige Freunde der Religion bezeichnen".

III.

Um diese Zeit, und während Preußen zum Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland rüstete, in den ersten sechziger Jahren, begann der junge Theologe Franz Xaver Kraus sein schriftstellerisches Werk mit einem Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. Es war eine Bearbeitung des „Précis de rhétorique sacrée" des Belgiers van Hemel und verrieth den kosmopolitischen Zug, der seiner literarischen Thätigkeit eigenthümlich ist. Er verwies ihn zunächst auf die im Vordergrunde der katholischen Interessen stehende französische Literatur. Aber der deutsche Gelehrte besaß den unschätzbaren Vorzug gründlicher akademischer Bildung und strenger Methode, die ihn befähigt hat, auf den verschiedensten Gebieten sich als wissenschaftlichen Forscher zu bewähren. Nach Vollendung seiner theologischen Studien in Freiburg schulten ihn Ritschl und Jahn zu Bonn in classischer Philologie. Zwischen 1862—1868 erschienen, im Zusammenhang mit diesen Studien, eine Reihe von Arbeiten. In der österreichischen „Vierteljahrsschrift für Theologie" 1862 die Untersuchung über Aegidius Colonna, den Lehrer Philipp's des Schönen und curialistischen Theologen, den er als Verfasser der Bulle „Unam sanctam" zu erweisen suchte. Die Tübinger Quartalschrift brachte 1865/66 textkritische Beiträge und Studien über Synesius von Cyrene, den Freund der Hypatia und christlichen Neuplatoniker des 4. Jahrhunderts. Von einem Sohn des Mosellandes, dem großen deutschen Cardinal Nicolaus Cusanus, gab er im „Serapeum" 1864—65 ein Verzeichniß seiner Handschriften, 1868 von seinem Lieblingsautor Thomas von Kempen eine Ausgabe der kleineren Schriften. Ebenso ist Kraus 1872 zu Gunsten seiner Autorschaft der „Imitatio Christi" eingetreten, hat jedoch später, in der 3. Auflage seiner „Kirchengeschichte", diese Ansicht nur wahrscheinlich genannt, aber festgehalten, daß das Buch aus dem Kreise der niederländischen Asceten hervorging.

Inzwischen festigte sich bei Kraus der Beruf für Archäologie und Kunsthistorie. Die Vorliebe für das Alterthum, die Eindrücke der Jugend in der denkmalreichen Vaterstadt, die heidnische und christliche Antike vereinigt, eine tiefe, verständnißvolle Begeisterung für die religiösen Ideale des Mittelalters, dieses Erbe der Romantik: alles das wirkte zusammen, um den jungen Gelehrten auf jenes Feld zu lenken. Er hat es als Kirchenhistoriker betreten und stets gepflegt. Ihm ist die Kunst niemals ein bloßes ästhetisches Vergnügen, der feinste und größte aller geistigen Genüsse, zuweilen auch ein sehr verführerischer, gewesen. Im Eindringen in die Geheimnisse der Technik, in der Schätzung der Geschmacksrichtungen und einzelner Schulen mag er von Anderen in der Schar der Kunstkritiker und Kenner übertroffen worden sein. Nicht in der tiefen Erkenntniß des Zusammenhangs zwischen den Ideen und den Werken, zwischen dem beseelenden Geist und der Welt des Schönen, die er zum Dasein erweckte. Auf dem Höhepunkt seines Schaffens, im Capitel

des Dante-Werks „Inspiration der Künstler durch Dante", in dem der Geschichte der christlichen Kunst „über Begriff, Natur und constitutive Elemente der Renaissance", bei Besprechung der Camera della Segnatura, hat er seiner Forschung das Denkmal gesetzt, mit Ausblicken wie u. a. diesen:

Die Aufnahme der echten Renaissance in den kirchlichen Gedankenkreis bedeutete eine Erweiterung der beschränkten mittelalterlichen Idee zur Allgemeinheit, eine Ueberführung zur vollen und echten Katholicität, ähnlich jenem großen Schritt, den das Paulinische Heidenchristenthum that, indem es die Gemeinde aus der Beschränktheit des judenchristlichen Standpunktes heraus führte. Man kann es eine providentielle Fügung nennen, daß diese Erweiterung und Erhebung des Gesichtskreises fast genau zusammen fällt mit der Entdeckung der Neuen Welt, und daß sie dem Protestantismus voraus ging.

Nicht hindernd, sondern im höchsten Grade fördernd, die Gesichtspunkte erweiternd und vertiefend, leiteten Theologie und Historie eine solche Kunstanschauung, gebend, aber auch empfangend.

Ihr Erstlingswerk, „Die Kunst bei den alten Christen", verfügte bereits über ein Quellenmaterial, das sich von nun an mit den Schätzen der internationalen Literatur bereicherte. Die Untersuchung „Ueber den heiligen Nagel der Trierer Domkirche" zog den Ursprung ihrer Reliquien und die Archäologie der Kreuzigung in ihr Bereich. Diese „Beiträge zur Trierer Archäologie und Geschichte", zu einem Band vereinigt, wurden nicht fortgesetzt. Anderen groß angelegten Aufgaben hatte Kraus sich zugewendet. Zuerst erschien, nach Einzelabhandlungen, die „Roma Sotterranea", eine Darstellung der älteren und neueren Forschungen, besonders derjenigen de Rossi's, mit Zugrundelegung des Werkes von J. Spencer Northcote und W. R. Brownlow, 1878 vollendet und bereits 1879 in zweiter Auflage publicirt. Im Jahre 1882 folgte unter Mitwirkung von Fachgenossen die „Realencyklopädie der christlichen Alterthümer, bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus, Doctor der Theologie und der Philosophie, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg". Das Werk zog das vorläufige Facit einer erst seit dreißig Jahren methodisch behandelten Wissenschaft und beschränkte sich auf die Alterthümer, die Verfassung, das Recht, den Cultus, das Privatleben und die Kunst der ersten sechs Jahrhunderte der Christenheit. Es ist bis heute unersetzlich geblieben. In seiner akademischen Antrittsrede auf die Arbeit seiner Vorgänger und Zeitgenossen in allen Culturländern verweisend, hat Kraus die Bedeutung der epigraphischen und monumentalen Studien für die gesammte Theologie und auch den pädagogischen Werth der Disciplin betont,

„die dem Studirenden ein hell leuchtendes Bild der Kirche, den Schritt seiner geistigen Mutter — incessu patuit Dea — das ewige Ideal des Christenthums enthüllt. Während einer langen Periode der Verfolgung in die Katakomben geflüchtet, hat es nirgends ein Zeichen der Trauer, einen Ausdruck der Rachbegierde hinterlassen; es hat im Tode nur den Weg zur ewigen Seligkeit gesehen und das Grab mit heiteren Symbolen umgeben. Mehr als jeder andere Zug seiner Geschichte fordert dieser unsere Ehrfurcht und Liebe heraus."

In ähnlichem Geist, mit gereifter Kritik und Erfahrung, im Vollbesitz umfassender, ja wahrhaft erstaunlicher Literaturkenntniß, nach Jahrzehnte langem

Studium und Betrachten der Künstler und ihrer Werke, als unvergleichlicher Kenner der Zeiten und Culturen, die sie geboren, wurde der Darsteller der Katakomben der Historiker Dante's und der christlichen Kunst. Er wollte der letzteren Geschichte bis zur Neuzeit weiterführen. Mit Savonarola's Ende und der Parallele zwischen ihm, dessen Religion sich des ästhetischen Elements im Nothfall begeben konnte, ohne etwas Wesentliches zu verlieren, und dem Büßer von Assisi, dem Gott, das höchste Gut, zugleich als die höchste Schönheit sich offenbarte, schließt unvollendet (?) das größte Werk von Kraus, es sei denn, man wolle seinem „Dante" die Palme zuerkennen.

Erschöpft ist damit nicht, was er für die Kunst leistete. Dem Christen nicht nur, auch dem deutschen Patrioten ist sie die Begleiterin auf dem Wege, das Solatium vitae gewesen. Zwei Bände der „Christlichen Inschriften der Rheinlande", vier Bände „Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen", abermals vier Bände „Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden", letztere im Verein mit zwei Mitarbeitern, sind zwischen 1875 und 1898 mit einer Reihe von ihm edirter Kunstwerke Zeugniß der Productionskraft, die allein genügt hätte, Zeit und Energie eines langen Menschenlebens aufzubrauchen.

Es war ihm nicht vergönnt, im mystischen Dämmerschein der Münster und Monasterien oder im Freilicht deutscher und italienischer Landschaften, Städte und Sammlungen durchwandernd und betrachtend, in die Welt des Schönen in Dichtung, Stein und Farben sich friedlich zu versenken. Es läutete Sturm von Kirchthürmen und Municipien, auch im Vaterlande von Kraus.

Mit der sehr großen und wichtigen Ausnahme der Kölner Wirren, die der Streit über die gemischten Ehen hervorrief, war, nach außen wenigstens, die Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland zwischen 1815 und 1870 eine friedliche. Am Rhein und in Bayern concentrirte sich ihr religiöses und wissenschaftliches Leben. Daß die preußische Regierung in den Rheinlanden, die Hardenberg und Altenstein, um mit Kraus zu reden, „ein Todesurtheil" über das geistige Leben der katholischen Rheinlande aussprachen, indem sie es dem frischen, kräftigen Luftzug der Oeffentlichkeit entzogen und vermeinten, es mit den Abmachungen der Berliner und römischen Kanzleien regieren, reglementiren und „unschädlich" machen zu können, wurde erst später klar. Friedrich Wilhelm IV. zog bei Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten fromme, einsichtige Katholiken zu Rathe, vor Allem den edlen, unvergeßlichen Diepenbrock, den Liebling Sailer's. Er und seine Schüler auf den bischöflichen Stühlen von Regensburg und Breslau vertraten in edelster Form, ohne den gerechten Ansprüchen der katholischen Kirche etwas zu vergeben, den irenischen Geist christlicher Weisheit und Liebe. Ihr Andenken ist gesegnet geblieben.

Zeugniß geben von Christus, das ist der Beruf, das Amt, die Würde des Christen . . . Es kommt eine Zeit — und sie ist vielleicht schon da — wo sich nichts Halbes mehr im Christenthum wird durchbringen können, wo der Christ etwas Ganzes werden muß . . . Der höchsten Wahrheit gefällt das unreine Opfer der Lüge nicht, gefällt ihr in keiner Sache; aber in Sachen der Religion ist es ihr ein Greuel aller Greuel.

So lautet, in Liebe ausklingend, das Vermächtniß Sailer's. Und auf die Kämpfe auch seines Lebens zurückblickend, konnte er hinzufügen: „Feinde

gehören so gut in den Plan der Vorsehung und in den Gang unserer Vervollkommnung als Freunde."

Unter Sailer's Einfluß stand der geniale, zum Absolutismus neigende Ludwig I., der die christliche Renaissance in der Kunst und den kirchlichen Frieden pflegte, und seine Universitätsprofessoren wie Friedrich Wilhelm I. seine Grenadiere commandirte. Sie hießen: Görres, der schon als Deutschlands größter Publicist im patriotischen Kampf gegen Napoleon des Königs Herzen nahe stand und sich auch 1814 im „Rheinischen Mercur" durch die Ansicht mit ihm begegnete, selbst der Hierarchie seien die Jesuiten entbehrlich geworden, ihr Lehrplan verfehlt, ihre Disciplin untauglich: „Es ist in der Geschichte wie in der Natur; die Stelle, die einst die Palme getragen, darauf kann gegenwärtig die Eiche nur gedeihen." Dann Baader, der krause Philosoph, der einst für die Heilige Allianz die Formel gefunden hatte. Möhler's, des Stifters der historischen Schule, Berufung erfolgte 1835 nach dem Erscheinen seiner „Symbolik", der größten Controversschrift seit Bestehen der Kirchentrennung. Sie wirkte maßgebend auf die katholische Bewegung in England. Möhler's früher Tod beraubte die Kirche eines ihrer größten, edelsten Geister. Auf diese Jahre zurückblickend sagte einst Döllinger zum Verfasser dieser Zeilen, er bereue, was er in übermäßigem Eifer gefehlt. Döllinger schrieb polemisch-aggressiv gegen die Protestanten und wurde vom König und von seinem Freund Möhler wegen seiner den Jesuiten günstigen Gesinnung getadelt. Als Theologe hat er schon damals das episkopale System betont, die Unfehlbarkeit des Papstes als kirchliche Lehre abgelehnt. „Ich bin die combinirende Phantasie, Sie der kritisch sichtende Verstand," so bezeichnete Görres die Unterscheidung, die ihn, Clemens Brentano, wohl auch den geistreichen Lasaulx, von Döllinger, dem Kirchenhistoriker, trennte. Von großer Politik war in München kaum die Rede. Lamennais' Theorien riefen Widerspruch hervor. Sein Aufenthalt führte jedoch zu bleibender Verbindung mit französischen Katholiken. Erst als die Mißgriffe der Kölner Wirren zur Verhaftung des Erzbischofs führten, betrat der alte Löwe Görres streitbar die Arena, wandte sich gegen Preußen, dessen Beruf er 1815 prophetisch vorausgesehen hatte, donnerte im „Athanasius" und anderswo geistreich, phantastisch und unhistorisch seine Gegner nieder und schuf der katholischen Polemik das Organ „Die historisch-politischen Blätter".

Das Jahr 1848 faßte die Ergebnisse der Bewegung in der Erklärung der Bischofsconferenz zu Würzburg zusammen, im Verband mit dem Heiligen Vater sich der Wiedergeburt des Vaterlandes nicht zu entziehen, die unbeschränkte Gewissensfreiheit mit Vertrauen anzunehmen, die unveräußerlichen Rechte der Kirche auf die Schule geltend zu machen und die Erneuerung des kirchlichen Lebens durch Hebung der Wissenschaft, Reform der Disciplin, Wiedereinführung des Synodalwesens zu fördern. Religions- und Kirchenfreiheit waren zu Frankfurt als Grundrechte des Volkes anerkannt.

Dort und vor dem zu Würzburg versammelten Episkopat war des anwesenden Döllinger's Wort entscheidend. Nachdem sein „Handbuch" und sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte", sowie „die Geschichte der christlichen Kirche" unvollendet geblieben, folgten zwischen 1846—1860 „Die Reformation", „Heiden-

thum und Judenthum", „Christenthum und Kirche", „Hippolytus und Kallistus". In Deutschland von Schülern wie Haneberg und Hefele, in England Sir John, später Lord Acton, von Freunden wie Gladstone, Wiseman, Newman, Montalembert, verehrt und geliebt, war er der angesehenste Gelehrte seiner Kirche. In Politik durchaus conservativ, von den Gegnern in kirchlichen Dingen als ultramontan bezeichnet, that er 1872 die Aeußerung, „ein echter ultramontaner Theologe sei ihm in seinem Leben nie begegnet". Das Wesen „des Ultramontanismus oder Curialismus" setzte er darein, „im Papst die höchste, unfehlbare, einzige Autorität in Allem, was Religion, Kirche, Sitte und Moral betrifft, anzuerkennen, in allen übrigen Instanzen nur Vollstrecker seines Willens zu sehen". Erst Anfang der fünfziger Jahre lassen sich Anzeichen einer Wandlung in Bezug auf die kirchliche Politik nachweisen; 1857, bei Anlaß seiner Anwesenheit in Rom, brach sich die Einsicht Bahn, das Ende des Temporale stehe bevor. Auch jetzt noch wartete er bis 1861. Dann, vierzehn Jahre nach den Verkündern des italienischen Reformprogramms, hielt er die Vorträge zu München, denen einige Monate später die historisch-politischen Betrachtungen über „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat" folgten. In der Absicht geschrieben: „Möge Niemand an der Kirche irre werden, wenn die weltliche Fürstengewalt des Papstthums, sei es zeitweilig, sei es für immer, verschwindet," ist das Buch nicht nur kein Angriff, sondern eine Apologie des Papstthums und seiner Regierung, „die vor und nach 1848 den besten Willen, zu reformiren, gezeigt und wirklich Vieles gebessert habe". Döllinger bekämpft, wie Montalembert, Cavour's „treubrüchige Politik, begegnet der Möglichkeit einer „Roma capitale" mit der Antwort, „römische Gesandte würden, wie im 14. Jahrhundert, den Papst dringend bitten, in seine getreue Stadt zurückzukehren". Pertransiit benefaciendo ist sein Panegyrikus Pius' IX., seine Umschau in den getrennten Kirchen eine Verherrlichung der Katholicität:

Das einmal sanctionirte Princip und Gesetz der kirchlichen Zersplitterung wirkt fort, neue Kirchengenossenschaften entstehen, das Sectenwesen steht in Blüthe, die Theologen aber ziehen sich, an dem Artikel des Glaubensbekenntnisses von der einen, allgemeinen Kirche verzweifelnd, auf eine Abstraction, ein Gedankending, die sogenannte unsichtbare Kirche, zurück. Da müssen dann wohlklingende Phrasen von einer „geheimen heiligen Gemeinschaft, einem stillen Geisterbunde" den Abgrund der Kirchenlosigkeit verdecken. Je zerrissener und trostloser die wirkliche Gestalt der Kirche ist, desto poetischer und schwungvoller läßt sich reden von der Eintracht und Liebe in jenen geheimnißvollen, unfindbaren Regionen, wo die unsichtbare Kirche zu Hause sein soll. Zwar hat dieser „stille Geisterbund" weder Hand noch Fuß, er spricht nicht und hört nicht, es gibt da weder Lehre noch Zucht, noch Verwaltung kirchlicher Gnadenmittel; alle diese Dinge sind freilich auch entbehrlich, da die Geister, deren keiner etwas von dem anderen weiß, ohnehin nicht auf einander wirken können, weder im Guten noch im Bösen.

Es wird späteren Tagen noch unverständlicher als den unsrigen sein, wie das von einem solchen Geist erfüllte, streng kirchliche, auf dem festen Grund der katholischen Lehre auferbaute Buch ein Stein des Anstoßes werden konnte. Er wurde es für die Richtung, die sich des Papstes und der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten bemächtigt hatte. Aber wenn auch in schonendster

Form, empfahl Döllinger Gleichstellung zwischen Geistlichen und Laien in der päpstlichen Verwaltung; er hoffte auf Harmonie mit den Bedürfnissen der Zeit. Verdächtigt und angegriffen, berief er 1863 die Versammlung katholischer Gelehrten nach München und formulirte sein wissenschaftliches Programm: „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie". Zum letzten Male sprach er mit der Autorität des Lehrers zu Schülern und Genossen. Ihm trat ein seit Jahren organisirtes, fest geschlossenes, eisernes System gegenüber.

Das Breve an den Münchener Erzbischof forderte Unterwerfung unter die Decrete des päpstlichen Stuhls und der römischen Congregationen, nicht nur in Sachen des Glaubens, sondern auch der Meinungen in theologischen und wissenschaftlichen Fragen. Einige Monate später (1864) erschien, im Syllabus, die Verdammung aller Irrthümer des Liberalismus und damit des auf sie gestellten modernen Staates.

Die Wege der Katholiken schieden sich. Die französische Gruppe des „Correspondant" versuchte, um weiter zu leben, unhaltbare Wegdeutungen. Gesinnungsgenossen Döllinger's in England und Amerika deutelten nicht und schlossen die letzten ihrer gelehrten Revuen. Der neue Ultramontanismus triumphirte und verkündete das Concil. Die „Civiltà cattolica" schlug die Proclamirung der Lehren des Syllabus und den Katholiken das Gelöbniß vor, für das Dogma der päpstlichen Infallibilität zu sterben. Eine unbändige, brutale, überall verbreitete Presse und ihr Vereinswesen terrorisirten Clerus und Laien. Jede Gegenorganisation in den nationalen Kirchen fehlte. Es blieben vereinzelte Kräfte zur Bekämpfung einer Phalanx.

Im Juli 1869 erschien die Coblenzer Laienadresse. Sie verlangte Aufgabe der theokratischen Ansprüche des Mittelalters, Reform der Bildung des Clerus, Betheiligung der Laien am christlich-socialen Leben der Pfarrgemeinde, Aufhebung des Index, Abhaltung von National- und Diöcesansynoden. Graf Montalembert stimmte freudig dieser Adresse zu. Er hatte seit dem Katholikencongreß zu Mecheln (1863) sich feierlich vom Ultramontanismus losgesagt, den Papst und die Bischöfe beschworen,

> die Stimme der Fanatiker nicht für die der Gläubigen zu nehmen, den Wünschen, Bedürfnissen und Verpflichtungen der Scharen von Christen Rechnung zu tragen, die am Leben ihres Landes, ihres Volkes und ihrer Zeit theilnehmen wollen und bitten, daß man ihnen das Leben nicht unmöglich mache.

Die Coblenzer Laienadresse hatte zwei geistliche Redactoren: Mosler, Professor der Exegese am Priesterseminar in Trier, später einflußreiches Mitglied des Centrums, und F. X. Kraus. Es ist sein Beitrag zur Geschichte des Concils. Das Jahr 1870, die Unterbrechung des Concils nach der am 18. Juli erfolgten Definition des Dogmas der Unfehlbarkeit, die Kriegserklärung vom 19. Juli, der Sturz des Temporale im September, der Sieg des germanischen über das von Frankreich repräsentirte romanische Element, der Sturz des bonapartistischen und die Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches, die Commune von 1871 in Paris — alle diese welterschütternden Ereignisse verkündeten deutlich genug den Anbruch einer neuen Zeit, wie einst Graf J. de Maistre in prophetischer Ahnung sie begrüßte:

„So lange ich konnte, habe ich die Hoffnung bewahrt, daß die Gläubigen berufen würden, den Bau neu einzurichten. Aber es will mir dünken, als träten neue Arbeiter aus dem tiefen Dunkel der Zukunft, und als sage Ihre Majestät die Vorsehung: „Ecce nova facio omnia."

IV.

Als nach geschlossenem Frieden im wiedergewonnenen Elsaß die deutsche Universität Straßburg erstand, wurde Kraus in der bescheidenen Stellung als Extraordinarius für christliche Kunstgeschichte berufen. Wir müssen seinem strengen, aber wohlinformirten Biographen der „Kölnischen Volkszeitung" vom 9. Januar die Verantwortung für die Angabe überlassen, man habe seine Beförderung an dieser Hochburg deutschen Wissens „von der Bedingung abhängig gemacht, erst sein Priesterkleid auszuziehen!" Von allem Ungeheuerlichen, was Kraus erlebte, war dieses doch wohl das stärkste Stück. Jedenfalls hatte er in Straßburg Zeit, über die Lage seiner Kirche und das Werk „der extremen Partei, die sie," wie er sagt, „an den Abgrund gezerrt hatte," nachzudenken. Der unselige Culturkampf war entbrannt, Döllinger excommunicirt, die katholische Fraction des preußischen Abgeordnetenhauses, die in der Conflictszeit treu zum König und zu Bismarck gestanden hatte, als Centrum unter Windthorst's Führung die Partei der Opposition.

Die Ereignisse von 1870 als wissenschaftlicher Zeuge erwägend, mußte er sich sagen, daß nicht nur persönliche Einflüsse und Intriguen, sondern der Zusammenstoß zweier Welt- und Religionsschätzungen innerhalb der katholischen Kirche für das Ergebniß verantwortlich war. Durch Menschen und durch Schulen, die den Zusammenhang mit dem Alterthum, die Gesetze historischen Werdens, die ganze kirchliche Vergangenheit ignorirten, war Rom voran gedrängt worden, Anfangs nicht ohne Sträuben, wie wir u. A. in der Episode Lamennais zu zeigen versuchten. Aber der Kampf war viel älter, als dieses Jahrhundert oder das der Reformation. Dante hatte ihn gekämpft. Vincentius von Lirinum dieselbe Frage, „wie sich der Fortschritt der Religion mit der Stabilität des christlichen Glaubens vereinbare," im Jahr 450 aufgeworfen, die John Henry Newman im „Essay on the Development of Christian Doctrine" und anderswo durch Aufstellung der Evolutionstheorie beantwortete. Kraus formulirte sie als Gegensatz zwischen dem weltlich-politischen und dem religiösen Katholicismus. Die erste Auflage seiner Kirchengeschichte erschien 1875. Nach jener von Ritter, Brück und Alzog war es die erste Arbeit großen Stils, die in Bezug auf Sprache, Gruppirung und Leichtigkeit des Ueberblicks vom Jesuiten Grisar ebenso wie von Theologen anderer Richtung als glanzvolle, im Geiste der historischen Methode geschaffene Leistung gelobt, unbeanstandet bis zur zweiten Auflage 1882 blieb. Diese verschärfte den Ton in Bezug auf die päpstliche Kirchenpolitik des Mittelalters und der Neuzeit. Es entfesselte sich ein Kampf gegen den Verfasser in Journalen und Broschüren. Auf Verlangen Roms wurde diese zweite Auflage unterdrückt und durch eine dritte, 1887, ersetzt, die, von der kirchlichen Autorität approbirt, Zusätze und Streichungen an den incriminirten Stellen brachte. Im Uebrigen blieb das Buch, was es war, eine aufrichtige, von begeisterter Liebe zur Kirche eingegebene Forscher-

arbeit, die, über neunzehnhundert Jahre sich erstreckend, von Mängeln nicht frei sein konnte. In der Vorrede erklärte Kraus, auch da, wo das Buch zweifellos gegen seine Kritiker im Recht war, habe er nicht angestanden, strittige Aeußerungen zu beseitigen, einmal weil ein Lehrbuch nicht der Ort zur Verhandlung von Controversen und zum Ausdruck persönlicher Ansichten sei, vor Allem, weil kein Opfer zu groß ist, wo es sich um Frieden und Eintracht unter den Söhnen einer Kirche handelt. Nun entfesselte sich das Unwetter gegen Kraus auf der anderen Seite. Man schmähte und schalt den Mann als charakterlos, der niemals an eine Revolte gedacht hatte, und der nun die gehegten Erwartungen um einen „Abfall“ betrog. Ebenso wenig versöhnte er die Extremen, die nie mehr aufhörten, ihn mit Verdächtigungen und Angriffen zu verfolgen. Es blieb ihm Dante's leidiger Trost: „A te sia bello averti fatta parte per te stesso.“

Ganz abgesehen von der Gewissensfrage, die Gegnern immer unverständlich bleiben wird, weil sie keine Schätzung für die inneren Gründe haben, die den Katholiken an seine Kirche fesseln, wäre Kraus im Fall eines Conflictes für immer brachgelegt worden und dieser Mortimer seinen Widersachern von rechts und links wahrlich sehr gelegen gestorben!

Er empfand die doppelte Anfeindung um so schmerzlicher und bitterer, weil er, seiner ganzen Veranlagung nach durchaus versöhnlich gestimmt, schon in Straßburg und seit 1878 als Professor der Kirchengeschichte in Freiburg unablässig bemüht war, durch Herbeiführung einer Verständigung zwischen Kirche und Staat die schlimmste Folge der Ereignisse von 1870—71, den unheilvollen, zehn Jahre hindurch die besten Kräfte der Nation lähmenden Culturkampf beendigt zu sehen. Belehrt durch die Geschichte der katholischen Parteien seit 1820, hatte er vergebens, im Einklang mit einigen der Führer der alten „katholischen Fraction“, vor der Bildung einer neuen, die confessionellen Interessen zur Grundlage nehmenden parlamentarischen Gruppe gewarnt. Seiner Meinung nach konnte das Centrum sich regierungsfähig erweisen, „wenn es sich offen und ehrlich zum Reichsgedanken bekannte und die religiösen Interessen der deutschen Katholiken — nicht von der katholischen Einheit und dem römischen Primat zu Gunsten des Traumes einer utopischen und nicht mehr katholischen Nationalkirche — wohl aber von den Velleitäten und Zielen des politischen Ultramontanismus loslöste“. Das gerade Gegentheil geschah: das Centrum wurde das Asyl der politischen Opposition. Fürst Bismarck, der den Vorschlag Hohenlohe's zur Beschickung des Concils mit den Worten abgelehnt hatte, „für Preußen gebe es verfassungsmäßig nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Uebergriffes auf das staatliche Gebiet“, erklärte jetzt den Krieg. Die liberale Partei leistete willig Heerfolge, als seine Gesetzgebung die Gewissensfreiheit verletzte, in die Organisation der Kirche eingriff und den Katholiken Deutschlands keine Wahl ließ, als gegen Zwangsmaßregeln und Ausnahmegesetze sich zur Wehr setzend, alle inneren Differenzen zu übergehen. Der Regierung den unvermeidlichen Rückzug „aus einem zwecklosen, unberechtigten und daher frivolen Kampf mit einem Theil ihrer Unterthanen“ zu ersparen — das war, in Denkschriften und in mündlichem Verkehr zu Rom und

Berlin, das Bestreben von Kraus. Er fand als unbequemer, ungerufener Rathgeber kein Gehör, und der von ihm verlangten Unterscheidung zwischen den extremen und den gemäßigten Elementen in der katholischen Kirche wurde nicht Rechnung getragen. Der springende Punkt des Kampfes, die Bewahrung des heranwachsenden Clerus vor geistiger Isolirung durch den Zusammenhang der theologischen Facultäten mit den deutschen Hochschulen fiel, mit den Maigesetzen, obwohl der gelehrte Cardinal Hergenröther vom Aufgeben der theologischen Facultät an irgend einer Hochschule gesagt hatte: „Kaum könnte die Kirche ihren Todfeinden einen größeren Gefallen erweisen."

Wie in Deutschland so in Italien hat Kraus Jahre lang in Zeitschriften, der „Rassegna nazionale" zu Florenz, der „Sapienza" zu Turin und in Verbindung mit Rosminianern, seinen Freunden in der Lombardei, de Rossi und Ruggiero Bonghi in Rom, der Anbahnung einer Verständigung zwischen dem Papstthum und Italien das Wort geredet und dort, wie in Deutschland, Belgien, Frankreich, gegen die anstürmende Fluth des Radicalismus und die in Presse und Vereinen, durch Individuen und Parteien versuchte Verständigung mit den socialdemokratischen Elementen im Namen der staatserhaltenden Mächte angekämpft. In seiner allerletzten Publication, der Biographie Pellegrino Rossi's, deren Schluß nach seinem Tode erschien, nennt er Italien „ziemlich rathlos vor den Früchten einer Politik, welche seit 1874 die Staatsraison fort und fort vor dem Radicalismus capituliren ließ", und der letzte Neujahrswunsch des Todten klingt in den Worten an sein Vaterland aus, „dem Beispiel unseres Alliirten nicht zu folgen". Kraus hatte den Muth, „die Einführung des illimitirten, allgemeinen Stimmrechtes verhängnißvoll und auf die Dauer mit der Monarchie unverträglich zu erachten". In seinem Vorwort zu „Cavour" nennt er sich royalistisch und legitimistisch gesinnt, aber er bezeichnet sich als Einen, der begriffen hat, daß die Zeit der alten Parteien vorüber ist, und daß der christlichen Gesellschaft nichts Schlimmeres begegnen konnte, als daß man es unternahm, sie an vergängliche Institutionen zu binden. „Es ist Zeit, daß die Katholiken vorwärts, nicht rückwärts schauen . . . Wir wissen, es gibt Ströme lebendigen Wassers, welche über neue Formen des Daseins neues Leben ergießen."

Aus dem wachsenden Bedürfniß nach Klarheit und Vertiefung durch Aufstellung allgemeiner Gesichtspunkte auf Grund umfassenden Detailstudiums entstanden die größten Theils zuerst in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten „Essays" von Kraus, vorläufig in zwei Bänden vereinigt und vorwiegend biographische Denkmäler großer Italiener, seit Dante und Petrarca bis herab zu Rosmini, Manzoni, de Rossi, Stoppani. Nicht immer formvollendet im höchsten, von classischer Strenge geforderten Sinn, aber stets anmuthig, lebendig, gründlich und fesselnd, sind diese Bilder dem Mann aus der Seele geströmt, der, selbst schmerz- und begeisterungsfähig, innig empfindend und vom Bewußtsein einer Mission erfüllt, nicht nur die Werke als Historiker geschätzt, sondern auch die Seelen mit dem Verständniß der Liebe wieder erweckt hat. Dann kamen, unter den durchsichtigen Pseudonymen „Spectator", „Gerontius", „Xenos", später einfach mit seinem Namen gezeichnet, die achtundvierzig Spectator-Briefe kirchenpolitischen Inhalts in der Beilage der

„Allgemeinen Zeitung“ zwischen 1895—1899, die Betrachtungen über das Anno Santo, die Centenarbetrachtungen, die Aufsätze über Gioberti und Pellegrino Rossi.

Die achtundvierzig Briefe sind zum Theil polemischen Inhalts und vermeiden Aeußerungen persönlicher Bitterkeit und Kränkung nicht. Wir haben dem Lebenden nicht verschwiegen, daß wir es lebhaft beklagten, und beklagen es noch heute. Es ist ein Flecken auf seinem Werk, die Seite, wo auch die Besten menschliche Schwächen schwer oder nicht überwinden. Die Schuld ist eine getheilte. Gerade dieser Ton gefiel vielen seiner Leser: statt zu warnen, haben sie ermuthigt. Die Art und Vulgarität der gegen Kraus gerichteten Angriffe sind nicht minder für die Heftigkeit der Gegenwehr haftbar. Aber sein Liebling Rosmini hat unter gleich schwierigen Verhältnissen über sich geschwiegen, Pascal „das Ich hassenswerth“ genannt, die alten Port-Royalisten das „je“ und „moi“ aus dem Sprachgebrauch streichen wollen. Angesichts der heutigen Hypertrophie der Persönlichkeit sind sie doppelt im Recht.

Jedoch, die Spectator-Briefe sind nicht nur polemisch, sondern vorwiegend ein Bild der religiösen Lage des Jahrhunderts und als solches ein bleibendes, unschätzbares Material zu ihrer Geschichte. Ganz objectiv, mit der ihm eigenthümlichen Gabe, Klarheit in die verworrensten Fragen durch Betonung des Wesentlichen zu bringen, sind die Studien von Kraus über die Entwicklung des Protestantismus von Schleiermacher's „Briefen“ bis zu Harnack's „Wesen des Christenthums“. Aeußerungen des großen Gelehrten beim Tode von Kraus berechtigen zur Annahme, daß der von seinem Glauben bedingte, aus tiefster Ueberzeugung kommende Widerspruch des katholischen Theologen gegen die subjective Auflösung der Religion in Gefühl Harnack sympathischer als mancher Zustimmung blieb. In dieses Gebiet gehören die nach Ton und Inhalt gleich vortrefflichen Studien von Kraus über A. Vinet, Kierkegaard, Lagarde.

Wie er die Entwicklung der katholischen Dinge in Frankreich, Deutschland, Italien werthete, ist gesagt worden. In der Geschichte der katholischen Parteien in Belgien, in Irland, in Oesterreich hat er den finsteren despotischen Geist wieder erkannt, durch welchen einst Lamennais durch Zurückweisung des Princips der historischen Entwicklung den Katholicismus irreleitete, die bischöfliche Autorität zu Gunsten der Centralisation in der Kirche erschütterte und unter den Katholiken die Unterscheidung nicht auf Grund des religiösen Glaubens, sondern der politischen Gesinnung aufstellte.

Inzwischen war die Geschichte der Kirche in Nordamerika und England in den Gesichtskreis von Kraus getreten.

Unter dem Schutz der Gewissens- und Religionsfreiheit sind heute die Katholiken Nordamerika's zu zehn Millionen angewachsen. Es erregt sie derselbe Kampf, der auf dem alten Continent sich abspielt. Das eingewanderte, europäische Element ist ultramontan; der „Amerikanismus“ unter den Katholiken erstrebt die Verständigung auf dem Boden der Nationalität. Als die Gegensätze auf dem Gebiet der Unterrichtsfrage an einander geriethen, trat Leo XIII. durch Aneignung der 14 Propositionen, welche die Berechtigung der Controle des Staates auf seine Schulen anerkannten und den Besuch derselben durch katholische Kinder unter Bedingung ihrer Unterweisung in Glauben

und Sitte gutheißen, auf Seite der Nationalität. Kraus nennt die Entscheidung „die letzte große That jenes freien, über die Niederungen des Parteiwesens rücksichtslos conciliatorischen Geistes, der die ersten Regierungshandlungen dieses Papstes charakterisirt". Er hatte ihm für eine andere That zu danken.

Nächst Rosmini hat Kraus keinen zeitgenössischen Katholiken so wie J. H. Newman verehrt. Er nennt ihn „die höchste Verkörperung christlichen Geistes, der er in seinem Leben begegnete", und stellt ihn über Bossuet. Seit seinem Uebertritt zum Katholicismus (1845) war Newman brach gelegt. Er lebte und arbeitete als Oratorianer zu Birmingham unter den Armen und der Jugend, vertheidigte siegreich seine persönliche Stellung und die seiner Kirche in der „Apologia pro vita sua" und legte in der „Grammar of Assent" seine philosophisch-theologischen Anschauungen nieder. Mit Manning, einem Convertiten wie er, der 1865 Erzbischof von Westminster wurde, stand er zunehmend schlecht. Newman empfahl der katholischen Jugend Englands den Besuch der Universitäten; man wußte, daß er ein glühender Freund Italiens und kein Freund der Proclamirung des Dogmas von 1870 war. Manning, der bedingungslose Vertheidiger des Temporale, nannte das Concil „sein Concil" und empfand es schmerzlich, als weder die extreme Fassung des Dogmas noch seine Inspirationstheorie 1870 durchdrangen. Ihm gab Pius IX. 1876 den Cardinalshut.

Newman verhielt sich während dieser Jahre ruhig, aber bestimmt.

Als Gladstone die vaticanischen Decrete angriff, antwortete er ihm u. A. mit einer Apotheose des Gewissens, die also endigte:

Das Gewissen ist nicht Urtheil über eine speculative Wahrheit oder eine abstracte Lehrmeinung, sondern bezieht sich unmittelbar auf unser sittliches Verhalten. Daher kann das Gewissen nicht in directe Collision mit der Unfehlbarkeit des Papstes kommen; denn diese erstreckt sich nur auf allgemeine Sätze oder die Verwerfung ganz allgemeiner Sätze. Nicht unfehlbar ist der Papst in seinen Gesetzen, in seinen Befehlen, in seinen politischen Acten, in seiner Verwaltung oder in seiner öffentlichen Polizei, und hierin hat ihn das vaticanische Concil gerade so gelassen wie es ihn fand. Da also die Infallibilität allein das Handeln nach dem Gewissen hemmen könnte und der Papst in derjenigen Sache, in welcher das Gewissen die höchste Autorität hat, nicht unfehlbar ist, so kann kein blindes Schloß, wie Gladstone meint, zwischen Gewissen und Papst trennend Platz finden.

Das ist die sogenannte minimistische Theorie, die Newman's Lehre aufstellt. „Above all, no decorations." pflegte er zu bitten. Auf Verlangen der englischen Katholiken hat Leo XIII. aber doch, kurz nach Antritt des Pontificates, dem Achtzigjährigen den Purpur verliehen und damit Newman's Theologie in seinen Falten geborgen. Als er 1890 starb, hielt Manning, mit den Jesuiten zerfallen und von seinen absolutistischen Anschauungen zurückgekommen, dem einstigen Gegner die Leichenrede. Er nannte Newman „den Begründer der englischen Kirche, so, wie sie jetzt ist, den größten Namen seines Volkes, als Bekenner des Glaubens, als Lehrer der Menschen, als Prediger der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit, des Mitleids". So ändern sich die Zeiten! Nicht das sacrifizio dell' intelletto, wie es 1870 hieß, sondern das Gesetz der Entwicklung im Dienste der ewigen Wahrheit bestimmt, wie Newman und Rosmini es lehren, die Geschicke der Kirche, die Dante im Zauberlicht unvergleichlicher

Poesie und in prophetischem Geiste schaute, „getaucht in den Gedanken Gottes, das große Meer des Friedens, quel mare al qual tutto si move". Dahin strebt die Theologie in Deutschland, in Italien, wo Rosminianer, in England, wo Newman's Jünger an den Universitäten der Wissenschaft dienen, in Frankreich, wo abseits von unfruchtbarem politischem Parteigezänk Erzbischof Mignot von Toulouse seinen Suffraganen und der Université catholique vor nur wenigen Wochen das neue wissenschaftliche Programm der theologischen Methode mit furchtloser Kühnheit entwickelte und Abbé Duchesne, ein Gelehrter allerersten Ranges, in Rom die „École française" leitet. In der Kirche des Campo santo dei Tedeschi hat er dort seinem Freund Kraus die schlichte Todtenfeier gehalten: der Priester „dem aufrichtigen Priester, dem ehrlichen Christen, dem unermüdlichen Arbeiter, dem treuen, liebenswürdigen, milden, wahrhaft guten, aufopfernden Menschen, im Namen der Seelen, die ihn mit einer Liebe geliebt haben, die, wie die Thränen der Armen, Gott dargebracht werden darf". Und zum letzten Mal grüßte ihn Duchesne mit dem Scheidegruß der Katakomben: „Pax tibi cum sanctis."

Es ist auch der Scheidegruß seiner deutschen Freunde.

Durch letztwillige Verfügung hat er, zum Ehrenbürger von Trier ernannt, seine Vaterstadt zur Erbin eingesetzt und zugleich verfügt, daß seine Tagebücher erst 1952 veröffentlicht werden sollen. Der Generation, die sie lesen wird, ist er ein Unbekannter: als Zeugen seines Lebens, Denkens und Fühlens möchten wir sie darum erinnern und bitten, sein Andenken lieb zu behalten und zu ehren, wie wir es gethan haben.

Durch die Ungunst der Zeiten des Ueberganges, in denen er und wir gelebt haben, zum Kampf für seine Ueberzeugungen herausgefordert, ist er dennoch keine Kampfnatur, sondern im edelsten Sinne ein Gemüthsmensch gewesen. Einfach und anspruchslos, war er der liebenswürdigste, anregendste Gesellschafter, der sich scherzend rühmte, den goldenen Wein der Heimath als Kenner nicht zu verschmähen, und konnte fröhlich mit Fröhlichen sein. Aus seinem geistigen Schatz gab er mit vollen Händen und pries höher als intellectuelle Vorzüge die Reinheit und Schönheit der Seelen. Wo er solche fand, war er dankbar, verständnißvoll und treu. Nie hat er den Widerstreit gegen die Systeme auf die Personen übertragen, wo die Absichten ihm gut, die Motive rein dünkten, nie Andere gerichtet. Die Denker, die Dichter, die Künstler, die Mystiker unter den Heiligen, die Enthusiasten zogen ihn an, weil er selbst ein Enthusiast gewesen ist, dem das Dasein nur im Hinblick auf ewige Ziele der Vollendung lebenswerth erschien, und er vor Allem ein Christ war. Als solcher hat er die Einfachen im Geist nicht verachtet, sondern von Herzen geliebt. Nach dem schon vor zwanzig Jahren erfolgten Tode der einzigen Schwester blieben nur die Freunde, um die Vereinsamung ihm tragen zu helfen. In seinem Testament hat er ihnen für die Liebe gedankt, die sie ihm erwiesen. Er war der Geber, nicht sie. Aber er ist mehr betrauert worden als er selbst es ahnen konnte, und lebt in den Herzen fort als Einer, der Großes geleistet, viel gelitten, starkmüthig geduldet, an seinen Erlöser geglaubt und auf ihn gehofft hat bis ans Ende.

---

# Friedrich der Große und die Herzogin Friederike Elisabeth von Württemberg.

[Nachdruck untersagt.]

Die Leser meiner Biographie der Markgräfin von Bayreuth werden sich auch der Tochter Wilhelmine's, der unglücklichen Gemahlin Karl Eugen's von Württemberg, erinnern (Deutsche Rundschau, Decemberheft 1901, S. 413 ff.). Aus der älteren Literatur war nicht einmal mit Sicherheit zu entnehmen, wann sie sich definitiv von ihrem Gemahl getrennt hat. So konnte es mir entgehen, daß sich der König, allerdings erst nach Wilhelmine's Tode, seiner Nichte angenommen hat. Auch in dem Leben der Herzogin hat es eine dramatisch bewegtere Scene gegeben. Zu den Solospielern, dem König, seiner Nichte, dem Herzog und seinen Creaturen, gesellen sich als Chorus „Messieurs les luthériens du Würtemberg". Schon 1831 hat der junge Robert Mohl die Theilnahme Friedrich's an den Streitigkeiten Karl Eugen's mit seinen Landständen durch Actenstücke näher beleuchtet. In den letzten Bänden der „Politischen Correspondenz Friedrich's" nimmt jene merkwürdige Episode in der Geschichte Württembergs und des Stifters der Karlsschule einen breiten Raum ein. Hier wie dort aber erscheint der König als der Advocat seiner Nichte.

Wenn nun der Bearbeiter der Bände XXIII—XXV der „Politischen Correspondenz", G. B. Volz, der Ansicht ist, daß mein Urtheil über das Verhältniß des Königs zu seiner Nichte durch das mir entgangene Material erheblich modificirt werde, so halte ich einen Nachtrag an dieser Stelle schon deshalb für unerläßlich, weil der Text der Buchausgabe meiner Biographie der Markgräfin[1]) bereits gedruckt war, als mich Herr Doctor Volz auf die übersehene Literatur aufmerksam machte. Auch möchte ich die Gelegenheit benutzen, dem freundlichen Fachgenossen für eine weitere Mittheilung zu danken. Unter dem Titel „Thoughts for enthusiasts at Bayreuth" hat Mrs. Burrell 1888—1891 in nur hundert auf das Prächtigste ausgestatteten Exemplaren ihre Studien über die Markgräfin drucken lassen. Veröffentlichung kann man das wohl nicht nennen. Gekrönte Häupter und Frau Cosima etwa mögen dieses Denkmal eines unübertroffenen, noch dazu sehr kostspieligen Enthusiasmus für Bayreuth erhalten haben, ohne es eines Blickes in das Innere der stattlichen Quartbände zu würdigen. Selbst das mir gütigst auf kurze Zeit überlassene Pflichtexemplar des Berliner Staatsarchivs war großen Theils unaufgeschnitten, obwohl Mrs. Burrell das italienische Tagebuch Wilhelmine's und die noch nicht veröffentlichten Briefe der Geschwister aus den Jahren 1756—1758 buchstabengetreu abgedruckt hat. Den Bearbeitern der „Politischen Correspondenz" standen ja die Originale zur Verfügung, und von den „Bayreuther Enthusiasten"

---

[1]) Die Bayreuther Schwester Friedrich's des Großen. Ein biographischer Versuch. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

hat offenbar kein einziger nach einer Frau gefragt, von der man, um mit Sainte-Beuve zu reden, immer zuerst sagen wird: sie war eine Schwester des Königs. So bin ich denn in der Lage, auch den Briefen der Mutter einige neue Aufschlüsse über die Tochter entnehmen zu können.

Da finden wir denn die Dinge 1757 noch auf demselben Punkte wie in den vorausgegangenen Jahren. Einen Augenblick gibt sich Wilhelmine, allzu sanguinisch, der Hoffnung hin, daß die von ihr beobachtete vortheilhafte Veränderung im Charakter des Herzogs anhalte. Seine Mutter, die alte Flamme des Marquis d'Argens, von Friedrich „Medea“ genannt, ist im Februar 1756 gestorben, „décampée,“ wie Friedrich sich ausdrückt. „S'il y a un paradis pour elle, ce sera celui de Mahomed“, lautet der Bayreuther Nachruf. Eine Thurn und Taxis und eifrig katholisch, würde sie ihren Sohn bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges zweifellos zum Anschluß an Oesterreich gedrängt haben. Daß sie nicht mehr am Leben ist, läßt die Markgräfin hoffen, Karl Eugen werde seinen Einfluß bei den schwäbischen Kreisständen zu Gunsten Preußens geltend machen. So ist es ihr, im Gedanken an den Bruder, doppelt widerwärtig, daß gerade jetzt wieder der alte Ehezwist aufs Neue ausbricht. Auch Friedrich ist über das unwillkommene Intermezzo ärgerlich, obwohl er zugibt, daß der Herzog hundertmal verdient hätte, wie Aktäon behandelt zu werden („d'être actéonisé“). Der Brief Wilhelmine's, den er am 15. (März?) 1757 beantwortet, ist verloren. Man kann nur ahnen, was vorgefallen ist. Die Herzogin scheint ihren leichtfertigen Gemahl auf frischer That ertappt und vor seinem Hofe der Lächerlichkeit preisgegeben zu haben. „Pour moi“, schreibt Friedrich, „je lui pardonnerais facilement d'avoir poussé l'intrigue à bout“. Friederike zeigt sich auch da, ganz anders als ihre Mutter, rücksichtslos, zu jähen Entschlüssen geneigt.

Inzwischen verwandelt sich die Scene. Wie hinter dem Kammerdiener der Lady Milford in Schiller's „Kabale und Liebe“ die drohend erhobenen Fäuste der verkauften Landeskinder sichtbar werden, tauchen hinter der Herzogin die von Friedrich einst bespöttelten württembergischen Lutheraner auf. Der Herzog hat die Maske abgeworfen und für Maria Theresia Partei ergriffen. In dem König von Preußen aber sehen die Lutheraner Frankens und Schwabens den „Vertheidiger des Glaubens“. Der Kampf um Preußens Dasein und Großmachtstellung droht in Mittel- und Süddeutschland ein Religionskrieg zu werden. Als der katholische Herzog seine protestantischen Unterthanen zu den Fahnen seines Kreiscontingents ruft, meutern 3000 Mann im Lager bei Eßlingen. Wie im Bauernkrieg kehren diese biederen Schwaben arglos in ihre Dörfer zurück. Wie der „Bauernjörg“, jener schreckliche Feldherr des schwäbischen Bundes, weiß ihr Peiniger Karl Eugen sie dort zu finden. Lieber wollen sie Spießruthen laufen, ja sterben als gegen Friedrich fechten. Ihre Drohworte, ihre Aeußerungen über die Mißhandlung ihrer Landesmutter lassen Karl Eugen argwöhnen, daß die Herzogin seine Unterthanen gegen ihn aufwiegle.

Nichtsdestoweniger läßt es die Markgräfin nicht zu offenem Bruche kommen. Von den Württembergern wissen wir, daß sie widerwillig bei Leuthen in den Reihen der Gegner Friedrich's stehen. Von der Herzogin hören wir zwei Jahre nichts. Erst nach dem Tode ihrer Mutter ersteht ihr 1759 ein Helfer in ihrem Vater. Der Herzog bewilligt ihr getrennte Hofhaltung und ein Jahreseinkommen von 50000 Gulden. König Friedrich ist mit dem entschlossenen Vorgehen des Schwagers ebenso einverstanden, wie er es früher mit den Vermittlungsversuchen der Schwester war. Friederike findet in Bayreuth eine Zuflucht, freilich auch eine Stiefmutter, mit der sie sich jedoch zu vertragen scheint. Die Unsicherheit ihres Zustandes kommt ihr erst wieder zu Bewußtsein, als der Tod ihr 1763 ihren Vater und Beschützer raubt. Das Recht des Herzogs, ihre Hofhaltung einzurichten, gibt sie allen Intriguen Karl Eugen's und seines Leporello, Grafen Montmartin, preis. Ihre ganze Umgebung, vom Hofmarschall bis zum untersten Domestiken,

wird in Stuttgart ernannt. Selbst auf der Fantaisie bei Bayreuth sieht sie sich von dienstfertigen Schurken umgeben und verrathen. Wie würde Karl Eugen frohlocken, wenn er auch nur den Schatten eines Grundes hätte, seiner Gemahlin Ehebruch vorzuwerfen! Von den 50 000 Gulden bekommt sie selbst nur den für ihre eigene Person angesetzten Posten zu sehen. Ebbe in der Kasse des herzoglichen Verschwenders und Böswilligkeit haben zeitweise völlige Einstellung der Zahlungen zur Folge. Die Herzogin ist frei, aber es ist die Freiheit einer Bettlerin unter Polizeiaufsicht.

In diesem Stadium ihrer Leidensgeschichte findet sie endlich einen Helfer in ihrem Oheim. Der Hubertusburger Friede ist geschlossen und damit der Augenblick gekommen, dem Andenken der aufopferungsvollsten aller Schwestern und den fridericianisch gesinnten schwäbischen Märtyrern den Königsdank abzustatten. Jung-Friedrich hatte noch auf die Anhänglichkeit seines Zöglings Karl Eugen gerechnet. Der früh gealterte Held des Siebenjährigen Krieges kennt seine wahren Freunde jetzt besser. Der Herzog ist ihm ein unverbesserlicher, bösartiger Narr. Um so eifriger pflegt er die Freundschaft mit den Brüdern des Kinderlosen. Nicht umsonst hat Preußen, als das Herzogthum an eine katholische Linie überging, im Vereine mit Hannover und Dänemark die württembergische Verfassung garantirt. Der König wird zum Rechtsconsulenten der Stände, den der Herzog nicht, wie den unerschrockenen Johann Jakob Moser, hinter Kerkermauern verschwinden lassen kann. Auch der Herzogin kommt es zu Gute, daß ihr Ehezwist seit dem Vergleiche von 1759 ein Rechtsstreit geworden ist. Drei Jahre lang kämpft der 1764 auf Bitten der Stände nach Stuttgart geschickte Hofmarschall, Graf Gebhard Werner von Schulenburg, unermüdlich für das Recht der Landschaft und der Herzogin. Mit wachsendem Mitleid nimmt Friedrich wahr, mit wem er seine Nichte verheirathet hatte. Wie durchschaut er jetzt Karl Eugen und „seinen Montmartin"! Es ist nur ein abgekartetes Spiel, wenn der Herzog seinen Minister entläßt, ohne auf seinen Rath zu verzichten. Auch sein heuchlerisches Erbieten, mit der Herzogin Friede und Freundschaft zu schließen, findet keinen Glauben. Zu plump ist der Versuch, die Stände zu bethören, den König umzustimmen. Voll Entrüstung verwahrt sich Friedrich gegen den frechen Versuch Karl Eugen's, seine von den Württembergern verehrte Nichte als Puppe in diesem Intriguenspiel zu benutzen, um ihr schließlich doch wieder Komödiantinnen und Tänzerinnen vorzuziehen. Schulenburg's Zuspruch ermuthigt die Stände, ihren Rechtshandel vor dem Reichshofrath durchzufechten. Die Herzogin wird von ihrem königlichen Anwalte, ihrem Gatten zum Trotz, 1766 zum Besuche des Berliner Hofes eingeladen.

Im Sommer 1765 hatte Friederike den Prinzen Heinrich in Karlsbad besucht. Der König scheint sie nach dem Tode ihrer Mutter am 8. November 1766, dem Tage ihrer Ankunft in Berlin, zum ersten Male wieder gesehen zu haben. Drei Jahre lang hatte er wie ein gewissenhafter Anwalt, aber geschäftsmäßig kühl ihre Sache geführt. Erst ihre Gegenwart, die Aehnlichkeit mit Wilhelmine weckt seine Zärtlichkeit. So lange ihre angebetete Mutter lebte, war in seinem Herzen kein Platz für ein Drittes im Bunde. Er hatte die Schwester geliebt, wie sonst nur eine Frau zu lieben pflegt. Jeder Eindringling hat lieblose Gleichgültigkeit oder Eifersucht zu gewärtigen. Jetzt ist ihm Friederike „das einzige Ueberbleibsel" der längst Entschwundenen. „Den Manen" Wilhelmine's, „ihrer Asche" bringt er ein bescheidenes Liebesopfer dar, indem er seine Nichte in seine Arme schließt. Ihm selbst ist die Lebenslust auf den Schlachtfeldern von Kolin und Kunersdorf geschwunden, aber er thut, was er kann, um ein geknicktes Dasein wieder aufzurichten. Den ganzen Winter über hält er Friederike in Berlin fest und freut sich, daß es ihr sichtlich wohl thut, sich endlich einmal wieder unter Freunden zu wissen. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Gedanke, der Freundschaft für Wilhelmine einen Tempel zu bauen, in den nächsten Jahren zum Entschlusse gereift ist. So viel auch in ihm abgestorben ist, die Erinnerung vergoldet sein Alter.

Die Herzogin aber befreit er von der Tyrannei ihrer Verfolger. Im Frühjahr 1767 kommt es zwischen dem Könige und dem Herzoge zu einer Convention. Der Herzogin wird die pünktliche Zahlung ihrer Pension hypothekarisch gesichert. Sie kann ihren Aufenthalt nehmen, wo sie will. Sie erhält vor Allem das Recht, sich ihre Umgebung selbst auszusuchen. Noch dreizehn Jahre darf sie sich nach stürmischer Jugend eines ruhigen Lebens erfreuen. Der alte Onkel aber entläßt sie nach der Fantaisie mit dem beglückenden Gefühle, daß Wilhelmine mit ihm zufrieden sein würde.

Man sieht, was wir der neuen Kunde verdanken. Mein Urtheil über Friedrich's Verhältniß zu seiner Nichte wird weniger modificirt als vertieft. Ueber seine Haltung bei Lebzeiten Wilhelmine's kann man wohl nicht anders urtheilen als ich es gethan hatte. Nur daß das Befremdliche jetzt weniger befremdlich erscheint. Die Kälte des Friedrich vor 1758 und die Zärtlichkeit des „alten Onkels" fließen aus derselben Quelle. „Friedrich der Große und seine Verwandten" wird stets ein vielleicht nie ganz zu erschöpfendes dankbares Problem historischer Seelenkunde bleiben. Wie Odysseus in der Unterwelt an der mit Blut gefüllten Grube sieht auch der Historiker die Schatten der Vergangenheit sich heran drängen, um zu trinken und zu reden. Zunächst wohl wehrt er wie der viel gereiste Dulder der bleichen Schar, um nur die Seher und die Führer der Völker zum Sprechen zu bringen. Dann aber wächst seine Begierde, sie Alle zu hören. Die Herzogin ist auch jetzt noch ein Schatten. Nicht sie, sondern Friedrich hat uns abermals von seinem Denken und Fühlen erzählt. Mag es viel oder wenig sein, was von ihrem Briefwechsel mit Friedrich im Hausarchive zu Charlottenburg erhalten ist, so wird Berner nicht umhin können, der geplanten Ausgabe des Briefwechsels der Geschwister auch jene Reste hinzuzufügen. Denn für uns ist sie jetzt doch die Dritte im Bunde, und vielleicht bringt auch sie noch einmal ein Tröpflein warmen Blutes zum Reden.

Richard Fester.

## Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

**Berlin, Mitte Februar.**

Mit staatsmännischem Blick hat der deutsche Reichskanzler erkannt, daß die Berathungen über den neuen Zolltarif scheitern müssen, wenn nicht jetzt bereits über die endgültigen Absichten der verbündeten Regierungen volle Klarheit herrscht. Daß die Minimalzölle auf Getreide gleichsam den Angelpunkt der Regierungsvorlage bilden, konnte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen. Von verschiedenen Seiten erfolgte der Ansturm auf diese Minimalzölle, die vom Bunde der Landwirthe als zu niedrig gegriffen bezeichnet wurden, während von der anderen Seite das Princip einer derartigen Bindung der Getreidezölle mit aller Entschiedenheit bekämpft wurde. Bereits in der mit der Prüfung der Vorlage betrauten Commission gestalteten sich daher die Berathungen so verworren, daß gar nicht abzusehen war, wie ein rechtzeitiger Abschluß gefunden werden sollte. Es mußte geradezu ausgeschlossen erscheinen, daß der neue Zolltarif vor dem 31. December 1902 zur Verabschiedung gelangen könnte, so daß der Reichskanzler gar nicht in der Lage wäre, die geltenden Handelsverträge zum festgesetzten Termine zu kündigen, um auf der Grundlage des neuen Zolltarifs die nothwendigen Verhandlungen mit den auswärtigen Staaten zu führen. Eine entschiedene Willensäußerung von Seiten der verbündeten Regierungen war daher unumgänglich nothwendig, und dem deutschen Reichskanzler gebührt das Verdienst, in mannhafter Weise, ohne auch nur im geringsten zu diplomatisiren, das befreiende Wort gesprochen zu haben.

Mögen immerhin die gegen das Princip der Minimalzölle, sowie die gegen deren Höhe erhobenen Einwendungen fortdauern, jedenfalls darf es als Gewinn angesehen werden, daß die conservativen Parteien, die Nationalliberalen und das Centrum nunmehr genau die Grenze kennen, bis zu der die verbündeten Regierungen hinsichtlich der Höhe der Getreidezölle zu gehen gewillt sind. Seit der bedeutsamen Rede, die der deutsche Reichskanzler am 17. Februar auf dem Festmahle des Deutschen Landwirthschaftsrathes gehalten hat, kann darüber gar kein Zweifel mehr sein.

Die Gegner jeder Erhöhung der Getreidezölle werden allerdings auch dann nicht abrüsten, wenn die Mehrheitsparteien im Reichstage nach den jüngsten Erklärungen des deutschen Reichskanzlers sich bereit finden lassen, die Berathungen in der Zolltarif-Commission und später im Reichstage selbst auf der Grundlage des von den verbündeten Regierungen angenommenen Entwurfes fortzuführen. Dieser Entwurf selbst bietet der Opposition ausreichende Gelegenheit, ohne formelle Obstruction zu machen, die Verhandlungen so in die Länge zu ziehen, daß eben gar nicht abzusehen ist, bis zu welchem Zeitpunkte ein positives Ergebniß erzielt werden könnte. Die zahlreichen Artikel des Zolltarifs werden den „Dauerrednern" der Minoritätsparteien bereits in der Commission ausreichende Gelegenheit bieten,

die Erörterungen zu „vertiefen“. Bei der zweiten Lesung im Reichstage wird dieses Schauspiel sich nicht bloß wiederholen, sondern es darf jetzt bereits mit Gewißheit angenommen werden, daß dann erst der Hauptkampf stattfinden wird, zumal da frische Kräfte dort nicht fehlen werden, um den rechtzeitigen Abschluß der Berathungen, sei es durch unablässige Reden, sei es durch Anträge auf Abstimmungen und „Auszählung“ der Mitglieder des Hauses, zu verzögern. Wie schlecht es in der Regel mit der Beschlußfähigkeit des Reichstages steht, ist wohl bekannt. Die Mehrheitsparteien werden also den größten Eifer aufbieten müssen, aber auch dann ist es zweifelhaft, ob ein solcher embarras de richesse, wie ihn der Zolltarif darbietet, bewältigt werden kann.

Wesentlich vereinfacht wären diese nunmehr endlosen Debatten, wenn der frühere Vorschlag eines Mitgliedes des preußischen Staatsministeriums zur Annahme gelangt wäre, wonach dem Reichstage nur eine Zoll-Novelle vorgelegt werden sollte. Diese hätte dann vor Allem die Minimalzölle auf Getreide enthalten und sich im Uebrigen auf die nothwendigsten Zollsätze beschränkt. Auf diese Weise wäre nicht nur die Durchberathung des Gesetzentwurfes selbst in hohem Maße erleichtert worden, sondern auch die Erneuerung der Handelsverträge, die von allen maßgebenden Factoren für eine conditio sine qua non erachtet wird, würde viel geringeren Schwierigkeiten begegnen. Von welchen friedlichen Absichten auch die Reichsregierung beseelt sein mag, muß sie jetzt doch mit der durch den „Monster-Tarif“ im Auslande hervorgerufenen Auffassung rechnen, daß in Deutschland gleichsam ein wirthschaftlicher „Krieg Aller gegen Alle“ geplant werde. Doch darf aus der Bestimmtheit, mit der Graf Bülow sich zu den in der Tarifvorlage gemachten Zollsätzen behufs ausreichenden Schutzes der Interessen der Landwirthschaft bekannte, der Schluß gezogen werden, der Reichskanzler habe sich auch darüber vergewissert, daß auf der Grundlage derartig bemessener Minimalzölle auf Getreide die Abschließung neuer Handelsverträge wohl noch möglich ist. In dieser Beziehung kommt hauptsächlich Rußland in Betracht, dessen Roggenausfuhr den hauptsächlichen Exportartikel im Handelsverkehr mit Deutschland darstellt. Als daher unlängst Gerüchte über eine von Rußland und Oesterreich-Ungarn angeblich gemeinsam geplante handelspolitische Action gegen Deutschland auftauchten, die besonders in der französischen Presse lebhaft erörtert wurden, durfte als gewiß gelten, daß Rußland und Oesterreich-Ungarn wohl ein Interesse daran haben, einander günstige wirthschaftliche Bedingungen zu sichern, die Nothwendigkeit, dem russischen Roggen das Absatzgebiet in Deutschland zu erhalten, dadurch jedoch nicht berührt werden könnte. Gerade weil der deutsche Reichskanzler, der das Maß seiner Verantwortlichkeit am besten zu beurtheilen vermag, großen Werth darauf legt, mit Rußland auf wirthschaftlichem nicht minder als auf politischem Gebiete freundnachbarliche gute Beziehungen zu erhalten, versteht man um so besser seine Bemerkung, wie er als leitender Staatsmann sich gegenwärtig halten müßte, daß wir Deutschen nicht in einem isolirten, auch nicht in einem rein agrarischen Staate leben. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hat Graf Bülow bereits mannigfache Proben abgelegt, daß er das Steuer mit kundiger, sicherer Hand zu führen vermag. Auch fehlt es nicht an Anzeichen, daß er sich stets als ein zuverlässiger Hüter des Weltfriedens bewähren wird.

Der Besuch, den der Prinz von Wales zum Geburtstage des Kaisers in Berlin abstattete, hat einen durchaus befriedigenden Verlauf genommen. Mit Genugthuung kann versichert werden, daß, wie zwischen dem deutschen Kaiser und dem englischen Thronfolger, auch zwischen diesem und dem Grafen Bülow eine offene Aussprache über die parlamentarischen Zwischenfälle erfolgte, die sich in Berlin und London an die viel erörterte Aeußerung des Herrn Chamberlain knüpften. Als Ergebniß der Aussprachen darf hervorgehoben werden, daß beide Regierungen nunmehr diese Vorgänge und ihre erste Veranlassung als erledigt betrachten wollen.

Durch den Verlauf dieses Besuches werden zugleich die abgeschmackten Gerüchte widerlegt, nach denen der Empfang des kaiserlichen Gastes sich ziemlich kühl gestaltet haben sollte. Gerade das Gegentheil war der Fall, und wenn vor dem Eintreffen des Prinzen von Wales festgestellt wurde, daß die Initiative zu dessen Festlandreise vom König von England ausgegangen sei, so konnte auch darin zunächst ein friedliches Symptom erblickt werden. Andererseits mußte darauf hingewiesen werden, daß aus Anlaß des kaiserlichen Geburtstages überhaupt keine officiellen Einladungen zu erfolgen pflegen. In dieser Beziehung empfiehlt es sich, an die bei Gelegenheit der Volljährigkeit des Kronprinzen des Deutschen Reiches veranstalteten Feste zu erinnern. Auch damals erfolgten keine officiellen Einladungen; die vom Kaiser Franz Josef bekundete Initiative, sich als Gast anzumelden, erregte jedoch allgemein Freude.

Der hochherzige Entschluß Kaiser Wilhelm's, der Stadt Rom eine Statue des jungen Goethe zum Geschenk zu machen, hat gleichfalls zur Beruhigung der Geister diesseits und jenseits der Alpen beigetragen. Nicht so sehr in Deutschland wie in dem verbündeten Oesterreich-Ungarn regten sich Besorgnisse, daß durch die französisch-italienischen Abmachungen in den Beziehungen Italiens zu den beiden anderen Dreibundmächten ein Wandel herbeigeführt werden könnte. In Italien selbst ließen einige Blätter in ihren Artikeln den warmen Ton vermissen, der regelmäßig durchklang, sobald von der Tripel-Allianz die Rede war. Zuweilen mußte man beim Lesen dieser Artikel den Eindruck gewinnen, daß die Italiener sich zurückgesetzt fühlten, weil Graf Bülow in einer seiner Reichstagsreden bei aller Anerkennung und Werthschätzung des Dreibundes dessen Erneuerung doch nicht als unumgänglich nothwendig bezeichnet hatte. Der deutsche Reichskanzler ging dabei von der Voraussetzung aus, daß, wie bedeutsam auch diese Erneuerung sein mag, doch die Weltpolitik der Großmächte dahin geführt hat, daß kriegerische Coalitionen sich gleichsam von selbst verbieten. Charakteristisch ist jedenfalls, daß sowohl innerhalb des Dreibundes als auch innerhalb des Zweibundes auf den friedlichen Charakter dieser Bündnisse hauptsächlicher Nachdruck gelegt wird. Deshalb ist es durchaus verfehlt, wenn französische Blätter in der Tripel-Allianz nach wie vor eine offensive Spitze gegen Frankreich wittern. Vielmehr hat der Dreibund lediglich einen defensiven Charakter, der auch ohne jede Abschwächung gewahrt bleiben muß. Andererseits wird kein ernsthafter Politiker annehmen, daß Rußland innerhalb des Zweibundes kriegerische Zwecke anstrebt. Die Entwicklung, die Rußlands Weltmachtstellung im äußersten Orient genommen hat, ist die sicherste Bürgschaft, daß dieses große Reich wesentliches Gewicht darauf legen muß, seine Westfront gesichert zu sehen. Was ferner England betrifft, so sieht es sich vor die Aufgabe gestellt, in Südafrika noch so ernste Probleme zu lösen, daß für eine kaum absehbare Zeit internationale Verwicklungen von dieser Seite kaum zu befürchten stehen. Man begreift andererseits, daß ebenso in Frankreich wie in Italien betont wurde, durch die gemeinsamen Abmachungen sollte nur späteren Complicationen zwischen diesen beiden Mächten vorgebeugt werden.

Für die öffentliche Meinung in Italien mochte es nun von symptomatischer Bedeutung sein, daß der deutsche Kaiser sich unmittelbar mit dem Sindaco der Stadt Rom, dem Principe Colonna, in Verbindung setzte, um ihm das Marmorbild Goethe's als Geschenk für die „urbs aeterna“ anzubieten. Die Antwort, die von dort erfolgte, zeigte deutlich, daß die Gesinnung, von der Kaiser Wilhelm sich hatte leiten lassen, auf dem Capitol einen lebhaften Widerhall fand. In ganz Italien wurde die Auffassung getheilt, daß der deutsche Kaiser mit genialem Blick den richtigen Moment gewählt hatte, die Solidarität zwischen den beiden Ländern zu betonen, die, weil ihre Lebensbedingungen große Uebereinstimmung aufweisen, auch auf geistigem Gebiete berufen sind, einander zu ergänzen. An welchen Namen könnte man dieses Zusammenwirken bei den großen Culturaufgaben der Zukunft besser anknüpfen als an denjenigen Goethe's? Wem es selbst beschieden war, im

Jahre 1886 im Deutschen Künstlerverein zu Rom der hundertjährigen Gedenkfeier des Tages beizuwohnen, an dem Goethe zum ersten Male die Porta del Popolo passirte, der erinnert sich lebhaft, wie bei diesem Feste, das unter dem Ehrenvorsitze des früheren deutschen Botschafters, Herrn von Keudell, gefeiert wurde, Deutsche, Italiener, Oesterreicher und Schweizer, dem einzigen Dichter huldigend, sich zusammenfanden, und auch ein Holländer, der Physiologe Moleschott, sich berufen fühlte, die Bedeutung Goethe's für die Weltliteratur zu feiern. Mag nun das vom deutschen Kaiser der Stadt Rom gewidmete Denkmal in der Villa Borghese, mit hochragenden Pinien als Hintergrund, oder auf dem Gianicolo, auf der Piazza di Spagna oder auf einem anderen Platze in hellem Sonnenglanze seine Aufstellung finden: stets werden zahlreiche Romfahrer in Goethe einen genius loci begrüßen. Eine noch tiefere Bedeutung erhalten die Worte, in denen der Dichter der „Iphigenie" am 1. November 1786 seine Ankunft in Rom bezeichnet: „Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hierher! Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging; selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben."

Sehr bezeichnend ist, daß italienische Blätter in den enthusiastischen Artikeln, in denen sie die Gabe des deutschen Kaisers mit Worten innigen Dankes preisen, Verse aus den römischen Elegien in deutscher Sprache anführen:

> Ja, es ist Alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
> Ewige Roma!

Es ist die „Tribuna", die diese Worte citirt und an Verse Giosuè Carducci's anknüpft, der selbst in den Geist Goethe'scher Poesie eingedrungen ist. Ihren Leitartikel: „Il saluto di Guglielmo" schließt das römische Blatt mit der Versicherung, daß der deutsche Kaiser jedesmal, wenn ihn seine Liebe für den Himmel und die Bevölkerung Roms dorthin führt, denselben aufrichtig-warmen und freundschaftlichen Empfang finden werde.

Friedenshoffnungen regten sich in diesen Tagen, als der niederländische Gesandte in London dem englischen Minister des Aeußeren das Memorandum vom 25. Januar 1902 überreichte, in dem zunächst auf die außerordentlichen Umstände hingewiesen wird, in denen ein Theil der Kriegführenden in Südafrika sich befindet. In der Verhinderung dieser Kriegführenden, sich mit dem anderen Theile unmittelbar in Verbindung zu setzen, erkennt die holländische Note einen der Gründe für die Verlängerung des Krieges, „der ohne Unterbrechung und ohne Begrenzung fortwüthet und so viel Elend verursacht". Hervorgehoben wurde ferner, daß die Vertreter der Boeren in Europa jedes Verkehrs mit ihren die Truppen commandirenden Generalen beraubt sind. Die niederländische Regierung erachtete es deshalb für angezeigt, die Frage zu stellen, ob ein Anerbieten der guten Dienste von Seiten einer neutralen Macht nicht nützlich sein dürfte, um wenigstens Verhandlungen zu ermöglichen, die auf andere Weise nicht eingeleitet werden könnten. Diese guten Dienste sollten sich auf den Versuch beschränken, die von beiden Parteien zu ernennenden Unterhändler mit einander in Verbindung zu bringen. Nach den Vorschlägen der holländischen Note wäre die Regierung im Haag bereit gewesen, an die auf niederländischem Boden verweilenden Boerendelegirten die Anfrage zu richten, ob sie sich nach Südafrika begeben wollten, um dort mit den im Felde stehenden Führern zu berathen und sich ermächtigen zu lassen, einen die Boeren in Europa wie in Südafrika unlöslich bindenden Friedensvertrag zu schließen. Die englische Regierung wurde zugleich ersucht, der niederländischen drei Geleitsbriefe zu übermitteln, die den Delegirten gestatten sollten, sich frei nach Afrika zu begeben und von dort zurückzukehren.

In der vom 29. Januar datirten Antwort betont die englische Regierung, daß sie bei aller Würdigung der Motive der Humanität, von denen die niederländische Regierung sich habe leiten lassen, an ihrem einige Monate nach dem Be-

ginne der Feindseligkeiten gefaßten Beschlusse festhalten müsse, daß es nicht ihre Absicht sei, die Intervention irgend einer fremden Macht in dem südafrikanischen Kriege anzunehmen. Den in Europa verweilenden Delegirten wurde anheimgestellt, selbst ein Gesuch um freies Geleit an die englische Regierung zu richten; nur wurde zugleich darauf hingewiesen, es sei nicht sicher, daß die Delegirten irgend welchen Einfluß auf die Vertreter der Boeren in Südafrika oder Stimme in deren Berathungen hätten. Als das schnellste und befriedigendste Mittel zur Herbeiführung einer Regelung erscheint der englischen Regierung vielmehr eine directe Mittheilung zwischen den Führern der Boerenstreitkräfte und dem Oberbefehlshaber der englischen Truppen, der bereits beauftragt sei, jedes Anerbieten, das er erhält, unverzüglich zur Erwägung an die englische Regierung zu befördern. Die Delegirten erklärten dann, die Fassung der Antwort des englischen Ministers verhindere jeden Gedanken, England um freies Geleit oder sonst etwas zu bitten. Ueberdies hielt Lord Salisbury am 5. Februar im „Junior Constitutional Club" eine Rede, in der er gleichfalls die freundliche Gesinnung der niederländischen Regierung anerkannte, jedoch England dagegen verwahrte, „Alles zu opfern, um einen Frieden zusammenzustümpern, der doch nicht andauern würde". Mit ähnlichen Worten wie früher Herr Chamberlain betonte Lord Salisbury, England habe eine Arbeit angefangen, die es durchführen müsse.

Alle Friedensfreunde, die das nutzlose Blutvergießen in Südafrika beklagen, können der niederländischen Regierung nur Beifall zollen, daß sie ihren, wenn auch vergeblichen, Versuch gemacht hat. Die von der englischen Regierung ertheilte Antwort und die Ausführungen Lord Salisbury's bekunden jedoch, wie falsch es gewesen wäre, wenn eine Großmacht mittelbar oder unmittelbar die friedliche Action der niederländischen Regierung unterstützt hätte. Der Hinweis der englischen Regierung, daß es nicht ihre Absicht ist, die Intervention irgend einer fremden Macht anzunehmen, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Die Veröffentlichung des zwischen England und Japan am 30. Januar abgeschlossenen Bündnißvertrages hat großes Aufsehen erregt. Als Zweck dieses Vertrages wird an dessen Spitze bezeichnet, daß beide Regierungen von dem Wunsche beseelt seien, den status quo und den allgemeinen Frieden im fernen Osten, sowie die Unabhängigkeit und Integrität China's und Korea's aufrecht zu erhalten. Der casus foederis soll im Falle eines Krieges dann eintreten, wenn irgend eine Macht sich den Feindseligkeiten gegen einen der beiden verbündeten Staaten anschließt. Dann erst wird Großbritannien oder Japan dem in Betracht kommenden Verbündeten zu Hülfe eilen, den Krieg mit ihm gemeinsam führen und in wechselseitigem Einvernehmen Frieden schließen. Der defensive Zweck dieses neuen Zweibundes leidet keinen Zweifel. Auch das früher abgeschlossene englisch-deutsche Abkommen zielte darauf ab, den gegenwärtigen Besitzstand China's zu erhalten, bezieht sich jedoch nicht auf die Mandschurei, da von deutscher Seite vielmehr die russische Interessensphäre nicht in Frage gestellt wurde. Andererseits erblickt Deutschland in dem englisch-japanischen Bündnißvertrage keineswegs eine Bedrohung seiner eigenen politischen und wirthschaftlichen Interessen. Das von Großbritannien und Japan anerkannte Princip der „offenen Thür" auf handelspolitischem Gebiete kann vielmehr nur die volle Billigung Deutschlands finden. Im englischen Unterhause erklärte der Unterstaatssecretär des Aeußeren, Lord Cranborne, am 13. Februar, der Inhalt des englisch-japanischen Abkommens sei auch vor der Veröffentlichung der deutschen Regierung mitgetheilt worden, und das englisch-deutsche Abkommen bleibe in Kraft.

---

## Literarische Rundschau.

### Neuere Militär-Literatur.

[Nachdruck untersagt.]

I. Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf von Blumenthal (1866 und 1870/71). Herausgegeben von Albrecht Graf von Blumenthal. Mit zwei Porträts und einem Briefe Kaiser Friedrich's in Facsimiledruck. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Die Kriege von 1864, 66, 70/71 waren die Zeiten der großen Generalstabschefs, unter denen neben Moltke vor Allen der Feldmarschall Graf Blumenthal emporragt. Seine Familienüberlieferungen waren militärisch und heroisch; sein Vater war in der glorreichen Schlacht bei Dennewitz 1813 gefallen. Wie Moltke im dänischen wurde Blumenthal im preußischen Cadettencorps hart, spartanisch erzogen. Auch hier zeichnete er sich schon aus, und sein Bestreben nach weiterer Ausbildung kennzeichnet sich durch den Besuch der Allgemeinen Kriegsschule (jetzigen Kriegsakademie) und das Hören von Collegien an der Universität von Berlin. So überstand er die lange Friedenszeit, in welcher er einundzwanzig Jahre Leutnant war, ohne im täglichen Einerlei des Dienstes abgestumpft zu werden, wie es gar Manchem damals erging.

Sein erstes Ruhmesfeld war Schleswig 1864, wo er sich als Generalstabschef des Prinzen Friedrich Carl durch seine Anordnungen beim Sturm auf die Düppler Schanzen (18. April) und bei der prächtigen Waffenthat des Ueberganges nach Alsen hervor that. Er erhielt schon damals den Orden Pour le mérite.

Mit dem Jahre 1866 beginnen die durch seinen Sohn, den Generalleutnant Grafen von Blumenthal, nunmehr veröffentlichten Tagebuchblätter.

Blumenthal hatte das Glück, in den beiden großen Kriegen dem als „Kronprinz“ in dem Herzen der Armee und des Volkes fortlebenden unvergeßlichen Manne als erster Berather zur Seite gestellt zu sein. Vor und sogar noch nach jenen Kriegen hatte man im Publicum das militärische Talent des Kronprinzen nicht allzu hoch bewerthet. Die gewissenhafte Betrachtung des Krieges hat unwiderleglich bewiesen, daß er von den Führern der drei großen Armeen, die sowohl 1866 wie 1870 zu Anfang des Krieges auftraten, in strategischer Beziehung der angriffskräftigste und bedeutendste war. Daß an seinen Erfolgen Blumenthal wesentlichen Antheil hatte, geht nicht allein aus der Stellung hervor, die man in Preußen dem Chef des Generalstabes einräumt, sondern auch aus der enormen persönlichen Befähigung des Mannes. Sein Verhältniß zum Kronprinzen ähnelte in Vielem dem Moltke's zum Könige. — Blumenthal war reich an Ideen. Man hat Beispiele, daß gerade dieser Reichthum manchen Feldherrn gehindert hat, schnelle und entscheidende Entschlüsse zu fassen. Nicht so bei Blumenthal, den sein

praktischer Verstand und seine energische Willenskraft vor Entschlußlosigkeit bewahrten. Klar und ruhig in entscheidenden Momenten, war er doch im Gemüthe von großer Leidenschaftlichkeit, wodurch er sich von Moltke scharf unterschied. Widerspruch reizte ihn, und seine Stimmung wurde leicht verbittert; sogar ungerecht konnte er werden, was er in seinem Tagebuche selbst zugesteht. Ueberhaupt muß man doch bedenken, daß die scharfen Aeußerungen über Maßregeln der Oberleitung und über viele große Persönlichkeiten, die seinen Ansichten, insbesondere während der Belagerung von Paris, widersprachen, als der Ausfluß seines Kummers und seiner Sorgen aufzufassen sind, die ihm Abends nach des Tages verantwortlicher Arbeit aus der Feder flossen. Daß dabei indeß oft ein recht starkes Selbstbewußtsein zu Tage trat, soll nicht geleugnet werden.

Blumenthal war von sehr kleiner, unansehnlicher Gestalt; seine Adlernase, sein scharf spähender Blick, sein fest geschlossener Mund machten den Eindruck großer Energie. Von seiner Kleidung kann man nicht behaupten, daß sie stutzerhaft war, eher das Gegentheil! — Seine Gesundheit war 1870 schon nicht mehr die alte, dennoch hat er seinen Posten in vollkommener Weise ausgefüllt, und wer von den Aufregungen, Anstrengungen und Störungen der Nachtruhe, die ein solcher im Felde mit sich führt, einen Begriff hat, muß seine Verdienste um so höher schätzen.

Am 19. Mai 1866 schreibt er nach Empfang seiner Ernennungsordre zum Generalstabschef der II. Armee: „Die Stellung ist ganz die, die ich mir gewünscht habe. Der jugendliche, frische und fröhliche Sinn des Kronprinzen paßt mehr zu mir als der Ernst des Prinzen Friedrich Carl. Leichtes Blut gehört zum Kriege."

Bekanntlich war die Stimmung unter den hohen Militärs über die erste, cordonartige Aufstellung der preußischen Armee an der österreichisch-sächsischen Grenze nicht die beste. Erst später mußte man anerkennen, daß sie durch die Umstände geboten war, und daß die eigentliche Concentration nach vorwärts in Böhmen zu suchen sei.

Den weit voraus schauenden Blick des Kronprinzen beweist eine am 2. Juni schon in Schlesien niedergeschriebene Aeußerung desselben: „Jetzt müßten wir den letzten Trumpf ausspielen und uns zum Kaiser von Deutschland machen." — Hierzu bemerkt Blumenthal: „Ich war eigentlich ganz perplex darüber und bedauere nur, daß er nicht das Bestimmen hat. Jetzt oder nie, das muß wohl Jedem klar sein. Morgen und übermorgen marschieren auch die Garden aus."

Der Krieg bricht nun aus, die ersten Schläge fallen. Die II. Armee unter dem Kronprinzen: Garde, 1., 5., 6. Corps, dringt durch die Pässe des Riesen- und Glatzer Gebirges bei Trautenau, Braunau und Nachod in Böhmen ein.

Als man den unmotivirten Rückzug des 1. Corps nach dem unglücklichen Gefecht bei Trautenau erfuhr, bewährten sowohl der Kronprinz als auch Blumenthal wahre Feldherrngröße durch Klarheit der Befehle und Ruhe in kritischer Lage. Die Siege bei Skalitz, Burkersdorf, Königinhof und Schweinschädel führten die II. Armee glücklich an die Elbe. Nachdem die zu langsam vorrückende I. Armee (Prinz Friedrich Carl) nach den Siegen bei Münchengrätz und Gitschin endlich die Fühlung mit der II. Armee aufgenommen hatte, fand die erste Meinungsverschiedenheit Blumenthal's und Moltke's statt. Der Erstere wollte mit der II. Armee sogleich die Elbe überschreiten, um eng an die I. Armee heranzurücken, Moltke aber in der Trennung verharren, um den concentrischen Angriff eventuell bewirken zu können. Der Erfolg sprach für Moltke. Seine Ansicht war die kühnere; Blumenthal wollte sicherer gehen, denn immerhin hatte eine Trennung von drei bis vier Meilen mit der Elbe zwischen beiden Armeen ihre Gefahren.

Die am 6. Juli im Tagebuch gegebene Schilderung der Schlacht von Königgrätz ist ganz prächtig und farbenreich. Der Kronprinz sagte zu Blumenthal: „Ich weiß, wem ich den Gewinn der Schlacht verdanke."

Beim Vormarsch nach der Schlacht finden wir Blumenthal in ernster Differenz mit Moltke. Ersterer war mit der angeordneten Aufstellung der II. Armee vor

Olmütz, wohin sich fast die ganze österreichische Armee zurückgezogen hatte, nicht einverstanden. Indessen zeigte Moltke sich ebenfalls als ein wahrhaft großer Mann, da er nicht Bedenken trug, seine Meinung der Ansicht von Untergebenen unterzuordnen, wenn er sie für richtig erkannte oder gutes Einvernehmen für wichtiger hielt als ein Beharren auf seiner Ansicht.

Ebenso verhielt er sich in der bekannten Briefaffaire. Ein Brief Blumenthal's in englischer Sprache an seine Gattin — eine Engländerin — war von einer österreichischen Streifabtheilung aufgefangen und veröffentlicht worden. In diesem äußerte er sich scharf über Moltke und über *sehr* hohe Personen. In edelster Gesinnung wurde die Angelegenheit ad acta gelegt. Moltke wollte die Veröffentlichung gar nicht lesen, da der Brief ja nicht an ihn sei. „Er zeigte sich als wahrer Gentleman," schreibt Blumenthal.

Im Kriege 1870/71 war Blumenthal Chef des Generalstabes der III. Armee und stand somit wieder dem Kronprinzen zur Seite. Die Armee war zuerst aus zwei, später aus drei preußischen Corps, zwei bayerischen, einer baden'schen und einer württembergischen Division zusammengesetzt. Die Ruhmestage dieser Armee nennen sich Weißenburg, Wörth, Sedan und Paris, wo sie neben einer großen Anzahl kleinerer die großen Kämpfe von Petit-Bicêtre, Bagneux, La Malmaison und am Mont Valérien lieferte, auch an der Schlacht bei Champigny Antheil nahm.

Die ersten Niederlagen der Franzosen am 4. und 6. August waren für die ganze europäische Situation entscheidend, denn sie hielten Oesterreich und Italien von einer Parteinahme gegen uns ab. Die Tagebuchblätter behandeln diese Schlachten sehr kurz, was sich aus der riesigen Thätigkeit des Chefs des Generalstabes einer Armee erklärt; nur die Schlacht bei Sedan findet einen etwas größeren Raum.

Der kurze Befehl des Armeecommandos während der Schlacht bei Wörth erfaßte die Lage sehr richtig und würde, wenn er stricte ausgeführt worden wäre, wohl noch größere Resultate herbeigeführt haben, dagegen passiren die Befehle vor der Schlacht nicht ganz und gar die Kritik; auch ist die Fühlung mit dem Feinde nach der Schlacht verloren gegangen. Im Tagebuch vom 11. August finden wir wieder Moltke getadelt, der sich falsche Vorstellungen von der Leistungsfähigkeit der Truppen mache, auch zu concentrirt marschire. — Die letzten Tage des August waren ungemein anstrengend, da die Nachrichten von den Bewegungen der Armee Mac Mahon's fortwährend wechselten und die große Rechtsschwenkung der Armee, die zu den Schlachten von Beaumont und Sedan führte, eingeleitet werden mußte. Fast immer trafen die Dispositionen des Großen Hauptquartiers erst in der Nacht ein. Dann wurde der Schlaf unterbrochen, mehrere Stunden gearbeitet, sodann der Kronprinz geweckt, ihm Vortrag gehalten und nun endlich die Befehle an die Armeecorps abgefertigt. In der Schlacht bei Sedan bewährte Blumenthal seinen Scharfblick, indem er dem Kronprinzen schon um 10 Uhr sagte, daß die Schlacht zweifelsohne gewonnen werden würde.

Wir machen nun einen Sprung bis zur Belagerung von Paris und finden die III. Armee mit dem Hauptquartier in Versailles, das gesammte linke Seine-Ufer besetzt haltend. Bald mußten das 1. bayerische Corps und die 22. Division gegen die neu gebildeten Scharen Gambetta's nach der Loire abrücken, so daß die Armee zeitweise nur sieben Divisionen stark war. Die ganze deutsche Armee vor Paris zählte nur 150 000 Mann Infanterie, und diese Streitmacht, aus erprobten Soldaten bestehend, war im Stande, 600 000 Bewaffnete in Paris einzuschließen und alle Ausfälle zurückzuweisen. Nie gab es einen größeren Triumph der Ueberlegenheit der Disciplin und Ausbildung über die Masse als bei dieser Gelegenheit.

Bald erschien auch das Große Hauptquartier in Versailles, und manch scharfes Wort fällt in dem Tagebuche über die vielen „Nichtsthuer" in demselben. Die Situation wurde nicht unbedenklich, als v. d. Tann vor den neu gebildeten Armeen Gambetta's Orléans räumen und im Treffen von Coulmiers (9. November) der

Uebermacht weichen mußte. Zur rechten Zeit capitulirte Metz, und mit Hülfe der Armee von Friedrich Carl gelang es, die französische Loire-Armee zurückzuwerfen. Aber von allen Seiten versuchte Frankreich, seiner bedrohten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen, und sehr natürlich war das Verlangen Bismarck's, die Hauptstadt schnell zu Fall zu bringen, um eine Einmischung des Auslandes zu vermeiden, die der überall umher reisende Thiers zu Stande zu bringen versuchte.

Bismarck nun glaubte durch eine Beschießung der Stadt den Fall beschleunigen zu können; ihm stimmte Roon bei. Moltke und Blumenthal dagegen hielten eine Beschießung Angesichts der Größe des Objectes und der riesigen Armirung der Pariser Werke für wirkungslos und wollten es bei der Aushungerung bewenden lassen. Der eifrigste Vertreter dieser Ansicht war Blumenthal. Während die Gegenpartei geneigt war, die Verzögerung des Artillerie-Angriffes dem Einfluß hoher Damen zuzuschreiben, erklärte Blumenthal solche Aeußerungen — unter Anderem dem Prinzen Adalbert gegenüber — für Lügen und nannte die Beschießung einen Fähnrichstreich und eine Kinderei.

Wenn man beiden Theilen gerecht werden will, muß man Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" und auch Frankenberg's und Roon's „Denkwürdigkeiten" zu Rathe ziehen.

General von Blume hat bereits in einer 1899 erschienenen kleinen Schrift die Ursachen der Verzögerung der Beschießung dargelegt und gleichfalls sehr bestimmt die Idee des Einflusses „hoher Damen" zurückgewiesen. Richtig ist, daß die Heranschaffung des Belagerungsgeschützes und der Munition mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war, und daß man sich damals auf die Belagerung einer so ungeheuren Festung nicht genug vorbereitet hatte. Dennoch glaube ich, daß, wenn man von Anfang an mit der in anderen Punkten stets bewiesenen Energie vorgegangen wäre, der Belagerungspark eher zur Stelle hätte sein können.

In einem am 19. December mit Blumenthal geführten Gespräch beklagte sich Bismarck bitter über die ihm von Seiten der „Halbgötter", wie er die Generalstabsofficiere nennt, widerfahrene Behandlung, wogegen Blumenthal wieder andere Facta über ungehörige Einmischungen Bismarck's anführt. — Er behandelt dann in seinem Tagebuch auch die am 27. December gegen den Mont Avron mit glänzendem Erfolge und die am 5. Januar gegen die Südforts begonnene Beschießung ganz mißachtend und schreibt die Capitulation von Paris dem eingetretenen Mangel zu. Es muß aber doch zugegeben werden, daß es gut war, der Welt unseren festen Willen gezeigt zu haben, den Widerstand mit allen Mitteln zu brechen, die anwendbar erschienen. Am 19. Januar, als das 5. Corps den Ausfall von 100 000 Mann siegreich abschlug, kam Blumenthal zum letzten Mal an der Seite des Kronprinzen ins Feuer. Am 28. Januar capitulirte Paris, und am 1. März rückte er mit den hierzu bestimmten Truppen in Paris ein, das schon am 3. März wegen des abgeschlossenen Präliminarfriedens wieder geräumt wurde. Durch das Tagebuch ist uns eine der bedeutendsten Persönlichkeiten jener großen Zeit in jeder Beziehung näher getreten, was man dankbar anerkennen muß.

---

II. Eduard Ernst von Krause. Ein deutsches Soldatenleben. Aus hinterlassenen Kriegs-Tagebüchern und Briefen von 1848—1866 u. s. w. Zusammengestellt von Hedwig von Grolmann, geb. von Krause. Mit einem Begleitwort von J. von Verdy du Vernois, General der Infanterie z. D. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Hofbuchhandlung. 1901.

Einer jener hannoverschen Officiere, die an den alten Ueberlieferungen ihres Landes festhielten. Diese Ueberlieferungen waren die des Bündnisses mit Preußen, mit der protestantischen deutschen Großmacht, wie es sich im Siebenjährigen Kriege

bethätigte, **nicht** die des eifersüchtigen Argwohns und der Hinneigung zu Oesterreich. Mit Leib und Seele Soldat, hielt Ernst Eduard von Krause dem hannover'schen Monarchen wie alle seine Kameraden die beschworene Treue, aber sein deutscher Sinn und sein klarer Verstand ließen ihn die falsche Richtung des letzten Welfenkönigs bald erkennen, wie eine Aeußerung, die er mehrere Jahre vor 1866 that, deutlich beweist. — Sein deutsch empfindendes Herz trieb ihn nach dem Falle der gelb-weißen Fahne in das aufs Neue bewährte preußische Heer, nachdem der entthronte König ihn und viele seiner Kameraden vom Eide entbunden hatte. Die Zuversicht, die er auf die Mission Preußens setzte, wurde nicht getäuscht. Im Stabe des großen Schlachtendenkers machte er den Krieg gegen Frankreich mit und trat somit den hervorragenden Männern, die der König um sich zu versammeln verstanden hatte, näher als viele tausend Andere. Es gelang ihm in vorbildlicher Weise, wie General von Verdy sagt, die wichtige Stellung auszufüllen, welche darin bestand, alle Nachrichten über die französische Armee, ihre Organisation, Ausbildung u. s. w. zu sammeln und derart zu bearbeiten, daß sich ein für die Entschlüsse unserer obersten Heeresleitung zutreffendes Gesammtbild daraus entwickelte.

Krause war, obwohl sein Vater in der hannover'schen Armee an allen Feldzügen gegen Frankreich Theil genommen hatte, zuerst zum Theologen bestimmt. Aber seine Neigung galt dem Soldatenstande, und als der Sturm von 1848 durch Europa brauste, ließ er seine Studien im Stich und trat als Volontärcadett beim 3. leichten Bataillon in die hannover'sche Armee, machte die Feldzüge von 1848 und 1849 gegen Dänemark mit, ohne Gelegenheit zur Auszeichnung zu finden. 1857 wurde er in den Generalstab versetzt; 1858 verheirathete er sich und fand eine vollkommen ebenbürtige Gefährtin, eine Frau von starkem Geist, liebreichem Herzen, Verständniß für die Aufgaben des Mannes und Begeisterung für des großen Vaterlandes Geschicke. Man lese das allerliebste Gedicht, das sie ihm zugleich mit einer schwarz-weiß-rothen Fahne zu Weihnachten 1870 nach Versailles sandte, auf S. 158. Bei dem Uebertritt vieler hannoverischer Officiere in die preußische Armee befand er sich in der Deputation, die nach Berlin ging, um die Bedingungen zu regeln, und war der Verfasser der zu diesem Zwecke an Bismarck eingereichten Denkschrift, von welcher der gewaltige Kanzler den Ausspruch that: „Den Mann möchte ich kennen lernen, der so kurz so viel zu sagen weiß."

Er starb zu früh, 1886, soeben zum Commandanten von Spandau ernannt; seine Tochter aber hat recht daran gethan, uns mit dem Lebenslauf dieses in der Stille wirkenden Mannes von so vielen Fähigkeiten, zuverlässigstem Charakter, reichem poetischem Gemüthe und glühender Vaterlandsliebe bekannt zu machen.

A. von Boguslawski.

---

# Neuere Belletristik.

[Nachdruck untersagt.]

1. Cäcilie von Sarryn. Roman von Georg Freiherr von Ompteda. Zwei Bände Berlin, F. Fontane & Co. 1902.

Mit sicherer Hand hat Ompteda die Geschichte des Fräulein von Sarryn, die den Lesern der „Deutschen Rundschau" in ihren Anfängen wohl bekannt ist, zu Ende geführt. Die Gestalt des armen adligen Fräuleins wächst und wächst, ihr wird die Erkenntniß nach dem Maß, das ihr gegeben, sie ist den Anforderungen, die das Leben an sie stellt, gerecht, im Dienst der Anderen erfüllt „Tante Cäcilie" einen vollen Menschheitsberuf. Die bescheidene Märtyrerin der Pflicht wandelt sich unmerklich, unbewußt in eine Heroin der Pflichterfüllung.

Beinahe die gleiche schriftstellerische Mission, die Gustav Freytag an dem Bürgerthum geworden, hat Ompteda in seinen Büchern „Deutscher Adel um 1900", in deren Reihe sich nun auch sein neuester Roman stellt, an seinen Standesgenossen übernommen. Auch er bevorzugt die, an deren Wiege die Sorge gestanden, und die mit nicht ungewöhnlichen Kräften sich durch das Leben durchzukämpfen haben. Dem Durchschnittsmenschen gilt seine Liebe. Auch er ruft, ganz wie Freytag, seinen Adel zur Arbeit. Es sind keine hochfliegenden Probleme, die seine Menschen beschäftigen, nicht außerordentlich schwerwiegende innere Erlebnisse, die ihnen zu Theil werden, keine Leidenschaftsirren — in bescheidenem Rahmen thun sie alltägliche Arbeit, gemeine Menschheitsschicksale suchen sie heim. So aber leben sie sich aus, so lernen sie in hartem Mühen Leben und Tod überwinden.

In der Einfachheit ruht die Größe. Besondere Aufgaben und Erlebnisse werden Cäcilie von Sarryn, auch nachdem sie Mutterstelle an den verwaisten Kindern ihrer Schwester übernommen, nicht. Die Töchter verheirathen sich oder finden sich nicht ohne innere Kämpfe in ein Alt-Jungfern-Loos, die Jungen machen dumme Streiche auf der Schule und hängen sich nachher an ein Mädchen; Liebe ersteht, und Undankbarkeit löst die Herzensbande, Hochzeiten gibt es und Kindtaufen, und der Tod tritt zu alten Leuten und ruft sie ab. Alltäglich Alles. Ompteda aber ist die seltene Kunst gegeben, just das Alltägliche ergreifend darzustellen. Ganz schlicht spricht er die Sprache des Herzens. Nie hat er das Bedürfniß, seine Menschen auf irgend welchen Kothurn zu heben; sie werden nie pathetisch. Man gewinnt sie lieb, weil sie nichts scheinen wollen, weil sie ein bescheidenes Menschenthum schlicht verkörpern. Man tritt in ein inneres Verhältniß zu dem, der diese Menschen ins Leben gerufen, um seiner Aufrichtigkeit willen.

Nicht all' die vielen Gestalten dieses gestaltenreichen Romans werden gleichmäßig lebendig. Manche verschwimmen, einzelne wiederum treten ganz scharf hervor. Nicht immer sind die verschiedenen Partien des Buches zu einander ausgeglichen; immer aber ist die Darstellung anschaulich und ergreifend. Ompteda steht unparteiisch über seinen Menschen und besitzt doch die rechte Herzensantheilnahme.

Mehr als der Intellect gilt hier das Gemüth, mehr als die Leidenschaft die Selbstverleugnung. In dieser Richtung sucht er Vertiefung. So verklärt er seinen „Deutschen Adel um 1900" durch eben das, was eines schlichten Bürgerthums beste Kraft ist.

2. Ninon und andere Novellen. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. 1902.

Was man von Böcklin'schen Gemälden gesagt hat, das gilt auch von diesen, wie überhaupt sehr vielen, Heyse'schen Novellen: sie hinterlassen die Empfindung eines sanft wiegenden Rhythmus. Die Bewegung löst sich in ein leise schwingendes Gefühl der Ruhe auf. Man lebt nicht unmittelbar mit, man sieht aus der Ferne, nur gedämpft klingen die Stimmen herüber. Die Art der Einkleidung ist dieser novellistischen Kunst wohl zum Vorwurf gemacht worden; immer ist Einer da, der aus alter Erinnerung erzählt oder berichtet, was er vor Jahren als Augenzeuge mit erfahren. Das habe etwas Unwahrscheinliches, sagt man. Und doch ist nichts unbesonnener als dieser Tadel, denn eben durch solche Einführung verwirklicht Heyse das eigene Princip seiner künstlerischen Objectivirung. Die Ferne trägt in sich ihre Zauber. Wie man früher die Tragödie nur in entrückter Vergangenheit spielen lassen wollte, wie die Romantiker in Zeiten einzukehren liebten, über denen der Schimmer des Wunderbaren liegt, so schiebt Heyse ein seelisches Medium in der Person des Erzählers zwischen die Ereignisse und den Hörer. In einer dieser Novellen, „Zwei Seelen", tritt sogar gleichsam doppelte Brechung ein. Der Dichter charakterisirt einen Jugendfreund und schildert ein Wiederbegegnen, und dieser Bekannte ergreift nun seinerseits das Wort, um von einem Mädchen zu sprechen, mit dem er einst zusammengeführt wurde. Diese Art der Betrachtung läßt naturgemäß die Tragik des Geschehens nicht in voller Wucht in Erscheinung treten. In „Tantalus" behandelt Heyse genau denselben Stoff, den Kipling in seinem „Light that failed" gestaltet hat: ein Maler erblindet und geht, unfähig, die Arbeitslosigkeit zu ertragen, in den Tod. Was aber bei Kipling unmittelbar packt und grausig wirkt, ist hier milde ergreifend, wie eine wehmüthige Melodie. Die eigentliche Spannung fehlt; wo sie sich trotzdem einstellt, wie in „Ein Mutterschicksal", geschieht es nicht eben zum Vortheil der Erzählung. Aber das Kunstwerk ist dafür auch ganz in sich gerundet, die directe Rede geht unmerklich (und bezeichnender Weise immer ohne Anführungszeichen) in den Bericht über und aus ihm hervor, der Stil bleibt stets derselbe. So ist diesen Novellen ohne jeden äußeren Kraftaufwand die Macht verliehen, den Leser aus der Wirklichkeit, die ihn umgibt, in andere Gefilde zu entrücken. Und das sollte auch für die seinen Reiz bewahren, die die Alltäglichkeit, wie sie nun einmal ist, lieben gelernt haben.

3. Schreie. Novellen und Skizzen von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Tiefes Mitempfinden mit menschlicher Noth und irdischem Elend spricht aus diesen Skizzen. Man begleitet den Jüngling aus den Bergen seiner Heimath zu der Naphthabohrstätte von Balachany; man ist Zeuge, wie seine Mutter toller Geldtaumel packt, da ihr die Versicherungssumme für den Verunglückten ausgezahlt wird; man lebt das seelische Siechthum einer armen Familie mit, die mit Herrichtung eines dürftigen Mittagstisches für Fremde ihr armseliges Dasein, geängstet und sorgenverschüchtert, fristet; man wohnt der stummen Pein eines Kindes bei, das ein roher Vater mißhandelt; man lernt die Ausgestoßenen des Dorfes kennen.

Es ist Herzensleidenschaft in der Art, wie Ilse Frapan die Gedemüthigten und Enterbten gestaltet, wie sie von ihren Schicksalen erzählt. Aber trotz aller Antheilnahme bleibt sie gerecht; sie wahrt die Objectivität des schaffenden Künstlers, die Reinheit der Form. Und wenn ihr neues Buch inhaltlich nicht eben „erquicklich", so ist es doppelt wohlthuend, mit zu leben, wie eine Frau in ihrem Künstlerthum dem Frauenberufe nachgeht, der Stimme der Noth ihr Ohr zu leihen.

4. Der Gewaltigste. Roman von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Wie frühere größere Werke Wilhelmine von Hillern's wird auch ihr Roman „Der Gewaltigste" von zwei treibenden Elementen beherrscht: von der Urgewalt der Natur in der Hochwelt und der dramatischen Kraft ungebändigter Leidenschaften; und wie in älteren dichterischen Arbeiten, erreicht sie auch in dieser ihrer jüngst veröffentlichten durch eben jene Elemente die großen und bleibenden Wirkungen. Sie hat diesmal Graubünden zum Hintergrund gewählt und über dieses hinaus den Boden Oberitaliens; so ergeben sich für ihre landschaftlichen Schilderungen natürliche Gegensätze reizvollster Art: von den hochgelegenen Dörfern der Schweiz wird man zur Stille der Paßwege geführt, von dieser in die Einsamkeit der Gletscher und Schneefelder des Hochgebirges emporgehoben und über Gipfel, die nur mit Lebensgefahr zu bezwingen sind, in sonnige, lichterfüllte Gegenden versetzt, in denen eine heitere Bevölkerung sich der Milde einer gütig heilenden Natur erfreuen darf. Menschen, die inmitten dieser segenspendenden und jener nach Kraft verlangenden Natur aufwachsen und zwei Welten von Jugend an, wenn nicht sehen, so doch ahnen, — solche Menschen werden zu Conflicten mit ihrem eigensten Selbst gedrängt, wenn anders sie nicht nur im ewigen Einerlei des Lebens ein Alltagsdasein ohne Ziel und Zweck vollbringen wollen, sondern sich über sich selbst hinaus fördern möchten. So wächst hier ein machtvolles Schicksal für einen jungen Ingenieur auf, der sein Alles daransetzt, durch menschliche, durch seine Kraft die Kraft der Natur zu besiegen: er will den Weg bahnen von der Höhe zum Gipfel, von diesem hinab zu anderen Fluren; er will Felsen sprengen und als „der Gewaltigste" herrschen über das, was Jahrtausende aufgebaut haben: er will sich nicht genug sein lassen an dem, was ihm durch seine Vorfahren überkommen ist: von Urzuständen will er eine Brücke schlagen zur Cultur einer neuen Zeit und zur Kraft den Geist paaren, ohne Rücksicht auf inneres Empfinden, auf Liebe, Pietät und Treue. Aus solch' hochfliegenden Plänen webt sich ihm ein Leben voller Ruhm und Ehre, aber auch voller Qual und Sorge; wie er aus äußeren Erfolgen und innerstem Leide nach und nach die Erkenntniß zieht, daß im Frieden der Seele das reine Glück zu suchen sei: das bildet die leitende Idee in Frau von Hillern's Roman. Er ist das Werk einer genialen Natur, vortrefflich erzählt, voller Spannung und durchsetzt mit vielen fein abgeschliffenen Erfahrungssätzen; nur bleibt die Frage offen, ob nicht die Gestalten des Graubündner Landes zuweilen zu theatralisch gehalten sind, und ob nicht auch da ein übermächtiges Phantasieleben vorwaltet, wo der Leser nach Einfachheit und Natürlichkeit verlangt. Doch ist das leidenschaftlich Eruptive so sehr ein Charakterzug von Wilhelmine von Hillern's dichterischer Individualität, daß aus der gleichen Quelle beides entspringt: das, was in ihrer Darstellung hinreißt, und das, was über ein gewisses Maß hinaus zu gehen scheint.

λς. **Zur jüngsten deutschen Vergangenheit.** Von Karl Lamprecht. Erster Band: Tonkunst, bildende Kunst, Dichtung, Weltanschauung. (Erster Ergänzungsband: Deutsche Geschichte.) Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung. 1902.

Lamprecht's unleugbares Verdienst wird es bleiben, die einzelnen Gebiete der deutschen Entwicklung zuerst einer energisch zusammenfassenden Betrachtung unterzogen und ein größeres Publicum in Dinge eingeweiht zu haben, deren Kenntniß bis dahin dem engen Kreise der Fachgelehrten vorbehalten war; seine ebenso unleugbaren Schwächen bestehen darin, daß er an diese Arbeit etwas zu früh heran getreten ist und seinen Standpunkt viel zu tief genommen hat. Seine Grundvoraussetzung hat sich bewährt; doch seine Tendenz hat ihn dahin geführt, wohin Tendenzen in der Wissenschaft immer führen: zu einseitigen Constructionen und zur Vergewaltigung von Thatsachen. In diesem Sinne empfindet man vor dem neuesten Bande der „Deutschen Geschichte" eine gewisse Ueberraschung. Zwei Seelen wohnen, nach diesem Buche zu urtheilen, in der Brust des Leipziger Historikers. Die eine gibt sich hauptsächlich im letzten Abschnitt über die Weltanschauung zu erkennen; die andere entfaltet sich mehr in den früheren Capiteln, die von der Kunst handeln. Jene kennen wir längst: es ist die Seele des überwiegend praktisch angelegten Mannes, der die Dinge der Welt mit nüchternem Auge betrachtet und mit kühlem Verstande werthet, immer unter dem Gesichtspunkt der unmittelbaren Nützlichkeit. Eine solche Seele, wenn sie zufällig in einen theoretischen Beruf verschlagen wird, erleidet, ohne von der angeborenen Trockenheit und Schwunglosigkeit einzubüßen, gewöhnlich eine charakteristische Umbiegung ins Phantastische. Von ihrem erweiterten Kreise aus und unbefriedigt von den Wegen und Zielen einer auf unbefangene Erkenntniß gestellten Wissenschaftlichkeit, erträumt sie sich gern eine ideale Welt, und ganz erfüllt von dem Trieb nach praktischer Bethätigung, glaubt sie die Herankunft des goldenen Zeitalters selbst bewirken und beschleunigen zu können mit Hülfe ihrer Wissenschaft. Hier liegt der Ausgangspunkt der meisten Utopien. Lamprecht leugnet den reinen Wissenstrieb, der sich allmählich aus der Gesammtmasse der geistigen Interessen differenzirt hat und heute, als selbständige Existenz, seine Befriedigung in sich selbst findet; für ihn handelt es sich in erster Linie darum, ewige Wahrheiten zu finden und Regeln, durch die man die Sittlichkeit hebt, jedem Einzelnen wie der Allgemeinheit möglichst befriedigende Lebensbedingungen, möglichst viele und große Lustgefühle verschafft — Allheilmittel für die angeblich kranke Cultur. Es spukt bei ihm die uralte Anschauung nach, daß Wissen zugleich Macht im wörtlichen Sinne bedeute, daß man nur zu wissen brauche, wie etwas entstanden ist, um es auch selbst produciren zu können. Blättern wir nun aber in dem Bande zurück, dann weht uns mit einem Male ein anderer Geist an. Wem die Wissenschaft bloß Mittel zum Zweck ist, sollten wir meinen, der muß doch auch von allen anderen Bethätigungen dasselbe verlangen; deshalb erwarten wir kaum, daß Lamprecht mit der modernen Kunst besonders werde zufrieden sein. Aber da haben wir uns sehr geirrt. Der grämliche Utopist hat seine Stirn entrunzelt und kann sich nicht genug thun in Lobeshymnen auf diese Kunst, die sich auf sich selbst besonnen und allen fremden Bevormundungen entzogen habe. Auf nahezu 400 Seiten wird uns wieder und wieder bewiesen, daß die deutsche Kunst der Gegenwart einen Höhepunkt erklommen habe, ja daß man nur auf künstlerischem Gebiete heute von einer Cultur reden könne. Man liest dies Alles durch und ist einfach verblüfft. Der Widerspruch ist offenbar; wenn man bedenkt, wie entschieden und consequent Lamprecht sonst vorzugehen pflegt, fühlt man sich versucht, von einem Räthsel zu reden. Aber des Räthsels Lösung kommt bald. So lange Lamprecht über Wissenschaft spricht, ist er mehr oder weniger Fachmann und hat sich ein eigenes Urtheil gebildet; über Kunst hingegen muß er sich bei Anderen unterrichten, und da die Musiker, Dichter, Maler und Kritiker, bei denen er sich Rath holte, durchweg für eine freie, ungehinderte, souveräne und tendenzlose Kunst eintreten, so haben wir in einem Bande friedlich beisammen: Lamprecht den Individualisten und „l'art pour l'art" = Mann und Lamprecht den Socialisten und Nützlichkeitsschwärmer. Im Einzelnen erfreut manche scharfsinnige Bemerkung, andere regen zum Widerspruch an und fördern so; im Ganzen aber zeigt dieser neueste Band der „Deutschen Geschichte" noch deutlicher als die früheren, entweder daß es in hoch entwickelten Culturen Gegensätze gibt, die sich logisch nicht mehr überbrücken lassen oder aber daß charaktervolle Stellungnahme in der Politik und energische Betonung der naturwissenschaftlichen Momente doch nicht die richtige Unterlage für solchen Brückenbau abgeben.

ϙς. **Bolingbroke and his Times.** By Walter Sichel. London, Nisbet & Co. 1901.

Sichel bietet mit dem vorliegenden, schön ausgestatteten und mit einem Titelbilde versehenen Bande die erste Hälfte eines auf zwei Bände berechneten Werkes über „Bolingbroke und seine Zeit". Die Gliederung des Stoffes war leicht herzustellen: der erste Band führt bis zum Jahre 1715 und schließt mit Bolingbroke's Flucht nach Frankreich. Also umfaßt er den Zeitraum, in welchem Bolingbroke eine welthistorische Rolle als Staatsmann und Minister der Königin Anna gespielt hat: als letzter Organisator der alten Torypartei, als Mitarbeiter am Utrechter Frieden, als einer der Schiedsrichter in der Frage, ob auf Anna das Haus Hannover oder das Stuart'sche Haus folgen würde. Der zweite Band wird die literarische Thätigkeit Bolingbroke's zu verfolgen haben, welche in dem Streben gegipfelt hat, das alte und nach Bolingbroke's staatsmännischem Mißlingen überwundene torystische Glaubensbekenntniß den Bedürfnissen einer neuen Epoche entsprechend umzumodeln. Sichel betritt einen

von vielen und nicht geringen Kräften beackerten Boden. Ist gleichwohl zuzugestehen, daß eine neue Behandlung des Gegenstandes durchaus erwünscht ist, so muß er es sich aber gefallen lassen, daß als Maßstab an seine Arbeit die Prüfung angelegt wird: wie verhalten sich seine Ergebnisse zu denen seiner Vorgänger? Die Antwort lautet ungünstig: wir bleiben nicht nur nicht auf dem bisherigen Stande der Forschung, sondern werden ein gut Theil Weges zurück geführt. Es ist Sichel insofern zu entschuldigen, als er offenbar nach Kräften und gewiß nicht durchweg ohne Erfolg sein Bestes geleistet hat; er hat mit großem Fleiße gearbeitet und sich dem Stoffe mit ganzer Liebe hingegeben. Was ihm fehlt, das ist die wissenschaftliche und methodische Schulung. Er weiß nichts von den Grundsätzen der Quellensammlung und Quellenkritik. Er quält sich mit Fragen herum, die von Anderen theils besser beantwortet, theils entschieden sind, weil Diesen Material zur Verfügung stand, von dessen Existenz er nichts ahnt. Archivalische Studien, welche ihm Lohn versprechen würden, hat er erst recht nicht gemacht. So muß sowohl seine Darstellung der Utrechter Friedensverhandlungen wie die der Thronfolgefrage abgelehnt werden. Treuherzig bringt Sichel Excerpte aus Bolingbroke's Briefen und Schriften; was Bolingbroke versichert, auch wenn seine Aeußerungen nach den Ereignissen und zur eigenen Rechtfertigung erzeugt sind, das ist seinem Biographen die historische Wahrheit. Er geht mit seinem Helden durch Dick und Dünn. Besser gelungen sind andere Stellen im Bande: die Seiten, die über Bolingbroke's Herkunft und Familie Auskunft geben, die die socialen Verhältnisse und das Parteileben schildern; auch einige der zahlreichen historischen Porträts von Zeitgenossen sind ansprechend, nur wird Harley weit unterschätzt. Da es nach Allem den Anschein hat, als sei Sichel mehr Literat als Historiker, so ist für den zweiten Band Befriedigenderes zu erwarten.

ϱ. **Goethe-Briefe.** Mit Einleitungen und Erläuterungen. Herausgegeben von Philipp Stein. Band I: Der junge Goethe (1764 bis 1775). Berlin, Otto Elsner. 1902.

Es ist ein löbliches Unternehmen, aus dem Briefcorpus der Weimarer Sophien-Ausgabe, das auf etwa 45 Bände berechnet und vorwiegend doch wohl nur für den engeren Kreis der Specialisten bestimmt ist, eine Auswahl, wie die vorliegende, zu treffen: in 8 Bänden soll hier einem weiteren Publicum dargeboten werden, was für Goethe's Lebensgang charakteristisch, für Genesis und Verständniß seiner Werke von Belang oder an sich von dichterischer Bedeutung ist. Ein verbindender Text soll zwischen den einzelnen Briefreihen jedesmal die biographischen und sonst erwünschten Daten kurz recapituliren und in den Anmerkungen unter dem Text alles zur Namen- und Sacherklärung Erforderliche beigebracht werden. Der bis jetzt erschienene erste Band zeigt den zu Grunde liegenden Gedanken in vortrefflicher Ausführung; hier ersteht der junge Goethe wirklich vor uns, von den beiden Briefen an, die der Fünfzehnjährige an einen Siebzehnjährigen in Darmstadt schreibt, bis zu dem vom 22. November 1775, an die Gräfin zu Stolberg gerichteten aus Weimar: „Schon fast vierzehn Tage hier im Treiben und Weben des Hofs." Ein Jugendbildniß Goethe's, nach dem ältesten bekannten Original (1764 oder 1765) und ein Facsimile des ersten Briefes eröffnen den auch im Uebrigen sehr würdig ausgestatteten Band, den ein gutes Register schließt. Der zweite Band wird den „Weimarer Sturm und Drang" umfassen. Wir empfehlen das Werk der Aufmerksamkeit unserer Leser.

βλ. **Bourdaloue.** Histoire critique de sa prédication. Par Eugène Griselle, S. J. 2 Vol. Paris, Société française d'imprimerie. 1901.

Diese zwei Bände über den classischen Prediger des Jesuitenordens entsprechen in Bezug auf die Textkritik der Predigten einem bereits von Sainte-Beuve ausgesprochenen Wunsch nach einer solchen kritischen Geschichte der Editionen des großen Kanzelredners. Griselle hat die Arbeit geliefert, mit ebenso viel Fleiß, Mühe und leider auch Schwerfälligkeit, daß sein Buch sich gänzlich dem Interesse des allgemeinen Leserkreises entzieht und nur für Fachstudien zu verwerthen ist. Und dies um so mehr, als Bourdaloue, nach fünfunddreißigjähriger Wirksamkeit als Kanzelredner, gänzlich hinter seinem Werk verschwindet. Seine ernste, sympathische Persönlichkeit gewinnt durch die Urtheile der Zeitgenossen über ihn und die Wirkung seiner Beredtsamkeit einiges Leben. Bourdaloue war vor Allem Sittenprediger, und das Lob Massillon's, der ihn am Hof Ludwig's XIV. ersetzte, bestimmt am besten seinen dauernden Werth.

βλ. **Napoléon Prisonnier.** Mémoires d'un Médecin de l'Empereur à Sainte-Hélene. Par Paul Frémeaux. Paris, Flammarion. 1901.

Das Jahr begann mit der Veröffentlichung von Lord Roseberry's „Napoleon auf St. Helena," einem Buche von großem Umfang, das alle historischen Quellen, die in Bezug auf den Gegenstand seiner Darstellung zu Gebot standen, einer genauen Prüfung unterzieht, und mit dramatischer Lebendigkeit verwerthet. Es ist bald nach seinem Erscheinen ins Französische übersetzt worden, und zwar von Augustin Filon, der, selbst ein Historiker, seiner Aufgabe in jeder Beziehung gerecht wurde. Trotzdem behandelt der Verfasser des vorliegenden Buches das Thema von Neuem mit Berufung auf die von ihm benutzten Aufzeichnungen des englischen Arztes, Dr. Stocton, der den erkrankten Napoleon zwischen 1817 und 1819 wiederholt behandelte, sein Vertrauen gewann und in Folge dessen dasjenige von Sir Hudson Lowe verlor. Er beschuldigte den Schiffsarzt der Uebertretung seiner Vorschriften, begnügte sich nicht damit, ihn zu entfernen, sondern ließ ihn vor ein Kriegsgericht stellen, das ihn des Dienstes entließ. Diese Episode, die etwas unaufgeklärt bleibt, ist das einzige Neue im Buch.

**Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:**

**Adam.** — L'enfant d'Austerlitz. Par Paul Adam. Paris, Paul Ollendorff. 1902.

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** — Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. 2. Jahrgang. Heft I. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, Act.-Ges. 1902.

**Alten.** — Roma. Gedichte von Hedwig von Alten. München, A. Schupp. O. J.

**Andresen.** — Ideen zu einer jesucentrischen Weltreligion. Von Karl Andresen. Leipzig, Lotus-Verlag. 1902.

**Bahr.** — Der Apostel. Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Bahr. München, Albert Langen. 1901.

**Bahr.** — Der Krampus. Lustspiel in drei Aufzügen von Hermann Bahr. München, Albert Langen. 1902.

**Bapst.** — Le Maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle. Par Germain Bapst. Tome second. Napoléon III et sa cour. La guerre de Crimée. Paris, Librairie Plon. 1902.

**Baragiola.** — Il Canto popolare tedesco. Di Aristide Baragiola. Bari, Laterza & figli. 1902.

**Björnson.** — Darnley. Von Björnstjerne Björnson. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von Cläre Mjöen. München, Albert Langen. 1901.

**Björnson.** — Sigurd Jorsalfar. Schauspiel von Björnstjerne Björnson. Einzige vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von Cläre Mjöen. München, Albert Langen. 1901.

**Bleibtreu.** — Die Edelsten der Nation. Komödie in 3 Acten von Karl Bleibtreu. München, Albert Langen. 1901.

**Bohrmann-Riegen.** — Dramatische Werke. Von Heinr. Bohrmann-Riegen. I. Band. Wien, Druck und Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie. 1901.

**Bordeaux.** — La voie sans retour. Par Henry Bordeaux. Paris, Librairie Plon. 1902.

**Brandes.** — Gesammelte Schriften von Georg Brandes. Deutsche Originalausgabe. Erste bis dritte Lieferung. München, Albert Langen. 1902.

**Braunberg.** — Kleine Erzählungen und Skizzen von A. Braunberg. Wien, Carl Konegen. 1902.

**Burggraf.** — Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Von Julius Burggraf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1902.

**Busse.** — Geschichte der deutschen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert. Von Karl Busse. Berlin, F. Schneider & Co. 1901.

**Cahn-Lasker.** — Aus Eduard Lasker's Nachlaß. Herausgegeben von Wilhelm Cahn. Erster Theil. Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (1866—1880). Berlin, Georg Reimer. 1902.

**Calmettes.** — Choiseul et Voltaire d'après les lettres inédites du duc de Choiseul à Voltaire. Par Pierre Calmettes. Paris, Librairie Plon. 1902.

**Cohn.** — Ferdinand Cohn. Blätter der Erinnerung. Zusammengestellt von seiner Gattin Pauline Cohn. Mit Beiträgen von Professor F. Rosen. Zweite Auflage. Breslau, J. U. Kern (Max Müller). 1901.

**Coquelle.** — L'alliance Franco-Hollandaise contre l'Angleterre 1735—1788 d'après les documents inédits des archives du ministère des affaires étrangères. Par P. Coquelle. Paris, Librairie Plon. 1902.

**Coubertin.** — La chronique de France. Publiée sous la direction de Pierre de Coubertin. Auxerre-Paris. 1901.

**Downing.** — God in Shakespeare. Second edition. By Charles Downing. London, Greening Co. 1901.

**Duhr.** — Hundert Jesuitenfabeln. Gekürzte Volksausgabe der „Jesuitenfabeln" von Bernhard Duhr S. J. Erste bis dritte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung. 1902.

**van der Elbe.** — Khâlt oder „der Ausgleich". Von Walter van der Elbe. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

**Eintheilung und Standorte des deutschen Heeres.** Nach dem Stande vom 27. Januar 1902. Mit den Neubezeichnungen 2c. der Regimenter. 104. Auflage. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. 1902.

**Engel.** — Transactionen. Schauspiel von Moritz von Engel. Leipzig, Eduard Avenarius. 1902.

**Epstein.** — Im Vorübergehen. Neue Gedichte und Skizzen. Von Georg Epstein. Buchschmuck von Max Rüdiger. Berlin, Horn & Raasch. 1901.

**Eucken.** — Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte der Lebensprobleme der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken. Vierte, umgearbeitete Auflage. Mit dem Bildniss des Verfassers. Leipzig, Veit & Co. 1902.

**Feldmann.** — Jüdische Krankenpflegerinnen. Von Gustav Feldmann. Cassel, Gebrüder Gotthelft. 1901.

**Fischer.** — Kennst du das Land? Band XIX. Erzählungen aus Rom. II. Theil. Von C. W. Th. Fischer. Leipzig, C. G. Naumann. O. J.

**France.** — Anno zwei und andere Novellen. Von Anatole France. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 1902.

**Franceschini.** — Woher und Wohin? Von Robert Franceschini. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1902.

**Gott.** — Edelwild. Ein dramatisches Gedicht in 5 Acten von Emil Gott. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1901.

**Göß.** — Eine Orientreise. Geschildert und illustrirt von Hermann Göß. Leipzig, E. A. Seemann. 1901.

**Graul.** — Die Krisis im Kunstgewerbe. Studien über die Wege und Ziele der modernen Richtung. Herausgegeben von Richard Graul. Leipzig, S. Hirzel. 1901.

**Groos.** — Der ästhetische Genuss. Von Karl Groos. Giessen, J. Ricker (Alfred Töpelmann). 1902.

**Gruner.** — Die Löwenbändiger. Schwank in einem Acte von Ferdinand Gruner. Dresden, Riesen & Calebow. 1902.

**Hamsun.** — Sklaven der Liebe und andere Novellen. Von Knut Hamsun. Einzig berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 1902.

**Heuschkel.** — Untersuchungen über Ramler's und Lessing's Bearbeitung von Sinngedichten Logau's. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. Von Walter Heuschkel. Leipzig, Gustav Fock. 1902.

**Jahrbuch** der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Carl Glossy. Elfter Jahrgang. Wien, Carl Konegen. 1901.

**Kamo.** — Eine kleine Hütte. Hō Jō Ki. Lebensanschauung von Kamo No Chômel. Uebersetzt von Daiji Itshikawa. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1902.

**Kaufmann.** — Heine's Charakter und die moderne Seele. Eine Studie mit neuen Briefen und dem bisher verschollenen Jugendgedicht „Deutschland 1815". Von Max Kaufmann. Zürich, Albert Müller. 1902.

**Kobelt.** — Die Verbreitung der Tierwelt. Von W. Kobelt. Mit ca. 12 Tafeln in Farbendruck und Autotypie, sowie vielen Abbildungen im Text. Bis zum neunten Heft. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. 1901.

**Kostersitz.** — Ueber Bergobservatorien und das projectirte astrophysikalisch-meteorologische Höhenobservatorium im Semmeringgebiete bei Wien. Vortrag von Karl Kostersitz. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1901.

**Krieg, der siebenjährige.** — 1756—1763. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Dritter Band. Mit 15 Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

**Kühne.** — Venus, Amor und Bacchus in Shakespeare's Dramen. Eine medicinisch-poetische Studie. Von W. Kühne. Braunschweig, E. Appelhans & Co. 1902.

**Kunsterziehung.** — Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden am 28. und 29. September 1901. Leipzig, R. Voigtländer. 1902.

**Kürschner.** — Kaiser Wilhelm II. als Soldat und Seemann. Zugleich Geschichte des Reichsheeres und der Flotte seit 1871. Ein Jubiläumsbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit 270 Abbildungen im Text, wovon 6 nach Zeichnungen Seiner Majestät des Kaisers und 7 farbigen und schwarzen Beilagen. Berlin, Militärbuchhandlung C. A. Weller. 1902.

**Landsberg.** Friedrich Nietzsche und die deutsche Literatur. Von Hans Landsberg. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

**Landsteiner.** — Die Geister des Sturmes. Socialer Roman. Von Karl Landsteiner. Regensburg, G. J. Manz. 1902.

**Lange.** — Hertha Jüncker. Roman. Von Sven Lange. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 1901.

**Lasson.** — Giordano Bruno. Von der Ursache, dem Princip und dem Einen. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Adolf Lasson. Dritte, verbesserte Auf-

lage. Leipzig! Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1902.

**Lavisse.** — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome quatrième. I. Les premiers Valois et la guerre de Cent ans (1328 bis 1422). Par A. Coville. Paris, Hachette & Co. 1902.

**Lesueur.** — Die Komödiantin. Roman. Von Daniel Lesueur. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Adele Neustädter. München, Albert Langen. 1901.

**Lie.** — Zauber. Novelle. Von Bernt Lie. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Mjöen. München, Albert Langen. 1902.

**Liebermann.** — Jozef Israels. Kritische Studie. Von Alex Liebermann. Mit einer Radirung und 13 zum Theil ganzseitigen Abbildungen. Berlin, Bruno Cassirer. 1901.

**Lierpmann.** — Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers. Von Heinrich Lierpmann. Mit zwanzig Abbildungen. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann (Volckmann & Wette). 1902.

**Lohmann.** — Im Kloster zu Sis. Ein Beitrag zu der Geschichte der Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Armenien im Mittelalter. Von Ernst Lohmann. Striegau, Reinhold Urban. O. J.

**Lublinski.** — Multatuli. Von S. Lublinski. Berlin, Goß & Tetzlaff. 1902.

**Manteuffel.** — Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Documente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Erster Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

**Meyer.** — Los von England! Flotten-Tabellen und Gedanken dazu. Scheinwerfer-Blitze auf die englische Flotte. Von Ernst Teja Meyer. Zweite Auflage. Rostock, C. J. E. Volckmann (Volckmann & Wette). 1902.

**Meyer's Reisebücher.** Das Mittelmeer und seine Küstenstädte. Mit 14 Karten und 38 Plänen und Grundrissen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

**Meyer.** — Grundriß der neuen deutschen Literaturgeschichte von Richard M. Meyer. Berlin, Georg Bondi. 1902.

**Müller.** — Der echte Hiob. Von Eugen Müller. Hannover, Fr. Rechtmeyer. 1902.

**Müller.** — Fort mit den Schulprogrammen! Von Heinrich Müller. Berlin, Otto Gerhardt. 1902.

**Muther.** — Studien und Kritiken. Von Richard Muther. Zweiter Band. Wien, Wiener Verlag. 1901.

**Nohl.** — Der wissenschaftliche Unterricht und die Unterrichtsübungen in der Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Von Clemens Nohl. Essen, G. D. Baedeker. 1901.

**Nossig.** — Die moderne Agrarfrage. Von Alfred Nossig. Berlin-Bern, John Edelheim. 1902.

**Ohnet.** — Zwei Väter. Roman. Von Georges Ohnet. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Max von Weißenthurn. München, Albert Langen. 1902.

**Orano.** — Il Sacco di Roma del m. d. xxvij. Studi e Documenti. Di Domenico Orano. Vol. I. I. Ricordi di Marcello Alberini. Rom, Ermanno Loescher & Co.

**Osborn.** — Die deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Von Max Osborn. Berlin, F. Schneider & Co. 1901.

**Packard.** — Lamarck, the founder of evolution. His life and work. By Alpheus S. Packard. London and Bombay, Longmans, Green & Co. 1901.

**Pernter.** — Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholicismus. Von J. M. Pernter. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1902.

**Petöfi.** — Alexander Petöfi's poetische Werke. Deutsch von Josef Steinbach. Breslau, S. Schottländer. 1902.

**Poths-Wegner.** — Neu-Hellas. Roman. Von Poths-Wegner. Leipzig, Paul List. O. J.

**Reinhardstöttner.** — Vom Bayerwalde. Vier culturgeschichtliche Erzählungen. Von Karl von Reinhardstöttner. Zweite Folge. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Hugo Bermühle's Verlag. 1902.

**Rilke.** — Das tägliche Leben. Drama in zwei Acten. Von Rainer Maria Rilke. München, Albert Langen. 1902.

**Rose.** — The life of Napoleon I. Including new materials from the British official records by John Holland Rose. Vol. I. II. London, George Bell & Sons. 1902.

**Ruville.** — Das deutsche Einigungswerk im Lichte des amerikanischen. Von Albert von Ruville. Halle a. S., Max Niemeyer. 1902.

**Schaefer.** — Die Ortsschulaufsicht. Von P. Schaefer, Köln. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anders). O. J.

**Schäfer.** — Die Béarnaise. Eine Anekdote. Von Wilhelm Schäfer. Berlin, Schuster & Löffler. 1902.

**Schiller.** — Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch von Herman Schiller. Vierter Band: Geschichte der Neuzeit. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901.

**Schmidt.** — Das Bürgerliche Gesetzbuch als Erzieher unseres Volkes. Von Arthur B. Schmidt. Giessen, J. Ricker. 1901.

**Schneegans.** — Molière. Von H. Schneegans. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1902.

**Schorf.** — Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer Literaturgeschichte von Wilhelm Schorf. Marburg, N. G. Elwert. 1901.

**Schubart.** — Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates in gedrängter Darstellung. Von P. Schubart. Siebzehnte, neu durchgesehene Auflage. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 1901.

**Seidel.** — Systematisches Wörterbuch der nordchinesischen Umgangssprache (Peking-Dialekt). Von A. Seidel. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

**Statius.** — Statius' Silvae. Uebersetzt von R. Sebicht. Ulm, Heinrich Kerler. 1902.

**Stead.** — The americanisation of the world or the trend of the twentieth century. By W. T. Stead. London, The „Review of Reviews" office. 1902.

**Stockhausen.** — Das Sänger-Alphabet oder die Sprachelemente als Stimm-Bildungsmittel. Von Julius Stockhausen. Leipzig, Bartholf Senff. 1901.

**Strauß.** — Bauernstolz. Dorfgeschichten aus dem Weserlande. Von Lulu von Strauß-Torney. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. O. J.

**Stubenrauch-Warncke.** — Bilder zu Fritz Reuter's Werken. Von Hans Stubenrauch. Mit erläuterndem Text von Paul Warncke. Erste Lieferung. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

**Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik.** I. Heeresbewegungen im Kriege 1870—1871. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit 17 Karten in Steindruck, sowie 6 Textskizzen. Nebst einem Kartenbande. Berlin, Ernst S. Mittler & Sohn. 1901.

**Tschudi.** — Edouard Manet. Von Hugo von Tschudi. Berlin, Bruno Cassirer. 1902.

**Volkelt.** — Die Kunst des Individualismus in den Dichtungen Jean Paul's. Von Johannes Volkelt. Halle a. S., Max Niemeyer. 1902.

**Volkmann.** — Die Erziehung zum Sehen. Ein Vortrag von Ludwig Volkmann. Leipzig, R. Voigtländer. 1902.

**Wachs.** — Arabiens Gegenwart und Zukunft. Von Otto Wachs. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

**Widmann.** — Die Muse des Aretin. Drama in vier Aufzügen. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, Verlag von J. Huber. 1902.

**Wohlmuth.** — Gedichte von Alois Wohlmuth. München, Albert Langen. 1902.

**Wollny.** — Gedanken, welche der projectirte Bau der Unterpflasterbahn in Berlin erwecken kann. Von F. Wollny. Berlin, Hermann Walther. 1902.

**Wollny.** — Naturwissenschaft und Occultismus. Von F. Wollny. Berlin, Hermann Walther. 1902.

**Woerner.** — Faust's Ende. Antrittsrede von Roman Woerner. Freiburg i. Br., C. Troemer. 1902.

**Wyß.** — Beim Alten auf der Insel. Erzählung für Kinder. Von Marie Wyß. Zürich, Orell Füßli. O. J.

**Zapp.** — Der Mann seiner Frau. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Carl Duncker. 1902.

---

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.





